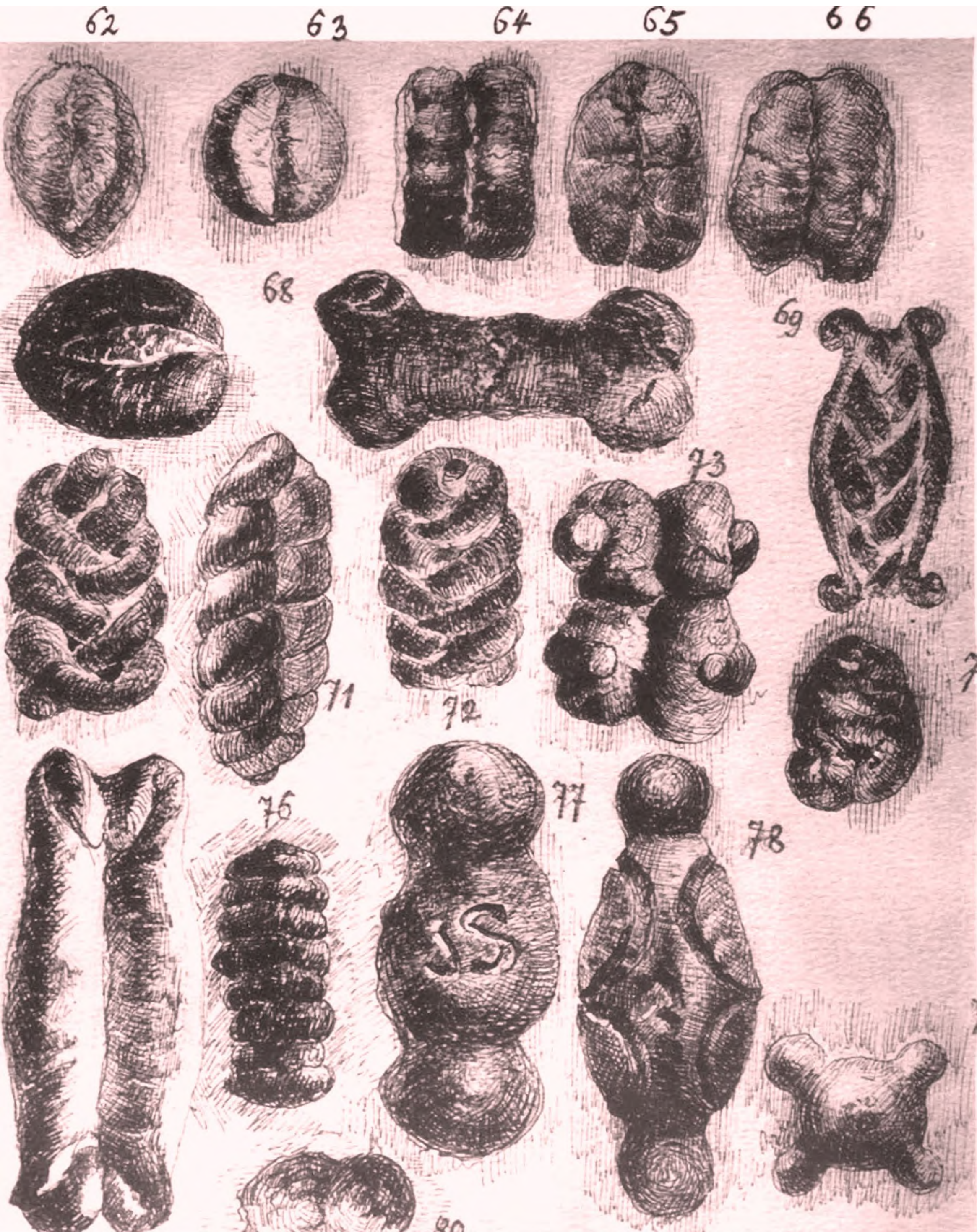

62
63
64
65
66
68
69
71
72
73
76
77
78
80

Philologische und volkskundliche Arbeiten

Karl Vollmöller

zum 16. Oktober 1908

dargeboten von

Gottfried Baist, Karl Gruber, Gottfried Hartmann, Hanns Heiss, Max Höfler, Leo Jordan, Friedrich S. Krauss, Jules Pirson, Karl Reuschel, Bernhard Schädel, Heinrich Schneegans, Edmund Stengel, Arthur Ludwig Stiefel, Albert Stimming, Hermann Suchier, Wilhelm Tavernier, Hermann Urtel, Hermann Varnhagen, Albrecht Wagner, Eduard Wechssler, Rudolf Zenker und Wolfram von Zingerle.

Herausgegeben von

Karl Reuschel und Karl Gruber.

Erlangen 1908.
Verlag von Fr. Junge.

K. B. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Junge & Sohn, Erlangen.

Zu Anfang dieses Jahres fassten wir Unterzeichneten den Plan, Ihnen, hochverehrter Herr Professor, am 16. Oktober eine Festgabe mit wissenschaftlichen Beiträgen zu überreichen. Einen Aufruf an deutsche Gelehrte, deren Beziehungen zu Ihnen wir kannten, erliessen wir im Februar. Er fand freudige Zustimmung. Das Ergebnis legen wir Ihnen vor, nicht ohne lebhaftes Bedauern darüber, daß Gesundheitsverhältnisse und Berufspflichten es manchem Bereitwilligen unmöglich gemacht haben, eine Zusage zu geben oder eine bereits gegebene zu halten. So musste Wendelin Foersters Name fehlen, und das wird Sie um des Anlasses willen am meisten betrüben.

Der kurzen Vorbereitungszeit wegen konnten wir den Kreis der Mitarbeiter nur eng ziehen und sahen uns leider genötigt, auf die in nichtdeutschen Ländern Wohnenden ganz zu verzichten.

Wir danken den Spendern von Beiträgen für mannigfaches Entgegenkommen, wir danken auch dem Herrn Verleger, dessen Druckerei alle die erheblichen Schwierigkeiten bewältigt hat.

Dresden und Leipzig, am 1. Oktober 1908.

Karl Reuschel. Karl Gruber.

Dem verdienten Forscher auf dem Gebiete
romanischer und germanischer Philologie,

dem tatkräftigen und opferwilligen Herausgeber
der Romanischen Forschungen und
des Romanischen Jahresberichtes,

dem unermüdlichen Förderer
romanistischer und volkskundlicher Wissenschaft

widmen diesen Band zum 60. Geburtstage

mit

herzlichsten Glückwünschen

Mitarbeiter und Verleger.

Inhalt.



Der Wecken.

Von

Dr. med. **Max Höfler,** Hofrat in Bad Tölz (Oberbayern).

Dieses germanische Gebäck verdient eine besondere Besprechung. Obwohl im Altnordischen das Wort Wecken [vorgerm. waghyo (anord. thörviggar = Thôrwecken, Donnerkeil[1]); schwed. åsk-vigg = Donnerkeil; afries. wegk = keilförmiger Schlitten M. Heyne DHA. II, 34. ags. uecg = cuneus D. I, 162, II, 123)] für Gebäck nicht vorkommt, so war doch ein solches in Wecken- oder Keilform gebildetes Brot sicher schon vorhanden. In ahd. Zeit ist weke = cuneus; wecki, weggj = cuneus, keilförmiges Gebäck (Steinmeyer ahd. Gl. III, 616; Kluge [6]416; Wackernagel 374); mhd. mnd. wecke, wegge, weck, wekch = cuneus s. panis delicatus ad formam cunei (Wackernagel 374; Frommann IV, 149; Schiller-Lübben V, 653); 1319 = cunei tritici (O. B. V. A. XXXV, 276); 1420 andere brot die man nennet wecke (Seyler 53); 1515 (Wismar) wegghe; mnd. weygge (Schiller-Lübben II, 218. 581); 16. Jahrh. weck, wegghe = collyrida [zu κολλύρα Hesych. κολλυρίδα ἄρτος = grob Brot in länglich runder Strützel- oder Zapfenform]; collyrida = weck oder Krapfen in dem ofen oder in der eschen gebacken D. I, 132 collirida = wegghe D. II, 101; 1530 1577 weck = panis siligineus D. I, 132. 409; Du Cange's Glossar. V, 134 führt an: cuignets (= cunei) appellant Picardi, quod in cuneorum varias species efformentur (vgl. auch Hazlitt. I, 187); cuneus = species v. forma panis, albus panis; Picardi cuignet etiamnunc appellant panem lacte subactum et in varios angulos formatum (Du Cange II, 656); dort in dem nördlichen Frankenreiche ist also der keilförmige (cuneus) „Wecken“ damals schon in ein vieleckiges Gebildbrot umgewandelt [collyridis, id est panis similagineos triangulos vel circulos Du Cange II, 656]; in Stralsund ist 1781 der Weggen „eine Art Weissbrot mit vier ausstehenden Ecken“ (Daehnert 544) und J. P. Schmidt 92 schreibt schon 1752 „oefftera wird unter dem Wort Wecke überhaupt alle Gattung weissen Brotes begriffen“. Im Breslauer Vocabul.

1) Der „Donnerkeil“ war als eine Wurfaxt oder als ein keilförmiger Hammer gedacht (Golther 245).

vrat. ist cuneus = strützel, strotzel ader wecke (D. II, p. XXIII). In Neapel ist paleo (palus, Pfahl, phallus) ein armlanges Weckenbrot (gefällige Mitteilung von Fräulein Elisabeth Lemke); ndl. weg = Semmelbrot.

Von dem Begriffe eines langen hochgewirkten keilförmig oben und unten zugespitzten Brotes ist auszugehen; auch Heyne D. H. A. II, 276 führt aus einem alten Lütticher Schriftdenkmale an: „sermo est vulgaris: cuneus cum pane juvabit“, wobei sicher der lange Wecken als Züchtigungspflock — Vergleich mit der Rute, Stange, Prügel — gemeint war. Der germanische „Keil“ ist auch etymologisch = Pflock, Nagel, Schlüssel (Kluge [6]200). In klassischer Zeit ist „cuneus“ noch nicht das Wort für ein solches Weckenbrot, obwohl es derartiges Formbrot schon gegeben hatte. Die Bezeichnung „Weck“ ist also eine übertragene d. h. eine vom beiderseits, oben und unten zugespitzten (Holz?-) Keile übernommene, germanische. Das längliche, keilförmige Formbrot war ursprünglich ein Festbrot und zwar mit der Zeit ein solches aus feinerem, weisseren Weizenmehle; die grosse Häufigkeit desselben veranlasste die Verallgemeinerung in der Weise, dass unter „Weck“ überhaupt fast jedes weissmehlige Festbrot verstanden wurde, wenn dieses auch ganz anders geformt war. Dieser „Weck“ kann nun auf seiner oberen Fläche verschiedene Merkmale tragen; z. B. einen einzigen längeren Spalt, der das ganze Formbrot bei kleinerer Gestalt zum Spaltgebäck stempelt; oder zahlreiche kleinere Querstufen, „Löschen“, Abteilungen, die dasselbe als Teilbrot charakterisieren (Spendebrot an Seelenkulttagen „Loos“) oder es ist oben kreuzförmig eingeschnitten, wodurch es zum Kreuzbrot (s. Ostergebäcke S. 13ff.) gemacht wird; oder es ist dessen oberes Ende knauzförmig entstellt (sog. Knutsch oder Knautz); es ist auch manchmal mit anderen, kleineren Gebildbroten (Bretzeln, Ringlen, Schnecken oder Hakenkreuz etc.) belegt, die dann den üblichen Wecken zum betreffenden Zeitbrot machen, so z. B. durch die Bretzeln zum Fastenzeitgebäck, durch das Hakenkreuz zum Neujahrsgebäck etc. Die häufigste Beimischung sind Birnschnitten, Korinthen (Weinbeeren); Bestreuungen mit Mohn, Anis, Salz, Zimmt sind nicht selten, ebenso Bestreichung mit Honig oder Eigelb, Beträufelung mit Fett. Es wird der Weck heute aus verschiedenen Mehlsorten hergestellt, gebacken (selten gesotten).

Der zunftmässige „Weckbäcker“ verfertigte den Weck in grösseren Mengen als Gewerbe; solches Gebäck wurde auf dem sog. Weckmarkte (z. B. in Frankfurt) als Marktbrot namentlich in der sog. Gang- oder Kreuzwoche bei der Weckfrau gekauft (Kriegk I, 392). Als solches käufliches, besseres Brot war auch am Hofe des Herzogs Ludwig des Reichen (1463) das „Wecklein“ ein Alltagsbrot für dessen Hofgesinde (O.B.V.A. XXXVI, 38). Im Zisterzienser Kloster Maria Wald im Ber-

gischen wurden 1488 an nachfolgenden Tagen „cunei s. simbola in cuneis“ von dem Kloster an die Laien verteilt: am 1. Mai, in der Kreuzgangwoche, Kirchweih, St. Bernhard (20. Aug. Erntezeit), St. Humbert (3. Nov.) (nach der Ernte). St. Pantaleon (27. Juli, Vorabend vor dem August-Jul-Tag St. Peter in vinculis); am zweiten Sonntag (Misericordia) nach Ostern, St. Katharina und an den Marienfesttagen; die Mehrzahl dieser Spendtage fiel also in die Saat- und Erntezeit (nicht auf Neujahr, nicht auf Weihnachten, nicht auf Martini oder Allerseelen) (Zeitschrift d. berg. Gesch.-Ver. XXXII, 61ff.). Am Tegernseer Conventtische fehlte 1534 der damals dort schon ganz alltägliche Wecken, den nur das Gesinde erhielt. In Antwerpen werden am Kreuzchentage (= Aschermittwoch) besonders kleine Brötchen, welche „Weggen“ heissen, gebacken. Wir werden aber auf das zeitliche Auftreten des Weckenbrotes unten noch näher eingehen; überhaupt darf man bei der Deutung der Sachen nicht zu einseitig das Wort (Etymon) allein benützen, sondern man muss auch den Gebrauch der Sachen, den volksüblichen Hinter- und Untergrund, der natürlich bei Gebildbroten an bestimmte durch den Kult vorgeschriebene Zeiten gebunden war, berücksichtigen. Kein anderes Gebildbrot hat seinen Namen so häufig zur Bezeichnung anderer Brotformen hergegeben als gerade der Weggen, was gewiss ein Zeichen seines Alters und seiner weiten Verbreitung als Festgebäck ist.

Was nun die Form des Weckens anlangt, so erscheint der Wecken oder Keil schon als römisches Gebäck auf den Médaillons contorniates (Daremberg I, 2, C. 1487, Fig. 1920) oder kleinen Tesserae oder Metallbillets nach Art von Münzen zur Zeit von Nero als Speisemarke (neben Schweinskopf und Schinkenkeule) für Panem et Circenses[2]) (Abbildung s. Fig. 1 der Tafel I Ostergebäcke.) 1316 erscheint der Wecken in der ganz gleichen Form (bei Seyler 53; Tafel 63, Nr 1). Als Wecken möchte ich auch die langen oder grossen Brote deuten, welche in den Megalartien oder delischen Thesmophorien im alten Griechenlande üblich waren und als „grosses Brot“ (ἄρτοι μεγάλοι) unterm Absingen von Liedern herumgetragen wurden für die Göttin Megalartos (= Demeter), weil man von dieser reichliche Nahrung erwartete in der zukünftigen Ernte (Nilsson 333) „εἰσὶ δὲ ἄρτοι μεγάλοι καὶ ἑορτὴ καλεῖται Μεγαλάρτια ἐπιλεγόντων τῶν φερόντων; ἀχαΐνην στέατος ἔμπλεων τράγον“ (Athenaeus). Dieses mit Bocksfett reichlich gemengte Brot, genannt Achaïne (zu: ὀχή = Nahrung), vertritt dabei wohl das Bocksopfer. Solche mit Bocksfett versetzte Brote hatten nach Plinius

2) Die bei den Zirkusspielen der Römer üblichen Jagdszenen wurden auf Tonformen als Gebildbrote dargestellt und bei öffentlichen Festen als Volksspende mit Wein verteilt; damit dürften auch die schwäbischen Springerle, die solche springende Jagdtiere darstellen, Zusammenhang haben.

auch die Römer (hist. nat. XXVIII, 58) „utuntur et sebo hirci in pane, qui cinere coctus sit“ als Mittel gegen Bauchkolik. Der schwedische Erzbischof Olaus Magnus (1555) schreibt in seiner Historia de gent. sept. XIII, 17: „Ordinaria tamen tritici panis forma est utroque fine cuneata“: dieses an beiden Enden keilförmig zugespitzte Weizenbrot war sicher der germanische Weggen (Doppelkeilform).

Gemeinsam ist fast allen mit Recht oder Unrecht als „Weck“ bezeichneten Formbroten:

1. das mehr oder weniger (oben und unten) zugespitzte Ende, das fast immer einfach ist;

2. das mehr längliche, keilförmige Mittelstück, das meist sehr langgestreckt gleichmässig verläuft;

3. niemals ist der Wecken ausgebreitet flach, wie der Fladen oder Zelten; er ist fast immer „hochgewirkt“, wie der Bäcker-Terminus lautet; nur der Würzburger „Michaelsweck“ macht hiervon eine Ausnahme (Sohlengebäck);

4. nur sehr selten erscheint der Wecken als ein Doppelgebilde (Paarweck, Reihenweck);

5. die mittelalterlichen Zunftzeichen der Bäcker geben fast immer die lokalbekanntesten Alltagsbrote wieder, und unter diesen ist der langgestreckte, oben und unten zugespitzte Wecken sehr häufig vertreten.

Selbstverständlich mischt sich diese hergebrachte ältere und einfachere Form mit anderen Gebildbroten:

a) am häufigsten wird die langgestreckte Form verkürzt und durch eine oberflächliche Kerbe, die das Brot kliebt, spaltet (Klöwen), zum eigentlichen Spaltgebäck (= rima vulvae) gestaltet; dies ist der Fall beim Strassburger Weckerl (Fig. 66), beim Strassburger Butter- und Milchweckl (Fig. 61), oberbayerischen Eierweckl (Fig. 59), Frankfurter Eierweckl (Fig. 60), Ansbacher Clairon-Wecken (Fig. 62), St. Gallener Pariser Weckl, Luzerner Wasserweckli (Fig. 82), Hersbrucker Milchweck (Fig. 63), Aschaffenburger Kaffeeweck, Ansbacher Milchweck, beim unterfränkischen und böhmischen Pollweck (Fig. 56), Bad Stebener Weckala (Fig. 67), Aschaffenburger Stutzweck (Fig. 34), Württemberger Weckle, St. Gallener Kaffeeweckli (Fig. 47). Die Ähnlichkeit dieser gespaltenen Wecke mit der rima vulvae veranlasste sogar, dass im Elsass „der Weck“ die weibliche Scham bedeutet (E. W. II, 808). Bei den Thesmophorien der alten Griechen wurden nicht nur die langen oder grossen Wecken (*ἄρτοι μεγάλοι* als *σχῆμα ἀνδρῶν*) herumgetragen, sondern auch solche Spaltgebäcke als *θεσμοὶ* niedergelegt „*τὸν κτένα*[3]) *τὸν γυναικεῖον* (*οὕτω δὲ τὸ γυναικεῖον ὀνομάζουσι μόριον*) *ἐν τοῖς*

3) *κτείς* = pecten, Kamm; s. der Verf. Krankheitsnamenbuch S. 257.

Θεσμοφορίοις παρὰ τῶν τετελεσμένων γυναικῶν θείας τιμῆς ἀξιούμενον" (Nilsson 322).

Schon der einfache primäre Weck (Keilform) hat sehr oft einen oberen Spalt, der sich auch durch mehrere Querstufen oder Schrüppen vermehren kann, ohne die langgestreckte Keilform zu verlassen. Solche oben mehrfach geschrüppte Wecken sind aus bäckertechnischen Gründen (Erhöhung der Knusprigkeit) sehr häufig gegeben und vermehren die Weckenarten (Fig. 20, 33, 35, 41, 42, 43);

b) fast ebenso häufig verbindet sich diese einfache Weckenform mit dem Gebilde des Knaufgebäckes, wie wir es in Z. d. V. f. VK. 1902, S. 431, 442 besprochen haben; diese Vereinigung lag um so näher, als das streng ausgebildete Knaufgebäck, dessen Urtypus ein Schenkelknochen[4]) mit den zwei oberen und zwei unteren Knäufen (Condylen) ist, in der Hand des wirkenden Bäckers zur Vereinfachung von selbst gebracht wird und so an Stelle der zwei oberen und zwei unteren Knäufe nur je ein Knauf (Ende) erscheint ohne Aufgabe des langgestreckten Mittelstückes (Diaphyse); solche Knaufgebäcke wurden deshalb auch als „Weck" bezeichnet; dahin gehören der Marburger Neujahrsweck (Fig. 69), der Frankentaler und Dürkheimer Neujahrsweck, der Aachner Paschweck (Fig. 30), der Berchtesgadener Rauchwecken (Fig. 77), der Egerländer Paten-(Doden-)Wecken (Fig. 75), der Niederbrombacher Osterwecken (Fig. 78), der Eggenburger (Nieder-Östreich) SechswochenWecken (Fig. 68), das oberbayer. Wasserburger Weckl (Fig. 84). Diese Knaufgebäcke sind also keine eigentlichen Wecken, obwohl sie auch so heissen wegen der Verallgemeinerung des Begriffes und der Ähnlichkeit der langgestreckten Form;

c) die Vereinigung des Weckens mit der Bretzelform (Bretzel = Armring) hat allein der böhmische Judaswecken erreicht, der eine keilförmig zusammengedrängte Fastenbretzel darstellt (Abbildung s. Bretzelgebäcke Fig. 36) weil in dieser Zeit die Bretzelform typisch ist;

d) die Vereinigung des Weckens mit dem ohnehin meist lang gestreckten Zopfgebäcke, über das wir uns im Archiv für Anthropologie 1906, 130 schon aussprachen, gibt sichtbar wieder: das Egerländer Zunftweckerl (Fig. 71), das Hersbrucker Spitzweckl (Fig. 70), das Ansbacher und Nürnberger Spitzweckl (Fig. 72), der elsässische „Lingelser Wecke", schweiz. Züpfenweck, österr. Trauerwecken etc. Strützel und Wecken sind beide oft-Bezeichnungen für langgestreckte Zopfgebäcke;

e) sogar das einfache oder gedoppelte kleine Rundstück (Laibchen) heisst manchmal „Weck"; so der Aschaffenburger Wasserweck (Fig. 29,

---

4) Am nächsten liegt es, dabei an die Nachahmung des *μηρίον* der Griechen zu denken, aus den Gelenken ausgeschnittene Schenkelstücke oder Teile, welche als Opfer verbrannt wurden.

52), die Schleswiger Hêt-Wecken (= heisse Wecken) (Fig. 52), das St. Gallener Kaffeeweckli (Fig. 56), das Nürnberger Spitzweckla (Fig. 31), der Wiesbadener Wasserweck (Fig. 32), Mainzer Paarweck etc.;

f) manchmal, namentlich in Württemberg, ist das obere Ende des Weckens durch einen unförmlichen Knautz oder Knutz (Knutsch), der eine Art Aufsatz (Schopf, Horn) am oberen Ende bildet, verändert und heisst dann:

Schmalkaldener Wasserweck (Fig. 15), Ulmer Donnerstagswecken oder Luxuswecken (Fig. 17), genetzter Weck (Biberach) (Fig 48), geschöpfter Weck (Fig. 45).

Bezüglich dieser Form liegt es nun nahe, anzunehmen, dass der schopfförmige Aufsatz auf dem sog. Wecken eine einfache Bäckerlaune sei, ohne weitere bildliche Bedeutung. Da aber dieses Aufsatzbrot immer in der gleichen Form wiederkehrt und in einem bestimmten Bezirke (Schwaben, Schweiz) gleich zu finden ist, so muss doch auch die Möglichkeit berücksichtigt werden, dass mit diesem Anhange an dem Wecken irgend eine Bedeutung verbunden sein kann (dasselbe heisst auch „Aufsetzer“ Staub 109 „Kopflaibl“), um so mehr als sich gerade an den Knautz auch ein volksüblicher Brauch und Spruch knüpft. An diesem Knautz, Knaust, Knus, Knust, der dem bayer. Schörzel entspricht, hängt so zu sagen das Hausglück; die Mecklenburger Hausfrauen schneiden, wenn sie vom ganzen Wecken oder Laibe den Knust weggeben müssen, vorher ein kleines Stück aus demselben kreuzweise (!) aus und nehmen dies zum eigenen Mund (Kühnau, Mttlg. 27). Im Lippeschen unterscheidet die Mutter den „Lache-Knust“ vom Heule-(Hül-)Knust, d. h. das bei sog. Kaffeehochzeiten (s. u.) zuerst angeschnittene obere Anfangstück, im Gegensatz zum unteren Ende des Hochzeitsbrotes (Wecken), mit dessen Verteilung bei Hochzeiten dann diese zum Leidwesen der Gäste zu Ende geht (Z. f. rhein.-westf. VK. 1906, S. 52). Wollen die Kinder das härtere Ende des Weckens nicht gerne essen, so sagt die Mutter im niederrheinischen Gebiete: „Koesken springet öwwern tiun, kreumen blifft er fur stoen“ (l. eod. II, 100). Ist aus dem Brote etwas Knutschiges herausgetrieben beim Backen, so wirft man drei kleine Stückchen davon rücklings in den Backofen (als Geschenk an die Hausgeister), sonst entsteht zwischen der Hausfrau und dem Hausherrn Zwietracht (Kuhn, Märk. Sagen 381). Wenn die Mädchen allemal von dem täglichen Brote den Knautzen essen, dann bleibt ihnen der Schatz treu (Birlinger S. I, 415). Wenn es donnert, sagen die schleswigschen Bauern: „der lewe Herrgott smitt mit den Brotknust“ (Kühnau 15). Nach dem Mecklenburger und ostpreussischen Volksglauben darf man einem Bettler weder das oberste noch das unterste Endstück des Weggens (Knust, Schörzel) geben, sonst gibt man sein eigenes Glück und seinen eigenen Wohlstandssegen mit demselben weg

und man muss vielleicht noch selbst aus dem Hause betteln gehen (Wuttke[3] 405) „kein Knust ut'n Hûs"; Vergif nich den Knust, sü gifst du n'Segen ut'Hûs". — Dies bezieht sich alles eigentlich nur auf den ersten Anschnitt des Hausbrotes überhaupt, natürlich auch auf den des heute alltäglichen Weckens; der erste Anschnitt gehört dem Hausgeiste, mit dessen Versöhnung Glück und Segen im Hause bleibt. Ob nun dieser Knutsch am Wecken ein aus zäher Beharrlichkeit am Hergebrachten fortgeführter knusperiger Anhang zu dem längeren Weckenkeile ist (scrotum virile??), ist nicht bestimmt zu beantworten; gewisse Brotgebilde arten unter den Händen der wirkenden Bäcker aus, sobald diese nicht mehr wissen, was ihr Teiggebilde vorstellen soll; solche (lokal entartete?) Formen sind oft mehrdeutig. Am meisten liessen sich damit die lakonischen *Βήρηκες* (Barakes?), die an den nach ihnen benannten Berekien in Lakedämon üblich waren, vergleichen „*Βήρηκες, μᾶζαι ὀρθαί, οἱ δὲ ἁπλᾶς μαζας ἐπάνω κέρατα ἐχοίσας; παρὰ Λακεδαιμονίοις δε τὴν ἑορτὴν Βηρηκίαν λέγεσθαι, ἐν ᾗ τοῖς θύουσι προτιθέασι τοὶς βήρηκας*" (Nilsson 466; Lobeck Aglaoph. 1064 ff. conf. *βάραξ, βήραξ* bei Athen. Casaubon. III, 220).

g) Manche Wecken tragen auch ein aufgedrücktes Kreuz, so der Marburger Kreuzwecken (Fig. 80), der zum Flurgang in der Kreuzwoche Beziehung hat. Eine Beziehung des Weckens zum christlichen Kreuze werden wir noch beim „Hêt-Wecken" (Fig. 79) besprechen; auch der Wecken der h. Elisabeth in der Bavaria sancta Raderi trägt ein Kreuz.

h) Nur ganz wenige sog. Wecken tragen auf der Oberfläche eine rosettenartige Zeichnung oder Modellierung; so der fränkische Rosenweck (Fig. 74 und 83), der württembergische Laugenwecken, Salzweckle (Fig. 51), St. Gallener Salzweckli, Marburger Sternweck; es sind meist Rundstücke (Laibchen), die den Namen Weck zu Unrecht führen.

Die meisten übrigen Weckenformen sind wirkliche langgestreckte, oben und unten zugespitzte Gebildbrote, so z. B. das altbayer. Spitzweckel (Fig. 8 und 10) und Weinbeerwecken (Fig. 33), Batzenwecken (Fig. 19), Schnullerweckerl (Fig. 14), riemische Wecken (Fig. 9), Höchstädter Weckerl (Fig 23), Nürnberger Spulwecken (Fig. 23), Schwäbisch-Haller Spulwecken (Fig. 27), Teschener Zuckerwecken (Fig. 42) (Öster.), Schweinfurter Weck (Fig. 43), Salzburger Wecken, Salzwecken (Fig. 26), Gossensasser Wecken (Fig. 4), Nonsberger Meinradiwecken (Fig. 9), Strassburger Pollweck (Fig. 5), niederösterr. Wecken (Fig. 1), Marburger Apostelwecken (Fig. 41), böhmische Pollwecken (Fig. 16), Meininger Burkartswecken (Fig. 7), Dalbrucker Butterweck (Fig. 24), Luzerner Birnweggeli (Fig. 18).

Die Weck-Hörnl, Weckhasen, Weckmännchen etc. sind nur mit Weckenteig bereitete Gebildbrote, deren Form schon ihre betr. Namen andeuten.

Der Wecken tritt auch in der deutschen Volkssage auf: „Das Taufermännle (Schwaben), ein elbischer Geist, lässt einen Bauer erst dann über die Taufer hinüber, als er ihm einen Wecken versprochen hatte“ (Kühnau 39), hier ist also der Wecken ein Flussopfer; nach der oberösterreichischen Sage stiess der wilde Jäger auf einen Taglöhner; doch dieser hatte zum Glück ein Stück Brot unter dem Arme; da sprach der wilde Jäger voll Zorn: „Hättest du nur den Keil nicht unterm Arme, ich hätte dich schon!“

Im Elsass ist das sog. Wecken-Gucken auf der Kunkelstube üblich, wobei sich zwei junge Leute gegenüber sitzen und beim ersten Lachen einen Wecken als Pfand geben müssen (Krauss, Anthropophyteia II, 254). Nach dem elsässischen Wörterbuch I, 362 ist es aber ein Kugelhupf, den die Kinder dabei auf dem Kopfe haben, drum heisst es auch: „Köüjelhopf ufm Dach: wer schmollt oder lacht, d' Zahn bleckt, d' Zung' russtreckt, der muss e Pfand gebe“. Dabei sitzen zwei Kinder einander gegenüber und stemmen die Kniee zusammen, sie kitzeln sich dabei gegenseitig, wie die Negerweiber beim Tanze; dasjenige, was zuerst lacht, hat das Pfand (einen Wecken) verloren; das heisst man das Weckengucken; dieses sicher erotische Spiel hat den langgestreckten Wecken als Pfandobjekt wegen seiner Form gewählt; im Elsass ist der Weck fast immer länglich (Stoeber 473). Dass das Volk um Gotha unter „Weck“ eigentlich ein längeres, strützelartiges Gebildbrot versteht, ergibt sich auch aus dem Vergleiche der strützelartigen Früchte der Herbstzeitlose, die zur Zeit des ersten Kuckuckrufes erscheinen und zitzenförmig sind, mit dem Wecken; daher diese Früchte „Kuckuckweck“ oder Ditz-(Zitze)Weck heissen (Söhns): Strützel[5]) und Weck sind formell identisch, d. h. langgestreckte Stangenformen. Im Würzburger Gebiete heisst jedes bessere Semmelteiggebäck „Weck“, auch die verschiedensten Gebildbrote; eine Verallgemeinerung, die sich dadurch erklärt, dass eben in dieser Gegend der ältere Wecken ein sehr häufiges Festbrot überhaupt ist bezw. war, im Gegensatze zum runden Laib, in welcher Form das Alltagsbrot erschien, das an Festtagen als Gebildbrot zurücktritt, während die Weckenform immermehr als Typus des Festbrotes sich verbreitete.

Dahin gehört auch das weckenförmige Brot der h. Elisabeth, der h. Hedwig (13. Jahrh.) (Miniaturbilder des Schlackenwerther Codex 1846 von A. v. Wolfskron); ferner das Lüneburger „Jungfernbrot“ aus dem Kloster Lüne, an das es ehemals als ein Deputat auf Ostern gerichtet ward (s. Ostergebäcke S. 6), sowie die Berliner „Schrüppe“ [germ.

5) Ahd. strûccel, struzil, strucel = colifa, *κωλίφιον* zu *κωλῆ*, *αἰδοῖον* membrum virile (D. I, 131. Steinmeyer ahd. Gl. III, 617, IV, 46, 50. Lobeck 1067) ein Erntegebäck mit phallischer Bedeutung.

skrēp = einschneiden, kerben] (s. Illustrierte Zeitung 1899, S. 15ff.), welche einen oder mehrere Querschrüppen aufweist.

Die in St. Hedwigs Chronik (v. Wolfskron l. c. Tafel 20, 26, 35, 38) aus dem 13. Jahrh. stammenden Abbildungen des Weckens haben etwas Annäherung an das Knaufgebäck; es ist die hergebrachte Weckenform als Festgebäck.

Ehe wir nun zu der für uns wichtigen Frage, wann der Wecken am häufigsten unterm Jahr volksüblich auftritt, übergehen, wollen wir noch die nach der Teigart verschiedenen Weckenarten durchgehen, um damit darzutuen, wie vielseitig die Verwendung des Wortes „Weck“ sich gestaltet.

Die mit Eierklar bestrichenen kleinen ovalen Semmelwecklein, die mit einer deutlichen Kerbe oder Kluft versehen sind, wie die Pollwecken (s. u.) heissen in Oberbayern „Eierweckerl“ (Fig. 59); sie sind ein Geschenk an Mädchen, während die Burschen der stängelförmigen Kipfel erhalten (Oberbayern). „Dass man in den oberbayerischen Gegenden beiden Brotformen sexuelle Bedeutung unterlegt, beweisen die um Rosenheim und im Chiemgau hierüber gesungenen Schnaderhüpfel, in denen das stuprum variert wird“ (Quitzmann) (Rochholz, Drei Gaugöttinnen 88. Schmeller[2] II, 846. Stöber 473). Über die Bedeutung des Eies siehe Ostergebäcke S. 38.

Die Schweizer Eierwecken (1535 eygerwecken) werden als Neujahrsgeschenk „Gutjahr“ am Grossneujahrtag (6. Januar) gegeben; vermutlich waren es mit Eigelb bestrichene Neujahrswecken, die auch durch das kirchlich-jüdische Neujahr auf Ostern erscheinen können, so z. B. in Thüringen. Die Frankfurter „Eierweck“ (Fig. 60) waren seinerzeit so berühmt, dass ehemals jeden Morgen eine Sendung von Frankfurt a./M. an den Grossherzog nach Darmstadt geschickt wurde (Askenasy 123).

Die in Württemberg, der Schweiz, und einigen österr. Orten sogenannten „Salzwecken“(-weckli) (Fig. 51) sind nur oberflächlich gesalzene Rosensemmeln, die kranzbrotartig oben in Rosettenform eingekerbt, also eigentlich keine Wecken sind. Über das Salz auf dem Gebildbrote haben wir uns schon in der Abhandlung über Bretzelgebäck im Archiv f. Anthropolog. 1904, III, S. 97 ausgesprochen (Opfer an die Totengeister). Der Salzburger Salzwecken ist ein wirklicher langgestreckter Wecken (Fig. 20). Die Darmstädter „Mohnwecken“ sind ebenfalls ein wirklicher Wecken mit Mohn (Magen) bestreut (W. Hartmann 868).

In Eger, Thüringen, Sachsen, der Pfalz gibt es „Kümmelwecken“, in Frankfurt a./M. „Kümmweck“ (Fig. 6, 76), im Elsass „Mattenkümmelwecken“ (magkümmi); ersteres ist ein Knaufgebäck; das Frankfurter „Bonameser Brötchen“[6]) (Fig. 6) (Askenasy 123) ist identisch mit dem

6) Die Bonameser Brötchen waren ein für die Klausener in der sog. Klause

Laibchen, „Kümmelbrötchen“, „Kümmweck“ benannt; beides also keine eigentlichen Wecken; der Elsässer mit Wiesenkümmel bestreute Wecken hat auch wirkliche Weckenform. Die württembergischen Kümmelwecken heissen dort auch „Kümmicher“.

Der Kümmel als Brotgewürz findet sich besonders beim uralten Wecken häufig. Der Kümmel ist die Frucht der Githwurz[7]) oder Brotwurz. Plinius hist. nat. 20, 71 sagt: gith gratissime panes condiat; im 6. Jahrh. war der Schwarzkümmel schon nach Germanien gekommen. Vor dem Pfeffer war es hauptsächlich der aus dem semitischen Kulturgebiete stammende Kümmel (*κύμινον* ags. cyman, ahd. kumîn, chumil), welcher als Brotgewürz Verwendung fand; er hatte aber einen fremdartigen Geschmack, daher ihn die elbischen Geister nicht liebten. Die Volkssagen bestätigen dies. Die Oberlausitzer Querxe schmausten mit den Dorfbewohnern mit und nahmen deren Hausbrot mit; zum Glücke wussten die Dorfleute ein Mittel dagegen. Da die Zwerge das Brot der Menschen so sehr liebten, gaben sie diesem einige Kümmelkörner beim Backen bei; das rührten sie nun nicht mehr an, es hatte einen Geschmack, der ihnen, weil fremd, zuwider war (Büsching I, 72). Die germanischen Waldleute und Holzweibchen können ebenfalls den Kümmel (und Fenchel) nicht vertragen; sie rächen sich mit den Worten: „Sie haben mir gebacken Kümmelbrot, das bringt diesem Hause grosse Not.“ Köhler 453, 460 führt eine Reihe solcher Jammer-Reime der durch Kümmel- oder Karben-(Carum carvi DC.) Brot verscheuchten elbischen Geister auf. Als die Zwerge in Walkenried es zu bunt machten, riet ein Mädchen, den Brotdieben Kümmelbrot zu geben; da zogen sie ab aus dem Hause (Wolf II, 329). Diese elbischen Geister als Krankheitsdämonen suchte auch der Volksmediziner mit Kümmelbrot zu vertreiben. 1685 „Im Hauptschmertzen kan man unser Brodt mit Kimmel und Saltz überlegen“ (Schroeder 1066); auch Kümmelkonfekt war damals in Apotheken vorrätig als sog. Kümmelzelten (16. Jahrh.). In Weinländern war es früher Brauch, dem Gaste zum Weine Brot mit Salz und Kümmel vorzusetzen, eine Gewürzverbindung, die schon Plutarch (Quaest. conviv. V, 10) als sprichwörtlich kennt; vermutlich war Kümmel- und Salz-

---

im Dorfe Bonames bei Frankfurt a./M. gesammeltes Wecklein 1446. „Meister Conrad artz gonnen fur die clusener czu Bonamese czu heischen in den Kirchen“ (Kriegk I, 544). Vor 50—60 Jahren liess man sich solches Bonameser Brötchen durch die Botenfrau aus Bonames holen; erst seit 20—30 Jahren werden sie auch in Frankfurt selbst gemacht und vertauschten ihren Namen in Kümmweck.

7) Ahd. brotwurz = git Steinmayer ahd. Gl. III, 472, 500, 516, 574, 586, IV, 68. Fischer-Benzon 132; nach letzterer Quelle ist git der römische Coriander oder Schwarzkümmel.

brot mit Wein ein ganz alltägliches Gericht, das aus dem Sippschaftsmahle bei Sterbefällen sich ableitet. Das Festbrot, gewürzt mit Dämonen verscheuchenden Kräutern oder Sämereien, oder mit Salzwasser besprengt, erhielt durch solche Beigaben einen volksmedizinischen Wert „Dum carve carui, non sine peste fui, Depellit rheuma, ventos lapidesque“ (15. Jahrh.).

Der „Semmelwecken“ (1376 semelweck Schmeller II, 74, Kriegk I, 394; 1577 simelweck = panis similaceus D. I, 409; 1591 semmelweck = ein Geschenkbrot (Birlinger W. B. 385) = ein aus feinerem Semmelmehl hergestelltes Weckenbrot, das nur durch die Mehlsorte sich differenziert. Der „Riemisch-Wecken“ (München) ist aus gebeuteltem Mehle. Der Rögglein- oder (1497) Rockenweck(en) (Oberbayern, Passau) wird aus Roggenmehl, der „Schrottweck“ (Darmstadt) aus Schrottkornmehl hergestellt (Schmeller II, 76. Berlepsch VI, 169); das sog. Semmelröckl (Laiblein) übernimmt die lokalübliche Semmelform.

Je nach ihrer Auflage gibt es auch Anken- (Schweiz), Butter-, Speck-, Wurstwecken (Weggli), ein sog. Wurstbrot (Staub 103; Schw. Idiot. IV, 384) (Fig. 12). In der Schweiz gibt es „Birnewegge“ (Fig. 18), im Elsass „Biereweck“ (= Birnenweck) (E. W. II, 808), in Lothringen „Rama“ genannt (Gérard 178), in Schwaben: Hutzelwecken, in Altbayern: Schnitz- oder Klötzenwecken, langgestreckte mit klötzchenförmig geschnittenen Hutzeln oder Birnen gefüllte Wecken, deren Anschneiden (sog. Schörzelschneiden) in Altbayern zur gegenseitigen Treue verpflichtet (Gartenlaube 1857, 168).

Der elsässische und schweizerische „Äpfelwecken“ ist ein sog. Äpfelranzen oder Äpfel im Schlafrock, mit Äpfelschnitten belegtes halbmondförmiges Laibchen (kein Wecken) (Rochholz in Illust. Ztg. 1868. N. 1292. S. 228. E. W. II, 808).

Der schweizerische „Lürenweggen“ ist ein mit geläutertem Ankenschmalz (Bodenrest beim sog. Auslassen der Butter) vermischtes Weckenbrot (Schw. Id. III, 1378); das ebenfalls schweizerische Müeltschen-, oder Moltschärren-Weggli ist ein Agathenbrot aus ausgescharrten, aus der Multen (Molter) ausgekratzten Teigresten hergestelltes Brot (Laiblein) (Staub 113, Schw. Id. III, 1378). Dieser Teigrest in der Molter dient vielfach zur Hausgeistversöhnung als sog. Vorback oder Trogscharre; derselbe ist gleichsam die familiäre Abfütterung des Hausgeistes, der die Erstlingsgabe erhält. Mit diesem ausgekratzten Vorbacke vergleicht sich auch der altgriechische *κνηστός ἄρτος Ἀρτεμίδωρος*, ein der chthonischen Artemis gespendetes Hausbrot (Athenaeus; Casaubon, III, 215) panis rasilis, pain gratté.

Die „losen Wecken“ (1343 losewecke; Würzburg s. Schmeller I, 1516; 1463 lose Weggen Z. d. V. f. rhein. VK. 1907, S. 257) sind leicht, locker, lose gebackenes Brot in Weckenform („Löschen“) hergestellt

vom sog. Losbäcker im Gegensatze zum Fest- (1679. 1702 Fast-) Bäcker (Stralsund, Z. d. V. f. rhein. VK. 1907, S. 257), welcher die sog. Muggeln lieferte (s. Seyler 54); in der Pfalz heissen diese „Lücker-, Lückwecken“, weil sie aus lockerem, losen Teige bereitet werden (Bavaria IV, 2. 413. 414. W. Hartmann 841), es ist aber ein Rundstück oder Losbrot, das den althergebrachten Namen „Wecken“ übernahm. Die „gesottenen Wecken“ (1453: „als etliche becker bidden, sie der gesoden wecke auch lassen backen“ Kriegk I, 574. Frankfurt) = ein nach althergebrachter Weise im Kessel oder Laugenwasser gesottenes Weckenbrot (auch die Laugenbretzel oder Sodenkringel werden gesotten), das in der bürgerlichen Küche des Mittelalters als eine Nachtischspeise aufgesetzt wurde (Weber 137). Durch Fruchtfarce oder sonst durch Wasserbenetzung (Figur 48. 55) feuchter gehaltene Wecken heissen „nasse oder genetzte Wecken“ (Schwaben). Ausserdem gibt es: (1557) Milch- (Fig. 61), Wasser- (statt Milch) (Fig. 29. 32. 82), Butter- (Fig. 24. 65), Rahm- (Schweiz) Wecken (Weggli) in der Pfalz, Hessen, Elsass, Schweiz, Bayern, Baden, Frankfurt a. M., Bremen etc., dieselben haben die verschiedensten Formen (flachgedrückt, gespalten, gedoppelt; sie sind mit oder ohne Milch (mit blossem Wasser), Rahm angemacht. Die Schmalkaldischen Wasserwecken (Fig. 15) sind feinmehlige kleine Wecklein mit einem schopfförmigen Knutz oder Aufsatze. Die Hornberger Milchweckchen (Lüneburg) sind ein geflochtenes Horngebäck aus Milchteig und keine eigentlichen Wecken; man sieht, wie der Begriff „Wecken“ auf Weissbrot überhaupt übertragen wurde. Der österr. bayer. „Mundwecken“ ist ein aus feinerem Mundmehle bereitetes, besseres Abgabe- oder Zinsbrot (Schmeller I, 1624) (Fig. 51).

Der „Pollweck“ (Fig. 5) oder „pollmehlene Weck“ (Fig. 63), Böhmen, Bayer. Wald, Schwarzwald (Fig. 73. 36. 37. 38), Schweiz (Verhdlg. d. Berlin. Anthrop. Ges. 1898, 78. Schw. Jd. IV, 221. Schmeller I, 386) wurde früher aus gröberem Pollenmehl (= erster Mehllauf), heute aber aus feinstem Semmel- oder Weizenmehl hergestellt; es ist ein auf Jahrmärkten käufliches Kreuzbrot, welches mit vier Teigzapfen versehen ist, die die vier Querteile im Kreuze einnehmen und aufgewunden sind; in dieser Form erinnert es an die Samenkapseln vom sog. Pfaffenkäpplein (Evonymus europaeus) (auch Sammetschlag, Wastel, Pfaffenhütchen, Tetzelmütze genannt). Der in Deutschböhmen aus rotweizenem Pollenmehl täglich hergestellte „Bolaweck“ (Fig. 63) hat in der Mitte nur eine Kerbe oder Kluft und wird so zum Spaltgebäck, wie das oben erwähnte Eierwecklein (Fig. 59); daher sagen die Buben dort: „d' Deandlen haben Bolaweckln“ (s. o. Eierweckerl). Am goldenen Steig in Böhmen hat dieses Spaltgebäck noch deutlichere Weckenform. In Budweis sind diese Pollenwecken noch ungeteilt; czechisch heissen sie „Pandur“ „Pandora“ (J. Blau) wegen ihrer dickbauchigen Form (Fig. 23).

Der Ulmer „Luxus-Wecken“ ist ein aus feinerem Luxusmehl hergestellter Donnerstagswecken (s. u.) (Fig. 17).

Der Teschener „Zucker-Wecken“ (Österr. Schlesien) ist ein kleines, ca. 10 cm langes, durch Zucker versüsstes Wecklein mit 3—4 oberflächlichen Teilstrichen (Fig. 42).

Die Wiener „Kaiser-Weckl“ sind Eierweckerl, (s. o.) aus der Kaiserstadt (W. Hartmann 877), Spaltgebäcke (Fig. 60).

Die Ulmer „Laugen-Wecken“ sind ein in Lauge gesottenes Weckbrot (s. o.) (Fig. 51).

Die Wiener „Patent-Wecken“ sind Kipfel (Horngebäcke) nach patentierter Backart (W. Hartmann 879).

Die Darmstädter und Stuttgarter „Blechwecken“ werden auf Blech gebacken; ein kleines, rundes Spaltgebäck (W. Hartmann 868).

Der Mainzer „Paarweck“ ist ein Doppellaibchen (Rundstück) (Fig. 32).

Das oberbayer. „Pfisterweckel“ oder pfälzerische „Bäckerweck“ sind gewerbsmässig vom Bäcker (= Pfister, pistor; ahd. pfistur) in Weckenform hergestellt im Gegensatze zum meist runden Hausbrot (Laib); in München waren sie ehemals eine Spende der Hofpfisterei an die Chorknaben.

Interessant ist der württembergische und schweizerische „Hühl-“ oder (16. Jahrh.) „Hüllwecken“ (Rochholz I, 311 ff. Schw. Id. IV, 384 ff.); nach diesen Quellen war es ein ausgehöhlter Brotkipf, in den, gleichwie in einen Opferstock, jeder Gast, der an der Calwer oder Wurmlinger Totenmahltafel Anteil genommen hatte, seinen Pfennig einlegte, der dann an die Armen und Siechen verteilt werden musste, gleichsam den Totennachlass des Verstorbenen abzahlend. Hierbei ist aber daran zu erinnern, dass man (nach Kühnau, Mittlg. 27) die Opferbrote auch manchmal umhüllte und einwickelte; denn wenn man das Brot ohne Hülle verschenkt, so wird der Segen aus dem Hause gegeben (vgl. unten Hochzeitwecken).

Eine besondere Besprechung verdienen die niederdeutschen „Heissen (warmen, Hitz-) Wecken“, welche in ndd. Sprache Hêtwecken (Heidwecken), in Hannover Hedwiges, Hedwichen, Hedwigen, in Oldenburg Hedwigs benannt werden. 1531: hete wegghen der armen vnde buekrechten (Schiller-Lübbe V, 653): 1752 „Heetweggen sind, bekandtermaassen, aus feinem Mehl und Milch in Gestalt eines Kreuzes (Fig. 79) gebackene Broedte, welche entweder trucken oder mit Butter beschmieret, oder aber in siedender Milch abgekocht, mit Eyern, Butter und Gewürtz wohl zugerichtet zur Vorkost auf den Fastelabend-Schmäussen verspeiset werden“ (J. P. Schmidt 91); „diese Broedte sind hier in Mecklenburg gegen das Ende des zwölfften Jahrhunderts allererst aufgekommen“ (l. c. 94); „Am Fastnachtstage bei Eintritt der Fasten- oder Passionszeit wurde solches Brodt, so man Heetweggen nennet, in Form eines Kreuzes gebacken, so noch bei uns geschicht“ (l. eod. 107); (1781)

Heetweggen = „ein Fastnachtsbrod, welches mit Gewürz, Butter und Eyer in heisser Milch zur Löffelspeise (!) zubereitet wird“ (Daehnert 181), also eine fastenzeitliche heisse Vorspeise aus Weckenbrot; die niederdeutsche Bezeichnung auf Rügen, Neuvorpommern, in Stralsund, Oldenburg, Westfalen, Mecklenburg, Schleswig ist hêtweggen, hêtwigen, heetwecken (nicht hedwecken) (Urquell I, 130). J. P. Schmidt nimmt nur aus etymologischer Absicht die Bezeichnung „Heydeweggen“, um das Gericht mit der Heidenschaft in Verbindung zu bringen. Du Cange's Glossarium führt ein heisses Brot, panis calidatus, delicatus, tener, recens, pain mollet an als: (1242) pain eschaude(z); 1202 panes eschaudets: 1230 excaudetum; (1329 hescaudet, 1355 escaudis = panis leviter coctus (Du-Cange VI, 131. 132. III, 297. 300); dasselbe wurde am St. Vincenz-(Weinpatron-)Tage, auch am Himmelfahrts- und Genofevatage gegeben. Diefenbach I, 52 führt an: artocopus; gall. escaudich, 15. Jahrh. mlat. escaudetus; schwed. hetvegg; ndl. warme wei (Volkskunde III, 161) der panis escaudatus = excalidatus dürfte identisch sein mit den ndl. cadetjes = heetbrood (De Bo. westvläm. Idiot. VK. XIV, 139) heisse Seelenbrötchen, deren Fertigstellung wie die der Faschings-Hêtwecken durch Horngetütte angekündet wird am Allerseelentage oder um Christabende; es scheint sich also um eine Sippenspeise (Weckbrei, mit dem Löffel gegessen) gehandelt zu haben, die sehr heiss und morgens ausgeteilt wurde, und wozu Weckenbrot verwendet wurde. In Westflandern ist Weggen (wei) ohnehin = Weggenbrei oder dünner Papp aus Weggenbrot (VK. III, 161), der vielleicht an die Stelle des fastnachtlichen Hirsebreis getreten war (mnd. 1408 wegebrig, weggebri; Schiller-Lübben V, 653. I, 423; Woeste 319) = Weckenbrot in Milch, auch Reisbrei in Milch. Dieses Weckenbrot als Abschnitt vom länglichen Brotwecken nahm in den Familien, in welchen dieses heisse Sippengericht üblich war, später die Form eines eigenen kleinballigen Rundstückes (Fig. 54, 52) oder auch ein solches mit Kreuzform an (Fig. 79); meist ist es heute nur mehr ein kleines handtellergrosses, ungeröstetes, weiches, weisses, feines Laibchen mit vier in Kreuzform vorspringenden Ecken (Friedel in Brandenburgia V, 6. 248 ff.); nach Argovia III haben die westfälischen Heitewiggen in Iserlohn die Form eines abgerundeten Doppelkeils teils mit einem Andreaskreuze, teils mit einem stumpfen lateinischen Kreuze verziert; nach Woeste 100. 123 sind die westfälischen hêtewigge rund und verziert. Jedenfalls spielt die über Kreuz gehende Brotform eine gewisse Rolle und deutet vielleicht das ähnliche Kreuzbrot des Allerseelentages an. Diese sog. Hêtwecken als kleine Rundstückchen (mit und ohne Kreuzverzierung) werden heute ausgehöhlt, kreuzweise zerlegt, mit süssen Beigaben oder mit heisser Milch und Butter gefüllt, mit heisser Milch übergossen und in einem Geschirre gedämpft und sehr heiss mit dem Löffel als Frühstück oder Vorkost, also immer als erstes

Tagesgericht gegessen; es ist höchst wahrscheinlich die feiner ausgeartete Form des alten Seelenbreis der alten Sachsen und Rheinfranken. In Niedersachsen bäckt man am Fastnachtstage diesen heissen Weckenbrei auch mit dreieckigen oder runden, dampfnudelartigen kleinen Flädchen. Hier verdient angeführt zu werden, was Compegius 421 schrieb (1560): „Sed alio genere maxime gaudet universa Gallia, praecipue jejunio illo solemni quadragenario. Id autem panificium in pistrinis dulciariis frequentius fit. Subipiscitur sedulo ac tritatur farina triticea a furfuribus diligenter secreta cribro pollinario, deinde butyrum admiscetur. Interdum vero quando per religionem licet, lutea ovorum adjici videmus. Hos panes in triquetram figuram fingunt pistores. Vulgus gasteros et gastellos appellat et gallidulos. Vidimus in aulicorum procerum mensis primo cibo summi, quod non magnopere laudamus."

Demnach handelte es sich dabei um eine gallische Sitte auf Fastnacht Morgens früh nüchtern ein in Milch und Eiern gekochtes dreieckiges (!) Gebäck zu verzehren, welches die Franzosen gâteau [= ahd. castel; mhd. gastel; afranz. chastel, andl. wastel = liba D. I, 326; mlat. gastellus, wastellus, ags witel = panis in cinere tectus et coctus; picard. watel, DuCange VII; engl. 1818 wastellbread Hazlitt II, 549; roman. gastel; elsäss. wästle; Wästeleholz = Evonymus europaeus s. o. S. 11; nach Grimm Gram. II, 26 mit wist = Speise zusammenhängend] oder callidulos (calidatos?) (= heisse Wecken) nannten und das auch auf dem Tische der Vornehmen in dieser Zeit als erste Vorspeise morgens nüchtern gegessen wurde; dies stimmt wohl alles zu dem Obigen, bis auf die dreieckige Form des Gebäckes, die vermutlich vom Christentum in die Kreuzform umgewandelt wurde (s. o. Pollenweck S. 12), die an Seelenkulttagen häufig zu beobachten ist. Die dreieckige Form scheint noch eine heidnische Reminiscenz gewesen zu sein. — Mit dieser Zeitspeise verbindet sich nun da und dort auch das Hedwig-Peitschen, oder das Hedwecken-Stäupen, wobei die Weiber unter Tauschung der aktiven Rollen mit Gerten auf die Männer losschlagen (sonst umgekehrt), bis sich letztere mit den heissen Wecken (Hetwecken) davon loskaufen, wobei die Hêtwecken aber nur das volksübliche Tagesgericht vorstellen, mit dem die Weiber beschenkt werden (sonst die jungen Männer); dieser Brauch heisst in Mecklenburg und Holstein das „Hêtweggen ût-stûppen", was dem süddeutschen Auffitzeln, Aufkindeln entspricht; in Kiel, Segeberg heisst es Hedewichen pietschen [8]) (Urquell I, 136. Reinsberg-Düringsfeld 47). In Germete (Reg.-

8) Im Dänischen geschieht die Peitschung mit dem Fastelabendsreis und heischt man dabei auch warme mit Butter gefüllte ballenartige Gebäcke (VK. XVI, 127. Arch. f. Relig.-W. IX, 408. Weiteres siehe Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 253ff.).

B. Minden) war das „Schienenbriewen“ (Schienbein reiben) üblich, wobei die jungen Burschen mit einem Strohwische den Mädchen unter dem Rufe: „Heite Wegge, heite Wegge“ die Waden einrieben. Die Burschen erhielten dann von den Mädchen einen (Fasten-) Krengel oder ein warmes Brötchen „Wegge“ genannt; in Wietersheim ziehen am Fastnachtsmorgen die Kinder an die Häuser und suchen mit dem Hülsenstrauch (Stechpalme) die Mädchen zu hülsen (zu kratzen), bis sie die bereitstehenden frischen Hedwigs erhalten. In Dringenberg (ebenfalls im Reg.-Bez. Minden) streicheln die Kinder den Leuten mit kleinen Strohbüscheln über die Hand mit den Worten „Heidewegge, Heidewegge!“. In Nieheim reiben sie mit einem Strohwisch oder mit einem Tannenzapfen dem Hausherrn und der Hausfrau den Handrücken (ausgeartete Stellvertretung) und sagen dabei „Pfui, Pfui, haite Wecken!“ (Z. d. V. f. rh. u. westf. VK. IV, 19) (virga muliebria contingere = fiuen, flien, fudeln, Mannhardt Wald- u. Feldkulte I, 254, woselbst dieser Schlag mit der Lebensrute eingehender besprochen ist). Auch in Flandern wird dies heisse Brot (heet-brood) zu verschiedenen Jahreszeiten von den Bäckern ausgetrommelt, früher ausgetütet (VK. II, 11. 12) mit dem Rufe: „eete warrem broeikes“ (V. V. II, 127). Norck (in Scheible VII, 135) schreibt: „Lichtenberg will in den Bretzeln den Überrest der spirae finden, die zur Erinnerung, dass Jupiter in Schlangengestalt mit der Proserpina den Bacchus gezeugt hatte, diesem Gotte geopfert wurden (?). Die christlich gewordenen Bacchusdiener behielten die Kringeln bei, füllten aber die innere Ründung mit der Figur des Kreuzes aus (?). Dieses Kreuz (!) soll auch die Form der besonders im Mecklenburgischen gewöhnlichen Heetweggen bestimmt haben, die nach einer gesetzlichen Verordnung Herzog Heinrich des Löwen gebacken wurden (!). Sie sind rautenförmige (!) Brode aus feinem Mehl, die in siedender Milch abgekocht mit Eiern, Butter und Gewürz zugerichtet, verspeist werden, wodurch sich ihre Benennung erklärt. Indes wird diese Herleitung (der Hêtweggen!) aus dem griechisch-römischen Götterdienste demjenigen schwer einleuchten, welcher sich erinnert, dass die Ringelbrote (!) im skandinavischen Heidentum, wohin römische Sitte doch niemals gedrungen war (?), eben die wichtigste Rolle spielten (?).“ Diese Worte Norcks sind absichtlich hier angeführt, um zu zeigen, wie man früher die Gebildbrote erklärte. Dem betreffenden Folkloristen von ehemals war es möglich, rautenförmiges Brot, Ringbrot, Weckenbrot und Kreuzbrot alles unter einen Typus zu vereinigen und sogar die Bretzelform mit dem Bacchus-Kulte in Verbindung zu bringen, etc. Boettiger (in der Lausizischen Monatsschr. 1793, S. 161) führt an, dass Heinrich der Löwe 1170 solche Kreuzbrote oder kreuzförmige Hêtwecken den bekehrten Wenden zu backen geboten habe, wie es zu Wismar und in anderen Städten gewöhnlich sei; auf welcher historischen Quelle aber

dies beruht, gibt Böttiger nicht an. Das Hauptmerkmal der heissen Wecken (Hêt-weggen) ist jedenfalls, dass sie heiss morgens früh in der Fastnachtzeit gegessen werden in Form eines Weckenbreies; in der Hitze der Speise muss ein rituelles Moment liegen, das natürlich dem Volke nicht mehr in Erinnerung ist, und das sich auch bei sonstigen Kultspeisen findet. Wie der heisse Blutdunst zu denjenigen Geistern dringt, denen zu Ehren man das blutige Opfer darbringt, so steigt auch der heisse Dampf aus dem heissen Brotbreie zu den in dieser Zeit geehrten Mächten auf; welche Gottheit dabei ursprünglich geehrt worden, ist kaum mehr mit Sicherheit festzustellen; am ehesten möchte man an die Andauer eines gallisch-römischen Bacchus-Kultes denken, der wenigstens zeitlich übereinstimmen würde, und der bekanntermassen auch vom christlichen Volke in Rom wenigstens im Volksbrauche noch lange fortgeführt worden war, es könnte sich aber auch um eine mit Totenkult verbundene Frühlingsfeier handeln. Bei anderen Völkern, z. B. bei den Permjaken, werden die Speisen für ihre Toten möglichst heiss zum Grabe gebracht, damit sich der Tote an ihrem Dufte ergötze; die indischen „Väter" (Ahnengeister) geniessen von der Speise, die man ihnen gibt, nur die dampfende Hitze und lassen die erkaltete Speisensubstanz liegen (Sartori 61): Auf Sardinien werden am siebenten oder neunten Tage nach dem Tode Kuchen hergestellt, die noch heiss vom Ofen her an alle Verwandten und Nachbarn verschickt werden, die den Toten zu Grabe begleitet hatten (l. c. oder 31); auch die Turkomanen glauben, dass der Geist der Toten an dem Dampfe der ihm vorgesetzten Speisen allein sich sättige (Marco Polo I, 38). In Frankfurt wurden sonst auch am Fastnachtdienstag „heisse Wecken" herumgetragen und dazu gesungen: „Hable, bable, lone! die Fastnacht geht one etc." (Scheible VII). Im Kreise Wiedenbrück (Minden) traktieren die Mägde auf Lichtmess die Knechte mit Bier und Schnaps; dafür müssen diese auf Fastnacht den Mägden „Heidewecken" kaufen und sie zum Tanze führen. Dieses Fastnachtgebäck wird dort auch „Hedwig" genannt und am Fastnachtmorgen reichlich gekauft und verspeist (Z .d. V. f. rhein. u. w. VK. IV, 14 ff.).

Wichtig ist nun, dass diese „warmen Weggen" (warme wei) in Gestalt von halbhandtellergrossen Weissbrotlaibchen auch am Allerseelentage in Ostende üblich sind und hier durch das uralte Blasen auf dem Horne (tûtten) (in England durch die Pancake-Bell oder Pfannkuchenglocke Hazlitt II, 475) ausposaunt werden; an anderen Tagen ist dort und in Flandern der warme Weggen nicht zu kriegen (VK. III, 161). Diese hêt-weggen sind identisch mit den flämischen „heetê-koeken" (VK. XI, 176) und den englischen „hot-Cokles". Im Bergischen und Westfälischen werden diese Hêtwekken mit dicken Tüchern bedeckt vom Bäcker sehr heiss geliefert und von der Köchin des Hauses auch

gleich in den Kochofen geschoben, damit sie als „heisse“ Wecken zum Frühstück gereicht werden können; jeder im Hause bis zum einfachsten Dienstboten, also die ganze Sippe erhält seinen heissen Wecken (Z. f. rhein. VK. 1904, 214) als Gebäck der Fastnacht. Nach diesen Mitteilungen handelt es sich also bei den niederdeutschen und niederrheinischen Hêtwekken um eine Sippenspeise (Brei), die möglichst heiss in der Frühe als erstes Essen gebräuchlich war, was nur als eine feinere Abart der nächtlichen Seelenfütterung in der Zeit der Bacchanalien[9]) zu deuten ist; sehr wahrscheinlich hatten die dazu verwendeten Brote früher eine dreieckige Hammer- oder lange Weckenform, die dann in eine Kreuzform umgewandelt wurde, so dass auch in England am Fastelabend sog. crossbuns (= Kreuzbrote), runde Laibchen mit einem Kreuze oben, also ein christliches Totenbrot, üblich wurden. Mit der eigentlichen Weckenform, die wir oben besprochen haben, haben also die heutigen Hêtwekken keine Beziehung mehr.

Bei der Hartnäckigkeit, mit der solche Zeitbrote festgehalten werden, ist es wichtig, solche Brotformen in ihren volksüblichen Zwecken zu ergründen bezw. deren Hintergrund zu deuten.

Es ist hier zu bemerken, dass da, wo die sprachliche Abschleifung des Namens Hêtwecken zu Heedwichen stattfindet, der „Wecken“ als solcher heute überhaupt nicht bekannt ist (Hannover, Göttingen); ferner, dass nicht überall heute die Hêtwecken in siedender Milch zum Brei abgekocht werden; sondern nur heiss geröstet mit Butter beschmiert verzehrt werden, eine Zurichtung, die aber sicher nicht die ursprünglichere, sondern nur die bequemere Form ist.

Zucker-, Butter-, Bäcker-Hêtwecken als Konditor- oder Bäckerware stehen im Gegensatz zum hausbackenen „ordinären Hêtwecken“ (Hamburg).

Nach dem Preise unterscheidet man namentlich in Süddeutschland: Groschen — (Elsass) Batzen — (Schweiz), Sechser — (sechs Pfennige; Elsass, Ulm), Zwölfer — (zwölf Pfennige), Dreier — (1571) Pfennig — Sous — (Elsass), vier Sous — (1491) Haller (Heller), Schilling — (Elsass) Knacken — (sechs Denar, zwei Kreuzer) (Röhn) Wecken, Weckerl, Weckle, Weggli. Sechserwecken erhielt beim Totenmahle im niederbayerischen Röttale jeder Trauergast oder sog. Kläger als Spendebrot der Sippe (Bavaria I, 994); zwei harte Eier und einen Hellerwecken erhielten beim sog. Eschgang am Osterdienstag die Kinder im Allgäu (Reiser II, 131).

Nach dem Orte unterscheiden die einzelnen Landschaften z. B. im Elsass: „Lingelser Wecke“, flache, ovale Eierwecklein, geflochten wie

9) Bacchos-Dionysios ist Herr der Seelen; seine „Epiphanie“ war Grund und Anlass zu seinem Feste (Rohde Psyche[2] II, 13, 44. I, 237).

Zöpfe und in Lingolsheim bei Strassburg gebacken (Stoeber 474); die kleineren „Strassburger Wecken“ unterscheiden sich von den grösseren „Kehler-Wecken“; Oberbayern: „Auerwecken“, ein schwärzeres Weckenbrot aus der Vorstadt Au in München (Schmeller II, 846); „Wasserburger Weckl“, ein Knaufgebäck, auch bloss „Wasserburger“ genannt (Fig. 84), Doppelkipfel oder gedoppeltes Spitzweckel. J. Heiserer (Topograph. Geschichte der Stadt Wasserburg a. J. 1860, S. 26. 81) erwähnt, dass dort „zwei übereinander (richtiger nebeneinander) gebackene (sog.) Kreuzer-Semmeln zu Marktzeit Michaelis bisweilen sichtbar waren“. Es ist dies eine vermutlich mit dem Salzhandel von Westen nach Osten gewanderte Abart des neujahrzeitlichen Knaufgebäckes mit den zwei oberen und zwei unteren Knäufen, derbgeratene sog. Bubenschenkel oder Schienbeinl, welche Form das am St. Michaelstage übliche Michaelsbrot annahm und ein Wahrzeichen der Stadt Wasserburg am Inn bildete. — Die „Halleschen Wecken“ sind ein sächsischer Stollen in Halle a./Saale Das „Berliner Weckl“ (München) ist ein weckenförmiges Berliner sog. Milchbrötchen (Fig. 61), Laibchen mit oberem Längsspalte (W. Hartmann 815). Der „Stuttgarter Wecken“ (Ulm) (Fig. 50) ist ein gedoppeltes kleines Rundstück mit oberem und unterem Längsspalte, eine Art von Kreuzbrot. Der (1497) „Ladenweck“ war ein Ladenbrot, Knaufbrot, im Bäckerladen um zwei Hälblinge käufliches Roggenbrot in Weckenform (Berlepsch VI, 169).

Die Charakteristik des Weckengebäckes wäre nicht genügend, wenn wir seine Varietäten nicht berücksichtigen würden. So gibt es „grosse Wecken“, ein Spendewecken, der namentlich beim Totenkult im Hennebergischen (Spiess I, 154) üblich ist. Im niederbayerischen Straubing hat ein solcher grosser Wecken die Form des öfters besprochenen Knaufgebäckes; im formellen Gegensatze dazu stehen die „kleinen Weck“, „welche oft auch Strützeln“ (d. h. strotzend verbreiterte Längsbrötchen), genannt werden (Erfurt, Deutschböhmen); die „schwarzen Weck“ (1770) sind aus dunklerem Mehle gebackene Seelenbrote (Vorstadt Au, München, Böhmen) (Lipowsky, Gesch. d. Vorst. Au; Z. f. österr. VK. 1900, 152). Die hennebergischen „Galwecke“ sind mit Eigelb oder Safran gefärbte Brote in Weckenform, die namentlich beim Hausbau eine Art Opfergabe waren, die diesen Namen sogar auf den Hausbauschmaus übertrug, der für die beim Baue tätigen Leute üblich war (Spiess I, 148); so selbstverständlich war der „Wecken“ dabei. Neben der häufigen Bestreuung des Weckens mit Kümmel findet man auch ebenso häufig die Prickelung oder Stachelung des Weckens. Der (1390) „Stackelwegge“ war damals ein Freundschaftsgeschenk an den Revaler Rat (Schiller-Lübben IV, 349), der sicher eine bessere Art von Feingebäck war; denn im 15. Jahrh. ist stekelweghe mit laganum [in Fett gebackener Kuchen] glossiert D. II, 227; es war vermutlich ein stichweise mit

Spezereien oder Gewürzkörnern besteckter spitzweckenförmiger Kuchen. Der am Rhein (Frankfurt, Limburg, Coblenz, Bonn) übliche (1681) „Stuten-, Stotz-, Stutz-Weck“, ein kleiner Brotwecken, dessen Enden meist abgestutzt sind (Fig. 34, 31), und dessen Oberfläche wie ein Stutz (= Steiss) gekerbt ist, ein Neujahrsgebäck in Weckenform, auch Stutenbrot oder „Stuten“ genannt (Askenasy 165. 87. 123). Die oberbayerischen „Spitzwecklein“ (Fig. 10) oder rheinischen „Spitzweck“ haben stärker zugespitzte Weckenform, meist mit einer oder mehreren Querschrüppen oder rissig vertieften Längsfurchen, die geradezu typisch sind (Fig. 42, 43); früher sollen diese Wecken „so gross wie ein Kind“ gewesen sein (Bavaria III, 256; Schmeller II, 693. 694; Rochholz I, 326); in Oberbayern versteht man unter Spitzweck auch ein Knaufgebäck (s. o. Wasserburger Weckel S. 16. 17.) (Fig. 54) (Z. d. V. f. VK. 1902, S. 440) oder spitz zulaufende Seelenzöpfe (Fig 40, 72) (Dietfurt). „Spiess-Weck“ sind spiessartig lange „kindsgrosse“ Wecken aus Weizenmehl, ein Neujahrs- und Hochzeitsgebäck in der Oberpfalz (Bavaria II, 1. 256); in der Schweiz heisst ein solches Brot auch „Spiesslaib“, vom Fussreihen bis zum Knie reichend (Schw. Id. III, 954) wie der oberbayerische Rauchwecken. Hier wäre anzufügen ein altgriechisches Gebäck, welches einen Obolus wert war und deshalb ὀβελίας hiess; es ward am Spiess (ὀβελὸς) getrocknet und dann auf den Schultern zum Dionysiosfeste getragen (Lobeck, Aglaoph. 1072).

„Bubenwecke“ (1440 bubecke, buwebecket; 1456 bubeke; 1530 buwbecken; 1515 bauwebeck Kriegk I, 575. 395 Frankfurt“ (a./M.) = Weckenbrot in Buben-, Weckenmännchengestalt; der mittelrhein. „Reibenweck“ (Fig. 64) ist eine Schichtsemmel, Zeilenbrot aus lauter kleinen Wecklein, die in einer Schicht aneinandergereiht sind zur leichteren Verteilung beim Abbrechen. Das oberbayerische „Ortwecklein“ (1343 ortweckelin, Schmeller I, 1516) ist das am Ende (Ort) einer Reihe von Wecklein befindliche Weckchen. Der Nürnberger „Spulweck“ (1612 bei Hans Sachs; Schmeller II, 666. 846) ist ein längliches Wecklein aus feinerem Mehle in der Form und Grösse einer Weberspule (Fig. 23. 27), in Württemberg „Prügel“ genannt. Auf elsässischen Bäckerzunftwappen des 17. Jahrhunderts erscheint der Wecken nicht selten als spulenförmiges Gebildbrot (Fig. 27) (navette der Heraldiker) (Seyler 53. 54); es heisst auch „Spüllein“. In der „Eygentlichen Beschreibung aller Stände auf Erden“ (1574) heisst es vom Bäcker: „Zu mir herein, wer hat Hungersnot, Semmel, Bretzen, Laub, Spule und Weck, desgleichen Fladen und Eyerkuchen, Thut man zu Ostern bei mir suchen“ (Zukunft IV, Nr. 26, S. 610). Auch die alten Griechen hatten ein Gebildbrot, welches sie πηνία = Spule, Spindel (πηνίον) nannten (Lobeck, Aglaoph. 1079), vermutlich der Ähnlichkeit wegen. Der Schweizer „Zopf- oder Züpfenwecken“ ist ein Zopfgebäck der Weihnachts- oder Neujahrszeit in lang-

gestreckter Weckenform (Rochholz I, 330); in Kaufbeuern heissen sie „Züpferle“. 1860 berichteten die Berner Lokalblätter, dass am damaligen Neujahrstage einer der Berner Stadtbäcker bis zu 1300 francs sog. Züpfenwecken verkaufte (Germania XI, 26). Das Tiroler „Stucke-Weckel“ ist ein sog. Seelenstück in Weckenform, ein Patengeschenk, das in Stücke teilbar ist wie ein Reihenwecken (s. o.) (Schmeller II, 732. Schoepf. Idiot. 724). Der oberelsässische „lange Wecken“ (1557) (Gérard 178) ist ein sog. Prügel oder Seelenprügel (Spulweck) (Fig. 23) im Gegensatz zum kleineren ndd. „Lüttken-Weck“ (= Strützel). Der oberbayerische „Strich-Wecken“ hat Abstufungen, Staffeln oder Striche auf seiner Oberfläche (Hartmann) wie der fränkische „Staffel-Wecken“ und ndd. Stapelwegg (Lübeck) (Schiller-Lübben IV, 117). Der Ansbacher „Clairon- (fälschlich auch Klärungs-) Wecken ist ein Eierweckchen (s. o. S. 4) (Fig. 62) und hat seinen Namen von der Schauspielerin und Hof-Maitresse des Markgrafen Karl Alexander, welche dieses Spaltgebäck besonders liebte; sie starb 1803 zu Paris (Archiv für Oberfranken V. 2. 93). Wie die sog. „Maultasche“ der Tiroler Fürstin Margaretha[10]) († 1369), so hat auch dieser Clairon-Wecken obszönen Anstrich vom Volke erhalten. „Sternwecken“ in Marburg ist ein rundes, mit einem aufgedrückten Sterne versehenes Brot (Rosensemmel?). (Gefällige Mitteilung von Exzellenz Frau von Stülpnagel †.) Der Marburger „Kreuzwecken“ (Fig. 80) ist eigentlich ein feineres Kreuzbrot, das in Marburg am 19. Nov. (St. Elisabeth) gebacken wird als Tagesgebäck. (Über Kreuzbrote siehe Ostergebäcke S. 14.) Der „Rosenweck“, welcher in Mainz, Würzburg, Aschaffenburg, Darmstadt etc. (Fig. 83. 51) üblich ist, ist eine Art Franzbrot oder Rosensemmel, welche in Nachahmung einer vielblätterigen Rosenblüte oben vielfach, sogar mit einer Scheere eingeschnitten ist. Die heilige Elisabeth, die fromme Landgräfin von Thüringen († 1231), in deren Schürze oder Korb das Armenbrot in Rosen sich verwandelte, ist nach Heidelofs Ehrenbuch auch Patronin der Weissbäcker (W. Hartmann 857. 868); auch das sog. Schneckengebäck, welches im Norden Goldwagen (gullvagn) heisst und welches wir schon in Z. d. V. f. VK. 1902, S. 392 besprochen haben (Hakenkreuz-Symbol), heisst angeblich „Rosenweck“ (Fig. 83) wegen der Rosetten-Spiralen. „Schlitz-Weck“ (ein Personenname) ist vermutlich ein gespaltener Wecken (Stolle, Stute, Klöwen); der Darmstädter „Wickel-Weck“ ist ein in Weckenform länglich gewickelter gebackener Teigstreifen.

Wir sehen also in Analogie zu den verschiedenen Weckennamen auch eine ebenso grosse Variation der Weckenformen auf germanischem Gebiete; auch die sog. Semmel teilt diese Vielseitigkeit.

---

1) Vergl. Forschungen und Mitteilungen z. Geschichte Tirols IV, 1907 S. 67.

Wir müssen nun noch auch die verschiedenen Zwecke, zu welchen diese Wecken hergestellt wurden und die wir z. T. schon im Obigen berührt hatten, besprechen.

Der alemannische „Brautwecken“ ist ein Hochzeitsbrot „Hochzeitwecken“, der an die Hochzeitgäste verteilt wird (Schw. A. f. VK. III, 235); wir kommen unten noch einmal auf diesen zurück.

Der bayer.-schwäbische „Spende- oder Spintwecken“ wird an kirchlichen Sterbe-Jahrestagen auf Kosten der Verwandten des Verstorbenen den zum Seelenopfer Gehenden als Spendebrot (Sippenmahl-Symbol) in Weckenform ausgeteilt (Schmeller II, 677); je wohlhabender der oder die Verstorbene war, desto grösser muss er sein (plenius inde recreantur mortui); meistens trägt dieser Spendewecken mehrfache Abteilungen (Loose). Der schwäbische „Geb- oder Schenkwecken“ ist ein von der Hochzeitmutter verschenkter Brautwecken (Hochzeitbuch 144), über den wir noch unten sprechen werden.

Der oberösterreichische „Paten-, Goden- (Doden-, Dauden-) Wecken“ ist ein Geschenk an die Patenkinder. In Egerland sind diese „Tuatwecken“ ringförmig und ein Geschenk des Goden- oder Tuaten-Herren auf Allerseelen (Oberlohma 127. 132); auch knaufförmige Patenwecken (Fig. 75) sind daselbst üblich (s. Egerland 1905, Nr. 3 und 4, S. 46, Fig. 2). Der mittelfränkische „Schulz-Wecken“ (s. u.) gehörte dem Dorfschulzen, wie dem schweizer Ammann das Ammannbrot. Der egerländische „Stadtwecken“ ist ein für die Wallfahrten in der Stadt käuflicher keilförmiger Wecken; der in Österreich ob der Ens übliche „Trauer-Wecken“ ist meist ein Zopfgebäck (sog. Strützel) (s. Archiv f. Anthropol. IV, 1906, S. 130 ff.), das jedem Trauergaste beim Herausgehen aus der Trauermesse als „Spendewecken“ übergeben wird (Scheible XII, 463). Das egerländische „Zunftsweckerl“ (Fig. 71) ist ein kleines längliches, weckenartig gestrecktes Zopfgebäck, ein Spendebrot, welches in Mies am Jahrestage des Todes eines Zunftmeisters dessen Witwe von der Zunft als eine andere Form des Totenmahles mit einem Krügel Bier und etwas Schinken gegeben wird (s. Egerland 1905, Nr. 3 und 4, S. 48, Fig. 14). Der in Vogelsberg bei Darmstadt üblich gewesene „Schafweck“ ist ein beim sog. Hausschlachten vor Weihnachten übliches Patenbrot (Darmstädter Tägl. Anzeiger 16. Dezember 1903, Nr. 295). Der vlämische „Spinne-Wecken“ ist ein am ersten Dienstag im September (kirchlicher Herbstbeginn) den Dienstboten in Roermond (Flandern) geschenkter Bisquit-Wecken von auffallender Grösse, den die weiblichen Spinnerinen beim Beginne der herbstlichen Spinnarbeit erhalten; da die Züge eines ausgesprochenen Seelenkultes dabei fehlen, der allerdings einen „Spendewecken“ erklären könnte, so ist es wie das ostpreussische Hahnchenbrot ein Spinnerinengeschenk (VK. XVII, 1905, S. 192) als Fruchtbarkeitsopfer-Symbol. Das Hahnchenbrot vertritt wahrscheinlich das

Opfer eines Hahns und wurde ehemals auch am Spinnabend mit Speck den Spinnerinen gegeben zur Belohnung, angeblich, weil die fleissigen Spinnerinen spinnen, bis der Hahn kräht" (Ernte-Hahn) (Elis. Lemke, Ostpreussen III, 66); es durfte nur in der Spinnpause so angeschnitten werden, dass jedes ein Stück erhielt und so der Fruchtbarkeitssegen jedem zuteil wurde. Der sog. „Sekundanten-Wecken" ist ein Spendebrot, das sich beim Traueramte der beim Chorgesange sekundierende Lehrer vom Sterbehause erholt (Gefällige Mitteilung des Herren Lehrers in Jachenau). Der „Binder- oder Antrager-Wecken" ist ein kleiner Laib (Rundstück), welchen die männlichen Garbenbinder und die weiblichen Ährenbüschelzuträger in der Schweiz in der Erntezeit erhalten (Staub 61; Rochholz, Drei Gaugöttinnen 167). Die St. Gallener „Kaffee-Wegglein" sind zum Frühstücke verwendete Milchbrötchen in verschiedener Form, meist Spaltgebäcke (Fig. 56).

Der bayerische „Mühlwecken" (1285) war eine Lehenabgabe der Mühlen (zu Reichenhall) in Form von länglichen Brotwecken (Schmeller II, 846); es gab auch ein durchlochtes Mühlbrot und einen eigenen Mühlkuchen. Die Gemeindemühlen hatten nicht selten das Seelenbrot der Sippe am Allerseelentage oder St. Michaelstage zu Spenden an Arme oder an den Kirchherren zu liefern (Mittenwald, Tölz). Zu Pestzeiten gehen (nach dem sächsischen Sagenbuche 567) die Mühlen von selbst. Von allen Früchten, die 1517 eine zinsende Mühle zu Babenhausen zu Mehl mahlte, wurde ein durchlochtes d. h. am Arme tragbares fausthohes Brot an den Vogt abgeliefert (Grimm DRA[4] I, 498. 138). Im Elsass gab es 1557 eigene Mühlkuchen (Gérard 178).

Der schwäbische „Gevatter-Weck" stellte (nach Birlinger S. II, 266) ein geripptes Hörnchen (?) dar und war ein Spendebrot der Taufpaten in Dillingen.

Der „Weisungs-Wecken" (Grabfeld) (Schmeller II, 1027) war ein Brotwecken, der der Herrschaft (Vogt, Schulze etc.) geweist wird" (ahd. wizôt eine ahd. Beichtformel lässt den Sünder bekennen: „daz ich siohero ni uuisôda", daz ich dem Siechen nie ein Weiset (Besuchsgeschenk) überbrachte (Rochholz, Wanderlegenden 122); weisen = offerre praesentia. Die „Heiden-Wecken" sind die schon oben S. 12ff. besprochenen Hêtwecken (nach Rochholz, Wanderleg. 58. Salzwecken??). Die schweizerischen „Hels-Wecken" (1494) sind ein Neujahrsgeschenk (Staub 131; Schweiz. Id. II, 1214). 1675: „strenas [=Handgift auf Neujahr s. Z. f. österr. VK. 1903, S. 185 frz. étrennes] quoque ultro citroque mittimus et Dulciariis [= süsses Konfekt] nos mutuo honoramus, quae nos vocamus Helserlein et Helsweggen" (Alemannia III, 184). Dieses Hälsen [= ahd. heilisôn = auguriari, Heil wünschen; auch die Dänen haben einen Julgruss oder Neujahrsgeschenk = jule-hilse] wurde bestätigt durch die Gabe eines feineren zwei Pfund schweren Brötchens aus feinem Weizenmehl,

Butter und Eiern an die Patenkinder auf Neujahr (Schw. Id. II, 1203). Der bayer. „Schnuller-Wecken“ ist ein zur Füllung des Kinderschnullers oder Lutschers verwendeter, aufgeriebener Schnullerprügel, d. h. ein stangenförmiges Milchweckchen, das selbst das Symbol der Zeugungskraft und Stärke vorstellen sollte (Fig. 14).

Am wichtigsten ist schliesslich die Zeit, in der der Wecken am häufigsten volksüblich auftritt. Wir haben in unseren bisherigen Veröffentlichungen schon diesbezüglich die Neujahrs- (Christfest), Nikolauszeit, Michaeliszeit, die Seelenkulttage als solche Zeitperioden kennen gelernt, in welchen das Weckengebäck allerdings unter den verschiedensten Formen auftritt; im Obigen haben wir schon die Erntezeit, die Hochzeit, das Wochenbett als solche Zeiten angetroffen. Da der Begriff des Weckens aber mit der oft wechselnden Form zusammengehalten sehr verschiedenartige Deutungen ergeben müsste, wenn wir die einzelnen Formen der als „Wecken“ bezeichneten Gebildbrote nicht vorher getrennt haben, so müsste erst die volksübliche Zeit seines Brauches mehr Klarheit ergeben können.

Der Seelenkult schuf „Seelen-, Seeler-Seel-Wecken“ „Totenwecken“, „Leichenwecken“ (mhd. Todtenbeck, Monum. Boic. X, p. 567; 1489 tôtenwegk (Schmeller II, 846. I, 632); in panibus funeralibus, qui Totenbeck appellantur (l. eod.) im Ansbachischen: „Leichenweck“ (Deutsche Gaue Heft 105/6, S. 61). Wir verweisen diesbezüglich auf unsere Veröffentlichungen „Gebildbrote bei Sterbefällen im Archiv f. Anthrop. VI, 1907, S. 103 und „Allerseelentagsgebäcke“ in Z. f. österr. VK. 1907 S. 19). Das uralte Weckenbrot übertrug seinen Namen „Wecken“ auf die verschiedenst geformten späteren Gebildbrote; die meisten stellen einen wirklichen Wecken mit Teilstrichen (Loos-chen) (s. Fig. 7) dar. Aus dem Namen allein lässt sich aber der volksübliche Spendezweck, der Symbolgedanke nicht feststellen; sicher aber ist es, dass der Wecken in seiner eigentlichen langen, doppelkeilförmigen Form auch ein ausgesprochenes Toten- oder Seelenbrot ist; damit erklärt es sich auch, dass der einfache, alte, keilförmige Wecken an allen mit Seelenkult verbundenen Neujahrstagen (Weihnachten, Martini, Ostern etc.) zu finden ist, ebenso an allen wirtschaftlichen Neujahrstagen; wir finden darum einen „Weihnachts- oder Christweck“ in Österreich und Bayern, Frankfurt, Elsass (s. Weihnachtsgebäcke in Z. f. österr. VK. 1905, XI, Suppl. III, S. 48). „Neujahrs-Gutjahr-Weck, -Wecken“ im Elsass, in der Schweiz, Pfalz, in Baden, Marburg etc. (s. Z. f. österr. VK. 1903, S. 185), siehe hier Fig. 69, „Michaelis-Wecken“ (s. Z. d. V. f. V. K. 1901. 197), siehe hier Fig. 6. „Klaus (Nikolaus-) Wecken“ s. Z. d. V. f. VK. 1902. S. 84 ff. namentlich im badischen Elztal und als Birnwecken auch in der Schweiz üblich (Meyer, Bad. Volksleben 33). „Martins-Wecken“ (Ansbach) ein Patengeschenk (Deutsche Gaue Heft 105/6, S. 46).

„Meinradi-Wecken“, s. A. f. Schweiz. VK. VI, 1902, S. 22ff., 25, am 21. Januar im Salzburger Kloster Nonsberg übliches längliches kleines Kümmel-Weckchen in Strützelform, welches von Einsiedeln in der Schweiz im 17. Jahrhundert nach diesem Kloster wanderte als Klosterbrauch (A. f. Schw. VK. 1900, IV, 2. 113) in der Mitwinterzeit nach dem Kalender (s. hier Fig. 9).

„Oster-, Pasch- (Posch-) Wecken“ s. Ostergebäcke in Z. f. österr. V. K. 1906, XII, Suppl. IV, S. 42ff. und Z. d. V. f. VK. 1902, 430) siehe hier Fig. 30, 73, 78; dazu gehören auch der oben schon erwähnte „Judaswecken“ (Böhmen) s. Ostergebäcke in Z. f. österr, V. K. 1906, Suppl. IV, S. 6 und der Marburger „Apostelwecken“ (s. Fig. 41) (l. eod. S. 43), die Allgäuer (Oster-) „Eierwecken“, der schwäbische „Semmelwecken“, der Nürnberger „Spulweck“ etc.

Das wirtschaftliche Neujahr mit dem Dienstbotenwechsel schuf im Hennebergischen und Thüringer Wald (Spiess I, 119; Z. d. V. f. VK. 1896, 16. 1905, 320) den „Scheideweck“ (Schäädweck) ein beim Abzuge des alten, bezw. Einzuge des neuen Gesindes unter diesem Namen bereitetes Mahl, das früher mit der Spendung eines Weckens verbunden war; dieser hat seine Analogie im bayerischen Schlänkellaib, tiroler Schlänkelkuchen, und in den Trollklössen in der Röhn (aus dem Weckenbrot hergestellt).

Solche wirtschaftliche Neujahre waren Lichtmess, Martini, Georgi, Michaeli etc.

Das neue Schuljahr hatte ebenfalls seinen eigenen Neujahrswecken in Baden als „Prüfungswecken“, der am Schlusse des alten Schuljahres bei der Prüfung als Gemeindebrot verteilt wurde an die Schulkinder, aber auch an Kinder, die nicht die Schule besuchten (Meyer, Bad. Volksleben 113) (s. Ostergebäcke S. 21, 32).

Auch am Gregoriustage in der Fastenzeit (12. März), der den Schluss des Winterschuljahres im christl. jüdischen Mondjahre machte, waren Weckenspenden in der Schweiz an die Schulkinder üblich. In den Baseler Jahrzeitbüchern kommen sogar bestimmte Stiftungen für den Gregoriustag als Servitut für das Baseler Schulhaus vor „pro cuneis sive cuneolis“ (Argovia III). Auch in Oberschwaningen (Mittelfranken) wurde der jährliche Pacht des sog. Schulackers zu Schulz-Wecken verwendet, die an die Schulkinder (am Donnerstag vor Weihnachten verteilt wurden (Südd. Landespost).

Als Vorläufer vor dem modernen Neujahr gibt die Zeit der Rauchnächte, in der der schwarzbraune „Rauchwecken“ in Oberbayern (Fig. 77) üblich ist, über diesen s. Z. d. V. f. VK. 1902, S. 431 und Z. f. österr. VK. 1902, S. 19. Schw. Arch. f. V. K. 1902, S. 26. OBVA. 42. Band p. 183. C. A. Regnet, „München in guter, alter Zeit“; es ist eigentlich ein Knaufgebäck in Weckenform, das erst nach dem Ausräuchern der

Wohnungen gegessen wird und zauberhafte Wirkungen hat; im Rauris (Tirol) gibt es dafür Rauchschnitten (Abschnitte des Rauchweckens).

Der „Pfingst-Wecken“ im Schwäbischen Schwarzwald ist ein Pfingstbrot in Weckenform (Birlinger S. II, 106), das sich die Kinder von ihrem Paten erholen (Meyer Bad. Volksleben 34); es ist nur ein zeitlich verlegtes Ostergebäck, das sich in den höheren Lagen des Schwarzwaldes die Taufpaten beim Götte oder Göttle anstatt des Osterhasen erholen, weil auf Ostern manchmal der Schnee noch zu hoch liegt (Birlinger S. II, 106. Meyer, Bad. Volksleben 34. 335. Hansjakob, Sonnige Tage 17ff.).

In Blumenhagen und Sindolfingen werden auf eine lange Baumstange „Semmelwecken“ aufgesteckt, eine Art simulacrum; sie bilden das Mal beim sog. Kantenreiten am ersten Pfingstage. Auch die Schwarzwälder Strützeln sind ein weckenförmiges Pfingstgebäck, das auch als „Schützenkuchen“ solche Stangen- oder Weckenform in Lippstadt annimmt (Fig. 11).

Bezüglich der übrigen mit einem Weckenbrote verbundenen Tage unterm Jahr wollen wir hier noch ergänzend anfügen:

Der 14. Oktober ist der vorletzte Tag des sog. Altweiber-Sommers; hier beginnt die unglückliche Burkharts- (Galli-) Woche, in der die elbischen Geister besonders tätig sind, welche die Wintersaat beeinflussen können; in dieser Zeit gibt es die keilförmigen, ungemein langen, mit zahlreichen Staffelfurchen gerippten „Burkhard-Wecken“ (Fig. 7), wie auch in der Frühlingssaat der Wecken ein häufiges Gebildbrot ist. Vergl. darüber Z. d. V. f. VK. 1901, 197. Z. f. rhein. u. westf. VK II, 158, auf welche Abhandlungen hier verwiesen sei, um schon Gedrucktes nicht mehr wiederholen zu müssen.

Der 11. November bringt im Ansbachischen den „Martins-Wecken“ (Deutsche Gaue, Heft 105/6, p. 46), dessen Schnitten als Martinsschnitten in Bayern üblich sind.

In der Fastnachtzeit macht sich schon das Weckengebäck bemerkbar. Einesteils tragen gerade die in der Fastnachtszeit üblichen heiss und nüchtern verzehrten Brote den Namen „Weggen“ (Hêtwecken s. o.); anderseits gibt es im Kreise Paderborn Reg.-Bez. Minden aus Weizenmehl gebackene „Fastnachtswecke“ (Z. d. V. f. rhein. u. westf. VK. IV, 15), über deren Form ich durch die Güte des Herrn Professor P. Sartori erfuhr, dass diese mehr Laib- als eigentliche Keilform haben.

Im Elsass gibt es am sog. geilen Montag (nach der Hauptfastnacht) den sog. „Hofkeil“, einen Obst- oder Schnitzwecken (E. W. I, 211), ein vermutlich mit der Bauzeit (Saat) des Hofgesindes zusammenhängender Birnwecken. Auch im Schwäbischen (Birlinger W. B. 38. 39. S. II, 38) gab es 1763 „Fastnachtwecken“, die aber auch keine eigentlichen Keilwecken sind, sondern aneinander gereihte Fastnachtküchel, die wie die

Hêtwecken heiss verzehrt werden. Die ndd. Hêtwecken der Fastnachtzeit sind, wie schon erwähnt, ebenfalls keine Wecken, sondern Laibchen oder Rundstücke (Dänemark, Fastelavnsbolle), die zur Löffelspeise (Brei) dienten. Ausser den Neujahrstagen ist der Wecken am häufigsten in der Pflug- und Saatzeit und in der Kreuzwoche (Flur- oder Eschgang (Hagelfeier). Den Anfang machen die am St. Georgstage (24. April) in München bis 1887 üblichen Weckerl, welche beim Georgi-Ritterfeste neben Fleisch und Getränke den Instrumententrägern als Gesinderecht verabreicht wurden. Bei der niederrheinischen Georgi-Bruderschaft (Kaland-Brüder) gab es 1755 „gekrüderte Schmandtkoken in Iseren „gebacken“, also ein Frühlingsgericht (Z. f. westfälische Geschichte 61. Band, S. 125).

Bei den Rheinfranken erhalten das Baugesinde, die Verwandten, der Pastor und der Bürgermeister den sog. „Bau-Wecken“ (Z. f. rhein. VK. II, 15), ein Weissbrot aus neuem Mehle zur Zeit der Frühlingssaat. In die Zeit der Aussaat oder Bauzeit fielen auch die schon öfters erwähnten altgriechischen Thesmophorien (Nilsson 320).

An den Bittagen der Kreuzwoche geht man auch in der Pfalz „mit den Kreuzern“; nach dem Gottesdienste erhalten die Kinder von den Eltern einen „Kreuzerweck“, der nur an diesem Tage vor der Kirche in grossen Körben feilgeboten wird und dann im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Schwarzbrote (Rundstück, Laib) einen neuen Genuss schafft (Grünenwald 40). In der Ulmer Gegend spielt dieselbe Rolle der sog. „Donnerstagswecken“ (Fig. 17), der früher nur an den Donnerstagen der Kreuzwoche[11]) verkauft wurde und auch „Luxuswecken“[12]) heisst; derselbe trägt meistens einen die rima vulvae andeutenden Spalt oder einen besonderen Knautz, Knutz, Schopf, Aufsatz. In der Röhngegend werden bei diesen Kreuz- oder Bittgängen, namentlich an den Donnerstagen der Kreuzwoche als Marktstück den Wallern die sog. „Wallwecken“ angeboten, die die Eltern ihren Kindern mitbringen. In der Schweinfurter Gegend hat dieser kipfelartig zugespitzte Wallweck die Form eines Spaltgebäckes (Maultasche) (Höhl 96). (Fig. 58).

Die Umgebung der Märtyrerkirchen gestaltete sich schon in der frühen christlichen Zeit zu einem Marktplatz, auf dem es oft lärmender zugegangen sein mag als auf den gewöhnlichen Jahrmärkten (Lucius 322). Märtyrerkulttage konnten sehr leicht lokale heidnische Festtage ersetzen. —

---

11) Vergl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube § 50. Golther 244. In der Schweiz fallen die meisten Märkte seit alter Zeit auf den Donnerstag.

12) Luxus hat auch erotische Bedeutung, s. Krankheitsnamenbuch S. 381, schon im 9. Jahrh. luxuria fantasia (Wasserschleben 517).

Auch in Oberbayern kaufen die Bittgänger in der Kreuzwoche die sog. „Weinbeerl-Wecken“ (Fig. 33). Die meisten städtischen Weckmärkte befinden sich an den von solchen Wallern heimgesuchten Kirchen und haben sich als solche noch lange erhalten, nachdem die Flurgänge längst abgekommen waren; sie stammten ja aus einer Zeit, in der noch Dorfbrauch auch innerhalb der Städte massgebend war (vgl. Heyne, D. H. A. II, 22). Ein eigentümlicher Brauch besteht in Eschbach (Baden), wo am Tage des h. Pankratius (13. Mai), der in die sog. Gangwoche fällt, die langgestreckten Wecken am Bildnisse des Heiligen (Stellvertreter eines heidnischen simulacrum?) gerieben und dann zu Haus den kranken Kindern als Kraft und Gesundheit übertragendes Heilmittel zu essen gegeben werden (Meyer, Bad. Volksleben 535). Ein Brotopfer an die Fruchtbarkeitsgeister stellt auch dar der Tiroler und altbayer. Brauch, lange Wecken oder Brotkörbe auf die Kreuzwege ins Freie zu stellen[13]) (Wuttke[3] p. 303). Das in Frankfurt a./M. „Pfaffenwecken“ (Fig. 44) benannte Maibrot entsprach der Sitte, durch die Geistlichkeit den Fruchtbarkeitssegen zu erflehen und letzterer dann den Dank in Gestalt von solchen Wecken zum Ausdrucke zu bringen. Dass bei den heidnischen Franken der Donnerstag im Mai speziell dem Donnar festlich gewidmet war, ergibt sich aus dem Sermo s. Eligii († 659): „nullus diem Jovis nec in majo nec ullo tempore in otio observet“ (Golther 244).

In die Mai- oder Hagelfeierzeit des Volksbrauches gehört der neunte Donnerstag nach Ostern oder Herrgotts-, Fronleichnamstag (1318 Corpus Christi Day), der in Oberfranken mit Hagelfeuer verbunden ist, und an dessen Vorabend in Obersteier die wilde Jagd umgeht, an dem, wie bekannt, durch die Fluren oder grasbestreuten Dorf- und Stadtgassen zwischen Antlassbirken das Corpus Christi getragen wird. Bei diesem Flurgange trat das Christentum gemäss einem heidnischen Brauche entgegen der im Indiculus pagan. (9. Jahrh.) caput. XXVIII de simulacro, quod per campos portant“ erwähnt ist. Saupe (Programm d. städt. Realgymn. Leipzig 1890/91 S. 32) und Pfannenschmid (Erntefeste 50) haben mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, dass man in Deutschland noch im 10. Jahrhundert heidnisch gefärbte Umgänge nicht nur in der Pfingstzeit, sondern überhaupt im Frühlinge und unter dem Schutze des Lenzfriedens durch die Felder abhielt, dass man dabei Opfer darbrachte und unter Vortragen eines verhüllten Götterbildes (oder Fruchtbarkeitssymboles[14]) prozessionsweise durch die Felder

13) Vergl. das Hinlegen von Opfergaben an die Wege für Hermes (Nilsson 391) und Hekate (Totengottheiten).

14) In Lavinium (im alten Latium) wurden im 4. Jahrh. während des ganzen Monats, welcher dem Liber Pater (s. Bacchus-Dionysios) geheiligt war, der Phallus als Symbol der Zeugungskraft und zur Abwehr des Saatunglückes von den Feldern auf allen Dörfern herumgetragen (Augustinus De civitate Dei VI, 9. 3).

zog, damit von der Gottheit, die jenes Bild vergegenwärtigte, Segen ausginge auf die Saat, Schutz vor Unwetter und Misswachs und vor allem Schaden durch böse Geister. Dazu gehörte wohl auch das Umtragen eines Phallus, der als Leonhardsnagel und Fruchtbarkeitssymbol von den Bauern um Inchenhofen noch im 17. und 18. Jahrhundert durch die Felder getragen wurde (s. Zentralblatt f. Anthropol. X, 1905, S. 77; Beiträge z. Anthropologie Bayerns IX, 1891, S. 114. Dieser Leonhardsnagel wurde auch als sog. Nagel (clavis)[15]) an Kirchorten verkauft (vergl. Schmeller II, 537. „imago verendorum virilium, quam imaginem laici solito vocabulo clavem solent appellare". Ein Prediger des 15. Jahrhunderts eiferte gegen den Verkauf und Kauf solcher Phallusbilder: „in locis sacris et tempore dedicationum: Si non prohibebitur talis venditio et emptio, timendum est, quod in confusionem et poenam mulierum, quae jam longo tempore virorum virilia emerunt, adhuc vendentur publice verenda mulierum"). Was hier als Nagel verkauft wurde, erhielt sich an anderen Orten als Phallus-Symbol σχῆμα ἀνδρῶν in Teigform; Liebrecht (Zur Volkskunde 438) führt eine diesbezügliche Sitte aus Frankreich an: „A similar practice existed at S. Jean d'Angély, where small cakes, made in the form of a phallus and called fateaux [= fatalia, fato destinata], were carried in the procession of the Tête-Dieu or Corpus Christi". (In der Nähe von Rouen kam am 11. Februar der Hirte, auch Burschen und Mädchen in der Kapelle der h. Veronika zusammen und trugen in der Hand Gebäcke in Form eines Phallus mit zwei Testikeln, in welchem Ilex-Zweige steckten (Centralbl. f. Anthropol. 1906, S. 17—19); vergl. auch Augustinus De Civit. Dei VI. 9. 3, und Ostergebäcke S. 50, Anm.).

Am h. Dreifaltigkeitssonntag, der noch in die Zeit der Hagelfeier fällt, werden in Waldeck an dem Prozessionstage besondere Wecken zum Verkaufe gebracht an die Bittgänger (Z. d. V. f. rhein. VK. 1907, S. 259). Kurzum, es liegt sehr nahe, in dem an Kreuzgangtagen sehr häufigen Weckengebäck ein Fruchtbarkeits- (Phallus-) Symbol in Teig zu suchen, das die Waller und Flurgänger auf den Weckmärkten als Kraft- und Fruchtbarkeitssegen vermittelndes Kultgebäck kauften und als Marktwecken ihren Kindern mitbrachten.

Im schwäbischen Allgäu gibt es sog. „Herrles-Michel", d. h. Michelsbrote für den Herrgottstag, spitze Wecken, die der Meichelbäck oder Michelbäck sonst für den Michaelstag herstellte, und die zum Unterschiede vom eigentlichen Michelsbrot an diesem Tage Herrles-Michel heissen und an Patenkinder verschenkt werden (Reiser II, 721).

Von da ab treten die „Wecken" sehr zurück bis zumErnteschlusse;

15) Vergl. ags. cæg; engl. key = Schlüssel, ehemals keilförmiger Kolben nagel (Keil) aus Holz, der die Torwandbretter verschloss.

zuerst kommen dann am ersten Dienstag im September die schon erwähnten „Spinne-Wecken“ (Herbstzeitbeginn nach dem Kirchenkalender), die „Semmel-Wecken“ bei der Erntefeier und dann der „Michaels-Wecken“ nach der Erntezeit.

Das Neujahr bringt wieder Weckenbrote. — Die Annahme, dass der Wecken ein Fruchtbarkeitssymbol sein könnte, würde auch bestätigt werden durch sein Auftreten auf Hochzeiten und Geburts- (Wochenbetts-) Festen.

Bei deutschen Bauernhochzeiten, am Ende des 18. Jahrhunderts, welche mit Vorliebe an Donnerstagen abgehalten wurden „Donnerstagheirat — Glücksheirat“ (Wuttke[3] 570) wurde das Hochzeitbrot „in Manneslänge“, also als langer Brautwecken dem Brautwagen nachgefahren (Weinhold, Deutsche Frauen 249, Schw. A. f. VK. III, 235 Argovia 1861, 31). In einigen Gegenden der westlichen Steiermark ist es Sitte, dass die Hochzeitsgäste während des Mahls einen strützelförmigen Weissbrotwecken, so gross und so lang als er überhaupt in den Backofen hineingebracht werden kann (also als deutliches Fruchtbarkeitszeichen), und der an seinen beiden Enden in der Form von erigierten Knautzen ausläuft, dem Brautpaare anbieten; dieser strotzende Wecken heisst „Strützel“; er wird in so viele Teile geschnitten, als Gäste anwesend sind, und jeder nimmt seinen Anteil mit nach Hause (als Fruchtbarkeits-Segen-Anteil) (Z. f. österr. VK. 1897, S. 2921); das Gebäck wird während des Mahles in weisse Tücher gehüllt (vergl. oben Hüllwecken S. 13 und Fronleichnam S. 28) und wie eine Opfergabe von einem Manne herumgetragen. Vergl. auch den Färingerschen „Drunnur“, einen aufgeputzten Lämmerschwanz, der unter Reimgesang von Hochzeitsgast zu Hochzeitsgast wandert, Globus 81. Band. S. 263; ferner den norwegischen „Völsi“ (Z. d. V. f. VK. 1903, 129), und den sächsischen „Reh-Schwanz“ (l. eod.) (A. f. Relig.-W. VII, 126), die alle ein Phallussymbol darstellen. Das öffentliche Herumtragen des Phallus (Phallophorien) bei Hochzeitgelagen mit Absingen von Liedern bildete bei den Griechen und Römern den gewöhnlichen Teil der Feierlichkeit. An Stelle des sicher auch bei den Germanen üblichen Phallussymbols (conf. „Tertius est Fricco, pacem voluptatemque largiens mortalibus, cujus etiam simulacrum fingunt ingenti priapo; si nuptiae celebrandae sunt, sacrificia offerunt Fricconi“ Grimm, D. M.[2] 193) traten in christlichen Zeiten solche Wecken als hochzeitliches simulacrum, welches auch die Römer bei Hochzeiten hatten (Petronius 60). In Velburg (Oberpfalz) bringt der Taufpate oder ein Verwandter der Braut einen 1 m langen, 10 cm hohen und $^1/_3$ m breiten „Spiesswecken“ von feinstem Mehl mit Flittergold verziert und mit brennenden Lichtern besteckt (also deutlich als Hochzeitsopfer) für die Gäste, die ihn zerschneiden und als Anteil am Fruchtbarkeitssegen mit nach Hause nehmen; was übrig

bleibt, gehört dem Brautpaare; vor Allem aber muss die Braut oder junge Frau „zur Bewahrung der Nachbarschaft“ (Nachkommenschaft?) davon etwas essen (Hochzeitsbuch 133) (s. auch oben S. 6). Teile dieses „Brautweckens“ verteilt auch die Braut beim Hochzeitszuge in der Schweiz (Schw. A. f. VK. III, 235. Z. d. V. f. VK. 1895, 389; Alemannia 1881, 220). Zu Bettringen (Schwaben) und auch am Schwarzwald gibt die Hochzeiterin jedem Gaste den „Hochzeitwecken“ als Gegenleistung für das entrichtete Mahlgeld (Hochzeitsbuch 143), je nach diesem verschieden gross. Diese Teile des Hochzeitsweckens sind als Libationen an die Geschlechtsgottheit aufzufassen (Mogk 93), sie heissen auch „Geb- oder Schenkwecken“, mit ihrer Verteilung geht ein Teil des Fruchtbarkeitssegens auf die Empfänger über. Auch im badischen Hettingen verteilt die Braut das Hochzeitsbrot in Gestalt eines Weckens an die Schuljugend (Meyer, Bad. Volksleben 242) und in Tuttlingen wird den nächsten Anverwandten von dem Hochzeitstage ein mürber „Wecken“ ins Haus geschickt (H. B. 143). Überhaupt ist der „Wecken“ nirgends so häufig zu finden als bei Hochzeiten, für welche der Donnerstag ein beliebter Tag war (Wuttke § 70) und in der Zeit des Eschganges durch die Fluren, deren Fruchtbarkeit man durch das „simulacrum, quod per campos portant“ besonders am „Donnerstag“ erreichen wollte. In Mühlhausen (Thüringen) ist das Hochzeitsbrötchen der sog. „Michelswecken“, ein langgestrecktes keilförmiges Gebildbrot. Dass dieser verteilbare Wecken öfters einen besonders erigierten Knautz (Lachknaust, Lacheknust) oder Lachknapp (Dortmund) (Z. f. rhein. V. K. 1906, 52) als demonstratio ad oculos trägt, haben wir schon erwähnt. Im Voigtlande heisst dieser Wecken (1661) auch „Freuden-Weckel“ („Freuden-Weigele“) er wurde wie der Lachknust bei sog. Kaffee-Hochzeiten verzehrt (aber auch beim Kindbett- und Taufschmause). Wie bei der Hochzeit, so spielen auch bei der Geburtsfeier die „Wecken“ eine grosse Rolle; denn die Kindbettbrote sind meist auffallend lang geformt. So ist auch der „Gevatterwecken“, deren 16—18 in einer Reihe mit zwei Pfd. Rindfleisch (Fleischstück) zusammenden sog. „Gevatterschwanz“ bilden, welchen Götle und Gotel acht Tage nach der Taufe der Wöchnerin schicken (Birlinger II, 236. Meyer, Bad. Volksleben 30, 391) ein solches Fruchtbarkeitsopfer. Wenn die Gevatterin mit einem Huhn unterm Arm bei der Egerländer Taufe erschien, so erhielt sie ein reich mit Mandeln und Rosinen verziertes Schweinsschwänzchen (A. John, Sitten 218). Die beim bayerischen Flurgange üblichen „Weinbeerl-Wecken“ (Fig. 33) sind dort auch ein Weisungswecken an die Wöchnerin; in Baden erhält die Hebamme das gröbere „Batzenweckl“ (Meyer, Bad. Volksleben 30), während die „Eierweckl“ zur Kindbetterinnensuppe verwendet werden als eine Art Nornengrütze. Der niederösterreichische „Sechswochen-Wecken“ (Fig 68) ist ein Knaufgebäck ähnlich dem norddeutschen Kindsfuss, welches dort auch

„Krotten“ genannt u. der Sechswöchnerin ins Kindbett geweist wird (D. Frischauf); er erinnert im Brauche an das griech. τεσσαρα-κόστιον (Welcker, Kl. Schriften III, 199) = 40 Tage-)Opfer der Wöchnerin; mit dem erwähnten „Sechswochen-Wecken“ wird ein Rindsopfer (Schienbein oder Kalbshaxe in Teigform als Teil fürs Ganze) substituiert.

In Obersteiermark schicken die Verwandten der Wöchnerin einen grösseren 5—10 Gulden wertigen „Semmelwecken“, der „Ochs“ genannt wird; die Verbindung des Weckens mit dem Substitute eines tierischen Opfers ist hier vielleicht gegeben.

Um nun zum Abschlusse zu gelangen, so ist noch einmal zusammenzufassen:

Der Wecken (Keil, Nagel, Kolben, Prügel, Strützel) ist ein germanisches Gebildbrot, das sich als bäuerlich-ländliches Festgebäck besonders an die ländlichen Marktzeiten (Donnerstag im Mai, Eschgang, Hagelfeier), sowie an die Hochzeit und das Wochenbett knüpft, also als Geschlechts- oder Fruchtbarkeitssymbol zu deuten ist, das nach seiner häufigsten und eigentlichen Form phallischer Art und dessen manchmal zu findende Umwandlung in ein Spaltgebäck mit αἰδοῖον γυναικεῖον nur eine spätere Anlehnung der Form an jenen ursprünglicheren Volksgedanken sein dürfte.

Literatur.

Alemannia, Zeitschr. f. Sprache, Literatur u. Volkskunde des Oberrheins v. A. Birlinger u. F. Pfaff (Bonn).

Archiv f. Religionswissenschaft (Heidelberg).

— f. Anthropologie (Braunschweig).

Argovia, Jahreschr. d. hist. Ges. d. Kantons Aargau (Aargau).

Askenasy, M., Die Frankfurter Mundart u. ihre Literatur 1904 (Frankfurt a./M.).

Bavaria, Landes- und Volkskunde d. Kgr. Bayern 1860—1867.

Beiträge z. Anthropologie Bayerns (München).

Berlepsch, Chronik d. Gewerke (St. Gallen).

Birlinger, A., Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Sitten u. Gebräuche I. II. 1874 (Wiesbaden).

— Schwäbisch-Augsburgisches Wörterb. (1864) (München).

Brueyrius Compegius, J., De re cibaria libri XXII (Lugdunum).

Büsching, Wöchentliche Nachrichten f. Freunde d. Geschichte (Breslau).

Centralblatt f. Anthropologie v. D. Buschan (Braunschweig).

Daehnert, H., Plattdeutsches Wörterbuch 1781 (Stralsund).

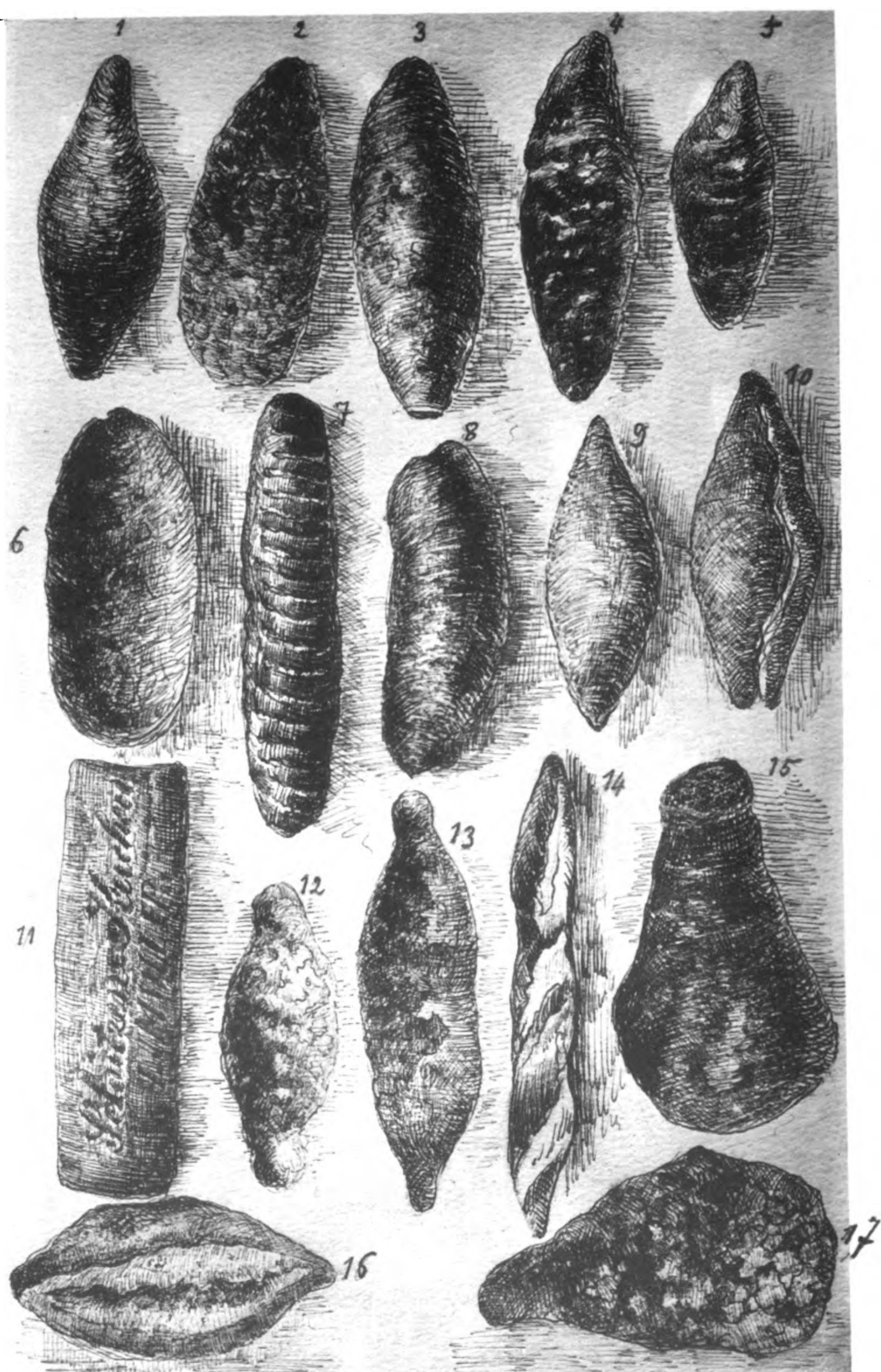
Deutsche Gaue von Kurat Frank (Kaufbeuern).
D. I. = Diefenbach, L., Glossarium lat.-germ. 1857 (Frankfurt).
D. II. = Diefenbach, L., Novum Glossarium lat.-germ. 1867 (Frankf.).
Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis.
E. W., Elsässisches Wörterbuch v. E. Martin u. H. Lienhart (Strassburg).
Egerland, Unser; Blätter f. Egerländer Volkskunde v. Alois John (Eger).
Fischer-Benzon, Gartenflora.
Frommann, K., Die deutschen Mundarten, Vierteljahrschr. (Nördlingen).
Gérard, L'ancienne Alsace à table (1862) (Colmar).
Germania, Vierteljahrschr. f. deutsche Altertumskunde von Pfeiffer.
Globus, Illustr. Zeitschr. f. Länder- und Völkerkunde (Braunschweig).
Golther, Handbuch d. germ. Mythologie 1895.
Grimm, DM. Deutsche Mythologie.
— DRA[4] Deutsche Rechtsaltertümer 1899.
Grünnenwald, L., Ein pfälzischer Bauernkalender 1896 (Speier).
Hartmann, W., Theorie und Praxis der Bäckerei 1901 (Berlin).
Hazlitt, W., Carew, Faith and Folklore Dictionary I. II. London 1905.
Heyne, M., Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer 1901 (Leipzig).
H. B. Hochzeitsbuch v. Ida v. Düringsfeld u. O. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld 1871 (Leipzig).
Höfler, M., Ostergebäcke in Suppl. IV, Band XII, 1906 der Zeitschr. f. österr. Volkskunde.
— Weihnachtsgebäcke in Suppl. III, Band XI, 1905 der Zeitschr. f. österr. Volkskunde.
— Bretzelgebäck in Archiv f. Anthropologie III (1904), S. 94 ff.
— Neujahrsgebäcke in Zeitschr. f. österr. Volkskunde IX, 1903, S. 184 ff.
— Das Haaropfer in Teigform in Archiv f. Anthropologie IV, S. 130 ff.
John, A., Sitte, Brauch und Volksglauben in Deutsch-Westböhmen Prag 1905.
Kluge, F., Etymolog. Wörterbuch d. deutschen Sp.[6] 1899 (Strassburg).
Köhler, J. A. E., Volksbrauch im Voigtlande 1867 (Leipzig).
Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1868 (Frankfurt a./M.).
Kühnau, D. R., Die Bedeutung d. Backens und Brotes im Dämonenglauben d. deutschen Volkes. Beilage z. Jahresb. d. Gymn. zu Patschkau 1900.
— Die Bedeutung d. Brotes in Haus und Familie in Mitteilungen d. Schlesischen Gesellsch. f. Volkskunde VIII, 1901, N. 2, S. 28 ff.
Kuhn, Märkische Sagen.
Lemke, Elisabeth, Volkstümliches aus Ostpreussen Band I—III 1899 (Königsberg).
Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 (Heilbronn).
Lobeck, Chr. A., Aglaophamus, Regimontii Pruss. MDCCCXXIX.
Mannhardt, W., Wald- u. Feldkulte 1904 (Berlin).
Marco Polo, Die Reisen d. Venezianers M. P. v. D. Lemke (Hamburg) (1907).
Meyer, El. H., Badisches Volksleben im 19. Jahrh. 1900 (Strassburg).
Mogk, E., Germanische Mythologie 1898 (Strassburg).
Nilsson, M. O., Griechische Feste 1906 (Leipzig).
OBVA., Oberbayer. histor. Vereins-Archiv.
Oberlohma, Beschreibung eines Dorfes von A. John.
Pfannenschmid, D. H., Germanische Erntefeste 1878 (Hannover).

Quitzmann, Religion der Bajuwaren.
Reinsberg-Düringsfeld, O., Das festliche Jahr 1863 (Leipzig).
Reiser, Sagen, Sitten u. Gebräuche d. Allgäus 1895—97.
Rochholz, E. L., Deutscher Glaube u. Brauch I. II 1867 (Berlin).
— Drei Gaugöttinen 1870 (Leipzig).
— Wanderlegenden aus d. oberdeutschen Pestzeit 1887 (Aarau).
Sagenbuch des Königreichs Sachsen von Dr. A. Meiche 1903 (Leipzig).
Sartori, Die Speisung d. Toten in Jahresb. üb. d. Schuljahr 1902/3 d. Gymn. Dortmund 1903.
Scheible, J., Das Kloster Weltlich u. Geistlich (Stuttgart).
Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch (Bremen 1872).
Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterbuch[2] 1872—77.
Schmidt, J. P., Geschichtsmässige Untersuchung d. Fastelabendsgebräuche in Deutschland[2] 1752 (Rostock).
Schoepf, J. M., Tirolisches Idiotikon 1861 (Innsbruck).
Schweizerisches Idiotikon von F. Staub und L. Tobler 1885 (Frauenfeld).
Schweizerisches Archiv f. Volkskunde (Zürich).
Seyler, G. A., Berufswappen 1898 (Nürnberg).
Söhns, T., Unsere Pflanzen[3] Pflanzensymbolik 1904 (Leipzig).
Spiess, B., I. Volkstümliches a. d. Fränk.-Hennebergischen 1869 (Wien).
— II. Beiträge v. Henneberg Idiotikon 1881 (Wien).
Staub, F., Das Brot im Spiegel schweizer.-deutscher Volkssprache u. Sitte 1868 (Leipzig).
Steinmeyer u. Sievers, Althochdeutsche Glossen 1879—98 (Berlin).
Der Urquell, Monatsschrift f. Volkskunde v. Dr. F. S. Krauss.
VK. = Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore (Gent).
Wackernagel, Altdeutsches Wörterbuch[5] 1878 (Basel).
Weber, Gastronomische Bilder[2] 1891 (Leipzig).
Woeste, Wörterbuch d. westfäl. Mundart 1882 (Leipzig),
Wolf, J. W., Beiträge z. deutschen Mythologie (Göttingen).
Wuttke, Volksaberglaube[3] (Berlin).
Z. d. V. f. VK. = Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde (Weinhold) (Berlin).
Z. f. ö. VK. = Zeitschrift f. österr. Volkskunde (Wien).
Z. d. V. f. rh. VK., Zeitschrift des Vereins für rheinische u. westfälische Volkskunde (Elberfeld).
Zeitschrift des bergischen Geschichts-Vereins.
Zukunft v. Maximilian Harden (Berlin).

Figurenerläuterung.

Tafel I.

Fig. 1. Wecken aus Krumau (Böhmen); ebenso aus Niederösterreich.
Fig. 2. Wecken aus Altbayern.
Fig. 3. Kipfl aus Hersbruck (Franken); Salzkipfl aus Krumbach (Schwaben).


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

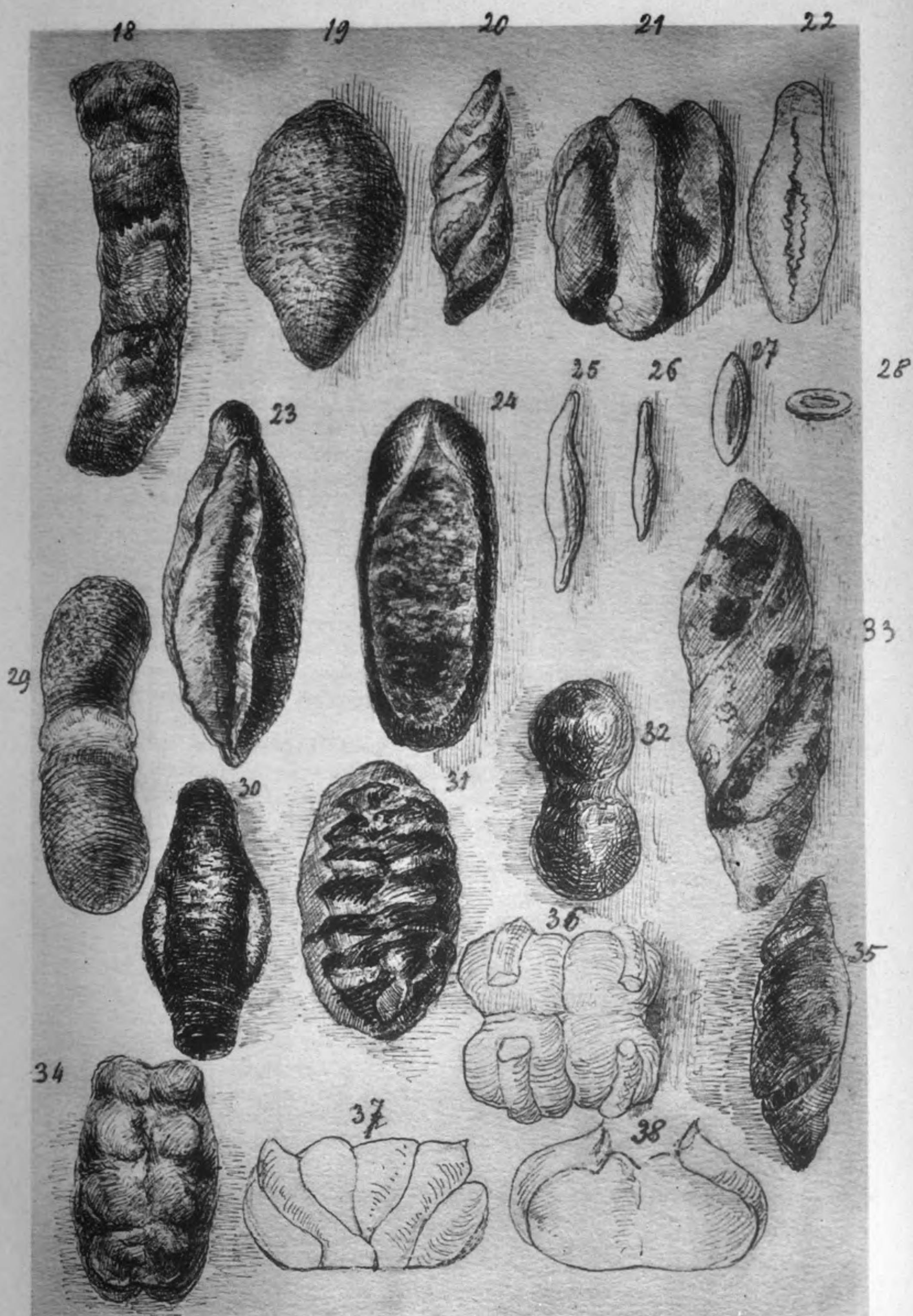

18
19
20
21
22
25
26
27
28
23
24
29
33
32
30
31
36
35
34
37
38

Fig. 4. Wecken aus Gossensass (Tirol).
Fig. 5. Pollweck aus Strassburg i./E.
Fig. 6. Kümmelweck aus Frankfurt a./M.; Michaelisweck aus Mühlhausen (Thüringen), auch Hochzeitbrötchen genannt.
Fig. 7. Burkhardsweck ($1^1/_2$ m lang) oder sog. Zwick aus Meiningen.
Fig. 8. Weckl aus Altbayern.
Fig. 9. Riemisch Weckl aus München, Riemischbrot aus Ansbach, Wecken aus Salzburg, Meinradi-Wecken am Nonsberg b. Salzburg.
Fig. 10. Spitzweckl aus Altbayern. Weckerl aus Höchstädt a./M.
Fig. 11. Schützenkuchen aus Lippstadt (23 cm lang, 6 cm breit, 5 cm hoch).
Fig. 12. Speckweckli aus der Schweiz; Schinkenbrötli aus Zürich; Kipfel aus Ansbach.
Fig. 13. Timpenstuten aus Lüneburg.
Fig. 14. Schnullerweckl aus Altbayern; Schnullerprügel aus Kraiburg (Oberbayern); Seelenprügel aus Württemberg.
Fig. 15. Schmalkaldener Wasserweck (Lüneburg).
Fig. 16. Pollaweck aus Deutschböhmen.
Fig. 17. Donnerstagswecken oder Luxuswecken aus Ulm (12 cm lang, 8 cm breit, 7 cm hoch).

Tafel II.

Fig. 18. Birnweckli aus Luzern.
Fig. 19. Stölla (Stollen) aus Bad Steben, Batzenweckl aus München, Gensdarm aus München, Wecken aus Salzburg, Kaffeeweckli aus Luzern.
Fig. 20. Salzwecken aus Salzburg, Mexikaner aus Salzburg, Kartoffelkipfel aus Hersbruck.
Fig. 21. Spitzweckla aus Nürnberg.
Fig. 22. Weckenform im Wappen der Würzburger Bäckerzunft (1770), der Bäcker von Hannover und im Ofenwappen eines Bäckers zu Buhlach i. d. Schweiz (1674) (Gefällige Mitteilung von Herrn Professor Hoffmann-Krayer).
Fig. 23. Kipfl aus Ingolstadt und Lindau. Pollweck aus Deutschböhmen. Spitzweckl aus Altbayern. Spulweckla aus Nürnberg, auch Spülein genannt. Weckl aus Höchstädt a./A. Pandur, Landwehrer, Täpp aus Egern, Landsknecht aus Luzern.
Fig. 24. Butterweck aus Dahlbruch im Siegerland.
Fig. 25. Weckenform aus dem Wappen der Bäckerzunft zu Basel (Seyler p. 53, Tafel 63, N. 6).
Fig. 26. Weckenform aus dem Wappen der Bäckerzunft zu Drossen (1612) (Seyler, p. 53, Tafel 63, Nr. 7).
Fig. 27. Weckenform aus dem Zunftwappen der Bäcker zu Schwäbisch-Hall, Spulwecklein, Spülein, navette (Seyler, p. 54, Tafel 65, N. 3).
Fig. 28. Weckenform aus dem Wappen der Bäckerzunft zu Speier (1327) (Seyler, p. 53, Tafel 62, N. 12).
Fig. 29. Wasserweck aus Miltenberg (U.Franken), Semmel aus Höchstädt a./A.
Fig. 30. Poschweck aus Aachen.
Fig. 31. Stutweck aus Cöln.

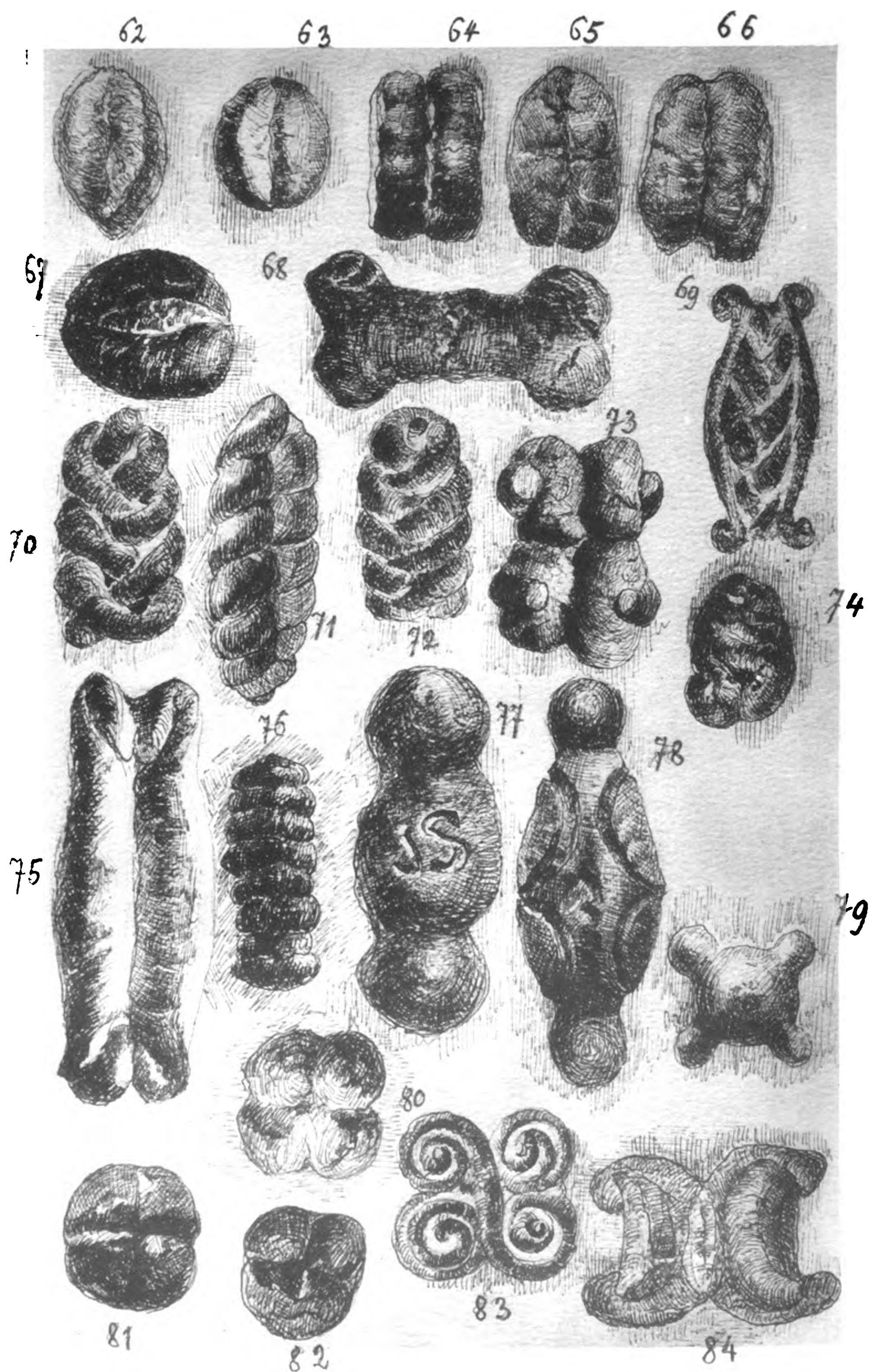
Fig. 32. Wasserweck aus Wiesbaden, Paarweck aus Mainz, Schösschen aus Koblenz, Stützler aus Halberstadt; Stützel aus Quedlinburg.
Fig. 33. Weinbeerlwecken aus Oberbayern.
Fig. 34. Stutzweck aus Aschaffenburg, Rosenbrötchen aus Bonn.
Fig. 35. Salzstängl aus Memmingen.
Fig. 36. Pollweck aus dem Schwarzwald, von oben.
Fig. 37. Pollweck aus dem Schwarzwald, längsseitig.
Fig. 38. Pollweck aus dem Schwarzwald, schmalseitig (nach v. Schulenburg).

Tafel III.

Fig. 39. Weckli aus Zürich.
Fig. 40. Stutzweck aus Biberach (zopfförmig).
Fig. 41. Apostelwecken aus Marburg.
Fig. 42. Zuckerwecken aus Teschen (Österreich-Schlesien).
Fig. 43. Weck aus Schweinfurt (34 cm lang, 9 cm breit, 6 cm dick).
Fig. 44. Pfaffenbrötchen aus Frankfurt a./M.
Fig. 45. Geschöpfter Weck aus Krumbach (Schwaben).
Fig. 46. Weckenform mit dem Wappen der Bäckersfamilie Gerlinker in Zürich (1699) (Gefällige Mitteilung des Herren Prof. E. R. Stückelberg).
Fig. 47. Kaffeeweckli aus St. Gallen.
Fig. 48. Genetzter Weck aus Biberach (Württemberg).
Fig. 49. Kaffeeweckli aus St. Gallen, sog. Buonapartl.
Fig. 50. Stuttgarter Weck aus Ulm (Kreuzbrot) (10 cm lang, 8 cm breit, 5 cm dick).
Fig. 51. Rosensemmel aus Stettin, Salzweckli aus St. Gallen, Salzweck aus Ehingen (Württemberg), Mohnsemmel aus Dillingen, Salzbrötchen aus Berlin, Laugenweck aus Ulm, Mundsemmel aus Wien, Kaiserbrot aus Magdeburg.
Fig. 52. Hêtwecken aus Husum (Schleswig); Wasserweck aus Aschaffenburg.
Fig. 53. Genetzter Weck aus Ehingen (Württemberg).
Fig. 54. Hedwichen (Hêtwecken) aus Fehmarn.
Fig. 55. Sü-(sous-) Weckl aus Baden; Weck aus Dillingen.
Fig. 56. Kaffeeweckli aus St. Gallen.
Fig. 57. Kipfel aus Ansbach.
Fig. 58. Wallweck aus Unterfranken (21 cm lang, 7 cm breit).
Fig. 59. Eierweck aus Dillingen und Altbàyern.
Fig. 60. Eierweck aus Frankfurt a./M., Kaiserweckl aus Wien.
Fig. 61. Milchweck aus Strassburg, Milchbrötchen aus Bonn, Sous-Laibl aus Strassburg, Berliner Weckl.

Tafel IV.

Fig. 62. Clairon-Wecken aus Ansbach.
Fig. 63. Poliner Wecken aus Krumau (Böhmen); Milchweckl aus Hersbruck.
Fig. 64. Reihenweck aus Dahlbruch (Siegerland).
Fig. 65. Butterweck aus Strassburg.
Fig. 66. Brotweck aus Strassburg.
Fig. 67. Weckla aus Bad Steben.


62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84

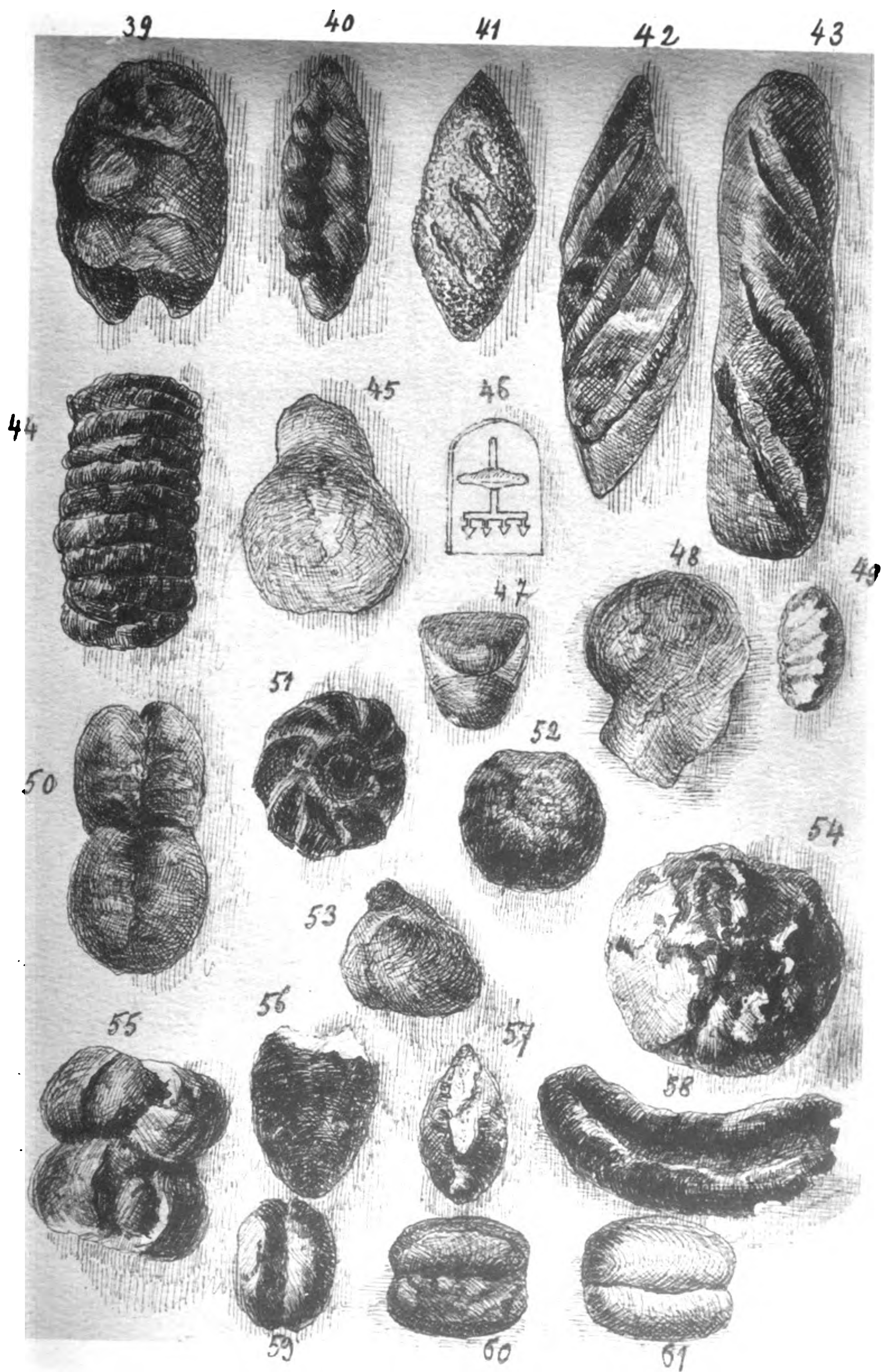

39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61

Fig. 68. Sechswochenweck aus Niederösterreich.
Fig. 69. Neujahrswecken aus Marburg.
Fig. 70. Spitzweckla aus Hersbruck.
Fig. 71. Zunftweckl aus dem Egerland.
Fig. 72. Spitzweckla aus Nürnberg, sog. Berches.
Fig. 73. Pollweck aus Baden-Baden, auch Osterwolf sonst genannt.
Fig. 74. Rosenweck aus Mainz.
Fig. 75. Doden- (Paten-) Weck aus Eger.
Fig. 76. Kümmelweck aus Frankfurt a./M.
Fig. 77. Rauchwecken aus Berchtesgaden.
Fig. 78. Osterweck aus Niederbrombach (Birkenfeld).
Fig. 79. Heisswecken aus Braunschweig.
Fig. 80. Kreuzwecken aus Marburg.
Fig. 81. Kreuzweck aus Aschaffenburg.
Fig. 82. Wasserweggli aus Luzern.
Fig. 83. Rosenweck aus Marburg.
Fig. 84. Wasserburger Weckl aus München; sog. Wasserburger oder Wasserburger Kipfl.

Sechs Briefe Lavaters an den Pfarrer Mertens in Osnabrück.

Mitgeteilt von

Albrecht Wagner in Halle a./S.

Die Briefe Lavaters, die ich hier veröffentliche, stammen aus demjenigen Teile des B. R. Abekenschen Nachlasses, den ich seinerzeit in London aufgefunden habe, und der sich im Besitz des Grosskaufmanns Herrn Friedrich Broicher in London befindet[1]). Über den Inhalt der sehr reichhaltigen Brief- und Autographensammlung habe ich in der Zeitschrift Euphorion Bd. XII, S. 436 Auskunft gegeben.

Aus dieser Sammlung habe ich bereits bisher Ungedrucktes veröffentlicht: in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1905 Nr. 74 und 75 (Sieben Briefe des Kanzlers von Müller an Abeken), ferner im 12. Bande des Euphorion S. 435 ff. (Aus B. R. Abekens Nachlass, Briefe die Familie Schillers betreffend), dann im 13. Bande derselben Zeitschrift S. 491 f. (Ein Brief Lichtenbergs an Marie Dietermann) und endlich im 14. Bande des Euphorion S. 260 ff. ('Acht Briefe an Göckingk', von Boie, Gotter, Voss, J. G. Jacobi und Gleim).

Die sechs Briefe Lavaters umfassen die Zeit vom 16. April 1800 bis zum 10. Dezember 1800, stammen also aus den letzten zehn Monaten seines Lebens. Sie sind sämtlich an den Pfarrer Mertens in Osnabrück gerichtet. Wie Abeken in den Besitz derselben kam, erklärt sich unschwer aus dem Umstande, dass er im Jahre 1815 von Rudolstadt als Konrektor an das Ratsgymnasium seiner Vaterstadt Osnabrück übersiedelte, wo er 1841 nach Fortlages Tode Direktor wurde und 1866

---

1) Ein zweiter Teil dieses Nachlasses ist vor einigen Jahren von Direktor Dr. Adolf Heuermann in Osnabrück, einem Neffen Abekens, herausgegeben in dessen Buche: Goethe in meinem Leben, Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken, nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit, aus Abekens Nachlass, Weimar 1904.

Ein dritter Teil endlich befindet sich, wie mir Suphan freundlichst mitteilt, als Geschenk der Frau von Olfers im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

starb. Er mag als eifriger Autographensammler im Laufe der Zeit von dem Vorhandensein der Briefe in seiner nächsten Nähe erfahren haben. Vielleicht hat er sie erworben, vielleicht auch wurden sie ihm geschenkt. Eine darauf bezügliche Notiz Abekens, wie sie sich sonst gelegentlich auf seinen handschriftlichen Schätzen findet, fehlt.

Bei den Originalbriefen befindet sich nun ein Manuskript Abekens, bestehend aus neun eng beschriebenen Seiten, aus welchem hervorgeht, dass dieser beabsichtigte, die Briefe zu veröffentlichen. Das Manuskript enthält zunächst eine kurze Einleitung, dann folgen ziemlich umfangreiche Auszüge aus den Briefen. Der Name Mertens ist nicht genannt. Auf S. 9 bricht die Handschrift ab. Wir haben also das Fragment eines Abekenschen Aufsatzes über Lavater vor uns, der unvollendet geblieben ist.

Ich lasse die kurze Einleitung Abekens hier folgen, weil sie die Briefe gut charakterisiert. 'Man hat oft bemerkt: Bei nahendem Tode offenbart sich, was im Menschen ist. So war's bei Lavater. Seine Schwärmereien, sein Streben Raum für sie zu gewinnen, seine Schwächen und Eitelkeiten treten in Schatten vor dem Licht der Liebe, das in den letzten Jahren, Tagen und Stunden so herrlich leuchtet, vor dem treuen Schweizersinne, der ihn Gefahr und Tod und Mühseligkeit nicht achten liess.

Die folgenden Bruchstücke aus Briefen Lavaters an einen ehrwürdigen Geistlichen in Osnabrück werden allen willkommen sein, die, wenn auch fern von dem Glauben Lavaters, doch in ihm den reichbegabten, edel und weit wirkenden Mann erkennen.'

Zu dem ersten Briefe fügt Abeken hinzu: 'Nur die Unterschrift von Lavaters Hand'. Auch in 2 ist wiederum nur die Unterschrift eigenhändig, während die Nachschrift (3) ganz von Lavater selbst geschrieben ist. Auch 4 und 5 sind ganz, bis auf die Unterschrift, diktiert, dagegen ist 6 zum Teil selbst geschrieben Lavater starb drei Wochen nach diesem letzten Briefe. 4, 5 und 6 sind auf kleinstem Format (etwa Duodez). Ich lasse nun die Briefe unverkürzt folgen.

1.

Mein verehrungswürdiger Herr Mertens!

Das was man mir von Ihnen gesagt hat, lässt mich keinen Augenblick zweifeln, Sie werden meine freymüthige Zuschrift mit christlicher Liebe aufnehmen. Ich schreibe zum Bessten der durch den Krieg so schrecklich beschädigten Schweizer, deren manigfaltiges Elend so wohl durch öffentliche Blätter als durch privat Nachrichten Ihnen bekannt seyn wird[1]).

---

1) Vgl. G. Gessner, Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann, Winterthur 1802 f. 3 Bde. Bd. 3 S. 486: 'Seine Wirksamkeit zur

Freylich haben Westphalen und die dortigen Gegenden so herrliche, Christen-würdige, grossmüthige Beyträge geliefert, dass es unbescheiden scheint, noch einen Versuch zu thun, etwas von Ihnen zu verlangen — Indessen weiss die Liebe wohl, dass die Liebe für Leidende vieles wagt, und die Liebe nihmt es auch nicht übel, wenn die Liebe ihr antwortet — 'Ich kann nichts mehr thun' —.

Ich kann nur vor Gott versichern, lieber Bruder in dem Herrn, dass an einigen Orten der Schweiz das Elend noch unbeschreiblich gross ist, ungeachtet das bemittlete und weniger beschädigte Helvetien sich über allen Glauben angegriffen hat und täglich angreift — Anstalten zu gewissenhafter Vertheilung sind theils schon gemacht, theils ist mir bereits aufgetragen, mit sehr gewissenhaften und verständigen Männern mich zuvereinigen zu möglichst zweckmässiger Besorgung des Armenwesens und zu proportionierter Vertheilung eingehender Gaaben.

Der vortrefliche Herr Siebel in Barmen, durch welchen ich diesen Brief gehen lasse, kann Ihnen nähere Nachrichten von Helvetiens Lage mit theilen.

Denken Sie nicht, lieber Bruder, dass ich vieles erwarte oder hoffe und dass ich nicht mit dem allergeringsten zufrieden seyn werde; und wenn auch nicht das allergeringste erfolgt, so wird es mir unmöglich seyn, Gleichgültigkeit oder Lieblosigkeit zu argwohnen. Ich kann mir so gar leicht vorstellen, dass hie und da Unmöglichkeit statt hat, woran keine Lieblosigkeit Schuld ist; ich bin auch weit davon entfernt, Sie dringend zu bitten, dass Sie allzu dringende Bitten an Ihre Gemeinden ergehen lassen. Aber ein gutes christliches gottgefälliges Werk thun die gewiss, die ihren entfernten Brüdern in der Noth, die an einigen Orten über alle Vorstellung geht, helfen.

Mehr kann ich gerad jezt nicht schreiben, ich will nicht um Vergebung bitten — Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebethe, das ich in meinen fortwährenden Schmerzen und Beschwerden[1]) wohl mehr als je bedarf.

Zürich Mittwochs d. 16. Aprill 1800.

Johann Caspar Lavater
Pfarrer am Sant Peter
Im Bette diktiert.

Adresse: an den wohlehrwürdigen Herrn Prediger Mertens in Osnabrück.

Erleichterung der Noth Anderer erhielt gerade um diese Zeit, wo sein eigenes Leiden so gross war, eine liebliche Nahrung und wurde ihm so zur eigentlichen Erquickung. Die menschenfreundliche Güte mehrerer Deutschen, und zwar zuerst einiger, die Lavater auch nur nicht dem Namen nach kannte, ward für die durch Krieg so unglückliche Schweiz rege, und er erhielt zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten sehr bedeutende Gaben.'

1) Es ist bekannt, dass Lavater, als er sich am 26. Sept. 1799, dem Tage

2.

Mein lieber Bruder Mertens!

Wie zählte ich Tag und Stunden auf den Augenblick, wo ich selbst und eigenhändig Ihnen würde für Ihre edlen und gesegnete Bemühungen zum Besten der armen Helvetier danken können! Aber, ach! Körperlicher Schmerz und Schwäche machten es mir bis jetzt unmöglich. Sogar das Diktieren wäre mir die meiste Zeit zu schwer geworden. Jetz versuche ich es eine freundschaftliche Hand zu entlehnen, die meine Worte voll herzlich segnender Dankbarkeit auffasst, damit sie vor ihr Auge kommen mögen. Ich kann sagen, ich traute meinen Augen kaum da ich die Summe lass, welche Sie mit Hülfe Ihrer Brüder für die Unglücklichen zusammenbrachten. Unsre neuerrichtete Hülfsgesellschaft war eben beysamen, als Ihr lieber Brief ankam. Alle Glieder derselben wurden von Erstaunen, Freude, Rührung und Dankbarkeit ergriffen, und eines derselben übernahm sogleich die Einziehung der Gelder. Auch wurde es sogleich an die Central-Gesellschaft in Bern, wovon wir nur ein Zweig sind, berichtet. Diese, welche über das Ganze des helvetischen Elends die Übersicht hat, und durch unaufhörliche Nachforschungen weiss, wo das Elend am dringensten ist, disponiert mit aller möglichen Klugheit und Gewissenhaftigkeit über die verhältnismässige Vertheilung der eingehenden Gelder. Man darf sich vollkommen auf sie verlassen, und sie wird seiner Zeit von allem öffentliche Rechnung ablegen. Was soll ich indess in meinem und dieser Hülfsgesellschaft Nahmen zu Handen der edelmüthigen Geber Ihnen sagen, mein Lieber Bruder? Wie Ihnen unsre Dankbarkeit wahr und kräftig genug ausdrücken? welche Segnungen Gottes Ihnen allen und einem jeden insbesondere wünschen? Wie Ihnen die Erleichterungen die Ihre Wohlthaten rechts und links bewirken, nahe genug vor die Augen bringen? Wie viele Hemder, Strümpfe, Bettstücke, unentbehrliche Haus- und Koch-geräthe; wie viele hundert Viertel Erdepfel, wie viele Feldgeräthe die alle zerstört oder geraubt worden, werden daraus angeschaft, und täglich nach dem Grade des Bedürfnisses vertheilt!

---

der Einnahme Zürichs durch Massena, beschwichtigend und schlichtend unter Soldaten und Volk gemischt hatte, von einem Grenadier durch einen Schuss in die Seite schwer verwundet wurde, und dass er dieser Verwundung nach einem langen Krankenlager und unsäglichen Schmerzen am 2. Jan. 1801 erlag. Ein eigenhändiger Bericht Lavaters über den kritischen Tag findet sich bei Gessner a. a. O. 3, S. 464 ff. Über seinen Tod sagt Ulrich Hegner: Er kam um, da er Andern helfen wollte und versiegelte so seine christliche Menschenliebe mit seinem Tode (Beiträge zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1836, S. 342).

Ich sahe vor wenigen Tagen eine Tabelle der Einnahme und Ausgaben der Zürcherischen Hülfsgesellschaft, und der detaillierten Verwendung des eingegangenen. Die mühevolle und die schärfste Prüfung aushaltende Darlegung dieser Sache sezte mich in Erstaunen. Die Frauen der Gesellschaftsglieder vertheilten unter sich theils den Ankauf und die Besorgung des Hemder Zeugs, theils der Kleider Zeuge, theils der Arbeitaustheilung an solche die selbst etwas zuverdienen im Stande waren. Manche sind vom Morgen bis Abend mit dieser schönen Arbeit beschäftigt. Der Detail dieser Besorgung ist von unermesslichem Umfang. Indess ist jez alles so organisirt und eingerichtet, dass es eine Freude ist zuzusehen, und manche Zähre vom Auge fällt, dass der Laster- und Elend-zeugende Krieg, doch auch so viele Hülfsquellen eröfnet, und so viele edle Tugenden in der Nähe und Ferne aufregt. — O ihr Liebenswürdigen, menschenfreundlichen Seelen in der Ferne, denen unser Elend so sehr zu Herzen gehet, lasst es euch nicht gereuen gegen uns so grosmüthig gewesen zu seyn. Eure Wohlthaten fallen gewiss auf keinen steinachten Grund. Sie tragen leibliche und geistliche Früchte. Sie erleichtern manche schwere Bürde. Sie stärken manches wankende Vertrauen. Sie erregen manche Danksagungen und Fürbitten. An Gottes Belohnungen für euch darf ich im geringsten nicht Zweiflen. Auch unser schwaches Gebeth soll euer vor dem Altbarmherzigen eingedenk sein. Denn wir fühlen die Grösse eurer Liebe und eurer Aufopferung, und freuen uns wie eurer Tugend, so der neuen Gnaden und Segnungen, womit Gott dieselbe krönen wird!

Dass ich, Lieber Bruder Mertens, von der gesandten schönen Gabe nicht das geringste für mich behalten habe, werden Sie bey der misslichen Lage unsers Vaterlandes, und bey meinen solche Unterstützung nicht bedürfenden Umständen sehr natürlich finden. So misslich es mit unserm Einkommen steht, so bin ich dennoch immer noch sehr honett durchgekommen. Herzlich danke ich indes für die wohlwollende Absicht, und empfehle mich dem Gebethe aller derer die mir Gutes wünschen, und mir Gutes thun wollten. Es würde mich freuen wenn ich ihnen, solange ich noch hienieden walle, irgend ein Zeichen meiner Liebe geben könnte.

Erlenbach [1]), 2 Stunden von Zürich, Mitwochs den 16. Heumonat 1800.

Johann Caspar Lavater
Pfarrer an St. Peter in Zürich
und Präsident der Executif
Hülfsgesellschaft in Zürich. Diktiert im Bette dem würdigen
Pfarrer Öri (?) dieses Ortes.

---

1) Dem schwer Leidenden, dem die Bäder von Baaden und Schinznach nicht geholfen hatten, wurde freundschaftlich das damals leer stehende Landhaus des

3.

Nachschrift.

ach, ich sehe wohl, Lieber, dass ich weitläuftiger und beredter hätte danken sollen. Danken Sie doch allen Ihren Brüdern und Mitgehülfen zu dem Werke der Liebe herzlich in meinem Namen. Wie klug haben Sie sich alle in diesem edeln Geschäfte benommen. Besonders umarmen Sie, in meinem Namen die lieben Herrn Ringelmann und Herft. Gott vergelte jedem auf besondere Weise seine Treue und Dienstgeflissenheit. —

Das durch Herrn Siebel ist auch richtig eingegangen.

ach, besonders seegne der Herr die Dienstboten, Handarbeiter, Landleuthe, Wittwen und Waysen, und die Kinder des katholischen Waysenhauses — meine Thränen fliessen, indem ich diess mit matter, vielleicht in wenigen Wochen im Grabe ruhender Hand, schreibe. Danken Sie doch rechts und links allen besonders, und auch der lieben lutherschen Landgemeinde Judissen, . . . Hilter.

—

O Gott, wären wir dehmüthig genug, so kehrte der Friede bald zurück.

—

Bald, wills Gott, kann ich Ihnen, lieber Bruder, nähere Nachrichten von dem schweizerischen Elend senden. Izt ists unmöglich.

—

Für die Nachrichten von Ihnen danke ich Ihnen recht sehr. Meine Umstände sind eben so misslich, als beschwerdenvoll. Über allen Ausdruck zermalmt ist meine Brust von Husten, Krampf und Wundenschmerz. Ich habe im strengsten Sinn keinen Leidenfreyen Moment, doch ist der Geist heiter und mein Herz zufrieden. An H. Lasius schreib ich, so Gott will, ehestens. Ich kann nicht mehr.

Lavater, Nachmittags d. 16. VII. 1800.

4.

Zürich, den 28 XI. 1800.

Wie, lieber Mertens, soll ich mein unverantwortlich scheinendes Stillschweigen entschuldigen?

Für einmal nur damit, dass ich diese Zeile rückwärts liegend im Bette, nur mit Mühe unter schreyenden Schmerzen — von peinlichen Brustzerreissendem Husten unterbrochen — schreiben kann.

—

Generals von Salis in Erlenbach am Züricher See angeboten, und er wohnte dort eine Zeit lang.

Ich habe indess Ihnen, lieber guter Bruder, melden lassen, dass ich Ihre drey Übersendungen der ausserordentlichen Wohlthaten für die Kriegsbeschädigten Schweizer erhalten, hab' auch gewiss selbst wenigstens für die Erste ein Dankschreiben abgehen lassen. ach — meine Gebundenheit, das dringendste aufschieben zu müssen, ist wahrlich kein geringes meiner Leiden.

5.

Mittwochs 3. XII. 1800.

So weit lieber Mertens, schrieb ich ungefähr vor 8 Tagen — und alle Morgen ward auf mein Promemoria gesezt, Mertens schreiben — und doch blieb es bis auf diese Stunde unausgeführt — und ebenso gieng es mit Briefen an Lasius, Achelis, Passavant und noch vielen anderen — so mit einem Neujahrsgedicht für eine Gesellschaft, das mir alle Morgen ruft — kein Mensch auf Erden ist seiner Zeit und Kräfte weniger Meister, als ich izo —; zu diesem kommen dann noch oft viele Besuche, von Einheimischen und Fremden — und beynahe täglich noch Trauer- und Trost- und Gelegenheits-Gedichte, die mir abgefordert werden — und überdiess waren die lezten 8 Tage schwerer, als manche andere vorherige — obgleich die eigentliche Lebensgefahr, mit dem zunehmenden Schmerzen, nicht in gleichem Schritte — zu zunehmen scheint.

—

Gott Lob! meine Saulus- und Paulus-Briefe[1]) werden Morgen oder Übermorgen die Presse verlassen. Ich habe zu Wenig Exemplare und zu viele Freunde, um davon verschenken zu können — aber einem so freundschaftlichen Christen und christlichen Freunde als Sie sind, darf ich wol ohne die mindeste Eitelkeit sagen — ich wünschte diese, unter Schmerzen und Ohnmacht erzeugte Schrift von Ihnen gelesen, weil ich hoffen darf, dass die Liebe zu Christus in manchen Herzen angefacht, und der Glaube an ihn gestärkt werde. Auch der zweite Theil meiner Briefe über das Deportationswesen[2]), rükt gegen seinem Ende; freylich kein eigentlich religiöses Werk — doch wird auch die Religiosität ihre Nahrung darin finden.

—

1) Während seines Aufenthaltes in Baaden und Schinznach, vom 6. Mai bis 18. Juni 1800 schrieb Lavater das Bändchen 'Privatbriefe von Saulus und Paulus, herausgegeben von Nathalion a sacra rupe'. Das Pseudonym enthält alle Buchstaben des Namens Johann Caspar Lauater und ist auch sonst sehr durchsichtig, da man den Stil Lavaters sofort erkennt. Der Verfasser sucht den Anschein zu erwecken, als habe er diese Briefe aufgefunden und übersetzt (Gessner a. a. O. 3, S. 499 f.).

2) Die Freimütigen Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel erschienen Winterthur 1801—2 in 2 Bänden.

Seit meinem Geburtstage[1]), habe ich auch, meinen Schwanengesang, zwar mit langsamer Hand angefangen[2]). Es ist kein Gedicht — es ist eine Herzenslärung (sic) des scheidenden Lavaters über Jesus Christus — Er wird von allen möglichen Seiten betrachtet — und in seiner absoluten Unerfindbarkeit, dargestellt — es wird gezeigt, wie die Widersprüche in seinem Charakter und in seinen Schicksalen, sich in die schönste Harmonie auflösen — mit einem Wort: ich lege Rechenschaft von meinem Glauben ab — und zeige der Welt, wie viel konsequenter der Christ denkt und handelt, als der Ungläubige und Zweifler; Freylich ein weitläufiges und äusserst schweres Werk, von dem es dahin steht, ob ich es nur zur Hälfte werde vollenden können — nur die Aufschriften zu allen Capiteln sind schon eine grosse Arbeit — und ich will froh seyn, wenn ich täglich nur eine Seite daran schreiben, oder diktieren kann; doch was geschehen muss, wird geschehen. Auch nur Titel und Fragmente könnten vielleicht schon von einigem Nuzen seyn. Ich überlasse mich auch hierin gänzlich der Leitung der himmlischen Langmuth, die mich mitten in meinen Jammertagen schohnend auf den Händen trägt, und es mir nie an stärkenden Beweisen, Ihrer Attention für mich, fehlen lässt. Oh, möge doch jeder, der etwas von diesem Werke weiss — und die Wichtigkeit desselben für die gegenwärtige Zeit ahnen kann — mich und meine Arbeit täglich dem Herrn und seiner Erbarmung ausdrüklich und Namentlich empfehlen.

—

Über Stollbergs Kirchenveränderung[3]), bin ich, vielleicht unter allen seinen Freunden am wenigsten befremdend (sic) — eine fromme,

---

1) d. h. seit dem 15. Nov. 1800.

2) Vgl. darüber Gessner a. a. O. 3, S. 505 f.: 'Hier [in Erlenbach] war es, wo Lavater noch den Plan anlegte, oder vielmehr nur die Materialien zum Teil zusammenzutragen anfieng, zu einem Werke, das seine Religiosität, seine Ansicht des Christenthums, und besonders des Herrn des Christenthums, mehr würde ins Licht gesetzt haben, als keine von allen seinen Schriften. Er konnte sie aber nicht nur nicht mehr vollenden, sondern alles was er davon hinterliess, ist zu aphoristisch und unvollendet, als dass es hätte in seine [ebenfalls von Gessner herausgegebenen] nachgelassenen Schriften aufgenommen werden können. Er nannte dies Werk: Seinen Schwanengesang, oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jesus von Nazareth. Er arbeitete daran .... bis seine Hand keine Feder mehr zu führen, und sein Mund nicht mehr zu diktiren vermochte'. Gessner gibt a. a. O. S. 506 ff. 'einige mittheilbare Stellen' aus dem Werke.

3) Friedrich Leopold Graf Stolberg war 1800 in Münster öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, zu der er sich bereits seit mehreren Jahren heimlich bekannte. Der auffallende Schritt erregte in dem ausgedehnten Freundeskreise Fritz Stolbergs das grösste Aufsehen. Die milde und schonende Art, in

poetische Natur, wie die Seinige ist leicht verführbar durch glänzende Phantom (sic), und wenn sich die katholische Religion seinem guten Herzen in den tugendhaftesten Personen und liebenswürdigsten Charaktern darstellte, so ist wol leicht zu begreifen, wie ein Kopf, wie Stollbergs, der wenigstens nie keine grosse Beweise logischer Präzision und philosophischen Scharfsinns gegeben hat, von seinem Herzen hingerissen werden konnte (konne Ms.), einen Schritt zu thun, den schwerlich eine kalte Vernunft, wird vernünftig nennen können.

—

Wie sehr er übrigens nach Überzeugung gehandelt — und wie sehr er, bey seiner neuen Überzeugung — seelig sey, mag Ihnen die beyliegende Antwortsschrift von ihm, an mich, klar zeigen – ich bitte aber, diese Abschrift nie zu publizieren —; das Vertrauen theilt sie dem Vertrauenswürdigen, mit. Sie scheint mir ein Monument religioser Redlichkeit und äusserster Geistesschwäche zu seyn -- alles, was erst bewiesen werden sollte, wird schon als ausgemacht vorausgesezt. Werden Sie es glauben, dass ein Gelehrter und verständiger Katholik, einer meiner besten Freunde, dem ich diesen Brief mittheilte — und der seit Jahren schon bis auf den heutigen Tag an meiner Bekehrung zum Katholizismus arbeitet — diesen Brief als von Gott auf mein Krankenbett gesendet, und als etwas ansah, das am Tage des Gerichts wider mich in grosse Betrachtung kommen könnte.

—

Oh, wie vieles, mein Lieber, haben wir doch noch an den Bessten und Liebsten, zutragen. Wie gerne theilte ich Ihnen unsre Korrespondenz mit, das aber für einmahl nicht möglich ist. Sie würden wol Brüderlich zugeben, dass ich auf mehr als eine Weise, in liebsamer und christlicher Geduld geübt werde; es ist aber dies alles heilsam für uns — wir werden immer denkender, prüfender, dehmüthiger dadurch — und auch muthiger, die geprüfte Wahrheit zu bekennen – und uns durch keine noch so fromme, noch so gewissenhafte, noch so zärtliche, noch so edle Freundschaftlichkeit irre machen zu lassen.

—

---

der hier Lavater den Fall aus dem innersten Wesen Stolbergs heraus zu erklären sucht, sticht wohltuend ab gegen den bitteren und gehässigen Ton, in welchem später Joh. Heinr. Voss den früheren Freund zur Rechenschaft zu ziehen den Mut hat. Fast genau zwei Monate vor dieser Äusserung an Mertens, am 4. X. und 5. X. 1800, hatte Lavater an Fritz Stolberg selbst einen ausführlichen, im gleichen Sinne gehaltenen Brief über dessen Religionsänderung geschickt. Der Brief steht bei Gessner a. a. O. S. 515—519. Auf diesen bezieht sich offenbar die von Lavater im obigen Briefe (s. etwas weiter unten) erwähnte 'Antwortsschrift' Stolbergs, die er vertraulich an Mertens schickt.

Noch Eins — Lieber! eine meiner, freylich armseeligen Beschäftigung (sic) in meinen Schmerzenstagen ist, wie Sie vielleicht schon wissen: ein paar kurze Denkzeilen zuschreiben — an Freunde, nach meinem Tode zu übergeben; haben Sie doch die Güte, mir in Ihrem nächsten Schreiben klar und deutlich, und ohne einige Abkürzung die Namen von etwa 12 oder 15 Osnabrükischen, christlichen Freunden, zu nennen — denen ein solches Denkzeilchen nach meinem Tode nicht unwillkommen seyn würde[1]) — vielleicht reicht meine Zeit noch hin — Sie alle zu befriedigen; obgleich ich schon mehrere Tausende zusamen geschrieben habe — so will ich weiter thun, was in meinen Kräften steht — und leben, weil ich lebe — zumal ganze Stunden und auch halbe Tage hingeben, wo ich nicht das allergeringste thun kann - auch dies arme Briefchen wird unter grossen Schmerzen und die Brust zerschneidenden Krämpfen, diktiert; — doch ist es mir ein wahres Labsal, mich mit einem Manne, wie Sie, offenherzig und Brüderlich zu unterhalten.

Lasst uns einer den andern, vor dem Herrn, in herzlicher Liebe eingedenk sein.

Zürich Mittwochs Abend
den 3. XII. 1800.
Johann Caspar Lavater.

6.

Zürich, den 10. XII. 1800.

Lieber Mertens,

Ich hoffe, mein Gedächtniss trügt mich nicht, dass ich Ihnen von dem Empfange Ihrer mir übersandten Hülfsgelder für die armen Kriegsbeschädigten Schweizer entweder unmittelbar oder mittelbar gemeldet habe. Wie dem immer sey, mit gerührter Dankbarkeit sag' ich Ihnen, dass ich im Junius dieses Jahres fl 1956 xr 37½ durch die H Deneufville, Mertens und Bernard aus Frankfurt erhalten habe; — ferner erhielt ich (ich muss schon wieder diktieren) von den Herrn Dorbeken in Osnabrük fl.... zur Unterstützung der bedürftigsten Unglücklichen, für Rechnung der Helv: Hülfsgesellschaft durch die Herrn Bernard de Neufville, Mertens, in Frankfurt — im Julius 191 fl 33 x und im November 176 fl 38 x.

—

1) In Abekens Sammlung befindet sich ein Kouvert mit folgender Aufschrift von Lavaters Hand: '4 Denkzeilen nach meinem Tode an Herrn Prediger Mertens in Osnabrück. Erlenbach 10. VIII. 1800'. Inhalt: ein kleines Brustbild Lavaters. Ausserdem ein blaues Zettelchen mit einem gedruckten Gedicht: 'Auf Weyhnacht 1799'. 9 Zeilen. Unterschrift 'L.'. Darunter von Lavaters Hand: 'an Mertens 10. XII. 1800'. Diese 'Denkzeilen' werden zugleich mit den Briefen in Abekens Besitz übergegangen sein.

Da es mir selbst iezt durchaus unmöglich fällt — an jeglichen Geber eine besondere Dankzeilen zuerlassen — so ersuche ich Sie, mein Lieber den Dank in meinem und der Hülfsgesellschaft Namen selbst zu übernehmen und Sie der gewissenhaftesten Verwendung dieser schönen Gaaben selbst zu versichern.

So gern ich wollte, ich kann nicht mehr, weder schreiben noch anders als mit grosser Mühe diktieren — Grüssen Sie mir die Freunde, die Sie mir nannten, und deren vollständige Namen Sie mir senden werden — und besonders den Herrn Lasius, an den ich auch ein Briefchen angefangen, von dem Gott weiss — wann ich es vollenden werde.

Zürich, den 10. XII. 1800.

Johann Caspar Lavater.

Gott lasse Ihnen und mir das Weyhnachtsfest recht zum ewigen Seegen werden. L.

Drei italienische Kleinigkeiten.

Von

Hermann Varnhagen in Erlangen.

I. Eine unbekannte Version der Novelle vom Gatten als Beichtvater seiner Frau.

Im Jahre 1561 erschien in Venedig ein Büchlein, betitelt: *I motti,* | *le facetie,* | *argvtie, bvrle,* | *et altre piacevolezze* | *di M. Oratio Toscanella.* | *Con Priuilegio.* Darunter ein Holzschnitt, und unter diesem: *In Venetia, 1561.* Gamba, Novelle ital. in prosa, 2. ediz., Nr. 120 und Grässe, Trésor VI, 179 beschreiben es, und nach diesen, offenbar ohne es selbst gesehen zu haben, Brunet, Manuel V, 899 sowie Passano, I Novellieri ital. in prosa, 2. ediz., I, 584.

Orazio Toscanella ist ein bekannter, hauptsächlich philologischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts.

Das obige Bändchen bezeichnet er als *libro primo*, und er hatte, wie er am Schlusse der vorangestellten Mitteilung *Ai lettori* sagt, die Absicht, *un' altro libro di piaceuolezze* folgen zu lassen, was aber unterblieben ist.

Das Büchlein ist sehr selten. Ich besitze ein Exemplar, das aus Grässes Bibliothek stammt; vgl. H. Kerlers Antiquarischen Katalog 121, Nr. 413.

Unter den grösstenteils harmlosen Geschichten findet sich S. 31 r. die folgende[1]):

Gualtieri soldato, che geloso era della consorte, si deliberò di saper da lei se faceua male con alcuno; & tenuto mezo con certo sacerdote di entrar' egli à confessarla: 'dopo molte cose, l'adimandò se haueua mai usato carnalmente con altri, che con suo marito. Essa, che à prima uista riconosciuto lo hauea; per dargli una traffitta, disse. Ho usato prima carnalmente con un giouane armigero, poi con un soldato, successiuamente con un pazzo, & in ultimo con un sacerdote. Il misero dopo la confessione ritornatosi à casa, si diede à pensare quello, che à fare hauesse, & in ispatio de tre giorni diuenne così brutto,

---

1) Ich behalte auch die Interpunktion unverändert bei.



che parea disotterrato. La moglie a cui parea di hauerlo afflitto assai, & dubitando non riuscisse qualche scandalo; disse. Marito, uoi sete un buon confessore. Non ui turbate, se in confessione ui dissi, che ho usato carnalmente prima con un giouane armigero, poi con un soldato, poi con un pazzo, poi con un sacerdote; perche, quando io presi uoi per marito, & erauate giouane armigero; poi diuentaste soldato; poi pazzo, perche ueniste à confessarmi. Si che a questo modo usando con uoi solo carnalmente; uengo ad hauer usato carnalmente con tutte le persone sopraraconte.

Die Geschichte ist weit verbreitet. Ich verweise auf die Bibliographie bei Bédier, Les Fabliaux (2e éd.) 453. An italienischen Versionen sind die folgenden vorhanden:

Eine ganz kurze bei Papanti, Novellieri ital. in prosa I, Anhang, Novella 28. Die Frau erkennt den Gatten erst, nachdem sie ihm schon gebeichtet hat, dass er nicht der Vater ihres Sohnes sei, und sagt, sie habe sich an ihm rächen wollen. Wofür, wird nicht gesagt.

Boccaccio VII, 5. Die Frau erkennt den Gatten vor der Beichte und beichtet ihm, dass sie mit einem Priester Verkehr habe. Er lauert dann vergeblich dem Priester auf, bis sie ihm endlich sagt, er selbst sei der Priester.

Bandello I, 9. Die Frau erkennt den Gatten nicht und beichtet ihm ihr Liebesverhältnis. Er tötet sie.

Doni, I Marmi (Editio princeps 1552) III, S. 93; auch in S. Bongis Sammlung von Donis Novellen (Lucca 1852) Nov. 13. Sie erkennt den Gatten nicht und beichtet ihm ihren Verkehr mit einem Pagen, später mit einem Barone, sodann mit einem Mönche. Deutet dann alles auf den Gatten.

Malespini I, 92. Sie erkennt den Gatten nicht und beichtet ihm ihren Verkehr mit einem Knappen, dann mit einem Ritter, endlich mit einem Richter, den sie aber für einen Priester hält. Deutet dann alles auf den Gatten.

Bei Toscanella hat sich die Frau, im Gegensatz zu allen diesen Versionen, nichts zu schulden kommen lassen; wenigstens wird davon nichts gesagt. Sie erkennt den Gatten sofort und beichtet ihm ihren Verkehr mit einem Knappen, dann mit einem Soldaten, später mit einem Narren und mit einem Priester, was alles auf den Gatten passt.

II. Zu den Ausgaben des Fiore di Virtù.

Passano, I Novellieri ital. in prosa, 2. ediz., I 306 fl. und Zambrini, Le Opere volgari a stampa dei secoli XIII e XIV, 4. ediz., 411 fl. und Anhang 55 verzeichnen eine grosse Anzahl von Ausgaben. Trotzdem bleibt noch manches hinzuzufügen.

Zu den 34 Ausgaben des 15. Jahrhunderts habe ich Folgendes zu bemerken. An erster Stelle steht bei beiden Bibliographen eine Aus-

gabe o. O. u. J., 72 Bl. zu 24 Zeilen. Vgl. Hain Nr. 7091. Von dieser Ausgabe sind nur 2 Exemplare bekannt. Das eine in der Biblioteca naz. centr. in Florenz, beschrieben von Fossi, Catalogus I, 682 fl.; das andere in der Hof- und Staatsbibliothek in München. Aber nur das letztere ist o. O. u. J., während das erstere Exemplar den Vermerk trägt: *Venixia 1474*. Dass es sich aber trotzdem um eine und dieselbe Ausgabe handelt, hat mir eine Vergleichung der beiden Exemplare ergeben. Ein drittes Exemplar, und zwar mit *Venixia 1474*, besass Maffeo Pinelli; vgl. den Katalog seiner Bibliothek IV, Nr. 250 (= Nr. 954 der englischen Ausgabe).

Eine sonst unbekannte Ausgabe o. O. u. J. besass Quaritch; vgl. dessen General Catalogue (1887—88) S. 2598. Der Titel lautet: *Fior de Vertu*, und es sind 73 Blätter zu 24 Zeilen. Am Schlusse steht: *Deo Gracias.* Quaritch setzt die Ausgabe um 1474.

Passano verzeichnet nach dem Catalogue La Vallière Nr. 1283 eine Ausgabe Venetia 1477, hergestellt, wie es in den am Schlusse stehenden Versen, die allein auch Ort und Jahr angeben, heisst, *nel beretim* (zu lesen: *beretin*) *conuento.* Es sind 49 Blätter zu 33 Zeilen. Aber in diesem selben *Convento* sind im nämlichen Jahre noch 2 weitere Ausgaben gedruckt worden. Eine von 76 Blättern zu 23 Zeilen, wovon die Erlanger Bibliothek und das Brit. Museum je ein Exemplar besitzen, und eine von 58 Blättern — das vorletzte unbedruckt — zu 26 Zeilen, wovon das einzig bekannte Exemplar früher in meiner Bibliothek war.

Eine bei Passano und Zambrini fehlende Ausgabe Firenze 1489 verzeichnet Fossi, Catalogus I, 683, und ein anderes Exemplar davon befindet sich in der Hofbibliothek in Wien.

Zwei verschiedene Ausgaben Mediolani, Pachel, 1499 werden im Catalogo Floncel (Paris 1774) Nr. 469 und 470 angeführt.

Aus dem 16. Jahrhundert führt Passano 3 Ausgaben an. Ich trage deren 10 nach: Padova, Tozzi, o. J., aber angeblich Anfang des 16. Jahrhunderts (Olmütz, Studienbibliothek); Mediolani 1502 (vgl. Quaritch a. a. O. S. 3712 und Rough List 140, S. 88); Venezia 1511 (vgl. Duc de Rivoli, Livres à fig. vénitiens 73); Venezia 1515 (vgl. ebd. 74); Venezia 1541 (München, Hof- und Staatsbibliothek); Venetia 1556 (Wolfenbüttel); Venetia 1566 (Suttgart, k. öffentl. Bibliothek); Venetia 1584 (vgl. Quaritch a. a. O., S. 1420); Venetia 1588 (Wolfenbüttel); Bergamo 1594 (Wien, Hofbibliothek).

Aus dem 17. Jahrhundert verzeichnet Passano keine Ausgabe. Mir sind 3 bekannt: Venetia 1622 (Erlangen); Ort ? 1631 (Göttingen); Padova 1656 (Hamburg, Stadtbibliothek).

Zu den 3 Ausgaben aus dem 18. Jahrhundert trage ich 3 nach: Venetia 1742; Padova 1744; Colle 1778.

Den 9 Ausgaben des 19. Jahrhunderts endlich füge ich 11 bei:

Palermo 1814; Torino 1827; Napoli 1837; Milano 1842; Firenze 1855; Napoli 1857; Venezia 1857; Napoli 1870; Lipsia 1890 (ed. Ulrich); Zurigo 1891 (ed. derselbe); Lipsia 1895 (ed. derselbe).

Das sind im ganzen 82 Ausgaben. Davon fallen 40 auf die Zeit von 1474—1500, während welcher das Buch also eine ganz ausserordentliche Verbreitung gefunden hat.

Was diese Zahl von 40 Ausgaben bedeutet, zeigt ein Vergleich mit einigen andern Werken in italienischer Sprache, die an Zahl der Ausgaben dem Fiore am nächsten stehen. Bis 1500 sind nach den verschiedenen Bibliographien erschienen: Von Dantes Commedia 21, von Cavalcas Specchio della Croce 20, von Boccaccios Decamerone 17, von den Vite de' Santi Padri 16, von Petrarca 8 Ausgaben.

Im 16. Jahrhundert hat die Verbreitung des Fiore nachgelassen; immerhin sind noch 13 Ausgaben vorhanden. Aus dem 17. Jahrhundert sind nur 3, aus dem 18. nur 6 vorhanden, während die 17 Ausgaben aus dem 19. Jahrhundert, wobei ich von den ausserhalb Italiens erschienenen 3 Ausgaben Ulrichs absehe, zeigen, dass das Buch sich hier wieder einer steigenden Beliebtheit erfreut hat. (Vgl. den Nachtrag.)

III. Die Einnahme von Mailand durch das kaiserlich-päpstliche Heer am 19. November 1521.

Die Geschichte des italienischen Feldzuges von 1521, der das Ringen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich um den Besitz Mailands eröffnet, ist noch zu schreiben. Sie ist im ganzen wenig interessant. Die tüchtigen Führer des kaiserlich-päpstlichen Heeres verfügen über zu geringe Streitkräfte, um einen entscheidenden Schlag wagen zu können; dem unfähigen französischen Feldherrn Lautrec fehlt es an Selbstvertrauen und Entschluss, so dass er einer Entscheidungsschlacht ausweicht. Dann aber kommt ganz überraschend ein Schlusseffekt, die Einnahme des festen Mailands, in welches Lautrec sich geworfen hatte, durch die Verbündeten innerhalb weniger Stunden und nach kaum nennenswertem Kampfe

Nur letzteres Ereignis soll hier beschrieben werden. Die Quellen fliessen reich, überreich, aber in Einzelheiten sich vielfach widersprechend, ohne dass man sich überall mit Sicherheit für die eine oder die andere Quelle entscheiden kann. In allererster Linie stehen Sanutos Tagebücher; die andern Quellen liefern diesen gegenüber nur kleine Einzelheiten. Ich benutze die Darstellung Giovios in seiner Lebensbeschreibung Pescaras [1]),

1) In den Illustrium virorum vitae, wovon ich die Editio princeps, Florentiae 1549, benutze.

die Darstellungen Capellas[1]) und Guicciardinis[2]) in ihren bekannten Werken sowie einige Gesandtschaftsberichte[3]).

Die ursprüngliche numerische Überlegenheit der französischen Streitkräfte schwand im Laufe des Monats Oktober immer mehr, da Lautrecs Kassen leer waren und infolgedessen die Schweizer in Scharen in ihre Heimat zurückkehrten. Daher entschloss sich Lautrec Anfang November, sich nach Mailand zurückzuziehen, um dort in Sicherheit die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Am 14. November rückte zuerst der venetianische Governatore generale, Teodoro Trivulzio, mit dem Hauptteile der venetianischen Truppen in Mailand ein. Ihm folgte der venetianische Provveditore generale in campo, Andrea Gritti, mit den übrigen venetianischen Truppen. Dann kam Lautrec mit dem, was von den Schweizern noch übrig geblieben war, und schliesslich die französischen Haufen. Lautrec wollte anfangs nur die innere Stadt besetzen. Um aber dem Gegner die Benützung der Vorstädte als Winterquartiere unmöglich zu machen, beschloss er, obwohl sein zusammengeschmolzenes Heer hierfür kaum ausreichte, auch die Vorstädte zu halten, zu welchem Zwecke dort sofort mit der Instandsetzung der vorhandenen Wälle und Gräben sowie der Anlegung neuer Befestigungen begonnen wurde. Aber es zeigte sich alsbald auch hier, dass in den französischen Kassen Ebbe war.

Unterdessen war das kaiserlich-päpstliche Heer, von Südosten anrückend, dem Gegner gefolgt. Der kaiserliche Teil desselben bestand aus Spaniern unter Pescara und Leva sowie Landsknechten. Der päpstliche Teil setzte sich aus Schweizern und Italienern unter Prospero Colonna, Federico Gonzaga Marchese von Mantua und dem Condottiere Giovanni de' Medici zusammen. Bei den päpstlichen Truppen befand sich als päpstlicher Legat der Kardinal Giulio de' Medici, bei den Schweizern der Kardinal Matthäus Schinner, Bischof von Sitten. Den Oberbefehl führte tatsächlich Colonna. Am 18. abends lagen das spanische Fussvolk und die Landsknechte in der von der nächstgelegenen Vorstadt Mailands nur 4 Kilometer entfernten Abtei Chiaravalle und Umgebung, die Schweizer in dem 2 Kilometer nordöstlich von der Abtei gelegenen Triulzo, die Gendarmen in dem 9 Kilometer weiter rückwärts gelegenen Melegnano. Über die Quartiere des italienischen Fussvolks und der italienischen und spanischen leichten Reiterei wird nichts berichtet[4]). Am 19. setzten sich bei strömendem Regen alle Abteilungen

1) Ausgabe Antwerpen 1533.

2) Rosinis Ausgabe (Turin 1858).

3) Letters and Papers of the Reign of Henry VIII. Arranged by J. S. Brewer. Vol. III, Part II (London 1867).

4) Der Gewährsmann für die obigen Angaben ist Gonzaga, von dem man wohl annehmen kann, dass er gut unterrichtet war. In dem Berichte eines Einwohners

in der Richtung nach Mailand in Bewegung. An der Spitze befand sich die leichte Reiterei unter Leva. Dann folgte das Fussvolk in drei Haufen nach den Nationalitäten, zuerst die Landsknechte, sodann die Spanier und endlich die Schweizer. An diese drei Haufen schloss sich ein Teil der Artillerie, sodann die Gendarmen, weiter der Tross unter dem Schutze von italienischem Fussvolke, endlich der andere Teil der Artillerie, 5 Geschütze, ebenfalls unter Bedeckung von italienischem Fussvolke.

Was für ein Plan lag nun diesem Vorrücken gegen Mailand zugrunde? Eine förmliche Belagerung war wohl kaum beabsichtigt; dazu war es schon etwas spät im Jahre. Die Führer des kaiserlich päpstlichen Heeres werden vielmehr wohl von der Annahme ausgegangen sein, dass bei dem Auflösungsprozesse, in welchem sich der Hauptteil des feindlichen Heeres, die Schweizer, befanden, ein nachhaltiger Widerstand nicht zu erwarten sei und dass sie also auch ohne Belagerung in kurzer Zeit in den Besitz der Stadt gelangen würden. Da aber eine solche Rechnung sich doch als nicht zutreffend erweisen konnte, wird man für diesen Fall vermutlich einen andern Plan fertig gehabt haben. So mag denn richtig sein, was Giovio 321 berichtet, man habe sich in diesem Falle nach Süden wenden wollen, um sich in das von Lautrec unbesetzt gelassene Pavia zu werfen, und es sei ein Teil der Reiterei bereits nach dort abgesandt gewesen.

Die Marschrichtung ging gegen die Südseite Mailands. Man wird zu dieser Wahl zwei Gründe gehabt haben. Einmal war dies die gegebene Seite für den Fall, dass man sich schliesslich wirklich für Pavia entscheiden sollte. Sodann sperrte man durch diese Stellung den Franzosen den Weg nach Pavia, falls diese, was sehr wohl möglich war, Mailand aufgeben würden, um sich nach Pavia zu werfen, zu dessen Verteidigung das französische Heer eher ausreichte.

Während man sich auf dem Marsche befand, kamen aus Mailand von Angehörigen der kaiserlichen Partei — die, soweit es nötig schien, mit dem kaiserlich-päpstlichen Heere wohl unausgesetzt in Verbindung geblieben war – Boten mit der Meldung, wenn die Truppen sich der Stadt näherten, würden die Einwohner mit den Waffen in der Hand sich gegen die Franzosen erheben. Alsbald berieten Colonna, Pescara

---

von Crema vom 18. November ist für den 17. bezw. 18. früh die folgende Verteilung angegeben (Sanuto 32, 156): Die Gendarmen und das spanische Fussvolk in Melegnano und Fontana, die Landsknechte in Colturano, die Schweizer in Peschiera dei Borromei, das italienische Fussvolk in Pedriano und Santa Brera. Die zuletzt genannten vier Orte liegen in der Nähe von Melegnano. Ein Bericht des Podestà von Bergamo (Sanuto 152) legt die Schweizer nach Melegnano und die übrigen Truppen nach Chiaravalle und Umgebung. Umgekehrt lässt Guicciardini IV, 52 die Schweizer in Chiaravalle und die übrigen Truppen in Melegnano sein. Nach Capella Bl. 12 v. lag das ganze Heer in Chiaravalle.

und Gonzaga sowie die Kardinäle Medici und Schinner, was unter diesen Verhältnissen zu tun sei, und man kam zu dem Entschlusse, noch am nämlichen Tage, obwohl derselbe schon ziemlich vorgeschritten war, den Versuch zu machen, sich Mailands vermittels Handstreichs zu bemächtigen, zu welchem Beschlusse besonders der feurige Pescara beigetragen zu haben scheint. Jeder der drei Fussvolkhaufen sollte sich einer der drei südlichen Vorstädte bemächtigen, zu denen östlich die äussere Porta Romana, westlich die äussere Porta Ticinese und zwischen beiden die Porta Lodovica Zugang gewährten. Unterstützt sollte dieser Angriff durch die erwähnte, aus 5 Geschützen bestehende Artillerieabteilung werden, welche zu dem Zwecke einen eigenen Befehlshaber in der Person des Guglielmo Malaspina, des Maestro di campo Gonzagas, erhielt. Dann wurde der Marsch fortgesetzt. Aber infolge des schon mehrere Tage andauernden heftigen Regens waren die Wege mit Schlamm bedeckt und nur schwer gangbar; ausserdem waren mehrere durch den Regen angeschwollene Bäche zu durchwaten. Infolgedessen war, als man sich der Stadt näherte, der Tag schon weit vorgeschritten und es ging auf den Abend zu. Man musste sich entscheiden, ob trotzdem der Überfall noch versucht werden oder ob man an Ort und Stelle biwakieren solle. Trotz des Regens neigte man mehr zu letzterm. Da brachte einer von der leichten Reiterei an Pescara die Meldung, er habe mehrere feindliche Infanteristen dabei betroffen, wie sie die vor der Tessinvorstadt ausserhalb der Verschanzungen gelegenen Häuser anzündeten, und bei der Vertreibung und Verfolgung derselben sei er bis an die Verschanzungen gelangt, welche noch so niedrig seien, dass sie einem Manne nicht bis an den Gürtel reichten. Das Anzünden der Häuser deutete man bei den Verbündeten wohl dahin, dass dadurch dem kaiserlich-päpstlichen Heere die Annäherung erschwert werden solle, und fürchtete, dass das am folgenden Tage in grösserm Massstabe vorgenommen werden würde. Dass der Reiter unbemerkt bis an die Verschanzungen gelangt war, liess auf eine ziemlich sorglose Bewachung schliessen. Dazu kam als besonders wichtig der unfertige Zustand der neu angelegten Befestigungen.

Unter diesen Umständen entschied man sich für den sofortigen Angriff. Colonna und Gonzaga spornten ihre Leute an, das Glück zu versuchen; der Sieg könne ihnen nicht fehlen. Ebenso Malaspina und Pescara, dessen nachdrücklicher Hinweis darauf, dass man die Vorstädte als Nachtquartiere nötig habe, bei den bis auf die Haut durchnässten Truppen vielleicht am durchschlagendsten gewirkt hat. Alsbald sprengte Pescara als erster in der Richtung auf die äussere Porta Romana vor; hinter ihm her eilten 60—80 spanische Schützen, denen sich ein Haufe von Landsknechten anschloss. Ein anderer stärkerer Haufe, bestehend aus spanischen Schützen, Landsknechten und

Schweizern nebst den fünf Geschützen ging unter Colonnas und Gonzagas Führung auf die äussere Porta Ticinese los.

Der Sicherheitsdienst ist zu allen Zeiten eine schwache Seite der Franzosen gewesen. So wurde er auch jetzt sehr lässig betrieben, wozu vielleicht der Umstand mit beigetragen hat, dass man während dieser schweren Regentage ein Erscheinen des Gegners oder gar einen Angriff desselben für unmöglich hielt. Jedesfalls hatte man weder leichte Reiterei in der Richtung, in welcher der Gegner, wenn er überhaupt kommen würde, zu erwarten war, ausgeschickt, noch sich durch Spione Aufklärung darüber zu verschaffen gewusst, wo er stehe und was er treibe. Man sass unbesorgt in Mailand und glaubte offenbar, genug getan zu haben, wenn man die erst im Entstehen begriffenen Verschanzungen Truppen zur Bewachung übergab. Darum, ob und wie diese Bewachung durchgeführt wurde, scheint sich niemand gekümmert zu haben.

Es war zwischen 3 und 4 Uhr — vielleicht war es schon 4 Uhr — als die beiden Sturmkolonnen vor den Befestigungen der Südseite der Stadt erschienen. Die eine ging sofort zum Angriffe auf die äussere Porta Ticinese über, wo 300 bis 400 venetianische Gendarmen und etwas französisches Fussvolk, letzteres unter dem Befehle des Giulio di Sanseverino, zur Verteidigung lagen. Die andere Kolonne wählte sich nicht die äussere Porta Romana selbst, sondern eine unweit derselben, zwischen ihr und der Porta Lodovica, an der Stelle, wo jetzt die Porta Vigentina ist, gelegene Bastion als Angriffsobjekt aus, wo sie auf venetianisches Fussvolk und leichte venetianische Reiterei stiess. Hier wurde der erste Angriff abgeschlagen und die Angreifer von der Reiterei in Verbindung mit einigen Gendarmen auf Armbrustschussweite verfolgt. Aber die Angreifer erneuerten alsbald in verstärkter Zahl mit Ungestüm den Angriff, wobei sie auch 100 *bocche di fuoco artificiato* — es ist nicht klar, was damit gemeint ist — in Tätigkeit treten liessen, und setzten sich, trotzdem der Gegner Verstärkung erhielt, bald in den Besitz der Bastion, worauf die Verteidiger derselben sowie auch die der äussern Porta Romana — und wohl auch die der Porta Lodovica — den Rückzug antraten.

Gleichzeitig wurde an der äussern Porta Ticinese gekämpft. Die überraschten Verteidiger erholten sich bald von der ersten Bestürzung, und das Gefecht kam zum stehen. Gritti, das Gewehrfeuer hörend, ritt an das Tor heran und erkannte die Gefahr. Aber anstatt selbst einzugreifen, sprengte er zu Trivulzio, den er bei einem Spazierritte antraf, und dann, diesem die nötigen Anordnungen überlassend, zu Lautrec, der ziemlich weit ab in der auf der entgegengesetzten Seite gelegenen Vorstadt vor der Porta Comasina wohnte. Lautrec erklärte, er werde an die gefährdete Stelle kommen, aber er kam nicht.

Unterdessen waren an der Porta Ticinese weiter zurückliegende Truppenabteilungen alarmiert worden, und der Waffenlärm veranlasste die spanischen Schützen, sich von den Verschanzungen zurückzuziehen. Aber jetzt eilten weitere Scharen ihnen zu Hülfe; und als kaiserliche Parteigänger aus den obern Stockwerken der Häuser dies sahen, ertönten ihre Rufe: *Ammazza! Ammazza! Carne! Carne! Imperio! Duca!* Nun rückten die Angreifer von neuem vor.

Zu gleicher Zeit hatten die Landsknechte einen Abzugskanal[1]) entdeckt, durch den sie, bis an die Lenden im Wasser watend, hinter die Befestigungen gelangten, wo sie auf die 300–400 venetianischen Gendarmen stiessen, die ohne Widerstand gefangen genommen wurden.

Nunmehr wandten die Verteidiger sich eiligst zur Flucht. Der Eingang war auch hier erzwungen.

Die Angreifer rückten nun von den beiden Punkten aus nach dem Innern der Stadt zu, die einen auf die innere Porta Ticinese, die andern auf die innere Porta Romana los. An der erstern wurde die Brücke von kaiserlichen Parteigängern herabgelassen, während die der letztern überhaupt nicht aufgezogen gewesen zu sein scheint. Aber nur Offiziere drangen in die Altstadt ein; die Mannschaften blieben in den Vorstädten. Die Franzosen, Schweizer und Venetianer waren unterdessen bereits entflohen. Aber ihre Pferde, den Tross und was sie sonst besassen, sowie die gesamte Artillerie liessen sie zurück. Auch die venetianische Kriegskasse mit 2000 Dukaten fiel den Siegern in die Hände. Als Gefangene blieben in den Händen der Sieger der verwundete Trivulzio – bezüglich dessen sich zwischen Spaniern und Landsknechten ein Streit entspann, wem der Gefangene gehöre, wobei er in Lebensgefahr kam –, Giulio de Sanseverino, Marc' Antonio Martinengo und Mercurio di Bua, lauter höhere Offiziere. Lautrec und Gritti entkamen mit Mühe.

Es war den Soldaten bei Todesstrafe verboten worden zu plündern oder sonst Schaden anzurichten, und dieser Befehl wurde befolgt. Daher herrschte am Abend in den Vorstädten ein reges Leben, aber ganz friedlicher Natur. Alle Fenster waren erleuchtet, und Männer und Frauen schauten zu denselben heraus oder standen in den Türen. Dabei ertönten die Rufe: *Chiesa! Imperio! Duca! Palle!*

Am folgenden Morgen rückte der Rest des kaiserlich-päpstlichen Heeres in Mailand ein; und die Franzosen, Schweizer und Venetianer zogen ab. Die geplante Verfolgung derselben unterblieb, weil die

1) Gonzaga sagt (Sanuto 185): *Li lanzchenech introrno . . . per la fossa sotto due volte ne l'aqua a la centura.* Der Kardinal Campeggio berichtet von Rom an Wolsey (Brewer Nr. 1809): *The papal army . . . entered the town by a mine or sewer.* Endlich Giovio (S. 322) berichtet: *Germani ad turrem veterem quae Imperatoris dicitur subter fornices aqueductus . . . irruperant.*

Reiterei nach den Strapazen des vergangenen Tages auch während der ganzen Nacht nicht aus dem Sattel gekommen war, wozu noch der auch an diesem Tage anhaltende heftige Regen kam.

Dieser grosse, überraschende Erfolg, die Einnahme Mailands durch Handstreich, wodurch der Feldzug in diesem Jahre tatsächlich beendigt wurde, war in erster Linie der ausserordentlichen Sorglosigkeit des unfähigen Lautrec sowie der Führer der venetianischen Truppen[1]) und dabei dem Zusammenwirken mehrerer glücklicher Umstände zu verdanken, nicht zum mindesten aber auch der Tatkraft und Umsicht der Führer des kaiserlich-päpstlichen Heeres, welche die glücklichen Umstände ohne Zaudern sich zunutze zu machen und im rechten Augenblicke mit fester Hand zuzugreifen verstanden.

Nachtrag zu den Ausgaben des Fiore di Virtù.

Inzwischen habe ich Gelegenheit gehabt, die Ausgaben des British Museum einzusehen. Dasselbe besitzt nicht weniger als die folgenden 11 aus dem 15. Jahrhundert: 1. O. O. u. J., im Kataloge vermutungsweise Venetia 1470 gesetzt. Nach diesem Exemplare, dem einzig bekannten, beschrieben von Copinger 2510. — 2. Venesia, *nel beretin convento*, 1474. Hain 7098 nebst Copingers Nachtrage. — 3. Venesia, *nel beretin convento,* 1477. 76 Bl., 23 Zeilen. Vgl. oben S. 53. — 4. Venesia, *nel beretin convento,* 1477. 58 Bl., 26 Zeilen. Vgl. ebd. Dies ist das oben erwähnte ehemals in meinem Besitze befindliche Exemplar. — 5. Firenze, Francesco Bonaccorsi & Antonio venetiano, 1488. Hain 7108 nebst Copingers Nachtrage. — 6. Firenze, 1489. Hain 7109. Es sind 42 Bl., 33—35 Zeilen. — 7. Venexia, Zan Ragazo da Pomale, 1490. Copinger 2511. — 8. Venetia, Mattheo di Codecha da Parma, 1493. Hain 7113. — 9. Bressa, Misinta, 1495. Hain 7114. — 10. Firenze, 1498. Copinger 2512. — 11. Venetia, Z. B. de Sessa, 1499. Copinger 2513.

Von diesen 11 Ausgaben sind Nr. 1 und 11 weder bei Passano noch oben von mir erwähnt, so dass die Zahl der bekannten Ausgaben des 15. Jahrhunderts auf 42 steigt.

Aus dem 16. Jahrhundert besitzt das Museum nur 1 unbekannte Ausgabe (Vinegia 1538), so dass die Zahl der bekannten Ausgaben dieses Jahrhunderts nunmehr 14 beträgt.

---

1) Gritti versuchte, die Schuld auf Trivulzio abzuwälzen. In seinem Berichte vom 20. an die Signorie von Venedig (Sanuto 158) sagt er, an der äussern Porta Ticinese *non era stà fato repari a sufficientia, perchè il Governador nostró mai si pensava i nimici dovesseno venir a quella banda.* Und von der innern Porta Ticinese sagt er: *La qual porta, per opinion di esso Gritti, voleva fusse serada, come era stà fato le altre, et fortificada; ma non parse al Governador.*

Quomodo en latin vulgaire.

Par

J. Pirson in Erlangen.

On est aujourd'hui d'accord pour rattacher le français *comme* et ses équivalents romans au latin *quomo*, forme vulgaire de *quomodo*, qui a réellement existé, quoique beaucoup la marquent encore de l'astérisque traditionnel et la relèguent ainsi dans le domaine de l'hypothèse. Les premiers exemples connus ont été signalés sommairement par Schuchardt (Vokalismus des Vulgärlateins II, p. 393). Je crois pouvoir les reproduire ici in extenso. On lit dans l'*Evangelium palatinum*, que l'éditeur Tischendorf (Evang. Palat. Lipsiae 1847, p. 121, col. 1, 2 ss.) date du 4e ou du 5e siècle, *quomo potestis vos credere* (= St-Jean, V, 44: *πῶς δύνασθε ὑμεῖς πιστεῦσαι*). En marge, en face de quomo, la syllabe *do* a été écrite par la main même qui a copié le manuscrit (cf. Tischendorf, o c. Prolegom. p. XII). La leçon *quomo*, qui aura échappé au scribe dans un moment d'inattention, est donc aussi ancienne que le ms. lui-même. Le codex en question fournit un second exemple: *Dixit illi Jesus: quomo difficiliter qui substantiam habent in regnum dei introibunt* (= St-Luc, XVIII, 24: *πῶς δυσκόλως οἱ τα χρήματα ἔχοντες . . . εἰσπορεύονται*; cf. Tischendorf, o. c. p. 373, col. 1, 5 ss.). — Dans le Nouveau Testament du codex Amiatinus nous trouvons: *quomodo autem nunc videat nescimus* (= St-Jean, IX, 21: *πῶς δὲ νῦν βλέπει οὐκ οἴδαμεν*. Tischendorf, Nov. Testam. ex celeb. cod. Amiatino. Lipsiae 1850, p. 165, 4). Dans les Prolegomena (o. c. p. XXXIV) l'éditeur fait remarquer que le ms. porte *quomo*[do], la dernière syllabe ayant été surélevée. La graphie originale *quomo* aura donc été encore une fois corrigée par après. Selon Tischendorf, suivi par Schuchardt (Vok. I, p. 13), le codex Amiatinus aurait été rédigé vers le milieu du 6e siècle, mais de nouvelles recherches (Th. Zahn, Geschichte des neutest. Kanons, Erlangen, 1900, II, 1, p. 278 ss. H. J. White, The codex Amiatinus and its Birth-place. Studia biblica et eccles. Oxford II [1890], p. 273 ss.) ont démontré que le ms. en question n'a pu être écrit qu'entre 690 et 717 de notre ère. — Le quatrième exemple donné par Schuchardt est

tiré du codex Fuldensis, rédigé par Victor, évêque de Capoue, vers le milieu du 6e siècle: *Quomo tu dicis* (= St-Jean, XIV, 9: πῶς σὺ λέγεις. cf. Codex Fuldensis ex ms. Victoris Capuani ed. Ranke. Marburg 1868, p. 140, 7). D'après Ranke (o. c. p. 525) quomo serait un lapsus du scribe.

Mais le doublet vulgaire de quomodo est encore attesté ailleurs. Il figure, en outre, dans le codex Bobiensis (K) du 5e siècle: *dico autem vobis quia ante Salomon in omni claritate sua ita amictus est quomo unum ex his* (= St-Mathieu, VI, 29: ὡς ἓν τούτων; cf. J. Wordsworth dans Old latin Biblical Texts II, p. 33, fol. 60b). Je dois cet exemple à l'obligeance de M. le professeur von Zahn. Cette même collection des Old-latin Biblical Texts en fournit encore d'autres: *Et responde(n)s dixit illis . . . quomodo scriptum est* (= St-Marc, IX, 12: πῶς γέγραπται. Codex Monacensis [q] du 7e siècle. Old-latin Bibl. Texts III, p. 124). Cette graphie est identique à celle du codex Amiatinus citée plus haut. — *Quomo ergo implebuntur scripturae?* (= St-Math., XXVI, 54: πῶς οὖν πληρωθῶσιν αἱ γραφαί . . . Codex Corbeiensis (ff). Old-latin Bibl. Texts V, p. 17, fol. 34, col. 4, 22). D'après Delisle (Invent. des ms. latins, Bibl. de l'École des Chartes XXXI [1870] p. 49 n° 17225) ce ms. daterait du 7e siècle. Enfin *nolite cogitare quomo aut quid loquamini* (= St-Math., X, 19: μὴ μεριμνήσητε πῶς ἢ τί λαλήσητε. J. Wordsworth, The Gospel According to St-Matthew. Oxford 1883. Old-latin Bibl. Texts I, p. 17, 17). L'éditeur a cru toutefois bien faire de rectifier la leçon originale. On ne peut assigner au ms. une date certaine. Selon Wordsworth (o. c. p. VII) il ne remonterait pas au-delà de la première moitié du 9e siècle. On remarquera que ces huit exemples figurent tous dans le texte des évangiles. Rien de plus naturel, car quomodo, servant à traduire ὡς ou πῶς, y est d'un usage particulièrement fréquent et l'on comprend sans peine que les scribes aient laissé échapper plus d'une fois, par mégarde ou ignorance, la forme vulgaire. Toutefois quomo n'est pas exclusivement propre aux traductions latines; on le rencontre aussi à plusieurs reprises dans les chartes du 8e et du 9e siècle. Je trouve dans un document de l'abbaye de St-Gall, daté de 752, ce passage, dans lequel *quomo* et *quomodo* apparaissent l'un à côté de l'autre: *Iste omnia dono cum in Duringas in servtio (sic) casatas undeci cum omne, quomo vestiti sunt et alia curta, quod dicitur Hahahusir, servientes casas quindeci, quomodo vestiti sunt* (H. Wartmann, Urkundenbuch der Abtei Sankt-Gallen I, p. 20, 7). Jeanjaquet (Recherches sur l'origine de la conj. *que* . . . Thèse. Zürich 1894, p. 34) en indique brièvement d'autres tirés du Codex diplom. Cavensis (Napoli 1873). Je cite en entier les passages mentionnés: *habente fine de uno latu roppuli como petre ficte sunt* I, p. 70 (821) — *habentes fini de una parte fine antiperti sculdais, como metia sepe discerni et termini ficti sunt,*

I, p. 58 (850) — *abente fine una . . . quomo medio refaneo discerni . . . qui abet fine de una parte .. quomo forcati sunt* (bis) ... *quomo petre ficte sunt* I, p. 18—19 (837) — *abentes finis ex ipsa nostra binditio de subter comu medio bollo (= quomodo media vallis)* I, p. 60 (856). — D'après les textes cités, quomo aurait existé au 5e et peut-être même au 4e siècle. Je pense qu'on peut encore remonter plus haut sur la foi d'un exemple que je crois avoir découvert dans les inscriptions imprécatoires, réunies en corpus par Audollent (Defixionum tabellae ... Thèse. Paris 1904). Ces inscriptions, en vertu de leur caractère privé, sont fortement empreintes de vulgarismes et, entre autres particularités, recourent fréquemment à quomodo. Une lamelle de plomb, trouvée à Aquae Sulis (Bath) en Angleterre et qu'on date approximativement de la fin du 2e ou du commencement du 3e siècle après J.-Chr., porte un texte gravé à rebours, dont je détache le passage suivant: *cistauqilcmocauqa.* D'après Zangemeister et Huebner (cf. Audollent, o. c. nº 104, p. 156 —159) il faut lire: *sic liquat c com aqua.* L'éditeur remarque: com errore aut consulto positum fuisse ubi com(odo) exspectes facile crediderim. Et, en effet, si l'on en juge par nombre d'inscriptions analogues, sic postule ici un corrélatif quomodo. Le sens l'exige. Dans ces conditions n'est-on pas fondé à reconnaître dans *com* la forme vulgaire quomo, dont l'o final aurait été élidé dans la prononciation devant la voyelle suivante et omis dans l'écriture? L'élision n'était pas, comme on sait, réservée uniquement à la langue de la poésie (cf. Lindsay-Nohl, Die lat. Sprache. 1897, p. 166, § 153). — Mais peut-être est-il encore plus simple de considérer le *c* qui suit *l*, et qui, d'après le déchiffrement des spécialistes, est complètement superflu, comme un o imparfaitement gravé. A remarquer que l'espace qui, dans Audollent, sépare *m* de *c*, n'existe pas dans la photographie prise par Zangemeister (Hermes XV [1880] p. 588—596). D'ailleurs cet intervalle aurait en somme peu d'importance, parce que dans ce genre d'inscriptions les lettres et les mots, tracés avec plus ou moins de soin, n'y sont pas toujours régulièrement espacés. En tous cas, si intervalle il y a, on n'y trouve point de traces de caractères effacés et on ne peut songer à restituer quomodo. La chute de l'élément labial du groupe qu̯ devant o est confirmée par d'autres graphies de la même collection. L'inscription nº 221 donne quatre fois *comodo* et une fois *comdi* (= quomodo). La réduction de qu̯ à c devant o ne fait d'ailleurs aucune difficulté puisqu'elle est attestée dès le second siècle de notre ère (cf. Lindsay-Nohl, o. c. p. 99, § 93). Com ou como ne serait point le seul vulgarisme de l'inscription mentionnée ci-dessus. Il s'y trouve d'autres graphies intéressantes: *mateliu* (= mantelium), *ell[a]* (= illa), *Anniu* (Annius), *Agustalis* (= Augustalis). — Une autre lamelle, d'origine africaine, et dont le texte latin est transcrit en caractères grecs (cf. Audollent, o. c. p. 303,

nº 21) présente la forme *κονωμο* (= quomodo), mais comme ce mot termine une ligne, on ne peut rien en conclure et il n'y a pas lieu de s'y arrêter plus longtemps. Nous aurions donc dans com(o) de cette inscription imprécatoire du commencement du 3e siècle au plus tard l'exemple le plus ancien du doublet vulgaire de quomodo. D'autre part l'accord unanime des langues romanes est un témoignage irrécusable de la haute antiquité de quomo (cf. Gröber, ALLG. I, p. 550).

Comment quomodo a-t-il pu devenir quomo? S'il s'agissait d'un mot latin importé en Gaule à une époque relativement récente, il y aurait lieu de se demander si quomodo n'a pas été abrégé pour éviter l'accentuation proparoxytonique, comme cela s'est produit dans une série de mots savants et populaires. Ainsi en français *prince, image, vierge, ange;* en provençal, *tebe* (tepidum), *orre* (horridum), *cobe* (cupidum), *jove* (juvenem) (cf. Schwan Behrens, Gramm. des Altfr.[5] § 76, Anm. p. 150. Schultz-Gora, Altprov. Elementarbuch p. 35, § 61). Encore eût-il été plus simple d'obvier à cet inconvénient en sacrifiant la voyelle posttonique! Et il semble, en effet, que la syncope ait eu lieu sporadiquement, car on rencontre dans ces mêmes inscriptions dont il vient d'être parlé, *comdi* pour *quomodi*, variante de quomodo refaite probablement sur le modèle de *sicuti, veluti* (Audollent, o. c. nº 98, p. 152). *Quomdo* figure encore dans les formules d'Auvergne (Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 29, 13). Toutefois ces formes syncopées ont dû rester isolées en latin vulgaire, car ce n'est pas en passant par *quomdo* que quomodo est devenu com(e). La comparaison des réflexes romans prouve à toute évidence que quomo a existé à une époque et dans des régions où l'accentuation de l'antépénultième était parfaitement en harmonie avec le génie de la langue. La réduction de quomodo en quomo doit être attribuée à l'influence de l'accent syntaxique. Les deux éléments du groupe *quō mŏdō* s'étant unis de plus en plus de façon à ne plus faire qu'un seul mot, mŏdō perdit son accent, et l'ō final fut abrégé. C'est ce que nous apprennent la grammaire et la métrique. L'ŏ final est allé en s'affaiblissant de plus en plus et a dû disparaître devant un mot commençant par une consonne à l'époque où quṓmŏdŏ fut assimilé aux proclitiques. Le traitement de *atque*, *neque*, *nempe*, *quippe*, qui perdent leur voyelle finale devant la consonne du mot suivant, rend probable l'existence d'une forme *quomod* (Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre, 1902, p. 321, § 176). Le *d* devenu final a pu s'effacer également devant une consonne, comme cela s'est produit pour *haud* qui devient *hau* dans *hau scio, hau multum* (Sommer, o. c. § 168, p. 307—308). Il est vrai que dans *haud* le *d*, précédé d'un élément consonantique, pouvait plus facilement s'affaiblir. On peut encore s'en référer au traitement que subit *inde* en composition. *Inde* s'unit aux prépositions *de, ex*, *pro* pour former les adverbes *déinde*, *éxinde*, *próinde*, qui dans le corps

de la phrase perdent parfois la syllabe finale et deviennent *déin*, *éxin*, *próin* (cf. Lindsay-Nohl, o. c. p. 140, § 136). Toutefois quomodo et inde ne se trouvaient point dans des conditions tout à fait identiques. Après la chute de la voyelle finale, le *d* de *ind'* entre deux consonnes s'assimilait à l'*n* et s'effaçait plus aisément que le *d* de quomodo placé entre une voyelle et une consonne. L'italien a réduit de même l'adverbe *modo* en *mo* (cf. Wiese, Altitalien. Elementarbuch 1904, p. 26) et les langues romanes présentent une série d'abrégements analogues résultant de l'accentuation syntaxique (Meyer-Lübke, Gramm. des langues rom. I, § 634, p. 557).

Diez (Etym. Wörterbuch[5], p. 385, s. v. mo), Schuchardt (Vokal. II, p. 393) citent à l'appui de la forme italienne *mo* une glosse du recueil de Placide: *mu, adhuc, consuetudine est.* Cette leçon, qu'ils ont empruntée telle quelle à A. Mai (Class. Auct. III, 1831, p. 485), est défectueuse. Une nouvelle collation des mss. a permis de rétablir le texte exact, qui se présente sous deux formes. *Mu, adhuc in consuetudine est. Unde mugire dicimus.* *Mu* est ici l'interjection usitée chez les écrivains archaïques. *Mutire: adhuc in consuetudine est. Unde mugire dicimus.* (Corp. gloss. lat. V, p. 86 et 119. Thes. gloss. em. I, p. 713, s. v. mu).

Quomo a survécu dans tout le domaine roman. Il est devenu *como* en italien, *como* et *cuemo* en espagnol, *como* en portugais, *com, con* en français, *com, con, co* en provençal et en catalan, *chom* en frioulan, *cum* en roumain. Il existe, en outre, des formes terminées en *e*, *come*, *comme* en français, *come* en portugais et en italien et d'autres en *a*, *coma* en italien, en provençal et en portugais. Comme l'*o* final latin ne peut devenir en roman ni *o* ni *a*, on ne peut rattacher uniquement à quomo ces dérivés en *e* et *a*. Schuchardt (Literaturblatt für germ. und rom. Phil. XII [1891] p. 414) voit dans *come* le résultat de la fusion de *quomo* et de *et* et cite à l'appui les locutions italiennes *tutt'e tre, quant' e tte*, *com'e tte* . . . Prenant cette explication comme point de départ, Vising (Quomodo in den romanischen Sprachen. Toblers Abh. 1895, p. 113—123) montre à l'aide de nombreux exemples que *come* et *coma,* à la différence de *com,* n'étaient usités à l'origine que devant des noms ou des pronoms. Certes on peut s'étonner avec Tobler (ASNS. 1895. 95, p. 200) que, si come suppose quomodo + et, l'e final s'élide dans le corps du vers. Mais la fusion des deux particules a pu avoir lieu assez tôt pour que les poètes de l'époque romane aient perdu le sentiment de la composition et aient traité l'e de come comme celui des autres mots.

Il y a, en effet, tout lieu de croire que les deux conjonctions se sont agglutinées dès l'époque latine. On a déjà constaté à diverses reprises que le latin de l'empire aimait accumuler adverbes et copules, sans

nécessité aucune (Stolz und Schmalz, Lat. Gramm.[3] p. 381, § 262. Einar Löfstedt, Beitr. zur Kenntnis der späteren Latinität. Upsala. Thèse 1907, p. 31—42). L'exemple le plus curieux de cette redondance est assurément le lourd et pédantesque *nec non etiam et*, qui, par l'intermédiaire des écrivains ecclésiastiques, a persisté jusque dans le latin carolingien. On a fait de *et*, entre autres, un véritable abus. *Verum et*, *nam et*, *simul et* étaient déjà d'usage courant à l'époque classique (Stolz und Schmalz, o. c. p. 341, § 228). *Et*, il est vrai, conservait dans ces expressions sa valeur propre, il signifiait *aussi*. Plus tard cette même conjonction s'est ajoutée à d'autres dans le sens de *même*, *etiam*. Ainsi dans saint Cyprien: *si et possis — oculos tuos inserere secretis* (Bayard, Le latin de Saint-Cyprien. Paris. Thèse 1902, p. 160). Ce procédé a dû se propager rapidement, car on rencontre très fréquemment dans les textes de la décadence des locutions telles que *dum et*, *tam . . . quam et*, *seu et*, *quia et*, *unde et*, *simul et*, *etiam et*, *sicut et*, *quoque et*, *sic et*, *similiter et*, *ita et*, *jam et*, *verum etiam et*, *sed et*, *item et*, *quando et*, *quomodo et* ... Il y aurait encore à signaler les expressions *qui et*, *item qui et*, si fréquentes dans les inscriptions, où elles servent à unir le ou les surnoms aux noms des personnes mentionnées sur la pierre. Assurément la conjonction *et* n'y est pas toujours inutile, elle y a souvent le sens de *même* ou *aussi*, mais le temps et l'habitude aidant, elle a fini par se fusionner avec le mot précédent au point de perdre toute valeur propre. Qu'on en juge par les passages suivants empruntés à des textes de l'empire ou du moyen âge.

ita et: *quod ita et fecerunt*. Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 15, 37. 16, 3. 18, 32. 17, 22. 19, 14. 79, 19. 84, 15. 86, 1. 91, 29. Parfois les mss. divergent; les uns ont *quod ita f.*, les autres *quod ita et f.*, cf. ibid., p. 91, 55. **item et**: *item et aliam portionem dabis*, ibid. 105, 10. **quia et**: *Quam Cappadoci moli dicunt*, *quia et similis moli est*. Diosc. Langob. Rom. Forsch. X, p. 399, 17—18. *Maxime melior est, qui in < anti > quira nascitur, quia et niger*, ibid. XI, p. 74, 13. **seu et**: *judicius et noticias seu et omne solemnitas*. Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 15, 29. cf. 15, 33. 44, 18. 171, 15. 198, 21. **unde et**: *diebus noctibusque ardet < ignis > in capite montis, unde et fumus ascendere apparet*. Descript. orbis terrae, ALLG. XIII, p. 571, 594—595. *Est enim corpus inhabile et exiguo sanguine natus. Unde et hoc animal minus bibet*. Mulom. Chir. (éd. Oder) 8, 21—22. cf. 46, 18. 95, 3. 54, 12. 55, 2—3. 55, 14. 59, 28. 82, 1. *Agrestis fortior virtus est*, *unde et miscetur confectionibus olearum*. Rom. Forsch. X, p. 434, 13—14. *Gentiana dicitur inventa esse ab imperatore Illyrico in eadem gente*, *unde et nomen accepit*. Rom. Forsch. X, p. 376, 16. 401, 23. 410, 16. 438, 16. XI, p. 11, 12. 51, 1. 54, 11—12. 55, 17. 78, 10. 235, 17. cf. *unde nomen accepit*, XI, p. 34, 17. *inde nomen accepit*, XI, p. 30, 17. **ubi et**: *eas partes habeat necesse est vel corrumpat, ubi*

et morbidi fiunt. Mulom. Chir. 13, 10—11. *Pelecinos erba est folia habens simile ciceris et folliculos similes siliquae graecae, ubi et semen est.* Rom. Forsch. X, p. 434, 16—17. **sicut et**: *Conplacuit . . . ut talem securitatem fecissent, sicuti et fecerunt.* Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 281, 1 passim. *praecipientes enim ut, sicut et reliqui mansuari, . . . ita et amodo memoratus ille . . .* ibid. p. 57, 7—10. **sic et**: *Sic et quomodo sis, nisi tibi consulueris, arbor igni destinata, probant sacra evangelia.* Luc. de Cagliari Corp. Vind. 13, p. 155, 6—8. *Quomodo tu non vides, sic et tuus sucus gustatus nulli noceat.* Marc. Emp. (éd. Helmreich), p. 91, 8—9. *Sic et ames, mea lux, et semper ameris.* Anth. lat. (Buecheler) I, p. 274, nº 427. Parfois *et* est renforcé par un adverbe de signification analogue:

quoque et: *abbatibus, presbiteris quoque et diaconibus.* Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 72, 21. *Virorum divitium habitatio et valde eminentium, . . . in doctrina quoque et in omnibus bonis,* ALLG. XIII, p. 558, 321. *Orientis quoque et occidentis,* ibid. p. 559, 327. *Omnibus bonis ornata est, fructibus quoque et jumentis,* ibid. 568, 509. *eruditos omni doctrina graeca quoque et latina,* ibid. p. 571, 589. **simul et**: *primum praecide caput, deinde priores pedes, simul et tende pullum,* Mulom. Chir. p. 238, 24. *Eveccio simul et humanitas,* Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 49, 8. Voir d'autres exemples dans Kellermann, Die Sprache der Bobienser Cicero-Scholien. Progr. Fürth. 1902. p. 25. **similiter et**: *similiter et illi accepit . . . alias villas . . .* Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 84, 16. 80, 20. 79, 31. *Caseum itaque Dalmatinum et tigna tectis utilia, similiter et ferrum habundans emittit,* ALLG. XIII, p. 563, 408. cf. p. 556, 271. 565, 449. *Similiter et tiniolae in utri,* Mulom. Chir. 68, 1. 15, 1. 69, 12. 95, 11. 102, 30. 103, 12. 108, 13. 125, 11. 250, 21. 8, 19. 23.

Après que *et* eut fait corps avec le mot précédent, la langue eut à sa disposition des doublets syntaxiques d'adverbes et de conjonctions. Quomodo fut traité de même. Déjà on le trouve uni à *et* dans Quintilien: *quomodo et illa Attica anus Theophrastum ... hospitem dixit* (éd. Spalding. III, p. 195). Dans cet exemple *et* est encore plus ou moins indépendant de *quomodo*, ainsi que dans les suivants:

Quomodo et tu Jucundu(s) emeritus es. Audollent, o. c. p. 409, nº 295. *Dimitte mihi peccata, quomodo et ego debitori meo.* Optat. Milev. Corp. Vind. 26, p. 104, 9. *Sic et illos laesos ultio vestra defendit, quomodo et clausos ne pereant tutela vestra custodit,* Saint-Cyprien, Corp. Vind. III, p. 361, 14.

Mais il en est d'autres où *et* est surabondant: *altero die exponito jumentum et urito genum, quomodo et causa permiserit,* Mulom. Chir. 204, 1. *Sed qui eum comederint, sic ei subveniendum quomodo et comedentibus micetas,* Rom. Forsch. XI, p. 46, 4—6. *Quomodo et defectio animi in febribus veluti sensuum fecit hebetudinem, ita mandragoram . . .*

bibentes opprimuntur gravatione horribili, Cael. Aurel. (éd. Amman 1755, p. 80, § 20).

On remarquera que *quomodo et*, de même que *come* à l'origine (cf. Vising, l. c. p. 119 ss.) précède toujours un nom ou un pronom. On peut d'ailleurs en dire autant de la plupart de ces locutions composées. C'est que *et* signifiant *aussi*, *même* servait le plus souvent à introduire une nouvelle personne dans le discours. Cet usage s'accuse déjà dans le latin de Plaute (Stolz und Schmalz, o. c. p. 341, § 328). Ainsi, s'il est avéré, comme on a de bonnes raisons pour l'admettre, que *come* dérive de *quomo et*, la langue vulgaire aurait frayé la voie au roman.

Comment expliquer *coma* à côté de *com*, *come*? De même que come tirerait son origine de quomo renforcé de et, de même d'après Schuchardt (Literaturbl. XII [1891] p. 414) et Vising (l. c. p. 118) coma se serait dégagé du groupe *quomo(do)* + *ad*. Comme preuves à l'appui, les constructions napolitaines *cumma'tte*, *quanta'tte*. Il faut cependant tenir compte de l'argument que Tobler (ASNS. 1895, 95, p. 200) fait valoir contre cette explication, à savoir qu'on s'attendrait à rencontrer en provençal *comaz* à côté de *coma*, puisque *ad*, dans cette partie du domaine roman, devient *a* ou *az* selon que le mot suivant commence par une consonne ou une voyelle. Peut-être la différence de traitement s'explique-t-elle encore une fois par ce fait que dans le groupe *quomo ad*, où *ad* est enclitique, le *d* final est tombé plus tôt que dans *ad* seul! Quoi qu'il en soit, je ne connais guère dans le latin de la décadence que la locution *usque ad* qui puisse être rapprochée de *quomo ad*. Et encore la juxtaposition de *usque* et de *ad* est-elle de beaucoup plus naturelle que l'autre, puisque ce sont deux particules de sens analogue. Il est vrai que l'emploi pléonastique de *ad* n'a pu se propager qu'à une époque relativement récente, après que la préposition eut élargi considérablement la sphère de ses attributions. — Dans la suite Schuchardt est revenu une seconde fois à cette question de l'origine de *coma* et il propose une autre solution tout aussi vraisemblable et à certains égards plus tentante que la première (ZRPH. 23 [1899] p. 334). L'*a* de *coma* ne représenterait plus la préposition *ad*, mais bien la conjonction *ac*. Le savant linguiste fait valoir en faveur de sa thèse la locution dialectale *va a ddormi* signalée par Ascoli (Arch. glott. ital. XIV, p. 468), dans laquelle *a* ne peut guère provenir que de la copule latine *ac*. Le développement de *quomo* + *ac* en *coma* serait en somme conforme à la phonétique provençale et portugaise, car dans le midi de la France *ecce hac* devient *sa* (à côté de *sai*), *illac* > *la* (à côté de *lai*) et, en Portugal, *illac* donne *alá* (cf. Wiese, o. c. p. 48, § 31. Gröbers Grundr. I², p. 995, 3). D'autre part la fusion de *quomodo* et de *ac* n'est pas en contradiction avec l'évolution

de la langue latine, puisque déjà à la bonne époque *ac* s'ajoutait fréquemment aux adjectifs, pronoms, adverbes renfermant une idée de comparaison (cf. Kühner, Gramm. der lat. Spr. II, p. 645 § 453, 6). La seule chose qui me paraisse étrange, c'est que les écrivains vulgaires et bas-latins, qui fournissent tant d'exemples du groupement *quomodo et* et d'autres analogues, paraissent ignorer les adverbes et conjonctions renforcés de *ac*. On dirait plutôt que cette dernière particule a une tendance à disparaître. Mais peut-être n'est-ce que l'effet du hasard ou d'un dépouillement incomplet!

Jusqu'à la fin du premier siècle de notre ère, quomodo s'emploie exclusivement dans l'interrogation et la comparaison. Ce sont là ses attributions fondamentales et il les a conservées en latin vulgaire comme en roman. Dans le sens comparatif quomodo sert le plus souvent de corrélatif à sic: *Quomodo . . . in corporibus est morbus . . ., sic in animo,* Cic. Tusc. IV, 13. Le latin familier en use avec plus de liberté; il intercale parfois le second membre de la phrase dans le premier, de façon à rapprocher les deux adverbes: *occidis puellum et cito eum despicas et tollis illi ventrem et sic quomodo est, cum stercore suo involvis illum in melle* (Pelagonius. éd. Ihm. Teubner 1892, p. 53, 13—15). — Les deux adverbes ayant fini par s'agglutiner, la clarté ou l'énergie de l'expression rendit nécessaire la répétition de sic en tête du second membre: *Sic comdi (quomdo) plumbum subsidet, sic Sintonem et Martialem . . . defero ad inferos* (Audollent, o. c. nº 98, p. 151—152). — Ainsi, par un phénomène analogue à celui qui a donné naissance à *sicut* dans le latin classique, la langue parlée a créé un nouvel adverbe *sicquomo*(do) *siccomo*(*do*). On peut y rattacher l'ancien français *sicom* et *sicome,* le provençal *sicom,* l'italien *siccome* qui s'emploient concurremment, ou peu s'en faut, à *com, come*; mais ce procédé est si naturel que les formes romanes ont pu exister indépendamment du latin.

La comparaison revêtait-elle un caractère hypothétique, les écrivains de l'empire usaient de *quomodo si* à côté de *tamquam si, velut si*: *Et ita se duo ista conjungunt, adtrahentis virtus et oboedientis affectus, quomodo si aeger aliquis adsurgere conetur,* Faustus Reiensis (5e siècle), Corp. Vind. 21, p. 52, 7. *Sed si potionem asperiorem acceperint, non potest ferre quomodo si asinus aut equus aut aliqua bestia veterina.* Mulom. Chir. p. 283, 26.

Dans cette phrase le verbe n'est pas exprimé, bien que la subordonnée soit introduite par *quomodo si*. Ceci nous amène à parler des comparaisons abrégées. Souvent la langue classique sous-entendait le verbe du second membre, parfois aussi celui du premier, quand on pouvait aisément le suppléer: *ut magistratibus leges, ita populo praesunt magistratus,* Cic. de Leg. III, 1, 2. Mais l'ellipse n'avait jamais lieu, ou du moins était-elle très rare, après quomodo et quem ad modum (Kühner,

o. c. II, p. 963—964 § 224; Hellmuth, Über die Sprache der Epistolographen. Progr. Würzburg A. G. 1888, p. 50—51). La langue vulgaire et familière ne fait point de distinction, elle identifie en ce point quomodo aux autres particules, et s'en sert dans les comparaisons aussi librement que le français, par exemple, emploie comme. Déjà Pétrone (Saturae éd. Buecheler 1904, p. 37, 35—36) avait écrit: *solebat cenare quomodo rex.* Nous trouvons encore dans les écrivains de l'histoire auguste (éd. Peter. Teubner 1884): *quomodo Augustus, sic et Antoninus,* I, p. 254, 14. *Sic Macrinus est Severus, quomodo Diadumenus Antonius,* I, p. 202, 9—10. Plus tard les exemples abondent. Dans la Descriptio orbis terrae (ALLG. XIII): *q. vicini*, p. 546, 85. *q. Aegyptium* p. 554, 235. *q. Ponticos aut Paphlagones*, p. 559, 328. Dans la Mulom. Chir.: *q. malagmam ferventem*, p. 201, 13. *q. in articulis* p. 207, 22. *q. in armo*, 217, 32. *q. mala*, 222, 20. *q. vitrium*, 248, 20. *q. claucum*, 248, 21. *q. pulmentarium*, 250, 7. *q. vessicas*, 17, 25. *q. in speculo*, 25, 1. *q. in verrucis*, 33, 4. *q. crancus*, 102, 22. *q. rovorosum*, 102, 29—30. On voit clairement que quomodo avec sens comparatif a fait de grands progrès dans la langue de l'empire et qu'il est en train de supplanter *ut* et *velut*, qui ont disparu en roman. Quomodo était réputé vulgaire et les écrivains qui se piquaient de littérature, y recouraient le moins possible. Pour s'en convaincre, il suffit de comparer le texte de la Mulomedicina Chironis avec le traité d'art vétérinaire que Végèce nous a laissé. On sait que ce dernier a largement mis à profit la Mulomedicina et qu'il en a remanié la langue inculte en un latin plus élégant et plus correct.

Mulom. Chironis. éd. Oder. Teubner 1901:	G. Vegeti Renati digest. artis mulom. libri. éd. Lommatzsch. Teubner 1903:
curabis usta quomodo oportet p. 76, 9.	usta curaturus ex more, p. 101, 12.
constringes palpebrum foris versus quomodo tibi aequalem visum fuerit, p. 23, 15—16.	consues palpebram foris versus, p. 112, 9.
quomodo superius demonstravi p. 36, 7.	sicut superius declaratum est, p. 142, 15.
sic curabis quomodo praeceptum habes, p. 117, 19.	hac ratione curato, p. 130, 2.
Quomodo praecides, sic sequere cum ustione, p. 215, 5—6.	Ferro etiam precidetur et cauterio leviter adusta sanatur, p. 172, 6.
promoves perminutatim, ut intelligas, quomodo senserit ipsum corpus circa eam valetudinem, p. 75, 19—20.	leviter exercebis, ut intelligas quantum vires corporis sanitasque profecerit, p. 100, 16—17.
quomodo vessicas, p. 17, 25.	ad similitudinem vessicae, p. 174, 17.

quomodo in speculo, p. 25, 1. tamquam in speculo, p. 114, 5.
quomodo cancrus, p. 102, 22. ad similitudinem cancri, p. 195, 20.
quomodo rovorosum p. 102, 29—30. sicut roborosus, p. 196, 7—8.

La vogue dont quomodo jouissait dans le parler vulgaire, devait nécessairement étendre le domaine de ses attributions. Le latin de l'empire en a fait, comme on sait, l'équivalent de quod, quia et quoniam après les verbes declarandi et sentiendi. Les premiers exemples ne sont pas antérieurs au 4e siècle. Optatus Milevitanus, entre autres, le fait dépendre de recordari: *Ricordamini quomodo a vobis jam dudum matris ecclesiae membra ab invicem distracta sunt*, Corp. Vind. 27, p. 94, 17—19. Mayen (De particulis quod, quia, quoniam, quomodo, ut pro accus. cum infin. Diss. Kiel, 1889 p. 40—41) en cite d'autres empruntés à des textes du 5e siècle, à la version palatine du pasteur d'Hermas et à Caelius Aurelianus. Ce dernier lui donne couramment la valeur de quod. Cf. Cael. Aurel. éd. Amman 1755, p. 60, § 157; p. 66, § 173; p. 154, § 181; p. 205 § 63; p. 208, § 72. Comme cet usage se constate tout d'abord chez des écrivains qui s'inspirent d'ouvrages grecs, auteurs ecclésiastiques ou médecins, on peut croire que quomodo dans le sens de quod servit à traduire le grec *ὥς*, de même que quia correspondait à *ὅτι, οὕνεκα, διότι*. Mais il faut reconnaître aussi que le rôle de particule interrogative dans la proposition subordonnée avait préparé quomodo à ces nouvelles fonctions. Peut-être même serait-il devenu synonyme de quod en dehors de toute influence étrangère, étant donné que dans le bas latin *qualiter* a évolué dans le même sens. Cette particule s'y rencontre à la fois en corrélation avec taliter (*taliter factum est qualiter nobis suggessit*, Mon. Germ. hist. Leg. V, p. 120, 7), dans l'interrogation indirecte (*epistola, qualiter pupilli recipiantur*, ibid. 134, 14 passim) et aussi en tête de la proposition complétive (*dum et omnibus percognitum, qualiter ... vobis per vinditionis titulum distraxi*, ibid. p. 138, 17—20). — Quomodo avec la signification de quod a persisté en roman. Diez (Rom. Gramm.[3] III, p. 389) signale cet emploi en italien, en espagnol, en portugais. Jeanjaquet (o. c. p. 35) l'a, en outre, relevé en rhéto-roman, et Densusianu (Hist. de la langue roum. 1901, I, p. 184) en roumain. Le français et le provençal seuls semblent faire exception. Toutefois on trouve com dans Alexis (éd. G. Paris p. 24, 75, 1—3) après le verbe dire: *Et co lour dist com s'en foït par mer, Come en alast en Alsis la citet, E com l'imagene Deus fist por lui parler.* — Et en ancien provençal il apparaît du moins après *meravelhar* et *plazer*: *Be'm meravelh com votre cors s'orguelha* (Schultz-Gora, o. c. p. 128). *E prego lo che li plasa con ci mostri a tu* (Levy, Supplement-Wörterbuch I s. v. com, 3).

Dans les textes bas latins quomodo (= quod) peut dépendre d'une préposition et former avec elle une locution conjonctive. La lex romana

Raetica Curiensis du milieu du 8e siècle, le construit de la sorte: *Et justa* (*iuxta*) *comodo eis oportet, judex eos sub custodia in balneo lavare faciat,* Mon. Germ. hist. (fol.) V, p. 368, 13. La substitution de quomodo à quod dans ce cas s'explique aisément, puisque juxta implique une idée de comparaison. C'est ainsi qu'en ancien français et encore au XVIIe siècle *comme* sert de corrélatif à *autant.* — L'exemple ci-dessus est emprunté à Jeanjaquet (o. c. p. 39). Le même auteur mentionne encore en catalan *per ço com*, *depuys com,* qui nous montrent l'extension progressive de quomodo aux dépens de quod. Dans ce même ordre d'idées, je signalerai encore après Jeanjaquet (o. c.) les exemples de saint Jérôme, où, par un phénomène inverse, ut, sicut, velut ou quomodo sont remplacés par quod: *Incedunt quaedam animalia . . . quod angues . . . quod vermes . . . quod limaces . . .* (Goelzer, Latinité de Saint Jérôme, Thèse, Paris 1884, p. 382). La langue familière hésitait, semble-t-il, entre quod et quomodo.

Comme particule interrogative, quomodo a été assimilé par saint Filastrius (4e siècle) à *num,* et même à *quid* dans l'interrogation indirecte (Juret, Étude gramm. sur le latin de S. Filastrius. Thèse. Fribourg [Suisse] 1904, p. 41). Qu'on ait confondu quomodo et num, rien d'étonnant, puisque les écrivains de la décadence perdent de plus en plus le sens des distinctions logiques qui font la supériorité de la langue classique et si quomodo remplace quid dans *interrogatus, quomodo de fide sentiret,* c'est qu'ici le mode et le contenu de la pensée sont identiques.

Mais quomodo n'a pas seulement empiété sur le domaine de quod ou de quid; il est encore devenu, sous l'empire, conjonction temporelle. Comme l'observe Meyer-Lübke (Gramm. des l. r. III, p. 670, § 594) l'idée de similitude a donné naissance à l'idée de simultanéité et de cette dernière à son tour s'est dégagée peu à peu l'idée de succession immédiate. C'est ainsi que *tant que* a fini en français par exprimer le temps. L'exemple suivant, emprunté au *De situ terrae sanctae* de *Theodosius* (6e siècle), où quomodo marque à la fois la similitude et le temps, nous montre bien comment ce changement de sens s'est produit: *Hic est uxor Loth, quae facta est statua salis, et quomodo crescit luna, crescit et ipsa, et quomodo minuitur luna, diminuitur et ipsa* (Corp. Vind. 39 p. 146, 11—13). — Toutefois l'emploi de quomodo avec valeur temporelle est de beaucoup antérieur au 6e siècle. Déjà le mythographe Hygin, qui peut-être a vécu avant le 3e siècle de notre ère, assimile quem ad modum à une conjonction de temps: *Alii dicunt, quemadmodum aedificabat pilam, super Castorem impulisse* (Hygini fabulae, éd. B. Bunte 1856, p. 77—78, no 80. Stolz und Schmalz, o. c. p. 407). P. Geyer (Krit. Bem. zu S. Silviae Aquit. Peregr. Progr. Augsburg 1890, p. 37. 38. Krit. und sprachl. Erläuter. zu Anton. Placent. Itinerar. Augsburg. Progr. 1892, p. 70. ALLG. VIII, p. 478) a rassemblé une série de textes

qui se servent de quomodo dans le sens temporel. Les plus anciens ne remontent pas au delà du 4e siècle. Il s'en trouve un autre dans le fragment des Acta Apostolorum du palimpseste de Fleury, qui pourrait être plus ancien: *Et quomodo audierunt verba ista, magistra [tus templi] et pontifices confundebantur* (Old-latin Bibl. Texts V, 1907, p. 111). D'après Berger (Le palimpseste de Fleury. Paris. 1899, p. 11) ce fragment se rattacherait au groupe africain des textes bibliques et pourrait remonter au 3e siècle. Mais on ne peut affirmer avec certitude que quomodo est bien la leçon originale, parce que la copie que nous possédons n'est certainement pas antérieure au 5e siècle.

Un rapport de temps se transforme aisément en rapport de cause, en vertu de l'adage *post hoc ergo propter hoc.* Quando, qui était à l'origine une conjonction exclusivement temporelle, avait déjà reçu à l'époque archaïque un sens causal qui s'est conservé en ancien français et en italien (Meyer-Lübke, o. c. p. 663 § 287) Caelius Aurelianus, entre autres, ne fait plus de distinction entre quomodo et quoniam. Je ne puis toutefois affirmer qu'il ait le premier confondu ces deux particules: *Quomodo phrenitici aliqui in lethargiam . . . devenerint et cum aspectu commune sit, . . . utilem ducimus eorum discretionem faciendam,* De Morbis acutis éd. Amman 1755, p. 19, § 49. — *Quomodo curationibus principio locus aptandus sit, jacere oportet phreneticos in loco omni ex parte devio*, ib. p. 23, § 58. *Quomodo turbatio . . . celeritatem asperat passionis, erit . . . aegrorum voluntati serviendum,* p. 25, § 63. *Igitur quomodo videmus alios strictura, alios solutione magis affici, convenit ut pro differentia his lucidus, illis obscurus sit adhibendus,* p. 47, § 21. *Nunc quomodo Asclepiadem adhuc quidam recte loquutum accipiant, et ea quae posuit principalia, retractemus,* p. 174, § 224. cf. en outre p. 59, § 155. p. 66, § 172. L'idée de cause pouvait cependant se détacher de l'idée de similitude sans passer par l'idée de temps, comme on le voit par cet exemple de la Mulomedicina Chironis: *His (equis) qui in curribus jungunt, non eadem est cura, quae est singularibus, quomodo nec his, qui subjugalia sunt, non enim idem est labor.* Cause et similitude sont dans ce cas inhérentes, l'une implique l'autre et quomodo peut se traduire par *de même que* ou bien par *vu que, puisque, parce que.*

La conjonction quomodo, devenue quomo et como dans la langue parlée, risquait fort de se confondre avec cum, quand elle eut adopté la valeur temporelle et causale. Il semble bien que la confusion ait eu lieu, à en juger par cet exemple des chroniques de Frédégaire: *Aurilianus, quomodo adversus christianus persecutione movisset, a fulmine occidetur* (Mon. Germ. hist. Script. rer. merov. II, p. 65, 8-9). Le passage correspondant des Chronica de saint Jérôme, que Frédégaire a utilisées, donne: *Aurelianus cum adversum nos persecutionem movisset,*

fulmen juxta eum comitesque ejus ruit (Schoene, Eusebii chronicorum canonum quae supersunt 1866, II, p. 185[b]). Cet exemple a été également signalé par P. Geyer dans le programme sur la Peregrinatio Silviae (p. 38), cité plus haut. — Le codex Traguriensis du XV[e] siècle, qui seul nous a conservé la cena Trimalchionis, présente la leçon: *Sed quomodo dicunt — ego nihil scio, sed audivi — quomodo Incuboni pilleum rapuisset*... Buecheler (1882[a], p. 23) restitue *com Incuboni pilleum rapuisset* . . . Y a-t-il eu ici échange entre cum et quomodo ou bien l'un des scribes s'est-il laissé induire en erreur par le quomodo qui précède? C'est ce qu'il est difficile de préciser. — Quomodo marquant le temps a survécu dans tout le domaine roman et il n'y a guère que le roumain qui ne s'en serve point pour exprimer la cause (Meyer-Lübke o. c. p. 664, § 587).

Les langues roumaine, catalane et espagnole ont encore recours à quomodo pour rendre l'idée de but (Meyer-Lübke, o. c. p. 667, § 590). Suchier (Denkmäler prov. Liter. und Sprache 1883, p. 641) cite deux textes provençaux et le vers de la cantilène de sainte Eulalie: *Enz enl fou lo getterent com arde tost*, dans lesquels com ne peut guère se traduire que par afin que. Wiese (o. c. 1904, p. 185, § 100) relève dans un sonnet de Giacomo da Lentino un emploi analogue de como: *Io m'agio posto in core a Dio servire, Com'io potesse gire im paradiso.* — En présence de ces témoignages d'origine diverse, on est en droit d'admettre que, déjà dès la période latine, quomodo était aussi devenu une conjonction de but. Rien de plus naturel que cette évolution, là où quomodo, en lieu et place de quod, dépendait d'un verbe exprimant la volonté ou le désir. Je n'ai pu parvenir à trouver un exemple de quomodo avec sens final, mais on admettra sans peine que la langue vulgaire a dû connaître des constructions analogues à cette phrase espagnole citée par Diez (o. c. III, p. 389): *mandó cuemo veniessen.* —

Ainsi quomodo a subi dans le latin vulgaire de la décadence un sort semblable à celui de ut à une époque antérieure. Particule interrogative à l'origine, il a été usité dans les comparaisons, où il s'est parfois fusionné avec son corrélatif sic, d'où une forme nouvelle *sicquomo(do)* sicquomo(do), parallèle à *sicut.* De même que ut, il a ensuite servi à exprimer le temps, la cause et peut-être aussi le but; mais à la différence de ut, qui recula peu à peu devant quod et finit par disparaître complètement, quomodo, en raison même de sa vulgarité, s'est maintenu à côté de son dangereux concurrent, lui a même disputé certaines attributions et a rayonné vers tous les points du domaine roman.

Zur Agglutination des Artikels in französischen Mundarten.

Von

Hermann Urtel in Hamburg.

Über die verschiedenen Arten der Verwachsung des Artikels mit dem zugehörigen Substantiv hat in ausführlicher Weise zum ersten Male[1]) E. Tappolet in mehreren Artikeln[2]) gehandelt. Er untersucht eine grössere Reihe von Beispielen, die meist den südostfranzösischen Dialekten entnommen sind und stellt verschiedene Gruppen der Agglutination auf, an deren Spitze er jedesmal einen Grundtypus stellt. Diese verschiedenen Typen seien hier der Orientierung halber kurz noch einmal aufgezählt. Zuerst handelt er von dem Typus: *le lendemain* und den hierher gehörigen nicht gerade seltenen Beispielen aus den französischen Mundarten; hier verwächst der vollständige Artikel mit dem vokalisch anlautenden Substantiv. Sodann geht er zum Typus *aglan* (glandem) über, wo nur der Vokal des Artikels mit dem konsonantisch anlautenden Substantiv zusammentritt. Auch dieser Fall ist nicht vereinzelt. Ein dritter Typus zeigt sich dort, wo der Vokal des Pluralartikels an das folgende Substantiv anwächst: *les écornes*; ein vierter seltener Fall zeigt nur den Antritt von dem auslautenden *s* des Pluralartikels an das Substantiv: *le zoiseau*; in einem fünften ebenfalls seltenen Falle erscheint nur das *n* des unbestimmten Artikels *(le nabit)* vor dem Substantiv; endlich geht der Verfasser noch auf die verschiedenen Arten der verkehrten Abtrennung des vermeintlichen Artikels ein (*ègrəfas* = Lägerfass, *baï* = *abaï* [*abbaye* = Schützenfest], *ābo* [für *nābo* ‚moyeu d'une roue', ‚Nabe'?], *komotive* = locomotive).

1) Wir erwähnen hier nur Hornings (OGD. S. 84) und Behrens' (Z. f. rom. Phil. 13, 322f., 405) anregende Bemerkungen.

2) Bull. du Gloss. d. Pat. d. l. Suisse rom. II (1893), S. 1f., 22f., 37f., ferner in der Festschrift zur 49. Vers. deutsch. Phil. u. Schulm. in Basel 1907, S. 324f., wo man weitere einschlägige Literatur verzeichnet findet. Vgl. auch neuerdings die Ausführungen von Behrens Z. f. rom. Phil. 32, 115.

Verständnisvoll werden hier die einzelnen Typen voneinander geschieden; im einzelnen lässt sich natürlich auch für die südöstlichen Dialekte noch mancherlei bemerken. Im folgenden sei es erlaubt an ein paar weiteren Wörtern aus jenen Gegenden zu zeigen, wie vorsichtig wir bei der Einordnung der einzelnen Beispiele in die verschiedenen Gruppen sein müssen und was für Bedenken wir bei der Entscheidung, ob überhaupt Agglutination vorliegt, begegnen. Vor allem scheint mir, dass man sich stets den fakultativen Charakter der Erscheinung vor Augen halten sollte. Wir sind ja gewohnt, überall mit den üblichen sprachlichen Kategorien trennend in den organischen Fluss der gesprochenen Rede einzuschneiden. Das hat oft etwas missliches, denn die lebende Sprache kümmert sich wenig um unsere hergebrachten Formen und vollzieht — immer aus guten Gründen — hier oder dort eine Verbindung, die uns unnormal erscheint, ja sie verwischt dann obendrein bisweilen den Weg, auf dem diese Verbindung zustande gekommen ist. Bei Studium solcher Erscheinungen wie Bindung, Agglutination etc., stehen wir fortwährend auf schwankendem Boden. Konstatiert schon das schärfere Ohr in der fliessenden Rede „Unregelmässigkeiten", so zeigen längere Phonogramme, die nach unvorbereiteten Sprechern aufgenommen sind, mehr Auffälliges, als der unbefangene Beobachter von vornherein annehmen würde. Seit Jahren sind wir ja durch Rousselots und seiner Schüler Arbeiten darüber belehrt, wie viel uns auch in der besten Transkription entwischt. Solange wir noch keine phonographischen Bibliotheken in grösserer Zahl besitzen, lockt es uns, Zeugnisse für derartige Auffälligkeiten in Dialekttexten aufzusuchen. Warum in Hérémence (Wallis) *lę zūyę* statt **lę žūyę* (les oies) erscheint, wie nach *lę žẽfã* (les enfants) zu erwarten wäre, dafür lässt sich gewiss bei reichlichem Material aus dem Dialekt selbst eine Erklärung finden[1]), ohne dass fremder Einfluss anzunehmen wäre (vgl. Tappolet II, 38, Anm. 1). Vielleicht sind dort Doppelformen zu konstatieren? Gleichzeitig in demselben Dialekte auftretende Doppelformen sind ja nichts seltenes: *rosòyou* erscheint neben *èrosoyou* (arrosoir) in Sancey (Doubs) Rev. d. phil. fr. et de litt. 13 (im Atl. linguistique finden wir kein Beispiel der Abtrennung bei arrosoir). Aber auch in gedruckten Dialekttexten sind solche Schwankungen vielfach anzutreffen, die ein unsicheres Tasten in der Abtrennung verraten. So finden wir im Conteur Vaudois, Jahrgang 1889, Nr. 40: *Onna beinda dè clliâo z'hurlans étâi pè lo Tsalet-à-Goubet;* weiterhin noch einmal: *clliâo z'hurlans*;

1) Offenbar liegt die Abweichung an dem folgenden dumpfen Vokal; wir haben in Hérémence: *Jyezu (Jésus)* neben *Jyožè (Joseph)* § 207 β; der Wandel von intervokalem s > ž ist also vermutlich von folgendem palatalen Vokal begünstigt worden, während er vor au, u unterblieb.

darauf *lo vîlhio . . . tracè après lo z'hurlan* (wo nur einer gemeint ist), weiterhin: *quand l'hurlan coudessâi s'avanci* etc. Der Schreiber ist sich also über das Wort *hurlan* (Uhlan), das er zu *hurler* stellt, nicht klar, wie die Übertragung des *z'* in den Singular zeigt; das hindert ihn nicht das richtigere *l'hurlan* später doch zu schreiben. Ähnlichen Schwankungen ist das Wort ‚*intransigeant*' unterworfen: *dein clliâo pâyi dè nihilistes, dè sociaux et dè transigeants* (Cont. Vaud. 1887, 53); *le z'étransigeants* lesen wir in demselben Jahrgange (CV. 1887, 45), *l'ętransigeant* findet sich CV. 1892, 5; ähnlich ergeht es einer andern politischen Partei, den ‚*ristou*' (= aristocrate): *ristou, démocrate, socialistre* CV. 1908, 1. *radicaux et ristous* CV. 1889, 12. Von Napoleon heisst es (CV. 1887, 35): *n'étâi pas ristou* und der Zusammenhang ergibt, dass hier „hochmütig" gemeint ist. Wenige Zeilen später finden wir: *dâi vretablio z'aristo,* so dass man im Zweifel sein kann, ob der Zusammenhang der beiden Ausdrücke *aristo* und *ristou* dem Schreiber bewusst gewesen sei; andererseits finden wir CV. 1895, 2: *y'avâi lè ristous qu'on lâo desâi assebin lè z'aristo.* Wie erklärt sich nun *ristou* neben *aristo*?

Alle Beispiele, in denen der ursprüngliche vokalische Anlaut eines Wortes mit dem (elidierten) Artikel zusammenwächst, sind ihrer Entstehung nach ohne weiteres verständlich; so wird man die folgenden Neubildungen durchaus erklärlich finden:

bajou ‚*abajoue*' Cont. Vaud. 1898, 31.

felmoûesse ‚*espèce de raisinée*' (Apfelmus) Châtenois, Gloss.

lliaou ‚*allée*' Cerlogne, Gram. Aosta, vgl. *lēyò* aus der Charente Tapp. Festschr. 329.

lyęte ‚*choix*' Hérémence S. 110.

loquence ‚*éloquence*' Châtenois Gl.

madou ‚*amadou*' Petit Noir; *mędu* Damprichard (Grammont).

midon ‚*amidon*' Sancey RPhfrL. 13.

moragie ‚*hémorrhagie*' Haillant.

mentéri ‚*lamenterie*' Caus. d. Cont. Vaud. II, 116.

remoniqua ‚Name eines Gesangvereins' (Harmonika), CV. 1902, 47.

rîta ‚*arête*' CV. 1904, 17.

targie ‚*léthargie*' Caus. d. CV. II, 141, vgl. *étargie* bei Tapp. II, 41.

Der auslautende Vokal des Artikels: *la, lę, onna, ęnę* ist eben identisch mit dem etymologisch hier anzusetzenden Anlaut des betr. Substantivs. Auch der Name: *lo Man* (Léman) CV. 1903, 45 (vgl. auch *dâo Man* CV. 1893, 45, *lo Petit-Man* ebd.), ferner *métique* ‚*poison*' *(émétique)* Haillant u. a. mögen begreiflich erscheinen; auch: *tsacon son pinion (chacun son opinion)* CV. 1898, 41 ist, wenn *pinion* (das ich sonst nicht belegen kann) masc. ist, verständlich. Aber Formen wie (vgl. Tappolets Typus): *la comotive* CV. 1898, 23, CV. 1891, 42 u. ö. (auch *l'osco-*

motive kommt vor) *onna clipse (éclipse)* CV. 1890, 26 sind doch recht merkwürdig, weil der Vokal der anlautenden Silbe zum Vokal des weiblichen Artikels im Waadtländischen nicht passt. Man kann sie m. E. nur mit einem Sprung erklären, wenn man nicht vorzieht, eine andere Erklärung zu suchen. Eine Aphärese, die in Eigennamen am geläufigsten ist (*Toine* it. *'Ntoni, [Filo] Mena, [Rosa] Lia* u. v. a.) ist auch in Fremdwörtern nicht selten. So finden wir z. B. im Waadtl. *dâi locipède* CV. 1908, 5 *(vélocipèdes)* — nebenbei bemerkt: auch die bekannte Abkürzung *lo vélo* (wie *la gym*, *la géo*) CV. 1888, 12 ist dort gebräuchlich - *lòche* für *taloche* u. a. finden wir bei Haillant. Gehört vielleicht hierher auch das oben erwähnte *ristou*?

Gehen wir nun zur Besprechung der einzelnen Typen bei Tappolet a. a. O. über. Unter ‚*lo lindèman*' (ausser im Joux-Tale ist auch im Waadtlande *lo eindéman* [CV. 1889, 9] gebräuchlich) wird der merkwürdige Einschub von *l* zwischen Adj. und Subst. erwähnt. Tappolet weist mit Recht darauf hin, dass hier keine feste agglutinierte Form vorliegt. Wir finden im „Pat. Neuchâtelois" (in sehr schlecht transkribiertem Stück): *on to bon l-incourâ* (S. 335) und *mè que su laï incourâ* (S. 336). Der jetzt verstorbene Verfasser dieses Stückes Aug. Porret in Gorgier, der mir viel vorgesprochen hat, brauchte für das Substantiv *ẽkūrā* nur da ein *l'ẽkūrā*, wo ein Adjektiv davortrat (*õ ẽkūrā* aber *õ bõ lẽkūrā* etc.). Die Verbreitung dieses *-l-* ist doch recht gross; Waadt: *cé brâvo l'eincourâ* CV. 1890, 41, *quin l'hommo* CV. 1887, 36, aber *quin escandalo* CV. 1891, 52, Berner Jura: *dę ptę lojlă, de petits oiselets* Schweiz. Arch. f. Volksk. III, 146. Indes, ehe wir hier ein endgültiges Urteil fällen können, brauchen wir genaue Belege über die örtliche Verbreitung dieses *-l-*; dasselbe gilt für *lęrtę* (*on ęrtę* bei Zauner 140 in Freiburg), das meist in der Verbindung *õ grǫ lęrtę* erscheint. Unbedingt ist aus dieser Gruppe lautlicher Gründe wegen *luiset* (Tap. II, 8) auszuscheiden, da es mit *ostium* nichts zu tun haben kann.

Hierher gehören ausserdem „*der l'abbé*" in der Forbacher Md. (Besler Md. v. F. 1900, S. 14) *lou làbé* in St. Haon le Châtel (RPhfrL. XV, 40), wo wohl aus Art. + Subst. im Bewusstsein des Volkes direkt ein Personenname geworden ist; ferner vielleicht das seinem Ursprunge nach unklare *liard* vgl. *ia* in Saucey (a. a. O) *iard de noce* (Janin Pat d. Florent S. 260); *langal* ‚*droit sur les boissons*' (Ohmgeld) Châtenois; *loucot* (*hoquet*) ebd. Belfort: *l'loquet* (vgl. Tap. II, 8), *lorpe* ‚oripeau' Cerlogne, Dict. Aosta.

Hier mag nun zu Tap. Festschr. S. 328 eine Bemerkung erlaubt sein. Es tritt dort — trotz der Andeutung in der Anm. auf S. 328 — nicht deutlich genug hervor, dass in *lãfyãna* aus *ãfyãna*, das wieder aus einem Plural **žãfyãne* (*gentiane*) rückgebildet ist, eine zwiefache Verkennung vorliegt. In gleicher Weise hat man das bei Tap. zitierte Wort

gencive als Plur. aufgefasst (deshalb würde ich es nicht, wie Tap. S. 338, als Glied des Körpers, das nur in einem Exemplar vorkommt, gelten lassen) und danach den Singular **encive*[1]) und *lencive* (*lãšiva*) gebildet.

Bei der Beurteilung der einzelnen Fälle, die man in die Gruppe ‚*les écornes*' einordnen mag, scheint mir ebenfalls grosse Vorsicht nötig. Dass hier ebenso wie in den übrigen Gruppen Schwankungen in ein und derselben Md. stattfinden, zeigt uns Tappolets Artikel *écorne* (II, 24); dazu sei auf die Bemerkung Rossats (Schw. Arch. f. Volksk. VII, 260) verwiesen, der *sę kūgn* (*sa corne*) neben *sēz-ękūgn* in Délémont konstatiert; vgl. auch *écorne* (*corne*) neben *faire les écornes* (Fingerspiel) in Belfort (nach Vautherin). Man wird leicht geneigt sein, das vorangestellte *e* mit dem prothetischen *e* vor *s* + Cons. zu verwechseln, das in französischen Mdd. so häufig auftritt: *èscapulār*, *èsclèt* in Petit Noir, *escandale* Pléchâtel, *escandâle* Caus. d. CV. II, 141, *estatue* Montdidier und viele andere. Vorsicht wird besonders in nördlichen Mdd. nötig sein, vor allem dort, wo *e*, durch satzphonetische Einflüsse hervorgerufen auch ohne ein anl. *s* + Cons. vortritt. So lesen wir in den pikardischen Contes gaulois von Ech'Tahon (Md. von Montdidier), *tout d'un écoeup* (2, 65), neben *un grou coeup* (32); *un ésamedi* (21), *sans que personne i n'en seuche érien* (61), *all's ont rudemint ébsoin* (106)[2]).

Hier wird vor allem der Befund in solchen Orten von Wichtigkeit sein, wo der Plural des Artikels einen andern Vokal als *ę* zeigt, also z. B. in Saxon und Verbier im Wallis, wo nach Gilliérons Petit Atlas S. 25 der Pluralartikel *i*, *li* lautet. Es ist merkwürdig genug, wie wenig im allgemeinen die bunte Mannigfaltigkeit der Mdd. im Vokal des Artikels sich im Anlaut dieser Wörter wiederspiegelt. Wir finden z. B. im Savoyischen, wo doch *illos* als *lo, loz, lö* erhalten ist, nur *é-* im Anlaute der hierher gehörigen Beispiele: *lô-z érên* (les reins) *lô-z étaliên* m. ‚ciseaux de tailleur d'habits' lyon. *étaillants* (Const. et Désormaux Dict.). Als entsprechende Abtrennung sei hier erwähnt *grèiò* (*èvụa lé gr.*) „*être malade un lendemain d'ivresse*" das von Grammont (Gloss. z. Patois v. Damprichard) zu *grelot* gestellt wird; vgl. auch *greyot* bei Haillant, der das Wort ebenso erklären möchte. *avoir les grillots* bezeichnet in Montbéliard (nach Vautherin) dasselbe Übelsein und in Châtenois ist *grillot* neben *aigrillot* gebräuchlich.

Im übrigen würden in diese Gruppe zu stellen sein:
les ébases ‚bases de pressoir' (Fenouillet).

---

1) Belegt ist ein: *échives* ‚gencives' im Boulonnais (Haigneré Vocab. 1903).

2) Nur nebenher sei erwähnt, dass *e*-Prothese heute auch in spanischen Mundarten aktuell ist; ich hörte im argentinischen Spanisch von Cordoba (Arg.) nicht nur: *yǫ̆ ę̄ ęhtā̆ǫ (yo he estado)*, sondern auch *ehpenser*, *ehmit*, *ehtaįn* für die Namen Spencer, Smith, Stein (h bezeichnet hier überall den ich-Laut).

ébretelles; *écacatire* ‚lieux d'aisance' (Const. et Désorm.).
echardron Janin Pat. d. Florent.
éciseaux ‚ciseaux' (Fenouillet).
écoeurnes, *coeurnes* ‚cornes de bêtes, de charrue' (Fenouillet).
efurlon ‚frelon' ebd. vgl. *lè z'étalène*, Bremse, Fliege CV. 1903, 43, *émouquettes* ‚mouquettes' (Haigneré Vocab.).
êgorsalie ‚groseilles' (Const. et Désorm.).
îecourues ‚petits courants d'eau rapides momentanés, formés par l'écoulement de l'eau de pluie' (Châtenois), vgl. *corue* bei Haillant: ‚égoût d'un chemin amené par les eaux pluviales'.
ẹcoupo ‚copeau' Belfort (Châtenois).
éli pl. ‚lie du vin, du cidre' (Const. et Désorm.).
elōbr s. Horning (OGDGl.) mit doppelter Agglut. *ẹpẹm* ebd.
eχavăt ebd. neben ‚*χẹvat*' vgl. *étsevetta dè lannu* CV. 1899, 45.
epalissade ‚palissade' Florent (Janin).
érenires, *renires* ‚mal de reins, lumbago' (Fenouillet).
eronce ‚ronce' ebd.; *èrons*, *ronce* Petit-Noir.
étricoises ‚tricoises' (Châtenois). *evis* ‚vis' ebd.
èvantré ‚coliques en parlant des animaux' Petit-Noir.

Beim Typus ‚*nabit*'[1]) müssen wir wohl *nâge* ausscheiden, solange nicht ein Beispiel mit anlautendem Nasal ohne vorausgehendes Possessivum konstatiert ist. In *năjarn* aus **ăjarn*, *lăjarn* mag zur Nasalierung der ersten Silbe *anguem* eingewirkt haben; *nèp* aus *vép* wäre nicht klar; es wird zu *apem* zu stellen sein.

Zu diesem Typus gehören noch: *dâi n'automobile* CV 1908, 5 *lo nècharougn'* ‚*le pain en le coupant avec un couteau mal affilé*' Petit Noir (vgl. ebd. *ècharougnè* ‚*écorcher*').

Endlich finden sich auch beim Typus ‚*le zoiseau*' Doppelformen. Merkwürdig ist die zwiefache Form von *sanglier* im Waadtl.: *seinglliâo* CV. 1898, 43 und das in zahlreichen Witzen wiederkehrende ‚*anglais*': *dâi z'anglais su lo trabetset* CV, 1896, 13 ferner CV. 1898, 13, 1908, 2, u. a. — Ein *le zyeux* scheint ein *le zoreilles* begünstigt zu haben: *dè granté j'orolyè* CV. 1902, 12; *Z'einfants* in der Anrede am Anfang des Satzes findet sich CV. 1888, 42, vgl. auch pik. *eune z'huître* (Ech' Tahon S. 139).

Der merkwürdige Einschub von *n* vor dem unbestimmten Artikel sei hier nur mit ein paar Beispielen belegt. Einmal tritt er nicht unbedingt ein, sondern es kommt vereinzelt ein Schwanken vor; aus dem Beispiel: *à on incourâ âo bin à n'on bouébo* CV. 1899, 30 lässt sich vermuten, dass *n* wohl dem anl. Nasal von *incourâ* geopfert wurde. Der unbestimmte Artikel wird im Waadtl. vielfach bis auf ein *n'* redu-

---

1) Aus dem Deutschen sei = thüring. das nachterle = $^1/_8$ Liter erwähnt, Naschmarkt = an Aschmarkt (Leipzig), vgl. engl. *adder*, deutsch Natter.

ziert: *se lévâvè vé lé n'haorès* CV. 1904, 46 *contrè lè houit hâorè et demi, n'hâorès*[1]) CV. 1891, 6, andrerseits erscheint doch *à ne n'hâora après midzo* CV. 1892, 11 oder *à ne'na fenna* CV. 1889, 39. Auch der Nasal verschwindet ganz: *la fenna à ne n'avocat* CV. 1902, 5, *pè ne n'autro* (par un autre) CV. 1887, 37. Auch im Berner Jura lässt sich die Erscheinung belegen: *ã-n-ĩ fęzü dę sãbă* (à un faiseur de sabots il a marié sa fille) Schw. Arch. f. Volksk. VI, 278 (Courtemaiche).

Auch die verschiedenartigen Umdeutungen und Veränderungen, die so häufig die Agglutination oder Abtrennung begleiten, verdienen eine aufmerksame Beachtung. Häufig erscheint merkwürdige Nasalierung in der ersten Silbe. In mehrfacher Hinsicht interessant (RG. I, 497) sind die mundartlichen Formen von *acrifolium*, ‚*houx*'; wir begegnen neben *ogrilou* in Mesnay (Jura), *agrilou* in Lons-le-Saunier (Thevenin), *angreillée* in Chaussin (Briot), *angralêy* in Petit Noir neben *grebllo*, *graibllo* (Bridel) in der Schweiz, *glorieu* in Vitteaux (Côte d'Or). Und zwar richtet sich der Nasal nach dem übernommenen Vokal des Artikels; *gond de la porte*: *ãgó* Vionnaz, *à l'eingon dè la fenêtra* CV. 1891, 40 wohl nach *les gonds*.

Es scheint, dass auch andere Agglutinationen, Zusammenwachsung von Verb mit Partikel und Pronomen etc., gerade im Osten in zahlreichen Beispielen zu finden sind; ich erinnere nur an das, was Horning ODG. (S. 85 unter c) erwähnt, an *lama* in Hérémence, wo das häufig gebrauchte voranstehende Personalpronomen den Ausschlag gegeben hat (*je l'aime* etc.) oder *nosè* statt *oser* bei Haillant, wo die Negation aus *je n'ose* merkwürdigerweise auch in das bejahende Verb übertragen wurde; oder auch *sagir* (= *s'agir*): *quand l'a s'agit de pàyi* CV, 1891, 13 (als es sich ums Bezahlen handelte). Mögen alle Verwachsungen einmal auf möglichst weiten Gebieten der gesamten Romania bald einen Bearbeiter finden!

1) Auch wenn das Komma getilgt würde, wäre das Beispiel merkwürdig.

Zur Entwicklung des finalen *a* im Ampurdá.

Von

Bernhard Schädel in Halle a. S.

I.

Das Ergebnis einer 1906 von mir vorgenommenen sprachgeographischen Untersuchung der östlichen Hochpyrenäen lautet in bezug auf den heutigen Zustand des finalen lateinischen -*a* in den östlich des Segre und der Aude gelegenen Tälern:

A. In tontragenden, mehrsilbigen Wörtern:

1. *a*, final, ohne folgenden Konsonanten, im Satzinnern[1]), lautet überall [ə][2]).
2. *a*, final, ohne folgenden Konsonanten, in pausa, wird
   — im oberen Fluviá-Tal (von Besalú aufwärts), im Muga-Tal und seinen Seitentälern, an der Quelle des Tech (Prats de Molló), in der Quellregion des Ter, Llobregat und Segre > [e̥]
   — im oberen und mittleren Tech-Tal > [ę̥], das auch in Berga neben [e̥] auftritt.
   — in den übrigen Tälern > [ə].
3. *a*, final, vor romanisch auslautendem Konsonant, im Satzinneren, wird überall > [ə].
4. *a*, final, vor romanisch auslautendem Konsonant, in pausa wird
   — an der mittleren Muga, dem oberen Fluviá, sowie in der Quellregion des Ter > [e̥].
   — in den übrigen Tälern > [ə].

B. In proklitischen, romanisch einsilbigen Wörtern:

5. *a*, final, ohne folgenden Kosonanten, wird auf dem ganzen Gebiet > [ḁ] und [ə].
6. *a*, final, vor romanisch auslautendem Konsonant, wird auf dem ganzen Gebiet < [ə].

---

1) Unter Satzinnerem verstehe ich das Innere eines „groupe de souffle“ (s. Passy, phon. comparée 1906, p. 19 ff.).

2) Welche Lautwerte die Zeichen [ə] [ḁ] [ẹ̥] [ę̥] u. s. w. repräsentieren, ist in meinem *Manual de fonètica catalana 1908* beschrieben.

Dieses Verhältnis der modernen Lautungen tritt mit grosser Regelmässigkeit auf.

Es ist also ganz und gar nicht gleichgültig, ob dieser Auslautvokal ohne folgende oder mit folgender Pause dasteht, ob ihm ein Konsonant folgt oder nicht, ob er sich in einem tontragenden Worte befindet oder in einem, wie Artikel *illa*, proklitisch verwandten und dadurch in anderer Weise entwickelten.

Die letzte dieser Unterscheidungen wird von den Grammatikern bei der Betrachtung galloromanischer Landschaften längst geübt (s. altfrz. [a] in *la* neben dem allgemeinen [ə]); die Erkenntnis, dass *-a* auf der einen und *-ar, -an* auf der anderen vielfach zu trennen sei, finde ich in gelegentlichen Bemerkungen über *-a* im Katalanischen zwar vertreten, jedoch durch unrichtige[1]), weder auf genauer Unterscheidung der modernen Lautungen[1]) noch, wie es scheint auf Beobachtungen an Ort und Stelle fussende und daher notgedrungen vage[2]) Angaben unterstützt. Und dass die zuerst genannte Unterscheidung von Pausa-Formen und Nichtpausa-Formen notwendig ist und viele Widersprüche aufzuklären vermag, hat, soviel ich weiss, niemand hervorgehoben.

Ein Dialektforscher, der z. B. in Figueras (Ampurdà) seine Feststellungen macht, würde hier — ohne Berücksichtigung der Stellung des betreffenden Wortes im Satze — folgende Beispiele für lateinisch *-a* in krausem Durcheinander notieren müssen: (vorausgesetzt, dass er nicht überhaupt darauf verzichtet [a], [ə], [ẹ̥] und [ę̥] zu unterscheiden, und dass er mit der vagen Konstatierung „*a* und *e* fallen in einem *son neutre* zusammen" nicht zufrieden ist): *una mica:* [unə mikə] und [unə mikẹ̥]; *una casa:* [unə kazə] und [unə kazẹ̥]; *una llibreta* [unə l'iƀrẹtə] und [unə l'iƀrẹtẹ̥]; *no m'agrada* [nǫ m əgrađə] und [nǫ m əgrađẹ̥]; *casas* [kazẹ̥s] und [kazəs] u. s. w. Er würde, wenn er gewissenhaft zu Werk ginge, in dieses seltsame Nebeneinander zweier Lautungen eine ratio zu bringen suchen durch die Beobachtung der verschiedenen Generationen, der verschiedenen Stadtteile, der verschiedenen

1) J. Saroïhandy sagt in Gröbers *Grundriss* I, 2. Aufl., p. 853: „im Osten des kat. Sprachgebietes haben sich unbetontes *a* und *e* vermischt (was bedeutet lautphysiologisch „vermischt"?) und sind zu dem nämlichen neutralen Vokal (zu welchem neutralen Vokal?) geworden." — Ebenso P. Fabra, „*le catalan*" etc. in *Revue Hispanique*, XVII, sub „*voyelles posttoniques*": „Le catalan oriental [mit diesem in einer Zeit embryonaler sprachgeographischer Vorstellungen von Milá geprägten, unglücklichen Terminus ist das Sprachgebiet östlich des Segre gemeint] et le baléar ou *a* et *e* posttoniques se sont confondues en *e̥* (= *e* atone allemande de *wollen*, non *a*) présentent *-e̥*, *-e̥s*, *-e̥n*."

2) Saroïhandy, *l. c.*, p. 849: „Unbetontes *a* in der Schlussilbe vor einem Konsonanten neigt zu *e* hin: *casas : cases*, *cantas : cantes*, *cantan : canten*."

Geschlechter oder Bildungsschichten. Alles ohne Erfolg. Erst wenn er zwischen Beispielen vom Ende einer Wortreihe (groupe de souffle) und solchen aus dem Satzinnern, und bei letzteren wieder zwischen Beispielen proklitischen Gebrauchs und solchen nichtproklitischen Gebrauches, und bei allen diesen 3 Kategorien wieder zwischen -*a* am Wortende und -a^{cons} unterscheidet, wird er zu folgender klareren Einsicht gelangen:

In Figueras spricht das niedere Volk aus (ich behalte die zu Beginn gegebene Numerierung bei):

1. [ə] 2. [ẹ̥] 3. [ə] 4. [ẹ̥] 5. [ḁ] 6. [ə].

Ich gebe gern zu, dass, wer gewohnt ist mit der ebenso vieldeutigen als physiologisch dunkeln Definition „son neutre“ oder dgl. zu operieren und alle die in unbetonter Silbe im galloromanischen und anderwärts möglichen Schwächungszustände der „voyelles tendues“ [ẹ, e, ę, a, ǫ, o, ọ] mit dem einzigen Zeichen [ə] oder [e̥] oder [ę] oder [ḁ] zu transskribieren, nur durch eingehende Hör- und Artikulationsübungen in den Stand gesetzt wird, die zu jenen voyelles tendues gehörigen voyelles relâchées [ẹ̥, e̥, ę̥, ḁ, ǫ̥, o̥, ọ̥] (in der Bedeutung, wie ich sie in meinem Manual gebe) zu unterscheiden und namentlich in der dialektologischen Praxis schnell und sicher zu notieren. Ich würde auch bezweifeln, ob mein Ohr exakt genug in dieser Beziehung arbeitet, wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, eine Kontrolle meiner Aufnahmen in den Pyrenäen an den meisten Orten in der Weise vorzunehmen, dass gleichzeitig mein Begleiter, Mossen A. Alcover, unabhängig von mir, unter Zugrundelegung der gleichen Unterscheidungen der Klangfarbe des „son neutre“ seine Beobachtungen anstellte. Wir hatten uns nach und nach eine gewisse Routine angeeignet, die uns gestattete, mit der wünschenswerten Schnelligkeit genau festzustellen, welche von den obigen Lautungen der vocals relacsades für die Fälle 1—6 vorlagen und unsere zunächst von jedem allein gewonnenen Ergebnisse miteinander zu vergleichen. Sie waren stets identisch. Wer also hier vermutet, dass ich Dinge am lebenden Idiom unterscheide, die das Ohr allein, namentlich an schneller Rede, nicht unterscheiden kann, der beachte, dass ich in dieser Vermessenheit nicht allein stehe.

Wenn ich nun hier aus den phonetischen Kartenbildern, die ich u. a. für das finale *a* aus den katalanischen Pyrenäen zusammentrug, ein Stück der Ampurdá herausschneide, so geschieht dies in der Absicht zu zeigen, dass solche feineren Unterscheidungen nichtbetonter, schlaffer und daher der phonetischen Beobachtung ohne Apparate (wie sie nun einmal draussen im Gelände betrieben werden muss) schwerer zugänglichen Vokale mehr bedeuten als eine technische Spielerei. Indem ich es wage, sie aus den unvollkommenen Graphien früherer Jahr-

hunderte herauszulesen, möchte ich zeigen, dass sie zu einer vollen Erkenntnis des sprachgeschichtlichen Zusammenhangs unerlässlich sind.

II.

Ein Blick auf die am Ostende der Pyrenäen, sowohl südlich als nördlich davon niedergeschriebenen Urkunden zeigt, dass in der graphischen Wiedergabe des finalen *a* ein scheinbar regelloses Schwanken zwischen *a* und *e* herrscht. Besonders die königliche Kanzlei scheint diese Regellosigkeit zu befördern und das stimmt zu der Tatsache, das Barcelona und Umgegend, heute wenigstens, für Nr. 1—6 nur das einzige [ə] aufweisen.

Um wenigstens für einen bestimmten Ausschnitt dieser Gegend festzustellen, welcher genauere Lautwert im Mittelalter vorlag, verfahre ich in der Weise, dass ich einen, wie es scheint, exakt edierten Text von gewisser Ausdehnung und zugleich von sehr geringem literarischem Charakter, der in einer Reihe von sonstigen Einzelheiten stark lokales Gepräge trägt, die *Ordinacions del Comtat d'Empuries*[1]) statistisch untersuche. Der Text ist in Castelló d'Empuries, ganz nahe bei Figueras, also innerhalb der eingangs sub Figueras charakterisierten Zone in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben. Da es mir insbesondere darauf ankommt, die Fälle von *-a* vor Sprechpause von den Fällen von *-a* im Satzinnern zu trennen, und da die grosse Fülle der Beispiele mich zwingen würde, fast alle Sätze hierunter vollständig zu zitieren, ziehe ich es vor, den ganzen Text zu reproduzieren, indem ich durch nachgestellte Ziffern meine Beurteilung jedes Einzelfalles zum Ausdruck bringe. Auf diese Weise möchte ich dem Leser eine Nachprüfung des Folgenden ermöglichen. Die Bedeutung der Ziffern 1—6 entspricht der am Anfang dieses Aufsatzes verwandten. Die Entscheidung über die Frage, wo eine Pause vorliegt und wo nicht, traf ich in der Weise, dass ich mir den Text sinngemäss und unter der im neukatalanischen üblichen Abmessung der ‚groupes de souffle' vorlas.

Gewiss gibt es Fälle, in denen man über die Ausdehnung des mit gleicher Expiration hervorzubringenden im Zweifel sein kann, wo der Wechsel des Gedankens ein gelinder und die infolgedessen relativ kurze Pause unter Umständen unterdrückt sein kann; ich habe hier zur Vorsicht keinen Aufenthalt in der Expiration angenommen. Die eingesetzten Striche bezeichnen also nur die Stellen eines stärkeren Gedankenwechsels, die Pausen von mittlerer und grosser Länge; sie sind auch da bezeichnet, wo sie, da kein finales *-a* vorausgeht, für unsere Frage nicht in Betracht kommen.

1) Ed. A. Balaguer y Merino, *Revue des langues romanes*, 3me série, tome Ier (1879), 39—47.

Ordinacions e bans del comtat de Empuries[4]. |

1. Mana[1] la[5] Cort de part del molt alt senyor Rey a tot hom ffranch de tenir migera[2] | que aquella[1] migera[1] no prest a nagun altre | e aquell qui contra[1] ffaria[2] | perdria[1] la[5] ffranchquesa[1] (e) encara[1] seria[1] punit | axi com dret fos | (e) estaria[1] a mercé de la[5] dita[1] Cort.

2. Item mana[1] la[5] dita[1] Cort a tot hom en generall | que nagu no puscua[1] vendra ne comprar ab cortera[1] que tengua[1] ho la manleu daltri | e aquell qui contrari faria[2] | paguaria[1] per pena[1] L sols sens tota[1] mercé per quescuna[1] vaguade[1] quen auria[1] comprat e venut e mesurat | (e) encare[1] aquell qui compraria[2] | cauria[1] en la[5] dita[1] pena[2]. |

3. Item que tot hom qui age[1] masuras[3] ó coços de la[5] leuda[2] | las age[1] tornades[3] dins tres dias[3] em poder dell comprador de la[5] leuda[2] | sots pena[1] de ladornici. |

4. Mana[1] la[5] cort de part del molt alt senyor Rey | que tot hom en generall ffranch e no ffranch qui tingue[1] ni ague[1] mitjera[1] vendabla o sensall | que la[5] degue[1] aportar en las[6] cases[3] de la[5] cort dins tres dias[3] seguents | sots pena[1] de cent sous.

5. Item que tot clergue qui tingua[1] ni ague[1] migera[1] vendabla o sensall | la[5] dege[1] portar (al) alberch den . . ., oficiall deste[1] vila[1] [que] dins tres dias[3] primes seguents | sots pena[1] de cent sous.

6. Denuncia[1] la[5] Cort de part . . . a tot hom | quel molt alt senyor dom Johan pren en la[5] sua[1] garda[1] tota[1] la[5] orta[1] de les[6] gens de la[5] vila[1] de Castelyo | (e) encare[1] mes vinyes[3] e[u] trilyes[3] de la[5] dita[1] vila[2] | per aço quescu e quascuna[1] daqui avant se gart que no prena[1] alscuns ffruyts de la[5] dita[1] orta[1] ne de les[6] dites[3] vinyes[3] e trilyes[4] | sabent que si ho facia[2] | que asteria[1] a merce dell dit senyor.

7. Mana[1] lo molt al senyor dom Johan dampuries[4] | que nuyll hom no gos pendre ne aucir perdius en nulla[1] clausura[1] ni ab balesta[1] dins lo Comtat | sots pena[1] de sexante[1] sous.

8. Item que nuyll hom dins lo Comtat no prena[1] ni aucia[1] coloms anuylla[1] clausura[2] | sots la[5] dita[1] pena[2].

* * *

9. Primerament que tot hom qui matra en vinye[2] | o en closa[2] | o an trilye[2] | o altra[1] posecio | e daquen trau cols o altra[1] ortolisa[1] o lenya[2] | com aço sia[1] ladornisi que sia[1] punit e arbitrecio de Jutgua misericordiosement | no sagons la[5] rigor del dret | ni la[5] pena[1] segons los altres ladurnicis. |

10. Item que tot hom qui prena[1] fruyta[1] daltre[1] posecio de dias[4] | que pach III sols comtants | e si pagar nols podia[2] | estaria[1] all costell axi com es acustumat. |

11. Item que tot hom qui prena[1] fruyta[1] daltra[1] posesió de nits | pach LX sols comtants o perdra lo puny. |

12. Item que tot bou qui entrara en mala[1] feta[1] de dias[4] | pach IIII diners de comtant et de nits VIII diners comtants | e oltra[1] esmen lo senyor de qui es la[5] bestia[2] | la[5] mala feta aquell qui pressa[1] laurá. |

13. Item que tota[1] euga[1] qui antra[1] en mala[1] feta[1] de dias[4] | pach IIII diners comtants | e danits XII diners comtants | e oltra[1] esmen lo senyor de qui sera la[5] euga[1] o les[6] euges[4] | la[5] mala[1] feta[1] aquell qui prese[1] laurá. |

14. Item que cascuna[1] ovelye[2] | molto e cabra[1] he boch | qui entra[1] en mala[1] feta[1] de nits o de dias[4] | pach un diner comtant | e oltra[1] asmen lo senyor de qui seran la[5] mala[1] feta[1] | aquell qui prese[1] laurá. |

15. Item que cascun porch qui entra[1] en mala[1] feta[2] | pach II diners comtants | e truga[1] portalera[1] pach III diners comtants | e oltra[1] esmena[1] lo senyor la[5] mala[1] feta[1] aquell qui prese[1] laurá. |

16. Item que tot hom qui sia[1] misatgue o altra | qui mases lo dit bastiar | sia[1] bou o vaca[1] o euga[1] o avoyla[1] o molto o boch o cabra[1] o porch | en loch que fos mala[1] feta[2] | que pagaria[1] III sols comtants | oltra[1] lo bant del bastiar.

17. Item que tot hom qui taylles ni tranques plansos plantats ni ansoca[2] | que seria[1] punit a conegude[1] del jutge | salvant que sin prenia[1] de soca[1] un baston | que per aço pach III sols comtants. |

18. Item que tot bastiar qui roech ni mallmenara plansons | que pach lo senyor de qui sera lo dit bastiar | III sols comtants | e oltra[1] esmena[1] la[5] mala[1] feta[2]. |

19. Item que null hom no antra en ort ni en close[1] ni an vinye[1] cloerts per bardes[4] | si ben mala[1] feta[1] noy ffacia[2] | e aquell qui ho fara pagara III sols comtants. |

20. Item que tot hom qui mates bastiar en vinya[1] o an trilye[2] | que pagaria[1] V sols comtants | e oltra[1] esmanaria[1] la[5] mala[1] feta[2]. |

21. Item que tot bastiar gros o manut qui pasques 'en mota[1] o an vall o en rech | qui fos lavat ab curayll o altra lo rech ves lo camp | e el dit bastiar rasava[1] lo dit vuall o rech deroquan la mota[1] e tornant lo dit curayll all dit rech | que aquell de qui lo dit vuall o rech ab la[5] sua[1] mació e oltra pagara III sols comtants | e si nangu gardava[1] lo dit bastiar aço faen | que oltra[1] pagara III sols comtants. |

22. Item que tot hom que trobás bastiar en se[5] mala[1] feta[2] | quel puscha[1] pendra e amanar a la[5] cort | e que nuyll hom noll tolgues nill vadas aquell quill amanaria[2] | sots pena[1] de vint sols comtants. |

23. Item que tot hom qui ascurás rech o vall prop carera[1] publica[2] | que git la meytat dell curayll en la quarera[1] publica[2] | sots pena[1] de X sols comtants.

24. Item que tot hom qui lavas naguna[1] latgura[1] sobra lo moli den Lobet que paguaria[1] III sols comtants | et tot perayre qui hi lavas draps que pageria[1] V sols comtants. |

25. Item que nuyll hom ni fembra[1] no culye[1] erba[1] entra faves[3] pus comensen[3] a florir que sian[3] axides[3] de flor | sots pena[1] de III sols comtants. |

26. Item que tot hom qui trobas porch en mala[1] feta[2] | que encalsant sill aucia[2] | que non fos tangut.

27. Item que tot hom que trastques dort ni de posecio daltre poall o perxe de poar sens volentat d'aquell qui sera lort o la[5] posecio | que li seria[1] pres en ladornisi | si dons vesi no era[1] aquell li tornas lo dia[2]. |

28. Item que tot hom meta[1] corbayllon suficient all seu cam de gost e de setembra | sots pena[1] de V sols comtants.

29. Item que null hom no dege[1] talyar rama[1] sino an so del seu | sots pena[1] de V sols comtants.

30. Item que nuyll hom no trasqua[1] lin o quanem de la[5] aygue[2] | quiy fos mes per aneygar | sots pena[1] de V sols | si donchs nos feya[1] per pariyll daygues[4]. |

31. Item que tot hom qui anaugas canem o lin an la[5] aygua[1] de se[5] Muga[1] sobra lo moli den Lobet | ni an los vals de la[5] villa[1] primes o forans | ni an

nuyll rex daygue[2] | qui sia[1] entra se[5] Muga[1] e la[5] villa[1] o an nagun rech qui sia[1] prop carera[1] publica[2] | que pagara V sols per pena[1] et perdria[1] lo lini o all canem. |

32. Item que tot hom ó fembra[1] qui per tot juny ó julioll meses en la[5] villa[1] de nits blat en garba[1] o batut o lini o forment o faves[3] o canem | que li costaria[1] V sols | e si non podia[1] mostrar un lagues haut justament | que sia[1] punit axi com ladre.

33. Item que tot hom o ffembra[1] qui ansatas blat o forment o altre splet de sagar sens volentat dell senyor o all present o preses blat o forment de campt sagat e ajustat | oll presés de ere[1] batut o angarba[2] | que seria[1] punit e pres axi com per ledurnisi | si donchs no o fecia[1] per don que lin fes lo ffiyll del senyor o muler o misatgue | e si aço lo misatgue asegave[1] de donar sens volantat del senyor | que seria[1] pres e punit axi com a ladra | si dons no o facia[1] mentre lo campt se sagas | quen donas per amor de Deu o en altra[1] manera[2] | axi com es acustumat. E en aço no senten nagun hom o fembra[1] qui spigolant ne culyegues. |

34. Item que tot hom qui mases foch a rostelyer sens volantat de la Cort | que li costaria[1] C sols | e asmanaria[1] la[5] mala[1] feta[1] que daria[1] als vesis | e si non la podia[1] smanar | quen saria[1] punit en persona[1] a conaguda[1] del jutga. |

35. Item que nuyll hom ni fembra[1] no sech ab felçó o ab fals o ab quavechs o ab las[6] mans erba[1] en los campts sembrats | si dons no la[5] mancave[2] | se ben que tot hom qui o fes pagaria[1] XII sols comtants. |

36. Item que tot hom qui culegues erba[1] a nagun campt sembrat | e ab ladita[1] erba[1] segaven[3] o manquaven[3] del blat o del forment que seria[1] en lodit campt | que pagaria[1] III sols e smanaria[1] la[5] mala[1] feta[2]. |

37. Item que nuyll (hom) ni fembra[1] de Rimorts | ni de Fortia[2] | ni de Vilasacre[2] | ni de Vilanova[2] | ni de Sestanyoll | ni de Marsa[2] | ni daltre loch | no dege[1] intrar dins les[6] posecions de Castalyo per cullir erba[2] | sots pena[1] de III sols.

38. Item que tot hom qui lavas garba[1] de campt o de garbera[1] que seu no fos | que li seria[1] pres en ladurnisi.

39. Item que nuyll hom no deia[1] aucir coloms ab tansuta[1] ni ab altres asturmens | sots pena[1] de LX sols comtants o de puyn a perdre.

40. Item que nagun hom no gos fer angranades[3] a coloms | sots la[5] pena[1] desus dita[2]. |

41. Item que nuyll hom no gos trer a coloms dins II vasanes[3] prop de colomer | sots la[5] dita[1] pena[2]. |

42. Item que nuyll hom ab balesta[1] o menys de balesta[1] no antra en ort daltre | sots pena[1] de III sols | e si prenia[1] cols o ortalisa[1] o lenya[2] | que seria[1] punit aci com demont es dit. |

43. Item que tot hom franch qui donas dan en orta[1] per si o per son bastiar o sa[5] companye[2] | o en los camps o an les[6] vinyes[3] o altra[1] posecio | que pegara lo bant qui posat hi es | no contrestant privilegi o franquesa[1] que alscun naga[1] en generall o en spaciall. |

Bans danar danits.

44. Tot hom qui va danits qui port coltell gran oltra[1] masura[1] semblant a costaler | o aspase[2] | o punyall | o altres[3] armes[3] de fera[1] o pilota[2] | que pach LX sols comtants e perdre les[5] armes[4]. |

45. Item que tot hom qui vaie[1] menys de lum no portant nuylla[1] de les[6] dites[4] | que pach V sols comtants. |

46. Item que si va menys de lum o ab lum e porta[1] masa[1] de fust o baston gros | que pach XX sols comtants. |

47. Item que si va ab lo cap cubert que pach V sols comtants | e oltra[1] que si porta[1] armes[4] | que pach lo bant demunt dit. |

48. Item que tot hom qui port lum en broquer ni an lanterna[1] cuberta[1] e amagadament | que pach | no contrestant aquell lum que portava[2] | V sols | e que pach los dits bans. |

49. Item que tot hom qui anás de nits ab esturmens | que perdria[1] los dits sturments | e oltra[1] pagaria[1] cascun V sols | e si portave[1] armes[3] vedades[3] ab lum ó menys de lum oltra[1] cascun LX sols. |

50. Item que nuyll hom qui sia[1] pres denits | que no hisqua[1] an tro al mati | sino paguava[1] los dines mantinent | ni al mati antro que aje[1] pegade[1] la[5] pena[2] | si dons no dave[1] fermanse[1] de pagar lo bant o scusar aquell a conaguda[1] del jutja. |

51. Item que tot hom qui portas denits gorvio | o servelera[2] | ó gorgera[2] | ó gant de feres | o broquer | que li costaria[1] XX sols per quescuna[1] de les[6] dites[3] armes[3] e perdre las[6] armes[4]. |

52. Item tot hom qui portas las[6] ditas[3] armes[3] de dias[4] | que perdria[1] las[6] ditas[3] armes[4] | e ultra[1] que pagaria[1] vint sols. |

53. Item que tot hom qui portas de nits per vila[1] lansa[1] o ascut o tot ansemps o darts | que pagaria[1] per pena[1] per quescuna de les[6] dites[5] coses[3] sinconta sous e perdra les[6] armes[4]. |

Bants darmes[3] de dia[2]. |

54. Tot hom qui port de dies[3] coltell ultra[1] mida[2] | que pach V sols comtants e pert lo coltell. |

55. Item que tot hom qui portas de dias[3] aspase[2] | o colteller | o maneres[4] | o lanse[2] | o dart, brotxa[1], punyall o altres[3] armes[3] de fera[2] | o pilota[2] | o pedra[2] | que pach XX sols comptants e que perda[1] les[6] armes.[4] |

56. Item que tot hom qui face[1] colp de pera[1] o de basto gros dell cap avall | XX sols e sill faria[1] all cap | LX sols.

57. Item que tot hom qui fase[1] colp de pilota[1] o la[5] trameta[1] contra[1] altre | ben que non fire[2] | que pach LX sols oltra[1] lo bant del porter. |

58. Item que tot hom qui hischa[1] de la[5] vila[1] e entra en la[5] vila[1] de nit o de dias[3] que aport armes[4] | que las[6] dege[1] portar descubertes[4] | en guise[1] que tot hom las vega[2] | sots pena[1] de X sols.

59. Item que tot hom qui altre ffaris en lo coll o en lo cap o an la[5] quare[2] | fasent lo colp ab man estese[1] o close[1] | que seria[1] punit e arbitracio de jutga en tro a soma[1] de L sols comtants | segons la[5] condecio de la[5] persona[1] farida[2]. |

60. Item si fembra[1] era[1] qui faris ab la[5] man | axi com demont es dit | pagará V sols.

Bants de joch de dias[3] e denits | et de jurar de Deu. |

61. Item que tot hom qui juch a nagun joch de daus ni de scachs en cose[1] de mangar ni an altres[3] coses[3] de dias[4] | exseptat joch de taules[4] | que pach V sols comtants.

62. Item tot hom qui traves al dit joch | que pach V sols comtants.

63. Item que tot hom qui juch de nits en naguns dels demont dits jochs | que pach XX sols comtants.

64. Item tot hom qui als dits jugados acuylle[1] de nits ell prest casa[1] o tauler o lum o daus | que pagaria[1] ell a tot altre qui prest las[6] dites[3] coses[3] o algunas[3] de quelles[4] | per cascuna[1] XX sols.

65. Item que tot hom qui traves all dit joch danits | pach XX sols.

66. Item que tot hom qui dixes mall de Deu o de madona[1] Santa[1] Maria[1] o delcun sant o santes[4] | que pagaria[1] C sols comtants | sens tota[1] mercé | o mes a conagude[1] del jutga | ten greus porien[3] esser las[6] paraulas[4]. |

67. Item que tot saig o foraster . . . qui presés dines de jugador ni per rao de joch | que li costaria[1] L sols | fos que jugasen[3] en la[5] villa[1] o de fora[2] | e tot oficiall qui vases homens jugar | que ho dege[1] denunciar, sots pena de L sols.

68. Item tots los dits bants sentenen de tot hom qui jugas o travasas dins los termenalls de la[5] vila[1] de Casteyllo.

69. Item que tot hom qui jur de Deu o de madona[1] Santa[1] Maria[2] | ço es lo cap o al ventra o alguna[1] partida[1] de lurs santes[3] persones[4] | que li costaria[1] per quascuna[1] vagade[2] | X sols comtants | e tan greu poria eser lo jur quen astaria[1] a conaguda[1] dell jutga.

70. Item que tot hom qui juras de Deu o de madona[1] Santa[1] Maria[1] axi com demont se conten[4] | al jutga o al balla husant lur hofici en la[5] cort | que li costaria[1] per quascuna[1] vegade[2] | XX sols comtants.

Bants comuns.

71. Tot hom qui dixes vilanias[3] a altre en la[5] cort | que li costaria[1] XX sols o mes | segon la[5] iniuria[1] a conaguda[1] dell jutga.

72. Item que nagun farer no gos fer lanterna[1] cuberta ab lo broquer ni ganxo ni clau | si non vasia[1] lo payn | e aquell qui o feria[1] que li costaria[1] C sols.

73. Item que nuyll corador no dege[1] dir an naguna roba[1] sua que altra corador vene[1] per ell | sots pena de L sols | ni all fiyll no vena[1] la[5] roba[1] del para | ni al para dell fiyll.

74. Item que nagun farer no gos ferar migera[1] ni cortera[1] sens volantat de la cort o an poder daquell que la[5] cort haie[1] posat | sots pena[1] de L sols.

75. Item que tot fadrin qui trasqués ab fona[2] | que pagaria[1] XII diners comtants, o estaria[1] all costell. |

76. Item que tot hom qui vasas aygues[3] pudens o leges[3] o sutsura[1] danits an carera[2] que pagaria[1] V sols. |

77. Item tot hom qui vasas aygues[3] pudens e leges[3] o sutsura[1] an la[5] carera[1] de dias[4] | que pagaria[1] XII diners. |

78. Item tot hom qui mogues baralye[1] en la[5] plase[1] de fet que li costaria[1] L sols | la[5] quall plase[1] senten dell obrador den C. Conto e del alberch den Ponton en tro a la[5] plase[2] | e dell canton del alberch qui fo den R. Mir antro all obrador den Pompeian barber. |

79. Item que tot hom que dixes o fes vilanies[3] als sobreposats fasent lur ofici | que serie[1] ponit axi com de un oficial del senyor. |

80. Item que tot mesestre que tocas en taulat o paret daltre, sens voluntat del senyor mudant canal o ayguere[2] | o altre[1] cose[1] fasen, | que li costera L sols sens tote[1] merce. |

81. Item que nuyl hom no digua[1] ni face[1] greuga[1] als compredos de la foresterie[2] ni als forestes per que els i seran meses ells usans de son hofici |

e aquel que o fara que li serie [1] pres axi com aquel que dirie [1] o farie [1] vilanies [3] als hoficials dell senyor justicia.

82. Item tot hom que dixes vilanies [3] a nagun oficial . . . ells usant de lur hofici | que sera ponit e arbitra del jutge segons le [5] injuria [2].

83. Item que tot hom qui anbargas alls oficials ni als sags de pendra null hom | e ancara [1] tot hom qui anbargas panyoras [3] o tolgues als dits sags oficialls | que fos ponit a conaguda [1] de jutga. |

84. Item que nuyll hom no prest ha husura [1] a nagun contracta de husura [2] | sots pena [1] de L sols e dell deut a perdra. |

85. Item que nuyll hom no dege [1] gitar en la [5] carera [1] lagura [1] scombray o en altre [1] manera [1] ab pluga [1] o menys de pluge [2] | sots pena [1] de XII diners. |

86. Item que tot hom qui ajustas fems en carera [1] o dejus banchs, | que al dit dia que o ajustara que ho dege [1] lavar, | sots pena de III sols.

87. Item que nuyll hom no pas carell per los pons, | e aquell qui o fera pagara XX sols. |

88. Denuncia [1] e ffa a saber la [5] cort | que tot hom misatja o serventa [1] qui se fermas e promeses star ab dos senyors o dones [3] an un mateix temps, | que li costara L sols, | e si all senyor ab qui darer se afermara estar permetra sabent que ab altra degues star, | pagua [1] altres L sols.

89. Mana [1] la [5] cort de part de la insicna [1] siutat de Barsalona [1] tenint he poseint lo comtat dempuries [3] he la [5] huniversall senyoria [1] de aquel | a tot hom generalment de quallqua quondacio que voges metra ni fer ne fer metra allgun bastiar gros ni manut en los selins nous in vells, | sots pena [1] de XX sols comtants per bestia [1] grose [2] | e III sols comtants per bestia [1] menude [2]. |

90. Encare [1] mane [1] la [5] dita [1] cort | que nagun bastiar no gos intrar en los prats o vernar del senyor del comtat tant com tenen los prats apelats de Sancta [1] Margarida [2], | de sots pena [1] de X sols comtants. |

91. Encare [1] mes mana [1] la [5] dita [1] cort | que naguna [1] bestia [1] no gos pesar ni traversar lo rech dels molins de la [5] closa [1] den Miquell Quarater a la robina [1] de la [5] mar | sots pena [1] de X sols comtants. |

92. Item que tot hom qui deroguas parets dorts o de trilyes [4] | o daltra [1] clausura [2] | pasen o no ab cor de deroquar | que pagara V sols comtants e oltra [1] esmenara la [5] mala [1] feta [2]. |

III.

Die Zählung der Schreibungen a und e in den obengenannten Fällen Nr. 1—6 liefert folgendes Ergebnis:

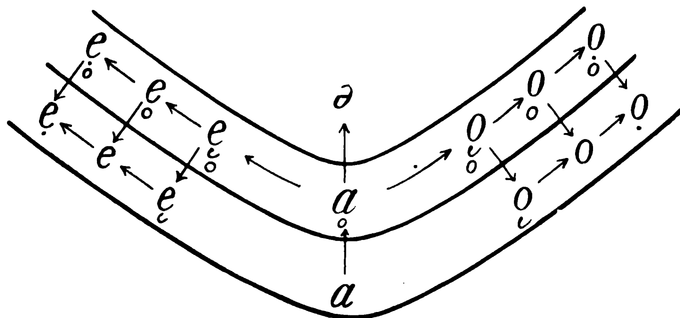
Nr.	Typus	Zahl der Beispiele	Schreibung *a*:	Schreibung *e*:	Prozentsatz des Vorkommens von *e*:
1	*dona* im Satzinnern	391	333	58	14,9 %
2	*dona* in pausa	82	59	23	28,0 %
3	*donas* im Satzinnern	57	13	44	77,2 %
4	*donas* in pausa	30	8	22	73,3 %
5	*la* . . .	74	69	5	6,8 %
6	*las* . . .	18	8	10	55,6 %

Dass es sich hierbei nicht um willkürlich festgestellte Frequenzen handelt, die etwa bei grösserer Ausdehnung unseres Textes ein wesentlich anderes Verhältnis zeigen würden, ergibt sich aus Nr. 3 und 4; *-as* im Satzinnern und *-as* in pausa wurden hier getrennt registriert. Der annähernd gleiche Prozentsatz der Häufigkeit der Schreibung *-es* (77,2 % und 73,3 %) trotz der recht verschiedenen Anzahl der für beide Fälle vorkommenden Beispiele beweist, dass die 87 Beispiele der Typus *-as* ein genügend deutliches Bild liefern können, und zeigen weiter, dass in der Schwankung des Schreibers zwischen den Graphien *a* und *e* eine gewisse Regelmässigkeit herrschen muss, die uns gestattet, Schlüsse zu ziehen.

Der Vergleich von Nr. 1 und 2, die beide durch sehr zahlreiche Beispiele vertreten sind, lehrt, dass *-a* in pausa, da es doppelt so oft *e* geschrieben wird als *-a* im Satzinnern, von diesem lautlich verschieden gewesen sein muss; *-as* im Satzinnern wird 5½ mal so oft wie *-a* im Satzinnern, 3mal so oft wie *-a* in pausa *e* geschrieben. Hier müssen also noch stärkere Ausspracheunterschiede geherrscht haben. Beträchtlich ist die Distanz der Häufigkeit von *e* bei Nr. 5 und bei 1, 2; ganz gewaltig ist sie zwischen der Häufigkeit von *e* bei *la* und *las*.

Welchen Schluss auf die Lautung gestattet aber nun die Frequenz der *e*-Schreibungen in den einzelnen Fällen?

Es kommen an Entwicklungsstufen des finalen *-a* in dieser Gegend in Frage: [a, ḁ, ə, ẹ̥, ẹ̥]. (Nach Ausweis des heutigen Lautstandes kommen [ẹ] und [ẹ̜], d. h. die gespannten Vorderzungenvokale im heutigen Ampurdanés und erst recht im mittelalterlichen Ampurdanés nicht in Betracht. Ich fand sie nämlich als Entsprechung des lat. finalen *-a* im pyrenäisch-katalanischen nur ganz weit im Westen, in der Provinz Lérida an bestimmten Orten vor; und da man sie wohl, ohne fehl zu gehen, in der Filiation des lateinischen finalen *-a* im Katalanischen:



als Extreme auffassen darf, die nicht von [a] direkt, sondern über [ḁ] → [ę̥] erreicht wurden[1]), können sie im Ampurdanés zur Zeit unseres Textes nicht bestanden haben.)

Die Frage also, wie die fünf Lautungen [a, a̯, ə, e̥, ę̥] sich auf die sechs Fälle verteilen, verlangt eine befriedigende Antwort, die ich im folgenden versuchen will.

1. Wenn unser Schreiber Nr. 1 (*a* im Satzinnern) genau so als gespannten Vokal [a] gesprochen hätte, wie es heute etwa der Toskaner in *porta* oder der Kastilier in *puerta* tut, so wäre er nicht auf den Gedanken gekommen, nach einem anderen Schriftzeichen zur Wiedergabe zu greifen, als zu *a*. Aber auch die Lautung [ḁ], des [a] entsprechenden schlaffen Vokals, den man z. B. ausserhalb der Toskana in schriftitalienischer schneller Rede recht oft vernimmt, hätte ihn kaum dazu verführt *e* zu setzen. Denn [a̯] und [a] klingen phonetisch ungeübten Ohren fast gleich, unphonetischen, unmusikalischen Ohren ganz gleich; die *a*-Klangfarbe ist auch bei [ḁ] vorhanden, Zungen- und Kiefernstellung ist dieselbe, nur die Muskelspannung fehlt. Die Zahl der *e*-Schreibungen ist aber immerhin eine beträchtliche (14,9 %). Wir beachten, dass zudem die Macht der lateinischen und kastilischen Schreibgewohnheit hierbei den Prozentsatz der *a*-Schreibungen noch vermehrt haben kann; denn nur in dieser Richtung kann sie als Fehlerquelle in unserem Falle in Betracht kommen. [a] und [ḁ] können also nicht vorliegen. [e̥] und [ę̥], deren hohe Ähnlichkeit mit [ẹ] und [ę] gewiss den *e*-Schreibungen hier ein starkes Übergewicht gegeben hätte (s. u.!), können auch nicht gesprochen worden sein. So bleibt nur als Lautung [ə] übrig; und mit [ə] stehen auch die Schreibungen im Einklang. Wer als Nichtphonetiker sich zur Bestimmung unseres kat. Auslautvokals an die beiden graphischen Zeichen *a* und *e* klammert (siehe die modernen Grammatiken!), der wird ein [ə] als in der Mitte zwischen *a* und *e* liegend empfinden, in Ermanglung eines besonderen Zeichens also, und wenn störende Einflüsse fehlen, 50 % *a* und 50 % *e* schreiben. Dieses Verhältnis ist in unserem Text zugunsten der *a*-Schreibungen gestört, offenbar unter dem Einfluss des lateinischen, der älteren Tradition und der nächsten *-a* bewahrenden Dialektgegenden der Pyrenäenhalbinsel.

1) Die starke Veränderung des finalen *-a* ist ja gerade dadurch hervorgerufen worden, dass in den betonten Vokalen die Expiration vermehrt wurde, ihre Intensität also wuchs, während in den unbetonten, soweit sie überhaupt blieben, die Intensität kleiner wurde, also zunächst eine schlaffe Artikulation an Stelle der gespannten getreten ist. Aus diesem Grunde scheint mir die Annahme eines direkten Übergangs von [a] > [ę] > [ẹ] in jenen westpyrenäischen Orten wenig plausibel.

2. Nr. 2 kann mit 1 nicht identisch gewesen sein. Es wird doppelt so oft *e* geschrieben, klang also mehr nach dort hin. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass es [ẹ] oder [ę] lautete (s. oben; ein [ẹ] oder [ę] wäre zudem nie in 59 von 82 Fällen *a* geschrieben worden). Also kommt nur der schlaffe *e*-Vokal [e̥] (entweder offener [ę̥] oder geschlossener: [ẹ̥], was sich natürlich der Feststellung entzieht) in Frage·

3. Nr. 3 und 4 zeigen, trotz der geringeren Anzahl vorhandener Beispiele, untereinander einen so geringen Unterschied im Vorkommen der *e*-Schreibungen, dass aus diesem kaum etwas gefolgert werden darf. Sie werden gleich gelautet haben. Dagegen ist es jedenfalls erheblich, wenn hier drei- bis fünfmal so oft *e* aůftritt als bei 1 und 2. In der Skala [a—ḁ—ə—ę̥, ẹ̥—ę, ẹ] kann die Lautung für 3 daher zum mindesten nicht weiter links stehen als diejenige von 1 und 2. Also ist [a, ḁ] ganz ausgeschlossen; ebenso (ę, ẹ], wie bereits dargelegt wurde. Es fragt sich mithin nur, wie [ə und ẹ̥, ę̥] sich hier verteilen. Die Lautung [ə] scheint ausgeschlossen werden zu müssen, da die *e*-Schreibungen in 3 und 4 dafür zu stark überwiegen; um richtig einzuschätzen, was ihr häufiges Vorkommen hier bedeuten kann, sollte man folgende Faktoren in Betracht ziehen:

a) An und für sich wäre, wie bei 1. in Anlehnung ans lateinische Schriftbild und an die ältere Tradition eine Vermehrung der *a*-Schreibungen zu erwarten, mag nun [ə] oder [ę̥, ẹ̥] als Lautung vorliegen.

b) Allein gerade bei den Fällen von $\cdot a^{cons}$ (vor allem also den Pluralendungen der Feminina), die so häufig im Pyrenäisch-Katalanischen viel weiter rechts in unserer Skala stehen als *-a* (Nr. 1, 2), hatte sich frühe der Schreibgebrauch *-es* eingebürgert, auch in Gegenden, die wie Barcelona und die Balearen, heute [-ə] und [-əs] haben. So konnte also sehr wohl durch die offizielle Graphie eine Vermehrung der *e*-Schreibungen in 3, 4 auch in der Gegend von Castelló d'Empuries erzeugt worden sein.

Wenn man nun annehmen darf, dass um 1400 beide Einflüsse sich hier die Wage hielten, so wird man das Frequenzverhältnis bei 3, 4 eher zugunsten der Lautung [ẹ̥, ę̥] als [ə] deuten.

5. Nr. 5 weist eine so grosse Frequenz der *a*-Schreibungen auf und unterscheidet sich dadurch so erheblich von allen vorausgehenden Fällen, dass man hierfür zwar nicht die Lautung [a] (wegen der dann undenkbaren e-Schreibungen, vgl. o. Nr. 1), so doch [ḁ] feststellen kann.

6. Nr. 6 hätte, wenn es mit 5) identisch gewesen wäre, ein ähnliches Häufigkeitsverhältnis ergeben müssen. Es kann also in unserer

Lautreihe nur mehr nach rechts stehen. Das annähernde Gleichgewicht zwischen a- und e-Schreibungen beweist die Lautung [ə].

Wie weit in unserem Text der Schwächungsprozess das lat. *-a* von seiner ursprünglichen Lautung [a] entfernt hat, können wir mithin in folgender Formel ausdrücken

lat. *-a* > 1. [ə] 2. [ẹ̊] oder [ę̊] 3. [ẹ̊] oder [ę̊] 4. [ẹ̊] oder [ę̊] 5. [ạ̊] 6. [ə]

oder:

Es haben die Lautung	[a]	[ạ̊]	[ə]	[ę̊, ẹ̊]	[ę, ẹ][1])
erreicht die Fälle Nr.:	—	5	1,6	2,3,4	—

Bis auf Nr. 3, das für unseren Text auf Grund von 57 Fällen als mit Nr. 4 gleichklingend festgestellt wurde, wobei eine sichere Entscheidung zwischen [ẹ̊, ę̊] und [ə] nicht möglich war, ist dieses Ergebnis identisch mit dem früheren, das aus der heute in der Gegend von Figueras gesprochenen Mundart für die Gegenwart gewonnen wurde. Ein phonetisch recht komplizierter Zustand von heute, zu dessen Wiedergabe die gewöhnlichen graphischen Zeichen höchst unzulänglich zu sein scheinen, lässt sich mithin in einer sehr viel weiter zurückliegenden Zeit erkennen.

IV.

Die Frage liegt nahe, welche Aufschlüsse über unsere Frage für das nahe benachbarte galloromanische Gebiet nördlich der Pyrenäen der *Atlas linguistique de la France* liefern kann.

1. Wir zeichnen auf Karte 18 *(ala)*[2]) die Südgrenze für den Abfall des auslautenden *-a* ein, die von der Gironde in östlicher Rich-

1) Zur Illustration noch einige besonders charakteristische Beispiele, die natürlich keinen direkten Schluss auf die Lautung gestatten, jedoch, da hier das gleiche Wort zweimal hintereinander in verschiedener Schreibung oder derselbe Wechsel zwischen *a* und *e* zweimal kurz hintereinander auftritt, zeigen, dass verschiedene Bedingungen einen verschiedenen Auslautvokal erzeugten.

13 . . . *lo senyor de qui sera la*[5] *euga*[1] *o les*[6] *euges*[4] |
man beachte: *la*[5] (mit [ạ̊]) — *les*[6] (mit [ə]).
euga[1] (mit [ə] — *euges*[4] (mit [ẹ̊, ę̊]).

85 . . . *ab pluga*[1] *o menys de pluge*[2] | *sots pena de XII diners.* |
man beachte: *pluga*[1] (mit [ə]) — *pluge*[2] (mit [ẹ̊, ę̊]).

89 . . . *sots pena de XX sols comtants per bestia*[1] *grose*[2] | *e III sols comtants per bestia*[1] *menude*[2]. |
man beachte: *bestia*[1] [mit (ə)] — *grose*[2] (mit [ẹ, ę])
bestia[1] (mit [ə]) — *menude*[2] (mit [ẹ̊, ę̊]).

2) *ala* darf hier wohl als eine am Satzende gesprochene Wortform aufgefasst werden.

tung sich mit verschiedenen Kurven bis zum Dép. Doubs hinzieht und trennen so das südliche Gebiet ab, das *-a* noch in irgendeiner Form *(u, ó, o, ò, à, a, á, ay, è, e, é, i, ė, ẽ)* aufweist. Innerhalb dieses südlichen Gebietes nun existieren recht ausgedehnte Strecken, die im Satzinnern *-a* verloren haben, während sie es in pausa bewahren. Dies lehrt Karte 388 *(una hora et media)*. Es sind dies: der grössere westliche Teil der Départements Landes, Gironde, Ort 634 im Dép. Dordogne, 519 in Dép. Charente, 606 (H.-Vienne), 801, 703, 804, 807, 809 (Puy-de-D.), 803 (Allier), 816, 819 (Loire), 911, 914 (Rhône), 836, 837, 838, 920 (Drôme), 940, 942, 931, 922 im Dép. Isère und eine grosse Zahl von Orten in Savoyen und im Jura.

2. Ein Vergleich der modernen Lautungen der beiden *-a* in *una purga* (Karte 1107) zeigt, dass fast über den ganzen Süden Frankreichs Orte zerstreut sind, an denen das satzauslautende *-a* in *purga* sich anders entwickelt als das *-a* im proklitischen *una.* Gänzlich frei von solchen Orten ist nur eine zusammenhängende Gruppe von Départements, nämlich Aude, Ariège, H.-Gar., Gers, Tarn-et-G., Tarn.

3. Wenn es ferner richtig sein sollte, dass die kleinen Schriftzeichen des *Atlas* schlaffe Vokale (voyelles relâchées) darstellen[1]), so finden wir bei einem Vergleich von Karte 18 (*ala* in pausa), und Karte 388 *(una hora et . . .)*, dass im Inneren eines groupe de souffle der Schwächungsprozess nicht so ausgedehnt ist als in pausa. Folgende Orte zeigen ihn allein in letzterem Falle: 628, 616, 615, 617, 609, 608. Allerdings bezweifle ich sehr, ob es richtig ist nach den kleinen Schriftzeichen im Atlas festzustellen, wo voyelles relâchées vorliegen (abgesehen von den Fällen, in denen die unzweideutigen *ė, ẽ* auftreten) Denn im katalanischen (oder vielmehr im Atlas nur in bezug auf seine katalanischen Orte dargestellten) Département Pyr.-Orientales, wo ich aus eigener Beobachtung an Ort und Stelle einige Dutzend Dörfer kenne, gibt der Atlas für *hora* . . . in drei von den dargestellten vier Orten ein jedenfalls unrichtiges *ȧ* an, d. h. offenbar einen gespannten Vokal mit *a*-Klang; ich habe in demselben Beispiel bei sehr zahlreichen von mir untersuchten Individuen den reinen, ungerundeten katalanischen

---

1) Das missliche ist bei der dort verwandten Lautdarstellung das Fehlen unzweideutiger Zeichen für diese Vokale. Wir finden nur *ė* (= frz. [ə] in *breton* [brətǫ̃]) das den gerundeten frz. Indifferenzlaut darstellt (das katal. [ə] ist nicht gerundet), ferner dasselbe nasal: *ẽ*. Dagegen kann man sehr im Zweifel sein, wo sonst eine schlaffe Artikulation der Vokale vorliegt. Allerdings finden wir alle Vokale auch in kleiner Schrift, und das bedeutet (s. die Notice zum Atlas) „sons incomplets". Es kann aber eine starke Verkürzung eines Vokals ebensogut als „unvollkommene Artikulation" angesehen werden wie geringere Stärke der Expiration bei gespannten oder aber auch bei schlaffen Mundmuskeln.

Indifferenzlaut[1]), der mit der *a*-Stellung der Mundorgane nichts zu tun hat[2]), vorgefunden. Ich vermute daher, dass auch für das prov. Sprachgebiet der Atlas vielfach einen gespannten Vokal angibt, wo ein schlaffer vorliegt. So wird das weitverbreitete [ọ] (geschlossenes, schlaffes *o*) in einem sehr ausgedehnten Gebiet, z. B. in der Landschaft Languedoc auf Karte ala als [ọ] (*ó*, gespannt) transkribiert. Ich möchte daher auf die aus dem Atlas resultierenden Grenzen für geschwächte Vokale — immer vorausgesetzt, dass die kleinen Schriftzeichen tatsächlich solche bedeuten — in unserer Frage keine Schlüsse aufbauen.

Immerhin lehren wenigstens die Vergleiche 1 und 2, dass auch nördlich der Pyrenäen *-a* im Inneren eines groupe de souffle andere Wege wandelt, als an dessen Ende.

* * *

Präzise Unterscheidungen bei der Aufnahme moderner Mundarten und auf dieser Basis für die alte Zeit statistische Untersuchungen in Gegenden, in denen gut lokalisierbare Dialektdokumente vorliegen, sollten also in die komplizierten Schwächungsprozesse, die nicht nur für finales *-a*, sondern für sämtliche nicht hochtonige Vokale, soweit sie überhaupt blieben, das ostpyrenäische Katalanisch, das Balearische und vielfach das Valenzianische — in geographischem Kontakt mit dem Südfranzösischen — aufweisen, mancherlei Aufklärung lautchronologischer und -geographischer Art bringen können. Handelt es sich doch hierbei um eine der Hauptfragen galloromanischer Lautentwicklung überhaupt.

1) Laut Nr. 64 in meinem *Manual de fon. cat.*

2) also nicht etwa [ạ] (Nr. 60) meiner kat. Transkription ist.

Französische Urkunde aus Tournus
(Dezember 1292).

Herausgegeben von

Hermann Suchier in Halle a./S.

Die hier folgende Urkunde aus dem an mundartlichen Urkunden besonders armen Département der Saône und Loire wurde mir von dem Archivar des Départements als die älteste in französischer Sprache abgefasste seines Archivs und als noch ungedruckt bezeichnet. Sie hat dort die Signatur H 179 N. 14. Ich liess sie 1895 für das romanische Seminar von Halle photographieren für Mitglieder, die mit der sprachlichen Untersuchung burgundischer Texte beschäftigt waren. Besonders hat Herr Dr. Ernst Illing für seine Dissertation (vgl. daselbst S. 33) davon Gebrauch gemacht.

Leider bereitete uns die Urkunde insofern eine Enttäuschung, als sie in der Hauptsache franzisch abgefasst ist und nur in einigen Formen Lokalfarbe aufweist.

Ich gebe hier ihren Text zeilengetreu wieder, wobei ich nur die Interpunktion und die Anwendung von Majuskeln regle: ich setze Majuskeln ausser im Satzanfang nur im Anlaut von Eigennamen und deren Ableitungen. Für das ꝑ der Urkunde verwende ich *p*. Die Worttrennung des Originals behalte ich bei.

1. Nos, Henris de Anchigny, sires de Sainte Croiz, ch*eualiers*, facons sauoir a touz ces qui verront ces p*res*entes lettres que establiz per ce en n*ost*re presence Humbers li Rataz escuers confesse *et*

2. recoignoit de certainne science *et* de son bon gre que, cum descors fust ou esperast a estre entre luy pour soy *et* pour touz les heirs de son pere mort *et p* touz les heirs maistre Milon de Rate *et p* touz autres heirs

3. de Rate quel quil soient dune part et religious ho*m*mes labbe *et* le couent de liglise de Tornuiz dautre part dou fye de Charnay, le

quel li auantiers de celui Humber soloient tenir de liglise de Tornuiz *et* que tient

4. orendroit mes sires Johans de Bele Veure ch*eualie*rs, de ce *et* de totes actions, quereles *et* descorz que les parties pooient hauoir *et* deuoient ensenble li vne c*on*tre lautre, compromis estre fait des dites *p*ties en saiges

5. homes Haymonin, seignor de Montbelet, escuier, *et* en maistre Johan de la Faye de Tornuiz clerc ensi co*m*me en amiables c*om*positours le c*om*pr*o*mis f*er*me des *p*ties *p* la peine de cent liures Par*isis* stipulees *et* pr*o*mises a doner

6. de *p*tie a *p*tie *et* esplegies des *p*ties, cest assauoir de part le dit Humber *p* mon seignor Guichart de Suignye ch*eualie*r *et* *p* Oddet *et* Esteuenin ses fiz tanq*ue* a la some de cent liures Par*isis, et* de part les diz religious

7. *p* mon seignor Guy Rechart *et* mon seign*or* Pierre de Montjay ch*eualie*rs *et* *p* Guillemin Testefort escuier *et* maistre Nicholas pr*o*ost de Lambres iusq*z* a la some deuant dite de tenir haut *et* bas tout ce q*ue* li diz amiables

8. c*om*positors des deuant dites q*ue*reles *et* descorz termineroient, estaubliroient, ordeneroient ou pr*o*nu*n*ceroient *p* pais, *p* acort ou par jugem*en*t ou *p* lour plasir ou *p* lour volunte. Li ques amiables c*om* positors,

9. receuant en aus lou c*om*promis en la maniere *et* en la forme deuant diz *[sic]* *p* bien de pais *et* de c*on*corde, le lundi deuant la feste Saint Lorent pr*o*cheinem*en*t passee estant a Tornuiz en la chambre a lostelier de cel leu,

10. par la poissance q*ue* les *p*ties lour hauoient donee, pr*o*nu*n*carent *et* ordenarent que li diz Humbers *p* soy *et* *p* touz les heirs de Rate quittast de tout en tout *et* *p*durablem*en*t les diz religious labbe *et*

11. le couent de Tornuiz de totes quereles que cis Humbers *et* li heirs de Rate poient demander es diz religious de fait ou de droit tanque au jor deuant dit des les temps trepasses, *et* laissast *et* quitast a ces reli-

12. gious *p* soy *et* *p* les siens tout droit *et* tote action que cis Humbers *p* soy *et* *p* les autres heirs de Rate hauoit, pouoit hauoir ou deuoit c*on*tre les diz religious *p* la raison deuant dite dou fye dessus dit

13. ou *p* autre raison ou *p* autre cause quelque ele soit ou *p* queque nom ele soit nommee, *et* que li diz Humbers garantisse la deuant dite quittation c*on*tre touz les chalongeanz en tout ou en *p*tie, en jugem*en*t *et* fors

14. jugem*en*t, et espiciaum*en*t la quittation dou fye desus dit auec totes les choses desus dites es diz religious *et* a lour successors a ses pr*o*pres despens, *et* que li diz Humbers donoit, abandonoit *et* outroioit a iceas reli-

15. gious *p*durablem*ent* touz droit, p*r*opriete *et* seignorie les ques icis Humbers *et* tuit li heirs de Rate hont ou poent hauoir ou doiuent ou dit fye de Charnay, *et* que cis Humbers la dite donation *et* q*u*itta·tion dou

16. fye desus dit garantisse es diz religious c*on*tre toz les heirs de Rate *et* contre vn chascun daus. En apres li diz religious quittoient *et* delassoient au dit Humber *et* a touz les autres heirs de Rate tout le droit

17. *et* tote laction que il hont, poent hauoir ou doiuent c*on*tre aus *et* vn chascun daus *p* queque cause ou raison *et* pechiez, se aucuns en hont *p* ce li diz heirs des diz religious, *et* que li diz religious, li abbes *et* li couenz *p* la raison

18. de la quittance dessus dite donoient *et* paoient aut *[sic]* dit Humber *p* soy *et p* touz les autres heirs de Rate sexante liures de Tornoys, et que des deuant dites choses li vne *p*tie *et* li autre hait letres *et* esplegemanz

19. suffisanz, et sus iceste p*r*onu*n*tiation li vne *p*tie rende a lautre *p*tie les letres deuant dites a ses missions, et que li diz Humbers rendist es diz religious les lettres de lesplegem*en*t que il hauoit *p* les homes dou chisye

20. *et* par lours bestes; ce saul que li amiables c*om*positors en lour p*r*onu*n*tiation retiendrent a eaus int*er*pretation *et* declaration de lour p*r*onu*n*tiation, se aucune chose fusse en icele dotouse ou obscure. La quele p*r*onu*n*tia-

21. tion *et* c*on*corde li diz Humbers confessans par deuant nos estre veraie jcele loue *et* accepte *p* soy *et p* les autres heirs de Rate et soy les dites sexante liures Tornoys hauoir haues *et* receues des diz religious en pecune

22. loiaument numbree *et* des ques iceaus religious quitte de tot en tot *et* absout. Et promet en bone foy *et* par son sarem*ent* surs sainz euuangile *[sic]* corporalment done *et* sus la exp*re*sse obligation de touz ses biens presenz

23. *et* a venir, en queque leu q*ue* il soient *et* queque il soient, icele pais garder *et* tenir fermem*ent et* senz corru*m*pre *et* non venir enc*on*tre en jugem*ent* ne fors jugem*ent p* soy ne por autres ne doner c*on*sentem*ent* en aucune chose

24. a aucun q*ui* uoudroit venir encontre. Et done *et* laisse, outroie, quitte *et* guerpit de tot en tot es diz religious *p* soy *et p* les siens *et p* les autres heirs de Rate tout le droit *et* tote laction q*ue* il hauoient,

25. poaient hauoir *et* deuoient ensemble *et p* soy c*ontr*e les diz religious *p* raison dou fye dessus dit ou *p* autre maniere ou *p* autre cause des les temps passez iusqȥ au temps de la c*on*fection de ces presentes letres. Et

26. *tran*sporte li diz Humbers en labbe *et* le couent *et* en liglise de Tornuiz *p* soy *et* per les autres heirs de son pere *et* *p* les autres heirs de Rate tout le droit, p*ro*priete *et* seignorie en queque chose

27. que ce soit, les ques il hauoient, poaient hauoir *et* deuoient ou dit fye de Charnay *et* es a*p*tenances *et* es appendises de celui. Et promet *p* le sarem*ent* done la dite donation, q*ui*ttation, guerpition *et* remission es

28. diz religious *et* a touz ces qui hont cause ou dit fye *p* les diz religious, poent hauoir ou doiuent en tout ou en *p*tie cont*r*e touz garantir *p* soy *et* *p* les autres heirs de Rate en jugem*ent* *et* defors a ses p*ro*pres despens, ensi

29. *com* il est exp*re*sse en la pronu*n*tiation dessus dite *et* faire ce q*ue* il en peut *et* doit faire *p* bien *et* par igaute *et* au plus sainnem*ent* q*ue* lon ou peut *et* doit entendre. Et de ces couenances attendre mes sires Guich*ar*s

30. de Suignye ch*eual*i*er*s, Oddez *et* Estiene sil fiz *p* deuant nos se obligent pleges *et* p*r*incipaus *p* le dit Humber et de son com*en*dement iusqȝ a la some de cent liures Par*isis* mise en la dite peine, *et* en oblige*nt*

31. espicialm*ent* *et* expressem*ent* quant a ce le fye que il tienent de nos gen*er*alment touz lours biens. Et uolent taut li p*r*incipaus que les pleges deuaut dites *[sic]* q*ue* nos *et* n*ost*re heir ou n*ost*re successour puissaiens ices

32. co*n*traindre deplain *et* senz noise de jugem*ent* coment *p* chose jugie *et* confessee *p* la prise de lors biens estans en n*ost*re destroit, *et* se mestiers estoit *p* la dist*ra*ction de lours diz biens a la obse*r*uation des choses

33. dessus dites *et* dune chascune *p* soy des deuant dites choses *et* vne chascune *p* soy attendre *et* garder senz corru*m*pre, des deuant diz p*r*incipauz *et* les pleges *p* deuant nos dones les saremanz surs sainz

34. euuangiles corporalment. Et Jaquez de Rate escuiers, fiz cai en arriers Pontet de Rate, la deuant dite quittation, guerpition *et* cession *et* les choses desus dites loue *et* approue par deuant nos,

35. *et* quitte *et* laisse de tot en tot es diz religious *p* soi *et* *p* les siens tout droit *et* tote action q*ue* il hauoit ou pooit hauoir *et* deueit ou dit fye, en queque maniere *et* *p* queque cause que ce soit, ou soit

36. des a*p*tenances ou des appendises dou dit fye. Et p*rom*et *p* son sarem*ent* done corporelm*ent* *p* deuant nos la deuant dite donation *et* quittation a garder *et* a tenir *et* non venir enco*n*tre *p* soy ne per

37. autrui en jugem*ent* ne defors jugem*ent* ne consentir a venir encontre. *et* se il le fasoit, ou il ou li siens, il nen veut estre oiz *p* deuant queque juge q*ue* ce fust, et en veut estre ausi co*n*trainz

38. *p* nos ou *p* *nostres* heirs a garder *et* a tenir la quittation *et* la donation dessus dites en la maniere *et* en la forme dessus escrites. Et en cest fait renun*c*ent li diz Humbers et Jaquez *et* les

39. pleges *p* eaus *et* *p* les lours *et* *p* les saremenz donez a tote action, exception *et* deffenses *et* a totes barres de droit *et* de fait les ques porroient co*n*uenir a eaus *et* es lours *et* pr*o*fitier a venir en

40. contre la tenour de cestes lettres *et* porroit *[sic]* porter *et* tenir domaige es diz religious *et* a liglise de Tornuiz ou temps a auenir. Ou tesmoin de la quel chose es prieres *et* a la requeste

41. des pr*in*cipaus *et* des pleges nos hauons mis n*ost*re seel en cestes presentes letres en force de verite *et* de *p*durable fermete. Et ce fust done lan de la jncarnation n*ost*re seigneur

42. Jhesu crist. MCC *et* Nonante *et* dous, ou meys de decembre.

10 *pronuncarent*] *a* ist aus *e* corr. — 15 *touz*] *z* ist aus *t* corr.

Auf einen historischen Kommentar bedaure ich verzichten zu müssen.

Wenn Humbers *li Rataz* heisst, so hängt dieser Beiname offenbar mit dem in der Urkunde mehrfach genannten Familiennamen *de Rate* zusammen, von dem Orte *Rate*, heute *Ratte*. Ich befragte darüber den gelehrten Archivar von Saône-et-Loire, Herrn Lex, der mir gütigst folgende Auskunft gab.

„Il est très certain, du moins à mon avis, que le surnom *li Rataz*, donné à Humbers équivaut à celui que nous pourrious formuler actuellement ainsi: *le Rattais*. Dans le parler des environs de Ratte on appelle aujourd'hui les habitants de ce village *des Rattons*; mais cette forme est récente et a dû être adoptée en raison de notre mot plaisant *raton* = petit rat (voy. Littré)."

Auf -ENSIS lässt sich jedoch die Endung von *Rataz* nicht zurückführen. Sollte das Wort nicht gleich *ratet* (bei Godefroy) sein, und auf dem gleichen Volkswitz beruhen wie das moderne *Rattons*?

Ich stelle hier nur einige mundartliche Züge zusammen.

1. Freies vlat. ọ erscheint als *ou* und als *o* (*eu* nur einmal, *seigneur* 41): *religious* oft *dotouse* 20 *tenour* 40 *seignor* 5 6 *successour* 31 *-ors* 14 *compositours* 5, *-ors* 8 *lour lors-lours*. Vgl. *dous* (lat. DUOS) 42.

2. *au* aus *a* nur in *saul* SALVUM 20 und in *estaublir* 8 (*establiz* 1).

3. *ai* steht in *hait* HABEAT 18 *faire* Part. P f. *fait* *laisse* LAXAT *laissast* LAXAVISSET *raison*, wird *a* in *fasoit* FACIEBAT 37 *delassoient* DELAXENT 16 *paoient* PACENT 18 *plasir* PLACERE 8 *sarement* öfter. Vgl. *escuers* 1, sonst *escuier*, *-s*.

4. Freies vlat. ẹ (ausser vor Nasal) ist meist *oi*. Ausnahmen sind nur *heir* 31 *heirs* oft *deveit* 35 (*poaient* 25, 27, sonst stets *-oit -oient*) *meys* MENSEM 42 *sexante* 18, 21.

5. *l* fehlt an *chisyé* (wohl aus *chesel* CASALE) 19 *que que* öfter (neben *quel que*) *ques* QUALES *sil* (lat. SUI) 30 mit stummem *l*.

6. Artikel. Masc. Sg. N. *li* Akk. *lou* 9, sonst *li* Pl. N. *li* Akk. *les* Fem. Sg. N. *li* Akk. *la* Pl. *les*. Für *de le*, *a le*, *en le* stehen *dou* 12, 15, *au* 16, 29, *ou* 27, 28, für *de les*, *a les*, *en les*: *des* (auch im Fem.), *es* (auch im Fem.) 14, 16, 19, 24, 35, 39, 40, *es* 27.

7. Pronomina sonst. Einmal steht neutrales *ou* (prov. *o*) beim Verbum 29. Lat. ILLOS ist *aus* 9, 16, 17 *eaus* 20, 39, ECCE ILLOS *iceas* 14 *iceaus* 22.

8. Konjugation.

Charakteristisch ist die 3 Sg. und 3 Pl. Konj. Prs. auf *-oit* 14 und *-oient* 16, 18, sowie die 3 Pl. Perf. auf *-arent* 10. Auffallend ist *retiendrent* 20; ist es 3 Pl. des Perfekts, des Kondizionals oder des Futurums?

Die 3 Sg. Konj. Impf. lautet einmal *fusse* 20, sonst *fust* 2, 37, *quittast* 10, *quitast* 11, *laissast* 11, *rendist* 19.

Von FACERE führe ich an 1 Pl. Prs. *façons* 1, 3 Sg. Impf. *fasoit* 37, von HABERE das Part. Pf. Pl. Fem. *haües* 21, von POSSE sämtliche Formen: Prs. 3 Sg. *peut* 29. 3 Pl. *poent* 15, 17, 28. Impf. 3 Sg. *pouoit* 12, *pooit* 35. 3 Pl. *pooient* 4, *poaient* 25, 27, *poient* 11. Kond. 3 Pl. *porroit* [sic] 40. Merkwürdig ist die 1 Pl. Konj. Prs *puissaiens* 31 (wohl für *puissains* vlat. POSSIAMUS).

9. Die Präpositionen *per* und *pro* werden verwechselt. Geschrieben wird *per*, *par*, *pour*, *por*, abgekürzt stets p (doch p in proost 7, pronuncarent 10 u. a.).

10. Syntaktisch ist das Anakoluth 2, 4 hervorzuheben: *Humbers confesse et recoignoit . . . que . . . compromis estre fait.*

11. Aus dem Wortschatz erwähne ich *barre de droit et de fait* 39 und verweise auf Du Cange s. v. BARRA 4; *esplegier* 6, *esplegemant* 18 *-ment* 19, wofür Godefroy Dict. nur *aplegier aplegement* kennt; *guerpition* Verzicht 27, 34 (fehlt God.).

Der Infinitiv mit der Präposition pour im Französischen.

Von

Albert Stimming in Göttingen.

Der Infinitiv in Abhängigkeit von anderen Präpositionen als de und à wird in den französischen Grammatiken durchweg sehr stiefmütterlich behandelt, und doch verdienen manche der dabei vorkommenden Wendungen sehr wohl eine eingehendere Untersuchung. Als Probe einer solchen sollen hier einige Bemerkungen über den Infinitiv mit pour folgen, dem z. B. Mätzner in seiner Grammatik auf S. 427 nur ein Dutzend Zeilen gewidmet hat, während andere, z. B. Hölder, diese Konstruktion überhaupt nicht besonders behandeln.

1. Nur das Altfranzösische verwendet por und den Inf. mit der Bedeutung der Richtung wohin? im übertragenen Sinne. So nach Begriffen wie Vorbereiten u. ä. neben de und dem Inf., z. B.: *Por chevauchier vos aprestez* Erec 2570; *se fu atornee Por chevauchier* Ruteb. 56, 628 u. a. Auch nach penser (neben de und a): *deveriés adiés penser por lui servir et honorer* Percev. 870; nach *metre estuide*: *li quens met s'estuide Et son cuer por honor conquerre* Escoufle 1093. Einzeln auch nach dem Adjektivum prest: *prest somes pour jouster* Destr. de Rome 1462.

In allen diesen Fällen würde die heutige Sprache andere Konstruktionen vorziehen. Dagegen liegt die Bedeutung der Richtung wohin?, allerdings sehr abgeschwächt, zugrunde, wenn pour „was anbetrifft" heisst, also gleichbedeutend mit „quant à" gebraucht wird. So erscheint es nicht nur in Verbindung mit einem Nomen, z. B. in: *Pour moi, . . . Je ne sers ni Baal ni le dieu d'Israël* Racine, Athalie 3, 3 u. a., sondern auch mit einem Infinitiv, z. B. in: *Ah! pour en être digne, il l'est plus que tous* Corneille, Othon 2, 4 (s. Littré, Pour Nr. 7). Um die gleiche Grundbedeutung von pour handelt es sich bei être pour mit dem Inf. „im Begriff sein etw. zu tun" (eigentlich „sich in der Richtung auf etwas befinden"). Diez erklärt allerdings (Gramm. 3, 243):

„Der Franzose kennt diese Redeform nicht; statt „je suis pour partir“ sagt er „je suis sur le point de partir.“ Dem gegenüber behauptet die Académie (unter Pour): „être pour signifie être sur le point: *il était pour partir.*“

2. Sehr häufig ist unsere Konstruktion zu allen Zeiten verwandt worden, um den Zweck auszudrücken. So nach Verben der Bewegung: *Ses baruns mandet pur sun cunseill fenir* Rol. 169; und nach anderen: *N'en fait musjode por son cors engraissier* Alex. 51 d u. a.; auch mit *por a: Por a porter mon estovoir Amenés serjant ou garçon* Escoufle 3598. Im Nfr.: *tout ce qu'il faut pour écrire* u. a. Eingehend behandelt diese Konstruktion C. Busse, Das finale Satzverhältnis in der Entwicklung der französischen Syntax, Diss. Göttingen 1905, S. 31—43.

3. Der Bedeutung des Zweckes steht die der Bestimmung sehr nahe. Daher findet sich pour mit dem Inf. oft, wo im Lat. das Gerund. mit ad stehen würde. Im Altfranzösischen besonders nach Adjektiven, welche ein Geeignetsein zu etwas ausdrücken. Meist sind diese im Satze Prädikat: *cil* (sc. die Getöteten) *ne sunt pruz ja mais pur guerreier* Rol. 1514; *une erbe voit ... boine por dolor tolir* Percev. 8274; *cele . . . fu feite* (geeignet) *por esgarder* Erec 439; *Cil qui fame vuelt justicier, Chascun jor la puet combrisier, Et l'endemain rest tote saine Por resofrir autretel paine* Ruteb. 40, 8 u. a. Seltener ist das Adjektivum im Satze Attribut: *Pur hanste fraindre, pur escuz peceier . . . E pur pruzdumes tenir e conseillier . . . n'out meillur chevalier* Rol. 2210 sq.; *Ne vëistes meillor vassal Por maintenir en camp estal* M. Brut 1420; *por la maladie garir . . . la meillor herbe . . . ce est l'ermoise* Ruteb. 118, 30.

Der Inf. mit por erscheint aber gleichbedeutend auch in attributivischem Verhältnis zu einem Substantivum, sowohl wenn letzteres einen leblosen Gegenstand bedeutet: *comanda . . . a treire . . . le meirrien por la tor feire* Karrenr. 6146; *grant mestier ëust d'antret Por ses plaies mediciner* Erec 3933; *vit un caisne . . . bien fuellu por ombre rendre* Percev. 7898; *Tant ai de matiere abondance Por parler de ma povreté* Ruteb. 6, 3; als auch, wenn es sich um lebende Wesen handelt, z. B. Tiere: *bués et porcs avons assés por tüer* Percev. 9733; *Je ne suis mie lievres ci pour espöenter* Fierabr. 499; oder Menschen: *Produme i* (an ihm) *out pur sun seignur aidier* Rol. 26; *ne fut unc tels prophete Pur lei tenir e pur humes atraire* Rol 2256.

In diesen Beispielen ist also der Adjektivbegriff „geeignet“ als Attribut zu dem Subst. hinzuzudenken. Daher erklärt es sich, dass dies auch bei der Wendung estre por der Fall sein kann, die dann also „geeignet, imstande sein zu“ bedeutet; so in: *li huis fu por tos jors durer* (= war unzerstörbar) Percev. 6286; *Ces gens sont pour eux*

revenchier (= se venger) Villon, G. T. 1189. Diese Wendung bezeichnet aber hin und wieder auch ein Wollen, Beabsichtigen: *L'un sunt por lor cors garantir, Li autre por eus enväir; L'un sunt por defendre lor terre, Li autre la vienent conquerre* Ducs de Norm. 18614 sq. Daraus ergibt sich, noch mehr abgeschwächt, die Bedeutung der Zukunft: *je li mant Que d'enfertei mostre semblant Si soit iluec por sejorneir* (dass er hier bleiben solle) M. Brut 3367.

Auch im Neufranzösischen drückt der Inf. mit pour eine Bestimmung, ein Geeignetsein aus, sowohl abhängig von Adjektiven: *cela est très bon pour manger; sa voix était plus sûre et plus ferme pour donner des ordres* Droz, Une femme gênante 169; als auch in attributivischer Verbindung mit einem Substantivum: *les matériaux pour construire une maison; nous ne sommes pas gens de Sparte . . . Pour* (im Stande zu) *faire à la nature un si farouche accueil* Augier, Gabrielle 1, 4; *il était rivé à sa chaise, sans force pour se lever* Descaves, Sous-Offs 217. Diese Konstruktion findet sich besonders häufig bei dem Objekt des negierten il y a. Das Objekt kann sowohl ein Gegenstand, ein lebloser oder abstrakter Begriff sein: *Il n'y avait plus que le sommeil au monde pour lui faire tout oublier* E. und J. Goncourt, Germinie Lacerteux 154; als auch eine Person: *Il n'y a que les beaux militaires pour être aimés ainsi!* Descaves, Sous-Offs 388; *il n'y a que vous dans Paimpol pour m'avoir fait manquer cet appareillage* Loti, Pêch. d'Isl. 47. Statt des Objekts findet sich einzeln auch ein adverbialer Ausdruck: *il n'y a que là* (sc. au service militaire) *pour faire des tours pareils* Loti, Pêch. d'Isl. 256. Ganz selten erscheint y avoir affirmativ: *il y avait des gens pour le répéter, pour le croire* (= welche es wiederholten, glaubten) E. und J. Goncourt, Germinie Lacerteux 209. Für den zuletzt besprochenen attributiven Gebrauch von pour mit dem Infinitiv gibt Plattner (Gramm. II, 3, 130) einige Belege, behauptet, dass er nur in familiärer Rede vorkomme und dass er „einen Relativsatz vertritt.“ Letztere Angabe besagt natürlich nichts, dient jedenfalls nicht dazu, jenen Ausdruck zu erklären.

Endlich ist auch die Wendung être pour der heutigen Sprache noch geläufig. Allerdings findet sie sich fast nur negiert mit dem Sinne „nicht geeignet, angetan sein zu etwas“, z. B. *ce genre d'émotions n'est par pour vous déplaire* Cherbuliez, Oliv. Maugant 293; *les tentures droites . . . n'étaient pas pour dissiper son impression* A. Daudet, Numa Roum. 32; *cette pensée n'était pour le mettre à l'aise* A. Daudet, Sapho 5. Und auch heute noch erscheint diese Wendung abgeschwächt mit der Bedeutung des einfachen Futurs: *Certes, je ne suis pas pour te le disputer* Augier, L'Aventurière 2, 1 Ja in dieser kommt sie einzeln sogar affirmativ vor: *Je m'en ficherai pas mal de tout cela, quand je serai pour m'en aller* (= je m'en irai) E. und J. Goncourt, Soeur Philo-

mène 235; doch auch in der Bedeutung „zu etwas geeignet sein", allerdings selten. So führt Plattner (Gramm. II, 3, 130) aus Loti an: *Ces gens sont simplement pour écarter la foule sur notre passage.*

4. Eine weitere Grundbedeutung von pour ist die des Grundes, daher kann der Inf. mit pour auch einen Kausalsatz vertreten. Diese Konstruktion bespricht ausführlich Otto Rohte, Die Kausalsätze im Französischen, Diss. Göttingen 1901, S. 49—58. Im Altfranzösischen findet sich darin fast ausschliesslich der Inf. des Präsens: *Pur bien ferir l'emperere nus aimet* Rol. 1092; *Louve eirt Accha por devoreir Cels que ele devoit ameir* M. Brut 4084; *l'on ne se repent jamais pour parler peu* Commines 1, 3. Eigentümlich erscheint der kausale Infinitiv in: *Lors commenchai a panser, Mais ne li* (*= le li*) *dis pas pour lié äirier* (= weil ich sie (sonst) erzürnt hätte) Bamberger Mot. 18a, 16. Der Inf. Perfecti erscheint in dieser Konstruktion zuerst, und zwar einzeln, im 15. Jahrhundert, z. B. *Tel perdit ses offices et estatz pour s'en estre fuy* Commines 1, 4. Erst vom 16. Jahrhundert an wird er häufiger (Belege bei Rohte S. 54 sq.). Umgekehrt verschwindet darin die Verwendung des Inf. Präs. seit dem Altfranz. immer mehr, sodass die meisten Grammatiken behaupten, die Konstruktion finde sich jetzt nur mit dem Inf. des Perfekts (z. B. Plattner Gramm. I, 306, ebenso das Wörterbuch der Académie). Richtig ist, dass letzteres meist der Fall ist: *un cabaret où je suis connu pour y avoir fait des orgies* Murger, Vie de Bohème 134; *pour n'avoir pas voulu manquer ces noces il allait perdre toute sa part de la pêche* Loti, Pêch. d'Isl. 45 u. a. Auch wenn der Inf. passivisch ist: *Pour n'en être pas crevée, il fallait qu'elle fût solide* Zola, Terre 79. Der Inf. mit pour erscheint einzeln auch attributivisch bei einem Substantiv: *Il attribue cette vision à la fatigue de sa tête pour avoir trop peu dormi* Flaubert, Trois Contes 98. Aber auch der Inf. Präs. kommt in unserer Konstruktion vor, besonders im 17. Jahrhundert: *Tu ne meurs pas de honte, entendant ces deux mots? — Mourir pour les entendre?* Corneille Ment. 2, 3; *sont pauvres devenus Pour vouloir trop tôt être riches* Laf. Fabl. 5, 13. Weitere Belege aus dem 17., einzeln aus dem 18. Jahrhundert bringt Littré unter Pour Nr. 19. Aber hin und wieder findet sich diese Wendung auch heute noch: *Pour le garder si fort serré, votre secret, C'est donc qu'il est bien grave* Richepin, Le Chemineau 2, 1; *elle n'avait contre sa bonne ni un mot ni une pensée d'amertume; elle la plaignait seulement pour la faire autant souffrir* E. und J. Goncourt, Germinie Lacerteux 137 (weitere Beispiele bei Rohte, S. 53). Eine causale Bedeutung scheint mir der Inf. mit pour auch in folgendem Satze zu haben: *C'est qu'elle sera tombée pour être si sale* Loti, Pêch. d'Isl. 221, wo eine verkürzte Ausdrucksweise vorliegt, indem der Satz hinzuzudenken ist: „man muss annehmen, dass sie ... ,weil sie ..."
Die gleiche Konstruktion findet sich auch in Fragesätzen: *Qu'avez vous*

fait pour être si fraîche ce soir et avoir si bonne mine? Rev. des II mondes 94, 6, wo das gute Aussehen der angeredeten Person die Ursache der Frage bildet, also: „Ihr müsst irgend etwas besonderes vorgenommen haben, da Ihr so gut ausseht."

Dem Begriffe des Grundes steht der der Ursache sehr nahe. Daher erklärt es sich, dass pour mit dem Infinitiv ab und zu auch letztere bezeichnet, so in: *Ma foi, me trouvant las pour ne pouvoir fournir Aux différens emplois où Jupiter m'engage, Je . . .* Molière, Amphitryon, Prol. v. 7.

5. Eine andere Art der in Rede stehenden Konstruktion liegt vor in Sätzen wie: *nel consentissent pour les membres couper* Enf. Og. 2616. Meyer-Lübke führt diesen Satz (Gramm. 3, 543) an und fügt hinzu: „mit eigentümlicher Verschiebung des Begriffes, indem der Inf. mit pour die Folge der im Verbum finitum liegenden Weigerung enthält." Diese Worte sind wenig klar, denn Meyer-Lübke kann unmöglich sagen wollen, dass der präpositionale Infinitiv hier einen Folgesatz vertritt. Zutreffender ist die Übersetzung, welche W. Foerster zu der Stelle: *ele ne se dormist por les membres coper* (Aiol 5465) in der Anmerkung gibt: „Selbst auf die Gefahr hin, dass man ihr die Glieder abschneide." Sie lässt erkennen, dass der Ausdruck mit „por" einen Konzessivsatz vertritt. Das konzessive Verhältnis ist aber im Grunde logisch mit dem kausalen identisch, da es sich dabei ebenso wie hier um einen Grund handelt, aber um einen solchen, der nicht wirksam ist (vgl. darum doch, bezw. doch nicht; pourtant, pourtant pas). Der Inf. mit pour hat also auch konzessive Bedeutung, entspricht einem Satze mit „obgleich, wenn auch". Diese Wendungen behandeln H. Johannssen, Der Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Altfranzösischen, Diss. Kiel 1884, 60—63 und Fr. Brüss, Der Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Mittel- und Neufranzösischen, Diss. Göttingen 1906, S. 123—126. Solche Infinitive mit por werden im Afr. jedoch nur in negativen Sätzen verwandt; sie finden sich besonders in den Chansons de geste: *Ja pur murir ne vus en faldrat nuls* Rol. 1048 u. ö.; *ne voz faudrons por les membres tranchier* Jourd. de Bl. 81 u. a; sie sind dort ganz formelhaft geworden. Doch auch in anderen Dichtungen: *Ne ferïez . . . malvaistié por perdre vie* Eneas 5681; *ne puis morir por soheidier* (wenn ich es auch wünsche) Erec 4662; ähnlich ib. 5736; *Je vous pris tant . . . Que por souffrir trop grant malage Ne vous sera chose veee* Fabliaux 1, 42 u. a. *Por* kann durch die Präp. a verstärkt werden: *por cinq cens mars a despendre Ne vousist il que li preudom Ëust oste se le sien non* Escoufle 1378. Manchmal erhält *por* in dieser Konstruktion fast die Bedeutung „bei Strafe von", so in: *Alons . . . deffendre, Qu'il ne soit mais teus por a pendre Qu'il i voise sans vos* Escoufle 2950. Auch der heutigen Sprache ist diese Konstruktion nicht unbekannt

und findet sich, wie früher stets, so fast ausschliesslich, in verneinten Sätzen (Belege bei Brüss und Littré, Pour Nr. 20). Allerdings kann der negative Sinn auch durch eine Frage ausgedrückt werden, wie in: *pour avoir longtemps vécu éloignés l'un de l'autre, avons nous cessé de nous aimer?* Bélot, M[lle] Giraud 9. In einem affirmativen Satze weist Brüss (S. 125) diesen Brauch in zwei Beispielen nach: *Pour avoir tant vécu chez ces coeurs magnanimes, Vous en avez bientôt oublié les maximes* Corneille, Nicom. 1, 2; *Je suis ici dans une fort grande solitude, et pour n'y estre pas accoutumée je m'y accoutume bien* Sévigné (Lex. II, 241).

6. Aus der Bedeutung des Grundes ergibt sich leicht die des Mittels. Der Inf. mit pour vertritt daher ab und zu einen Satz mit „dadurch dass", steht also gleichbedeutend mit dem Inf. und par oder mit en und dem Gerundium; so im Altfranzösischen: *arriere ne l'an puet chacier Por ferir ne por menacier* Löwenr. 4590; *por aler jusques la, Puciele, ne lairai jou ja que vostre volenté ne face* Percev. 9813; *La meschine... ot que mout l'en iert grans preus Por li herbergier cele nuit* Escoufle 4959; *Por seulement de biau parler Puet l'en molt grant los acueillir* Fabliaux 1, 84 u. a. Interessant ist in dieser Hinsicht die folgende Stelle: *L'amor a la desheritee Avroiz conquise . . . Por desresnier son heritage* Löwenr. 5086, wo zwei Handschriften (P und A) *par* statt *por* lesen. Foerster hat, wie mir scheint ohne zwingenden Grund, in den Auflagen von 1902 und 1906 dies *par* in den Text eingesetzt.

Die heutige Sprache verwendet in dieser Konstruktion, gerade wie in der kausalen Bedeutung, meist den Infinitiv des Perfekts: *je connais Mme Susurrans pour l'avoir vue à son comptoir* Cl. Tillier, Mon oncle Benj. 201; *Elle ne connaissait le sexe contraire que pour l'avoir évité sur le trottoir* E. About, Trente et Quarante IV, S. 53; *Il y a des livres qu'il reconnaît pour les avoir lus* A. Daudet, Fromont 229; *la figure du monarque lui était familière pour l'avoir maintes fois traitée* (sc. als Maler) Gazette des Beaux-Arts 1906, 210. Aber auch der Inf. Präs. kommt nicht gerade selten so vor: *il ne s'était informé de lui que pour demander* (= en demandant) *le chemin de Froidfond* (dessen Landgut) Balzac, Eugénie Grandet 43; *Germinie ... la connaissait pour lui donner toutes les semaines les croûtes de la cuisine* E. et J. Goncourt, Germinie Lacerteux 56; *Elle avait appris à connaître au Bois quelques filles pour les nommer* (dadurch, dass man sie nannte, erwähnte) Dies., Renée Mauperin 173. Man sieht also, dass in sämtlichen neufranzösischen Beispielen das Verbum des Satzes den Begriff des Kennenlernens, Sichunterrichtens enthält. Ein anderer Begriff findet sich in einigen von Littré (Pour Nr. 19) angeführten älteren Beispielen, in denen er allerdings den präpositionalen Infinitiv irrtümlich kausal auffasst: *Nature se maintient pour être variable* Régnier, Épît. II; *Et comment est-il pos-*

sible, reprit Ésope, que vos juments entendent de si loin nos chevaux hennir, et conçoivent pour les entendre Laf., Vie d'Ésope; *on ne montre pas sa grandeur pour être à une extrémité, mais bien en touchant les deux à la fois* Pascal, Pens. 6, 21 (wo also der Inf. mit pour gleichbedeutend neben en mit dem Gerund. steht); *Et pour ne rien rabattre de ses aigreurs et de ses caprices on aliène le cœur et l'esprit d'un époux* Massillon, Carême, Culte.

Endlich liegt die Bedeutung des Mittels auch in einigen Stellen zugrunde, welche Littré (Pour Nr. 21) und die Académie (unter Pour) anführen und in welchen, wie beide richtig angeben, pour die Bedeutung von „de quoi" hat: *Il y a ici pour contenter tous les goûts* (Ac.); *Faire une si longue traite, c'est pour en mourir* (Ac.); *C'est bien pour en rougir, de voir quelle tempête Souvent mes lâchetés attirent sur ma tête* Corneille, Imit. 3, 20; *c'est pour en mourir de chagrin* Sévigné 9. Okt. 1675. In allen diesen Sätzen ist nämlich der Inf. mit pour Attribut zu einem zu ergänzenden Begriff „etwas", also in dem ersten: „etwas, das zur Befriedigung jedes Geschmackes dienen kann", und ähnlich in den andern.

7. Eine letzte Grundbedeutung, welche pour in Verbindung mit einem Inf. aufweist, ist die des Tausches, daher die der Gleichstellung. Wie es scheint, kommt diese Konstruktion im Altfranz. selten vor, z. B.: *ele . . . ra laisie son duel pour joie faire* Escoufle 8619. Häufiger im Neufranzösischen. So nach passer in zwei von Mätzner mitgeteilten Beispielen: *Le jeune don Juan qui passe pour vous appartenir* C. Delavigne (Synt. 1, 337); *Il passait pour s'inspirer de la pensée des orateurs de la gauche dynastique* Lamartine (Gramm. 427). Daraus ergibt sich der Begriff der Vergleichung. Hierhin gehört der von der Acad. (unter Pour) angeführte Satz: *Il est bien ignorant pour avoir étudié si longtemps.* Der präpositionale Inf. vertritt hier nicht, wie die Acad. angibt, einen Konzessivsatz („Il signifie quoique, bien que"), sondern heisst „im Vergleich, im Verhältniss zu", nämlich der langen Dauer seines Studiums.

Der Begriff der Vergleichung liegt sodann auch zugrunde in Sätzen, wo ein mit einem Intensitätsadverbium verbundenes Adjektivum pour und den Inf. nach sich hat, wie in: *Il est bien grand pour être si jeune* (im Verhältnis zu seiner Jugend, d. h. wenn man seine Jugend mit seiner Grösse vergleicht); oder in: *il est assez fort pour devenir soldat* (wenn man seine Stärke mit der eines Soldaten vergleicht, so ergibt sie sich als ebenso gross, d. h. als genügend, dass er Soldat werden kann); *il est trop franc pour vous tromper* (wenn man seine Aufrichtigkeit mit dem Gedanken, der Möglichkeit der Täuschung vergleicht, so stellt sich jene als zu gross heraus). Der erste dieser drei Sätze ist dem Wörterbuch der Acad. entlehnt, welche dem Ausdruck mit pour wiederum konzessive Bedeutung beilegt.

Über einen terminus ante quem des altfranzösischen Rolandsliedes.

Von

Wilhelm Tavernier in Dresden.

Im Jahr 1131 reiste Herzog Heinrich X. von Bayern, der Stolze, inkognito nach Paris[1]). Von *Karlingen* brachte er *daz buoh* mit[2]), das der Pfaffe Konrad ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte.

Das Jahr 1131 ist der bisher gesicherte terminus ante quem des altfranzösischen Rolandsliedes. Es verdient untersucht zu werden, ob unser Epos sich nicht schon früher nachweisen lässt.

Die vielfachen Beziehungen zwischen den Kreuzzugsberichten und dem Rolandslied, auf die ich zuerst hingewiesen hatte, behandelte Marignan im Appendice 1er seiner ‚Tapisserie de Bayeux' (Paris 1902); allzu voreilig sah er durchweg in den Lateinern die Vorlage, im Epos die Nachdichtung. Im besonderen vermutete er Beeinflussung durch Baudri. Je ne sais pourquoi, sagt er S. 164, lorsque j'étudiais cette chanson, bien des vers me rappelaient la lecture de l'œuvre de Baudry, son Historia Jerosolimitana! Je croirais volontiers que cette histoire a exercé sur notre poète une très grande influence. Mais, ce n'est qu'une hypothèse . . . Auch ich hatte zwar an einer Stelle meiner ‚Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandslieds' geäussert, „einige Anklänge seien der Art, dass der Verdacht entstehen könnte, R (der Rolanddichter) habe Baudris Geschichte des ersten Kreuzzugs gelesen" (S. 96, Anm. 163; vgl. noch S. 116f., Anm.), jedoch im Verlauf der Untersuchung das Prioritätsverhältnis absichtlich unerörtert gelassen und 1904, am Schluss einer Besprechung neuerer Arbeiten über das Rolandslied (Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. XXVI²,

1) Laurentii de Leodio Gesta episcop. Virdunensium, 29; in Monumenta Germaniae, Script. X, S. 508.

2) Ph. A. Becker, Grundriss der altfranzösischen Literatur, T. 1, Heidelberg 1907, S. 43; Vogt und Koch, Geschichte d. deutschen Literatur, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1904, S. 80.

S. 163), die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Baudri von Dol und unserm Epos als nächstliegende Aufgabe bezeichnet[1]). 1905 hat dann Stengel, in einer Besprechung meiner ‚Vorgeschichte‘ (Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XXVIII², S. 28) die Frage aufgeworfen: „Sollten Robert und Albert unser Rolandslied bereits gekannt haben, was auch mir höchst wahrscheinlich dünkt, warum sollte das nicht auch für Baudri zutreffen?“

Seitdem ist die Frage des Prioritätsverhältnisses offen geblieben. Unsere Hoffnung, dass andere, die über mehr Zeit verfügen als wir, an die Lösung herangehen möchten, hat sich nicht erfüllt. So wollen wir denn selbst in Kürze vorbringen, was wir zur Sache zu sagen haben.

Baudri, Abt von Bourgueil, wurde 1107 Erzbischof von Dol in der Bretagne. Bald darauf[2]), nach üblicher Annahme im Jahr 1108[3]), schrieb er seine Historia Jerosolimitana (zitiert nach der Ausg. von Thurot im Recueil des historiens des croisades, Historiens occid., Tom. IV, Paris 1879). Nicht lange hielt es Baudri, der liebenswürdige bel esprit, unter den unbändigen, groben Bretonen aus; er begab sich auf Reisen und lebte fortan zumeist in England und in der Normandie, bald auf Besitzungen seines Erzbistums an der Rille, bald in den reichen normannischen Klöstern Fontenelles, Fécamp, Jumièges, le Bec[4]). Da spricht denn von vornherein eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, dass dieser geistvolle Prälat, der sich ganz seiner schriftstellerischen Musse und seinen Freunden widmen konnte, und der Dichter des Rolandslieds, den wir unter den normannischen Notabeln zu suchen haben, sich irgendwie nahegekommen sein mögen. Dass es ein geistig und gesellschaftlich hochstehender Mann war, dem wir die (Um-) Dichtung unseres Epos verdanken, braucht nach Paris[5]) und Gröber[6]) nicht mehr betont zu werden. Und dass der Dichter wirklich ein Normanne, dafür sei es erlaubt, dem was wir an andrer Stelle zusammengetragen[7]) noch einige Zeugnisse zuzufügen.

---

1) Roberts Hist. Hierosol. z. B. berührt sich viel augenfälliger mit dem Rolandslied als Baudri; aber Roberts Abfassungszeit ist noch dermassen umstritten, und zwischen gewichtigsten Sachkennern, dass seine Kreuzzugsgeschichte zur chronologischen Bestimmung unseres Epos keinen Anhalt bieten kann. Gilo von Paris und Albert von Aachen schreiben zu spät, um für unseren Zweck viel Förderung zu bringen.

2) „un peu après 1107“ (Molinier, Les sources de l'histoire de France, II, Paris 1902, S. 282f.).

3) Anonymi Gesta Francorum, hrsg. von Hagenmeyer, Heidelberg 1890, S. 78.

4) Vgl. Pasquier, Baudri abbé de Bourgueil, Paris et Angers 1878, S. 230.

5) Romania IX, 1880, S. 50.

6) Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen und Litt., Bd. 84, 1890, S. 321.

7) Vorgeschichte S. 46f., 115 Anm. q, 141, 148, 160, 162 Anm. 320, 168f. Anm. 332, 174f. Anm. 336, 177 Anm. 344, 180 Anm. 353, 181 ebd., 182 ebd.,

Der geistige Mittelpunkt, die „Landesuniversität" der Normandie und Englands war le Bec. Im umfangreichen Reliquienverzeichnis des Klosters[1]) finden wir als 1134 vorhanden: *De vestimento Sanctae Mariae . . . De sancto Petro apostolo unus dens.* Beide Reliquien sind auch in Rolands Schwertknauf (2346. 2348): *La dent saint Pierre ... Del vestement i ad sainte Marïe.*

In einer Urkunde Wilhelms des Eroberers für Bec vom Jahre 1077 (Porée a. a. O. I, 327) lesen wir: ... *aquam Rislae a vadis usque sub ponte Altoi* ... Ein normannischer Orts-, vielleicht Flurname ist dem Dichter des Rolandslieds (491 (:) *as puiz suz Haltoïe;* vgl. 209) beim Suchen nach einer *i-e*-Assonanz eingefallen

Wir besitzen die Liste der Mönche vom Bec (Porée a. a. O. I, 629 ff.). Von den Namen Ausgangs des 11. bis gegen Mitte des 12. Jahrh. sind uns manche vom Rolandslied her bekannt: *Warinus* (mehrfach), *Turoldus* (zweimal), *Rabellus, Turgisus* (zweimal)[2]). Normannennamen hier wie dort. —

An der Rille, die nicht weit vom Bec vorüberfliesst, lagen auch die Besitzungen des Erzbistums von Dol, wo Baudri zu residieren liebte. Ob und wie weit seine Kreuzzugsgeschichte den Dichter des Rolandslieds beeinflusst hat oder umgekehrt, das sei im folgenden untersucht.

Baudris Vorlage waren die Gesta Francorum eines unbekannten Normannen; ihr schlichtes, unbeholfenes Latein erschien dem formgewandten Dichter gar zu unwürdig der grossen darin erzählten Ereignisse, und so machte er sich „mit Erfolg" daran, mehr Schwung in die Geschichte hineinzubringen. Wie nun Gesta und Rolandslied sich zu einander verhalten und ob Abhängigkeitsbeziehungen zwischen beiden bestehen, das muss vorerst unerörtert bleiben. Für die folgende Untersuchung fällt daher alles fort, was Baudri mit seiner Vorlage gemein hat. Nur das verbleibende Mehr ist mit dem Rolandslied[3]) zu vergleichen.

1. Betrachten wir zunächst den beiderseitigen Wortschatz, so ist es von Wichtigkeit, dass unter allen Kreuzzugsschriftstellern allein Baudri neben *admiratus* u. s. w. die Form *admirabilis* hat (I 2, S. 11; II 22, S. 57). Sie wird von Ducange ausser bei Ordericus Vitalis, der Baudri abschreibt, für jene Zeit nicht mehr belegt[4]). Dass der das griechische

187 ebd., 191 Anm. 361, 199 f. Anm. 364, 207 Anm. 370; Zeitschrift für franz. Sprache und Litteratur XXVI², S. 158 ff.

1) Porée, Histoire de l'abbaye du Bec, T. 1, Évreux 1901, S. 651 ff.

2) *Vivianus, Tedbaldus* u. a. m. ziehen wir nicht in Betracht.

3) Das Rolandslied wird nach der Ausg. von Stengel zitiert.

4) Matthieu de Paris (Mitte 13. Jahrh.) kommt nicht in Betracht.

θαυμασιώτατος wiedergebende Titel *admirabilis* bei Leo dem Grossen (5. Jahrh.; vgl. Ducange I, 83 s. v. Admirabilis 2: *Titulus concessus Comitibus*) Baudris Form beeinflusst hat, ist ausgeschlossen, sein *admirabilis* ist zweifellos neben das *amirafle* des Rolandslieds (850, 894, 1269 [:]) zu stellen[1]). *amirafles* braucht der Dichter als Scheideform zu dem üblichen *amirail* nur für den Emir von Balaguer (894. 1269) und 850, wo dessen Auftreten vorbereitet wird. Ein *amirafles* soll etwas anderes sein als ein *amiralz*. Denn nicht leicht war es, die nötigen Titel- und Rangbezeichnungen für die Orientalen zu beschaffen. Etwas ganz Entsprechendes finden wir in den lateinischen Gesten, dem Kreuzzugsbericht, der den Ereignissen am nächsten steht. Sie haben die Formen *ammiralius*, *admiralius*, *admiratus*, aber Al-Afdhal, den Vezier des Chalifen von Kairo (Babylonien) nennen sie durchgehends *amiravisus*, *ammiravissus* (und nach ihnen Baudri *admiravisus*). In der Endung dürfte eine dunkle Erinnerung liegen an den Klang des arabischen Vezier (franz. *visir*), in den dann *vice* oder *videre* hereinspielten. — Wie aber kommt der Rolandsdichter zu der seltsamen Endung *afle*[2])? Suchte er nur etwas möglichst Exotisches? Vielleicht; eher gibt doch *amirafle* den Klang von *amîr* (*al*) *Afdal* wieder (*áfdal* hat den Ton auf der ersten Silbe). Mit ihm und seinem unermesslichem Heer hatten die Kreuzfahrer den letzten schweren Strauss bei Askalon auszufechten gehabt, in dem sich gerade der Normannenherzog langdauernden Ruhm erwarb (vgl. Wace, Rou III, 9717ff., s. u. S. 125f.); er spielt in den Kreuzzugsberichten eine ebenso grosse Rolle wie sein Nachbild Baligant im Rolandslied. Wenn etwa der Bischof von Évreux, der den Kreuzzug mitgemacht hatte[3]), daheim vom Emir al-Afdhal erzählte, so mochte er noch wissen, dass es sich um einen Namen handelte, seine Zuhörer schon nicht mehr. Für den Dichter des Rolandslieds wurde der unverstandene Eigenname (Beiname, „der Vortreffliche") zum Appellativum, so wie der Name *al-mansour*, „der Siegreiche", die *almaçurs* ergeben hat, die neben den vom Abendland entlehnten Würden und neben den *amirafles* dem Mangel an orientalischen Titeln abhelfen müssen (848ff.):

Marsilies mandet d'Espaigne les baruns,
Cuntes vezcuntes et dus et almaçurs,
Les amirafles et les filz as cunturs.

Den *amirafle* des Rolandslieds deutete nun Baudri zu *admirabilis* um[4]). Nicht umgekehrt kann *amirafles* von *admirabilis* abgeleitet werden;

---

1) So Diez (s. v. almirante).

2) Die Lautgruppe begegnet bei Hamoche, Nouveau dictionnaire poétique, Paris 1802, S. 24f. 431 nur in *rafle* und *érafler*; dazu kommen *rafler* (Diez), *rafleur*, *rafleux* (Godefroy).

3) Ordericus Vitalis, Hist. eccl., ed. Le Prevost IV, 17f.

4) Wie die Gesten schon *admiralius* und *admiratus* neben *ammiralius*

dm und bl hätten bleiben müssen (vgl. H. Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit, Leipzig 1899, S. 43 Anm.). Baudri ist, wenn man einmal sein *admirabilis* mit dem *amirafle* des Rolandslieds zusammenstellen darf, ersichtlich in Abhängigkeit von unserm Epos.

2. Von Ducange zumeist nur als Rechtsausdruck belegt ist *potestativus*, das (s. Forcellini) vor Tertullian nicht zu finden ist. Es ist geradezu ein Lieblingswort Baudris (Vorr., S. 6; I 18, S. 23; I 25, S. 29; II 19, S. 55; IV 16, S. 105; und ebenso in der, nach seiner Kreuzzugsgeschichte geschriebenen Vita B. Roberti de Arbrissello, Acta Sanct. Febr. III, Antv. 1658, S. 604), obschon es weder in seiner Vorlage noch sonst bei einem Kreuzzugsschriftsteller vorkommt. Daher wir auch hier an das *poësteïf* des Rolandslieds erinnern dürfen.

3. Sonst lassen sich aus dem Wortschatz wenig Berührungen zwischen Rolandslied und Baudri feststellen. Des Erzbischofs Sprache ist zwar nicht frei von Gallizismen (von Thurot, in der Einleitung zu seiner Ausgabe, S. VII zusammengestellt; vgl. auch Barth, Animadversiones et glossaria, in J. P. a Ludewig, Reliquiae manuscriptorum, Tom. 3, Franc. et Lipsiae 1720, S. 132 ff.), aber kaum finden sich einige im Epos wieder. — Erwähnt sei *jussum* (II 21, S. 56) und *jusum* (III, 25, S. 85; = *jus*, doch kein Gallizismus) und *nova referre (aporter nuveles)* — beides nicht in der Vorlage. Ebenso wenig schwer ins Gewicht fällt dem *flur de France* entsprechendes *flos victoriosae Franciae* (II, 14, S. 46). Baudri ist ein zu sicherer Lateiner, als dass eine französische Chanson de geste seine Schreibweise hätte stark beeinflussen können.

Wenden wir uns nun den Argumenten zu, die sich aus dem Gedanken- und Vorstellungskreis der beiden zum Vergleich stehenden Werke ergeben.

4. Da ist zunächst zu Rolandslied 1523 ff., besonders 1524

Si violat le temple Salomon

zu erwähnen, dass Baudri auffallend oft von der Entweihung des Salomotempels[1]) spricht, wovon nichts in seiner Vorlage steht. I 4 (S. 13) lässt er Urban in Clermont sprechen (die Berichte der drei andern Ohrenzeugen bieten kaum etwas ähnliches): Sed quid Templum Salomonis, immo Domini praetermisimus, in quo simulacra sua barbarae nationes contra jus et fas modo collocata venerantur? — Den Bericht der Gesten von der Einnahme Jerusalems ändert Baudri dahin ab, dass nec aetati, nec sexui, nec nobilitati, nec cuilibet conditioni miserebantur Christiani. Tanto siquidem odio perse-

---

haben. — So wird im Pseudoturpin aus dem *aumaçor* durch Umdeutung ein *Autumaior* (XVIII, 36).

1) Seine Umwandlung in eine Moschee lag Jahrhunderte zurück. Baudris *modo* (an der nachfolgenden Stelle) ist ein bedeutungsvolles Versehen.

quebantur eos, quia Templum Domini et Sancti Sepulchri ecclesiam et Templum Salomonis . . . suis usibus illicitis peculiaverant ac indecenter contaminaverant (IV, 14; S. 102). Die Gesten[1]) erzählten (XXXVIII, 7): occiderunt quos voluerunt, et quos voluerunt retinuerunt vivos. Man beachte die radikale Behandlung, die der sonst so humane und friedlichgesinnte Prälat den Sarazenen angedeihen lässt, begründet mit dem Zorn um der Tempelschändung willen.

5. Die Juden behandelt das Rolandslied (3661 f.

A mil Franceis fait bien cercier la vile,
Les sinagoges et les Mahumerïes)

nicht anders als die Sarazenen. Wie ein Kommentar dazu lesen sich Baudris Worte I, 17 (S. 23): Omnes siquidem illi viatores (die Kreuzfahrer), Judaeos, haereticos, Sarracenos aequaliter habent exosos, quos omnes appellant inimicos Dei. Es handelt sich um die Erstürmung eines Häretikerkastells in Macedonien; die Einwohner werden verbrannt. Weder hier noch überhaupt je erwähnen die Gesten Juden. Dass der Dichter des Rolandslieds keine klare Vorstellung mit sinagoges verknüpft habe, wie Gautier im Glossaire seiner Ausgabe meint, ist ausgeschlossen. Zur Erklärung dient vielmehr die Tatsache, dass auch[2]) in der Normandie, zum mindesten in Rouen, zu Beginn des Kreuzzugs Judenverfolgungen stattgefunden haben (Cronicon Rothomagense s. a. 1096, bei Labbe, Nova bibliotheca man. libr. I, Parisiis 1657, S 367): fuit interfectio Judaeorum apud urbem Rotomagensem[3]). Der Dichter des Rolandslieds und in seinem Bann der aufgeklärte Erzbischof, letzterer allerdings in aller Reserve referierend, geben die volkstümliche Auffassung wieder Die kirchliche hat um jene Zeit Ivo (in seiner Panormia, lib. VIII, cap. XXIX, bei Migne, Patrologia latina CLXI, col. 1311) festgelegt, indem er Padst Alexanders II (1061—73) Schreiben an die spanischen Bischöfe zitiert: *Dispar nimirum est Judaeorum et Sarracenorum causa.* In illos enim . . . juste pugnatur. Hi utique servire parati sunt, quemdam etiam episcopum synagogam eorum destruere volentem cohibui.

6. Für das Rolandslied ist der Kampf zwischen Christen und Heiden, „der Konflikt des Glaubens und Unglaubens" (Goethe) ein grosses Ordal.

1) Die Gesta Francorum werden hier und im folgenden nach der oben erwähnten Ausgabe von Hagenmeyer zitiert.

2) Es waren französische Kreuzfahrer unter Fulcher von Orléans, die Frühjahr 1096 die Juden in Prag zur Taufe zwangen oder töteten; Franzosen unter Vicomte Wilhelm von Melun haben in Speier und Worms zahllose Juden hingemordet. Vgl. Röhricht, Geschichte des ersten Kreuzzuges, Innsbruck 1901, S. 38, 40f.

3) Vgl. auch Röhricht a. a. O. S. 43. Typisch ist die ebenda gegebene Schilderung der Judenverfolgung in Köln: „Die Synagoge ward zerstört, die Thorarollen herausgerissen . . ., alle die sich nicht taufen lassen wollten, niedergemacht; nur wenige wurden durch den Bischof . . . gerettet."

Diese rechtliche Auffassung geht wie ein Leitmotiv durch das Epos hindurch[1]). *Deus nos ad mis al plus verai juïse* (3368), das gilt für die Baligantschlacht, wie schon für den Tag von Roncevaux bis zum Ebro. Die zwingende Wucht unseres Epos beruht zu grossem Teil darauf, dass der Dichter so tief durchdrungen ist von dem Recht seiner Sache, *fidus de sua justitia et de Domini justo judicio,* wie es in zeitgenössischerSchilderung eines gottesgerichtlichen Zweikampfs heisst (Chroniques des comtes d'Anjou, publ. par Marchegay et Salmon, Paris 1856—1871, S. 43). Dieser Gedanke, bezeichnend für den feudalen Dichter des Rolandslieds, kehrt in allen Kreuzzugsgeschichten nur einmal wieder, und zwar gelegentlich bei Baudri. III, 15 (S. 74) lassen die Christen dem Kerboga sagen: sed nos, in voluntate Dei, et Deum promerebimur adiutorem (im bevorstehenden Kampf) et *justitiam habebimus* assistricem. So 1212: Nus avum dreit, mais cist glutun unt tort.

Wir kommen nun zu einigen dem Rolandslied und Baudri gemeinsamen Gedanken, die in keiner unmittelbaren Beziehung zum Kreuzzug stehen. Sie sind nicht allzu markant und verdienen Beachtung nur deshalb, weil sie Baudri über seine Vorlage hinaus hat.

7. Man weiss, dass im Rolandslied die Pflicht der Rache eine grosse Rolle spielt. Man sehe in Gautiers Glossar, wie häufig *vengier, se vengier* sind. Dieser Gedanke nun ist den Gesten so gut wie fremd[2]). Der fromme Kaplan, der jene rührend schlichte Chronik nach dem Diktat seines ritterlichen Herrns niedergeschrieben und redigiert haben mag, der kannte wohl seine Bibel: *Mihi vindicta: ego retribuam, dicit Dominus* (Röm. XII, 19). Anders der Dichter des Rolandslieds. Wie er in chevaleresker Nonchalance auch im Punkt der Rache seiner feudalen Auffassung Ausdruck gibt, gerade so schildert Baudri, der sonst so zartbesaitete, den Rachedurst der Christen; II, 17 (S. 50): Christiani . . . occisione commilitonum . . . incitati Turcorum sanguinem inhiantur sitiebant . . .. Christiani, fraternarum suarumque injuriarum nequaquam immemores, sui sanguinis avidissimi ultores . . . Man darf annehmen, dass diese Blutgier aus dem Rolandslied stammt, so wenig passt sie zum Charakter Baudris, des sinnigen Freundes der Bücher und der grünen Gärten, der in artigen, allerliebsten Gedichtchen exzellierte, mit schönen Korrespondentinnen ausgetauscht.

1) Vgl. z. B. 3413: Ja savez vos: cuntre paiens ai dreit.
3553 f. Li amiralz alques s'en aperceit
Que il ad tort e Carlemagnes dreit.
3587 f. Ceste bataille ne poet remaneir unkes,
Josque li uns sun tort i reconuisset.

2) Das matte *Tunc nos accensi occisione nostrorum* . . . (XVIII, 5, S. 281) ist alles, was sich anführen lässt, dazu die Stelle VI, 5 (S. 173), wo Raymund sich vom Kaiser verraten glaubt und, doch nicht lange, auf Rache sinnt. Von Blutdurst ist nirgends die Rede. Die Rache gehört dem Herrn (VIII, 9, XXII, 6).

8. Über seine Vorlage hinaus berichtet Baudri II, 1 (S. 33) von den Türken: Animabat enim eos ira furorque; indignabantur etiam, quod eorum possessiones depopularentur alienigenae; und den Emir Kerboga lässt er zu den christlichen Gesandten sagen (III, 15, S. 75): Miramur quo hiatu terram, quam diu possedimus, vestram vocare praesumitis.

So fragt im Rolandslied Blancandrin den Gesandten Karls:

374 Que nus requiert ça en la nostre marche?

9. Corbarannus (Kerboga, Emir von Mosul) dixisse fertur: ‚Plus ad fugam hi properant quam ad pugnam.' Tantae siquidem animositatis et stoliditatis erat, ut nullam generationem audere sibi venire obviam arbitraretur.

So Baudri III 16 (S. 76). Nichts davon steht in den Gesten, wohl aber erinnern wir uns, dass Baligant vor der grossen Entscheidungsschlacht ebenso wie Kerboga überzeugt ist, dass die Franken es nicht zum Kampf kommen lassen werden:

2807 S'or ne s'en fuit Karlesmagnes li vieilz . . .

2844 Venez, paien! car ja s'en fuient Franc.

Und ähnlich Baligants Sohn, Malprimes:

3179 Mult me merveill, se ja verrum Carlun.

10. Diese niedrige Einschätzung ist die wirkungsvollste Folie zu den Heldentaten der Franken. Und in ihrem Preis klingen wieder Rolandslied und Baudris Kreuzzugsgeschichte in auffallender Weise zusammen. An allen gleich zu zitierenden Stellen geht Baudri über seine Vorlage hinaus. So I 26 (S. 29): . . . (die Türken von Nicaea) noverant Francorum gentem ferocem et bellicosam, nec eos ab incepto desistere, donec omnia eis pro voto contigerint. Weiter Bohemunds Harangue bei Doryläum, II, 1 (S. 34): Ne quaeso, deturpetur propter nostram negligentiam laus Francorum [vgl. 1927 (Roland spricht) *Que dulce France par nus ne seit hunïe!*], non vilescat propter nostram segnitiem sanctum nomen Christianorum. . . . Sed, o genus infractum, o gens invictissima! ne terreamini: quoniam revera nobiscum Deus est . . . Noch II 18 (S. 52): Franci siquidem moribus ferociores, natura animosiores, usu in bello expeditiores erant; et ad hoc in longinquas regiones et exteras nationes iter arripuerant. Longanimitate igitur praediti, quosvis laetabundi perferebant labores. Deum autem in angustiosis necessitatibus suis adjutorem invocabant . . .. Endlich IV 3 (S. 91): Francorum siquidem invincibilis ferocitas et finitimos et procul positos omnes deterrebat. (So gestehen die Sarazenen im Rolandslied, 2603 f.: a cele gent hardïe Ki si sunt fier, n'unt cure de lur vïes; und 3516: Unc ne vi gent ki si fust cumbatant.) Deus etenim sic operabatur in illis, ut etiam nunc quatuordecim sexaginta superaverint . . .

Mit dem Lob der Franken verknüpft Baudri aufs engste die Feststellung, dass Gottes Hilfe sie so tapfer und unwiderstehlich macht; *per eos bella sua bellatus est* (IV 7, S. 95). Und auch diese Gedankenverbindung finden wir schon im Rolandslied (z. B. 3623, 3625).

Allerdings stehen Rolandslied und Baudris Kreuzzugshistorie mit dem Lobpreis auf die Tapferkeit der Franken (Franzosen bezw. Kreuz-

fahrer) in ihrer Zeit nicht allein. Und auch vor dem Kreuzzug schon sind Frankreichs Siege in Vers und Prosa schwungvoll gefeiert worden. *Regnis terrarum Gallia nobilior,* heisst es (vor 1074) bei Gui von Amiens (Carmen de Hastingae proelio, v. 452). Mit Bezug auf die kürzlich von Baist geäusserte Ansicht, das Rolandslied sei von einem Normannen, aber in Franzien und für Franzier gedichtet, führen wir noch folgende Verse (250ff.) Guis an[1]):

Francia quos genuit nobilitate cluens,
Belligeri sine felle viri, famosa juventus,
Quos Deus elegit, vel quibus ipse favet,
Fama volat quorum per climata quattuor orbis,
Invictusque manens miliciae titulus.

So redet Wilhelm der Eroberer die Franzier in seinem Heer an; die Normannen müssen sich mit den Versen (259f.) begnügen:

Apulus et Calaber, Siculus quibus . . .[2])
Normanni faciles actibus egregiis.

Das Loblied auf die Franzier bei Gui geht noch über das hinaus, was im Rolandslied (L. 217; vgl. Vers 3032) zu ihrem Preis gesagt ist. Und doch wird niemand behaupten wollen, Guis Carmen sei für Franzier gedichtet. Er stammte aus dem Ponthieu, war Beichtvater der Königin Mathilde und widmete sein Gedicht Wilhelm dem Eroberer.

Wir kommen nun zur letzten Gruppe von Berührungen zwischen Rolandslied und Baudris Historie, zu Schilderung und Erzählung.

11. Da sind vor allem die Schlachtbeschreibungen von Wichtigkeit. In der folgenden Zusammenstellung ist auf Baudris Seite alles das fortgelassen worden, was er mit seiner Vorlage gemeinsam hat. Hören wir nun:

Litui clangebant, buccinae reboabant... et jam clipeo clipeus, jam umbone umbo repellebatur; hastis confractis, mutilabantur enses, et cominus utraeque instabant legiones (II 15, S. 46).

3386 Deus, tantes *hanstes* i a *parmi brisiees.*
3482 Fruissent ces hanstes et cil espiet furbit.
3384 Justees sunt trestutes les eschieles.

Fragor armorum multus erat, et ab aereis cassidibus ignis elucubratus scintillabat; vulnera vulneribus illidebantur, et *campi nimio sanguine purpurabantur* (ebd., S 47).

1614 Sur l'erbe verte li clers sans s'en afilet.
3389f. L'erbe del *camp* ki ert verte e delgiee
Del sanc des cors est tote *envermeilliee.*

Intestina videres dependentia; videres et caesa capita, et trunca corpora passim oppetentia (ebd.).

---

1) Monumenta historica Britannica, Vol. 1, 1848, S. 861.

2) Die Stelle ist verderbt.

1622 La vëissiez si grant dulor de gent,
Tanz humes morz et naffrez et sanglenz.
(1612c, fehlt OL) Dex, tantes testes i ot parmi partïes.
3388 La veïssiez la tere si junchiee.

Resonabant aeneae *cassides*, tanquam percussae incudes; minutatim scintillabat ignis; mutilabantur enses; eliso cerebro procumbebant homines; rumpebantur loricae; fundebantur exta; fatiscentes sudabant equi, nec equis nec equitibus ulla praestabatur requies (III 17, S. 77f.).

3484 Ces blans osbers ki dunc oïst fremir
Et cez espees sur cez *helmes cruisir*,
Ces chevaliers ki dunc veïst caïr . . .
3387 . . . et bronies desmailliees.
(1612d, fehlt OL) Halsbers desclos et bronies desartïes.

Dass blosser Zufall die Schlachtschilderung hier und dort so ähnlich werden liess, wird niemand glauben. Von allen Kreuzzugserzählern ist es nicht von ungefähr gerade Baudri, dessen Kampfszenen dem Rolandslied am nächsten stehn. Eine gemeinsame Quelle für beide lässt sich nicht nachweisen. Bei Vergil[1]) etwa und Livius, bei Statius und Lucanus wird man vergebens entsprechende Schilderungen suchen. Auch was man in der Literatur des 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts sonst an Schlachtbeschreibungen liest, bietet keinen Anhalt[2]). Einige Steinchen, die das Mosaikbild zusammensetzen, findet man wohl hier und da wieder[2]), nirgends aber auch nur grössere Teile der Darstellung.

1) Bei ihm überwiegt durchaus die *ἀριστεία* (vgl. Heinze, Virgils epische Technik, 2. Aufl., Leipzig u. Berlin 1908, S. 193ff.). Um an einem Beispiel zu zeigen, wie anders seine Schilderungen getönt sind als die Baudris, setzen wir folgende Verse her, die noch am ehesten zur Vergleichung herangezogen werden können (XI 633ff.):

Tum vero et gemitus morientium et sanguine in alto
Armaque corporaque et permixti caede virorum
Semianimes volvuntur equi: pugna aspera surgit.

2) Baudris Schilderungen sind, was bisher nicht bemerkt worden, zum grossen Teil wörtlich abgeschrieben worden in den Gesta consulum Andegavensium, nach Holder-Egger (Mon. Germ., Script. XXVI, S. 86) zwischen 1151 und 1164 verfasst; s. Chroniques des comtes d'Anjou, S. 82ff., abgedruckt von F. Lot in der Romania XIX, 1890, S. 378ff. Lot hat sich zu der irrigen Annahme verleiten lassen, dass Geoiffroi Grisegonelle der Held von *récits épiques* gewesen. — Nur angemerkt sei, dass sich eine der Baudris auffallend ähnliche Schlachtschilderung im zweiten (1109 oder 1110 von einem Italiener verfassten) Buch der Chronica Polonorum findet (Mon. Germ., Script. IX, S. 454). Baudri war von Sommer 1108 bis 1109 in Rom (Pasquier a. a. O. S. 283).

3) *jam clipeo clipeus* . . . (nicht im Rolandslied) stammt aus der Thebais des Statius (VIII, 398):

Jam clipeus clipeis, umbone repellitur umbo,
Ense minax ensis, pede pes et cuspide cuspis.

Der Schluss ist unabweisbar, dass eins der beiden Schlachtenbilder vom andern abhängig sein muss. Das Prioritätsverhältnis zwischen Baudri und dem Rolandslied lässt sich allerdings von diesem einen Berührungspunkt aus nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden. Doch wird man immerhin zu gunsten des Rolandslieds anführen können, dass sein Verfasser, ein edler Normanne, ungleich mehr für Kampf und Krieg interessiert sein musste als der friedliche Baudri, der, von schlichter Herkunft, Jahrzehnte lang ein in Blumen und Blüten verstecktes Kloster geleitet hatte, „Wächter und Gärtner zugleich“ (*ferme sex lustris custos et hortulanus extiteram*, sagt er selbst). Aus sich heraus dürfte Baudri, überhaupt mehr *politor* als *inventor*, gross nur in der von ihm selbst gerühmten Kunst, Edelsteine zu schleifen und in gefällige Form zu fassen, kaum eine selbständige Schlachtbeschreibung ersonnen haben; die Wahrscheinlichkeit spricht mehr für den Rolandsdichter.

Wenn man mit uns in Turoldus, dem Bischof von Bayeux, den Verfasser des Rolandslieds sieht, dann ist ohne weiteres klar, woher die Schlachtschilderungen kommen, und dass sie Turoldus nicht aus einer lateinischen Historie abzuschreiben brauchte. Denn in bezug auf Vorstellungskreise und Darstellungsmittel ist ja die Verwandtschaft des Rolandslieds mit der Stickerei von Bayeux eine unverkennbare. Gerade die Schlachtschilderungen entsprechen sich so gut; hier die Bilder, dort der Text. Auf der Stickerei sehen wir wirklich Schwerthiebe auf Helm und Schild niederfallen (Comte, La tapisserie de Bayeux, Paris 1878, pl. LXXIV, LXXV), Ritter zur Erde sinken (pl. XXIX ff.) und das ganze Schlachtfeld (pl. LXV ff.) voll Toter und Sterbender liegen, eine schauerliche Bordure. Wen man auch für den Dichter des Rolandslieds halten mag, so bald man ihn nur in der Normandie sucht, ist die Annahme nicht zu kühn, dass er das Kunstwerk von Bayeux selbst gekannt hat. Ich habe schon an früherer Stelle darauf hingewiesen, dass des Rolandsdichters Phantasie an den Bildern hängt, wie sie Miniaturen und Wandgemälde jener Zeit und die Stickerei bieten. Was der Dichter schildert, sieht er gemalt: den *conseil* mit den Getreuen, in der Mitte der

---

Das barocke *vulnera vulneribus illidebantur* (nicht im Rolandslied) erinnert an Ovid, Metam. XII, 493: . . . *vulnus in vulnere fecit.*

Wenig neu zwar ist *campi nimio sanguine purpurabantur* (vgl. Sallustius, De bello Iugurthino, 101: „omnia, qua visus erat, constrata telis armis cadaveribus, et inter ea humus infecta sanguine“; Lucanus, Pharsalia VII, 728: „Caesar ut Hesperio vidit satis arva natare Sanguine . . .“), aber auch hier weisen wieder die *campi* und *purpurabantur* Baudris auf das Rolandslied zurück als das formale Vorbild (*L'erbe del camp . . est tote envermeilliee*).

Gerade wenn man die Schlachtschilderungen liest, aus denen Baudri einige Perlen zu eigenem Schmuck herausgebrochen hat, wird es ohne weiteres klar, dass das Ganze seiner Beschreibung nicht von den Alten stammt.

König auf dem *faldestoel*, das schwere Haupt sinnend geneigt; ein andermal wieder die Rechte segnend ausgestreckt; ein Baum statt der ganzen Landschaft, und so vieles mehr. Gesten und Farben der Miniaturen finden sich im Rolandslied wieder. Und so auch die Kampfschilderungen. Wo das Kampfgetümmel im allgemeinen beschrieben wird, da hören wir wohl noch das Getöse, den Waffenklang und das wilde Schreien, aber schon längst nicht so stark wie in den Schlachtschilderungen der Alten. Und gar bei den Einzelkämpfen ist alles nur gesehn. Von all den Christen und Sarazenen, die durch Lanzenstoss oder Schwerthieb verwundet und getötet werden, gibt keiner auch nur einen Laut des Schmerzes von sich. Alles geht so still vor sich wie auf der Bayeux-Stickerei. *La veïssiez . . .!*

12. Der Anonymus der Gesten gibt als Augenzeuge einen höchst anschaulichen Bericht vom Auszug der Christen aus Antiochia, zu der wunderbaren Schlacht gegen Kerboga:

Episcopi nostri et presbyteri et clerici ac monachi ... nobiscum (mit dem Kämpfern) exierunt cum crucibus, orantes et deprecantes Dominum ... Alii stabant super murum portae, tenentes sacras cruces in manibus suis, signando et benedicendo nos. Ita nos ordinati et signo crucis protecti exivimus per portam (XXIX 2, S. 371).

Diese so gesehene, so deutliche Szene gestaltet Baudri folgendermassen um (III 16, S. 75): Episcopi et presbyteri *sermocinabantur*, orabant, et signo reverendae Crucis, *editioribus stantes in locis*, omnes consignabant.

Zu beachten ist das neu hinzugekommene *sermocinabantur* und das allgemein gehaltene, verwischte *editioribus in locis*. Woran zu denken ist, das legt eine Stelle nahe, die Baudri anderwärts seiner Vorlage einfügt. Er erzählt die Vorbereitungen zum Sturm auf Jerusalem (IV 30, S. 100): . . aliquis in loco constitutus editiori sic orditus est . . ., und es folgt eine wohlgesetzte Ansprache an das Heer. Hier kann der *locus editior* der ganzen Szenerie nach wohl nur einen Hügel meinen. — Es dürften Erinnerungen aus dem Rolandslied sein, die Baudris Schilderung beidemal beeinflusst, bzw. veranlasst haben. Das Bild des Erzbischofs Turpin, wie er vom Hügel herab den treuen Kameraden die letzten Worte und den letzten Segen mitgibt in den Kampf und Tod, eine wuchtige Situation, wie sie wohl jedes rechten Predigers, jedes grossen Redners Phantasie im stillen ersehnen mag — jenes Bild aus dem Epos hatte es Baudri angetan, und er bringt es zweimal an.

Um beim Erzbischof zu bleiben, so möchten wir nicht viel Gewicht darauf legen, dass Baudri Turpins Pendant in der Kreuzzugsgeschichte, den Bischof Ademar von Puy, in einem lobenden Nachruf (III 22, S. 82) ein wenig militärischer schildert als seine Vorlage: militibus *homo militaris*, clericos clericaliter educebat et educabat . . .; in den Gesten hiess es (XXX

11, S. 390): ipseque ordinabat clericos, praedicabat et summonebat milites ... Auch das sei lediglich erwähnt, dass Baudri, über die Gesten hinausgehend, das Begräbnis Ademars erzählt, so wie das Rolandslied das seiner Helden. . .: et condito illius corpore, quibus potuerunt aromatibus, imperialibus exeniis, illud prosecuti sunt (III 22, S. 82), wozu man Verse wie

2958 ff. Mirre et amome i firent alumer,
Gaillardement tuz les unt encensez,
A grant honor pois les unt enterrez . . .

vergleichen könnte.

Nach so vielen Übereinstimmungen zwischen Rolandslied und Baudris Kreuzzugsgeschichte sei zum Schluss eine Abweichung erörtert, die für die Feststellung des Prioritätsverhältnisses von Bedeutung ist.

Fast alle lateinischen Kreuzzugserzähler bringen die Geschichte vom Normannenherzog Robert und der Standarte des Veziers Malik el-Afdhal in der Schlacht bei Askalon. Der Bericht der Gesten lautet (XXXIX 13, S. 494): Comes autem de Nortmannia cernens ammiravisi stantarum habere quoddam pomum aureum in summitate hastae, quae erat cooperta argento, ruit vehementer super illum eumque vulneravit usque ad mortem. Das *illum* ist nicht klar und erst aus der weiteren Erzählung (XXXIX 16) ergibt sich, dass damit der Standartenträger des Veziers (Emirs) gemeint ist, nicht der Emir selbst[1]). So hatte sich der Vorgang tatsächlich abgespielt: Robert hatte den Standartenträger des Emirs niedergehauen[2]). Demgemäss gibt auch der edle Normanne, der unser Rolandslied gedichtet hat, die Szene wieder, nur dass er für Robert seinen Stammesgenossen Ogier einsetzt.

3546 ff. Mult par est proz danz Ogiers li Daneis,
Puint le ceval, laisset curre ad espleit,
Si fiert celui ki le dragun teneit[3]).

1) Vgl. Hagenmeyer a. a. O. S. 495 Anm. 63.

2) Vgl. Röhricht, Geschichte des ersten Kreuzzuges, Innsbruck 1901, S. 201.

3) Die Stelle ist früh verderbt worden, und das lässt sich begreifen. Herzog Robert war seit der Schlacht von Tinchebray (Sept. 1106) Gefangener seines Bruders Heinrich, des Beauclerc. Rücksicht auf den König und normannischen Landesherrn mochte mancherorts zu Auslassungen oder Abänderung obiger Stelle zwingen. Niemand hört gern das Lob eines Bruders singen, dem er sein Herzogtum geraubt hat, und gar der Beauclerc war, wie wir wissen, furchtbar in seiner Empfindlichkeit. — Lässt man mit Stengel die Verse 3546—48, weil nur in O stehend, fort, so ist zwar durch die sinnvolle Abänderung der O-Lesart in 3549 (Stengel: *Amboire a terre jete mort devant sei*) der Zusammenhang gewahrt; aber nach Vers 3266 f., 3297, 3330 scheint man zwischen *dragon*, *enseigne* und *estandart* unterscheiden zu müssen. Wenigstens die enseigne und den estandart hält ja auch Wace auseinander (Roman de Rou, hrsg. v. Andresen, III, 9717 ff.):

De l'estandart qu'il abati,
Ou Corberan se combati

Baudri hingegen hat das unklare *illum* seiner Vorlage auf seine Weise ausgelegt:

Comes Normannorum ecce, *pro re bene gesta proprio nomine saepe dicendus,* Robertus, admiravisi stantarum a longe considerans, quod in summitate hastae pomum aureum habebat . . .: ubi ipsum esse deprehendit, audacter per medias acies super eum irruit, et graviter ad mortem vulneravit (IV, 20, S. 109).

Hier verwundet Robert den Emir selbst. So wird im Rolandslied Marsilius zu Tod verwundet und bricht nachher in dieselben Klagen über die Ohnmacht seiner Götter aus wie der admiravisus bei Baudri (aber auch in den Gesten); so fällt auch der Emir Baligant in der Schlacht (3619: *Que mort l'abat* . . .). Baudri, und das ist von Wichtigkeit festzustellen, geht also über das im Rolandslied Erzählte hinaus. Es ist nicht recht denkbar, dass der Rolandsdichter Baudris Bericht gekannt habe; es lag dann kein Grund vor, die Tragweite von Roberts tapfrer Tat zu verringern. Der Deckname Ogier gab dem Dichter ja volle Freiheit.

Legen wir uns nun wieder die Fragen vor, die wir zu lösen unternommen hatten. Sind die Berührungen zwischen Rolandslied und Baudris Kreuzzugsgeschichte derart, dass man sie nicht durch Zufall oder durch gemeinsame Abhängigkeit erklären kann, dass man vielmehr annehmen muss, eins der beiden Werke sei in Kenntnis des andern entstanden? Zu berücksichtigen ist vorweg, dass wir es das eine mal mit einer französischen Chanson de geste, das andere mal mit einer lateinischen Kreuzzugschronik zu tun haben, dass die beiden Werke also nach Gattung, Gegenstand und Sprache verschieden sind. Unmöglich kann da eine zeilenmässige Abhängigkeit in Betracht kommen, auch nur ähnlich der, wie sie zwischen Baudri und den Gesten besteht. Baudri ist ein sehr guter Lateiner und ein nicht unbedeutendes Formtalent, es

---

E des paiens que il ocist
E de l'enseigne qu'il conquist,
Qu'il pois a l'iglise dona
Que sa mere a Chaem funda,
Out il grant pries e grant enor
E mult en parlerent plusor.

Die *enseigne* trägt im Rolandslied Amboires (3330), und man muss wohl von ihm *celui qui le dragun teneit* unterscheiden. Liest man in O 3548 *l'estandart* statt *le dragun* und stellt man 3545 hinter 3548, so wird die Stelle ganz der L. 237 und Vers 3297 entsprechend: auf Gefrei kommt beides, der dragons und die enseigne, auf Ogier der estandarz. Dass der *draguns* aus 3550 in 3548 eingedrungen ist, erklärt sich nur zu leicht; die Unterscheidung zwischen den drei Feldzeichen war schon den Kopisten zu fein und unverständlich.

musste von selbst eine beträchtliche Distanz zwischen seiner schwungvollen Prosa und den schlichten Versen der Volkssprache verbleiben. Wenn man dies berücksichtigt, wird man sagen dürfen: die Berührungen zwischen Rolandslied und Baudris Kreuzzugsgeschichte sind zu stark und zu zahlreich, als dass sie auf Rechnung des Zufalls gesetzt werden könnten[1]). Die gewichtigsten Argumente für ein Abhängigkeitsverhältnis sind die unter 1. 11. 12. erörterten, der *amirafles-admirabilis,* die beiderseitigen Schlachtschilderungen, die auffallende Abänderung, die in Baudris *editiores loci* liegt. Dazu kommen, durch ihre Zahl und Summe wirkend, die übrigen Beweispunkte, in deren Auswahl wir, wie jeder Leser Baudris zugeben wird, sehr zurückhaltend gewesen sind. Und wieder sei betont, dass wir auf Baudris Seite nur das Mehr gegenüber seiner Vorlage zur Vergleichung herangezogen haben. Dass in diese Teile Baudris die wörtlichen Berührungen mit dem Rolandslied fallen, ist ein bezeichnender Hinweis auf das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis. Wie wir schon an einigen Punkten unserer Gegenüberstellung (S. 117, 123, 126) andeuteten, gebührt dem Rolandslied die Priorität. Nicht so natürlich ist das Verhältnis der beiden Werke zu einander zu denken, dass Baudri bei der Abfassung seiner Kreuzzugsgeschichte eine Handschrift des Liedes vor sich gelegt habe (wie er die Gesten vor sich hatte). Aber er hatte das Lied bei feierlichem Anlass gehört und war von seiner sieghaften Grösse und dem verhaltenen Pathos seiner Gesinnung ergriffen worden. Und es musste dem feinfühligen Prälaten, wenn er dann einmal die Verse überlas, offenbar werden, dass hier eigentlich die rechte Kreuzzugsstimmung klinge, hier die Musik zu dem dürftigen Text, den der Bericht der Gesten bot. Es ist wohl nicht zu viel Hypothese, dass das Lied, dessen Zauber für die Zeitgenossen wir ja nicht entfernt nachfühlen können — unsere Zeit jubelt andern Helden zu als den Glaubenskämpfern, die damals in der Normandie gefeiert wurden (s. u. S. 128) — dass unser Lied erst, vermuten wir, Baudri zu seiner Kreuzzugsgeschichte angeregt hat. So klangen ihm bei der Abfassung Verse des Rolandslieds herein; die seltsame Gefühlswucht des rätselhaften Turoldus hielt ihn im Bann und gab seiner Kreuzzugsgeschichte eine eigentümliche Note, aber auch wirkungsvolle Szenen und Schilderungen seiner Vorlage und ihr Vorstellungskreis übten unbewusst oder bewusst ihren Einfluss.

Baudri hat das Rolandslied gekannt, als er seine Kreuzzugsgeschichte

---

1) Und eine beiden gemeinsame Quelle lässt sich nicht nachweisen. Auch die Annahme, dass beide aus dem allgemeinen Fonds von Stimmungen, Vorstellungen und Kenntnissen geschöpft hätten, der im Jahrzehnt nach dem Kreuzzug in der Normandie bestanden, reicht nicht aus, um die z. T. wörtliche Ähnlichkeit der Schlachtschilderungen, um die *editiores loci* u. a. m. zu erklären.

schrieb, das ist das Resultat obiger Untersuchung. Wir erhalten damit für unser Epos als einen neuen terminus ante quem das Jahr 1108.

Nicht genügend beachtet worden sind bisher die Verse 3031 f. Dass der normannische Dichter die Bayern als dem Kaiser nächst seinen Franzosen am liebsten bezeichnet, muss auf den ersten Blick befremden; es erklärt sich uns, und zur Genüge, aus der „Waffenbrüderschaft der Baiern mit den Franzosen auf dem Kreuzzuge“[1]) des Jahres 1101. Mit Franzosen und Aquitaniern war an der Spitze seiner Bayern der alte Welf nach Osten und in den Tod gezogen. Es verbleiben als Abfassungszeit für das Rolandslied die Jahre 1101—1108, ein Zeitraum der wohl zu den lautlichen Verhältnissen stimmt[2]), und nicht weniger zu den geschichtlichen Umständen[3]). 1106 reiste der Held des ersten Kreuzzugs Bohemund, der damals schon sagenumwobene Riese mit den mächtigen Gliedern und durchdringenden Augen[4]), mit grossem Gefolge durch Frankreich, auch die Normandie, jubelnd gefeiert von seinen Landsleuten. Er warb zu einem neuen grossen Zug nach Osten. Um die Osterzeit traf er in Rouen mit dem König von England zusammen, bald darauf reichte er in Chartres der Königstochter von Frankreich die Hand. In jenes Jahr, da Bohemund, von dem päpstlichen Legaten begleitet, als eine lebende Kreuzzugsmahnung durchs Land zog, von Hof zu Hof und von Kloster zu Kloster, da Kreuzzugserinnerungen und Kreuzzugsstimmungen stürmisch wieder auflebten[5]), in jene feier-

1) Vgl. Riezler, Geschichte Baierns, Bd 1, Gotha 1878, S. 564.

2) Vgl. Suchier, Reimpredigt, Halle 1879, S. XL ff.; Baist (Beiträge z. roman. u. engl. Philologie, Festg. f. W. Förster, Halle 1902, S. 224): „Können wir unsern Roland nicht vor 1100 stellen, so erleichtert es uns das Fehlen einzelner weithin rezipierter Kreuzzugserinnerungen doch wieder, ihn möglichst nahe an jenes Datum heranzurücken, wie das dem sprachlichen Verhalten, insbesondere zu Philippe de Thaün, gemäss ist und durch die Stellung des Oxoniensis zu der im ganzen jüngere Handschriften darstellenden Venetianusgruppe gefordert wird.“

3) So schildert ihn die griechische Prinzessin Anna Comnena; vgl. Röhricht a. a. O. S. 70.

4) Bohemund „wirkte (26. Juni 1106) auf der Synode von Poitiers mit so gewaltigem Erfolge durch die Macht seiner Beredsamkeit und seiner ganzen Person, dass viele Tausende das Kreuz nahmen“ (Röhricht, Geschichte der Kreuzzüge, Innsbruck 1898, S. 63).

5) Noch war der tapfere, lustige, liebenswerte, doch haltlose Robert Herzog von der Normandie, *patria lingua facundus, ut sit jocundior nullus* (Will. Malmesb., De Gestis Reg. Angl., ed. Stubbs, II, S. 463). Seine Heldentat in der Schlacht

liche Zeit möchten wir die Entstehung unseres Rolandslieds am liebsten verlegen. Vielleicht ist es bei einem Fest dem Heldengast zu Ehren zum erstenmal gesungen worden. Es klingt ja auch so mahnend ernst in einem Engelsauftrag zum Kreuzzug aus. — Dass der Dichter damals seinen grossen Landsmann persönlich kennen gelernt habe, ist wohl anzunehmen[1]). Mag es Turoldus von Envermeu, der Bischof von Bayeux und spätere Mönch im Bec gewesen sein oder sonst wer, dass der Dichter ein Mann grosser Gedanken und grossen Herzens war, kein „Mann aus dem Volke" sondern eine überragende und hochstehende Persönlichkeit, das hat uns auch der Vergleich seines Liedes mit dem Werk des hochgebildeten Erzbischofs Baudri zeigen können.

---

bei Askalon hat, wie wir oben (S. 124) sahen, der Rolanddichter verewigt, indes sein königlicher Bruder Heinrich und dessen Tochter Juliane wenigstens eine Stelle im Lied gefunden haben.

1) Ilgyre, Bohemunds *magister militum* und damals in seiner Begleitung, war im Bec erzogen worden (Porée a. a. O. S. 262). Rouen liegt nicht weit vom Bec. — Vom Sommer 1105 bis September 1106 residierte im Bec Anselm, der Primas von England. Turoldus, der Bischof von Bayeux, den wir 1106 im Gefolge des Königs Heinrich finden (Vorgeschichte S. 197), musste schon kraft seiner Stellung (er war der erste Suffragan des Erzbistums Rouen) an feierlichen Festen in der Nähe der Herrscher sein.

Ein altfranzösischer Katechismus der Minne:

Les voulleurs d'amors.

Zum erstenmal herausgegeben von

Eduard Wechssler in Marburg a./L.

Das eigentümliche Prosastück, das ich hier abdrucke, erregte meine Aufmerksamkeit, als ich im Jahr 1894 mit einer Durchsicht der Pariser Hss. des Prosatristan beschäftigt war. Ich nahm mir schon damals davon Abschrift. Das Stück war bis dahin unbeachtet geblieben und wurde zuerst 1904 erwähnt von Alfred Jeanroy in einer Anmerkung der zweiten Auflage seiner Origines de la Poésie lyrique en France S. 516. Er bemerkte dort, Joseph Bédier habe ihn auf diese Sammlung von Fragen und Antworten hingewiesen; begnügte sich aber, die Zahl der Fragestellungen anzugeben, und erwähnte dazu noch eine ähnliche Fragensammlung, die von Paul Meyer in den Archives des missions nachgewiesen worden sei.

Überliefert ist unser Text in der Hs. der Pariser Nationalbibliothek fonds français 757 (anc. 7177), die einen am Beginn unvollständigen Prosatristan enthält. Löseth (Le Roman en prose de Tristan, Paris 1891; fasc. 82 de la Bibl. de l'Ecole des Hautes-études) hat dort (Préface S. III und XII) die Hs. kurz erwähnt und dem Ende des 14. Jahrh. zugewiesen. Die Masse der Hs. sind 34 × 24 cm; 52×58 Zeilen stehen auf der Seite; beschrieben ist ein Raum von 28 × 18 cm. Am Beginn der Abschnitte des Romans stehen grössere, an den Absätzen desselben kleinere Initialen in Farbe. Gebunden ist die Hs. in braunes Leder. Im ganzen sind es 269 Blätter. Der Prosatristan endet 263ᵛ. Die Seiten 264ʳ—265ʳ enthalten unsern Text, von dem Schreiber des Prosatristan selber hinzugefügt. Hier beginnt jede Frage mit einer farbigen Initiale.

Die Hand des Kopisten ist sorgfältig und gut lesbar. Die i sind meist mit einem ′ versehen. Doch werden u und n zwar in der Schrift gut unterschieden, aber öfter vertauscht. Ebenso sind oft s und c promiscue gesetzt.

Es ist wohl kein Zufall, dass unser Stück gerade in eine Tristanhandschrift eingetragen ist. Dieser Katechismus der Minne schliesst

9*

sich gut an als Nachtrag zu diesem Minneroman und war jedenfalls für dasselbe höfische Publikum bestimmt.

Sprachgeschichtliches Interesse bietet das Werkchen wohl kaum, wenn wir von einigen syntaktisch interessanten Stellen absehen. Darum gebe ich im folgenden keinen diplomatischen, sondern einen dem Verständnis nach Möglichkeit zugänglich gemachten Text. Doch ist es mir nicht überall gelungen, einen befriedigenden Text zu bieten.

Im folgenden Abdruck habe ich die Abkürzungen aufgelöst, i von j, u von v geschieden, Interpunktion und Numerierung der einzelnen Fragen eingeführt, mich sonst aber in allem an die Hs. gehalten. Buchstaben, die in einem kritischen Text beseitigt werden müssten, sind in runde, solche, die zu ergänzen wären, in eckige Klammern gesetzt. Besserungen sind, wo sie gesichert schienen, in den Text gesetzt worden mit Angabe der handschriftlichen Lesung in Fussnote; wo sie unsicher waren, habe ich sie unter dem Text vorgeschlagen.

Die Überlieferung ist nicht so gut, wie die Hand des Schreibers erwarten lassen könnte. Zwischen dem Original und dieser zeitlich von ihm weit getrennten Hs. dürften mehrere Zwischenglieder anzunehmen sein und daraus die zahlreichen Verderbnisse sich erklären. Eine gute Überlieferung wurde hier erschwert durch die formelhaft wiederkehrenden Eingänge der Fragen und Antworten, und nicht minder durch den oft philosophisch abstrakten Inhalt. Aus dem erstangeführten Grund war ein Abgleiten des Auges und ein Verlesen durch Überspringen sehr leicht möglich: eine Verwirrung dieser Art ist vielleicht in I, 19—20 anzunehmen. Jedenfalls besteht der Verdacht, dass uns in den 21 + 25 Fragen nicht mehr die ursprüngliche Zahl vorliegt.

Literarhistorisch ist das kleine Werk sehr bedeutsam, um so mehr, da wir ausser dem von P. Meyer nachgewiesenen Text sonst meines Wissens nichts ähnliches besitzen. Die Darstellungsform ist die erotematische, die in der scholastischen Gelehrsamkeit des Mittelalters überaus beliebt war. So war auch die Ars minor des Donat in Frage und Antwort abgefasst. Die Personen dieser Dialoge waren ursprünglich Schüler und Lehrer (vgl. Specht, Unterrichtswesen S. 85 und 88).

Da die Theorie der Minne als eine Wissenschaft, gleich der Ars amandi des Ovid, erforscht und gelehrt wurde, brauchen wir uns über diese schulmässige Abfassungsweise nicht zu verwundern. Die Verteilung der einzelnen Fragen auf Mann und Frau ist nicht bloss zufällig, sondern meist kann man bemerken, dass jedes von beiden über die Fragen Auskunft gibt, deren Entscheidung seinem Geschlechte näher liegt.

Am Schlusse steht der eigentümliche Titel: Ici fenist les voulleurs d'amors. Bei Godefroy ist das Wort volor s. m. mit zwei Belegen verzeichnet und durch vouloir, volonté wiedergegeben. Der Titel wäre

also: „Die Wollungen der Minne;“ oder um diesen Ausdruck der Fachgelehrsamkeit zu vermeiden „Was Minne will“.

Was die Zeit der Abfassung betrifft, so bieten Sprache und Überlieferung keinen festen Anhalt[1]). Aber man wird berechtigt sein, auf Grund des Inhalts und der Überlieferung in einem Prosatristan, das Werkchen in die klassische Zeit der französischen Minnedichtung, etwa um die Wende des 12. und 13. Jahrh. oder wenig später anzusetzen, vielleicht gleichzeitig mit Andreas Capellanus.

Mir fehlt augenblicklich die Zeit, den nahen Beziehungen des Werkchens zum Kaplan Andreas, zu Francesco da Barberino, zu den Minneliedern und Minneromanen nachzugehen. Doch hoffe ich bald darauf zurückzukommen. Hier bleibt noch eine lohnende Aufgabe.

I.

Fragen des Herrn an die Herrin.

1. (264 a) Dame, je vous demande et prie, por la force de[l]gieu et du roiaume d'amors, ou nul ne nulle ne doit mentir: dites moi verité de ce que je vous demanderai: se[2]) les femes sont aussi jaulosses come li home.“ ‚Biau sire, croy que oïl, et plus legierement doivent estre les femes que les homes‘. „Dame, por qoi?“ ‚Biau sire, por ce qe li home vont ex liex[3]) et voient tant d'unes et d'autres, que a paine se poent lor cuer tenir q'il ne varient et q'i[l]ne prient aucune d'amors‘.

2. „Dame, je vous demande, se la jalousie de la feme est aussi durant com celle de l'ome.“ ‚Biau sire, je croi que celle de l'ome est plus durant que celle de la feme: car celle de home entent plus vertuouse[ment] que celle de la feme.‘

3. „Dame, je vous demande, a qi la jalousie[4]) grieve plus, ou a l'ome ou a la feme.“ ‚Biau sire, a la feme.‘ „Dame, por qoi?“ ‚Biax sire, por ce qe la feme est de plus povre complexion qe l'ome, si qe les volentés ne doient mie estre si durans; et de tant qu'elle dure mains, la sont elles plus aspre[s], si li grieve plus.‘

4. „Dame, je vous demande: se j'avoie une feme que je amasse bien, si je devroie miex amer qu'elle amast autrui qe moi de vraie amor, et bien fuse certain qu'elle ne se mesfeïst en nule maniere ne ja ne dëust fere, et fust humble et debonaire, ou qu'ele n'amast point et elle fust riouteuse.“ ‚Biau sire, vous devriez miex amer qu'ele amast.‘

1) Einige Pikardismen der Hs. reichen schwerlich aus, um darauf eine Ortsbestimmung zu gründen.

2) Hs. ce.

3) Ergänze estranges?

4) Hs. joulisie.

„Dame, por qoi?" ‚Beax sire, por ce qu'ele seroit toz jors joieuse et en grande[1]) de vous servir, et si se tenroit plus honestement de cuer et de cors, et miex porriez fere vo volenté de li.'

5. „Dame, je vous demande: puis que la feme apercevroit que uns hons l'amast, per regart ou per autre contenance, lequel ameroit elle miex, ou qu'elle[2]) li deist ou qu'elle ne li deist mie." ‚Biax sire, je croi qu'elle ameroit miex qu'elle ne li dist mie; mes entent que de moi je le voldroie.'

6. „Dame, je vous demande: s'il estoit ainssi que uns hons une feme commençast a amer a XV ans et amast jusques a L ans, et adonc laisast a amer al a L ans; et [uns autres començast a amer a L ans et] amast jusques en la fin de sa vie, leqel feroit mielz son devoir envers amors?" ‚Biax sire, cil qi feroit commenceroit a amer a L ans et ameroit jusques en la fin de sa vie.'

7. Dame, je vous demande: laquelle amor est plus durant, ou celle de l'ome ou celle de la feme? ‚Biau sire, cele de home est plus durant: car celle de la feme est plus durant[3]): ce est (264 b) contre nature.

8. „Dame, je vous demande: se[4]) uns hons avoit amé une feme x ans et n'ëust en li trouvé confort ni aïde, s'en devroit il partir par raison et amer une autre?" ‚Biau [sire], nanil.' „Dame, por quoi." ‚Biau sire, por ce que vraie amor n'a point de fin. Cil n'est mie vrais amans, qui por longue atente se retrait d'amer cele ou tout son cuer est mis pieç'a.'

9. „Dame, je vous demande, dont amorex sospirs vient." ‚Biau sire, de douce pensee couverte en plesant desir, norrie en espoir de venir a ce que li cuers desire honorablement.'

10. „Dame, je vous demande, lequel sospir est plus grief, ou de l'amant ou de l'amie." ‚Biau sire, de l'amie.' „Dame, por qoy?" ‚Biau sire, por ce que(l)la feme çoille[5]) sa volenté, por ce (que) li grieve au cuer: car elle n'ose dire son penser ne sa volenté aussi com li hons, si li grieve plus.'

11. „Dame, je vous demande: qi (s)ont plus aspre volenté, ou li hons ou la feme?" ‚Biau sire, la feme.' „Dame, por qoi?" ‚Biax [sire], por ce qu'ele asfiert[6]) sa volenté, por la doutance d'estre amee, dont elle est aucune foiz o cuer bleciee.'

12. „Dame, je vous demande, se en regardant home puet esmovoir feme ou damoisele(s), que ele ëust pitié et merci de lui si qu'ele amast."

1) Vgl. dazu A. Tobler, Vrai Aniel, Anm. zu Vers 2.
2) Hier ist viermal nacheinander wohl qu'elle durch qu'il zu ersetzen.
3) Hier zu lesen n'est pas durant?
4) Hs. ce.
5) Hs. soille.
6) Lies affermet? Godefroy s. v. hat zwei Belege mit affermer amour.

‚Biau sire, oïl: de cele condicion porroit la feme estre par nature. Ne por quant se (se) doit ele douter que l'ome ne soit costumier de regarder ainssi; et por ce ne est mie amours de regart sëuré.'

13. „Dame, je vous demande: se il estoit ainssi qe un home amast une feme de si haut lieu et de si riche [naissance] qu'elle n'aferist mie contre lui, comment li porra mielz fere a ssavoir et plus bel?" ‚Biax sire, par regarder piteusement.'

14. Dame, je vous demande, se proesce et hardement esmuet point les cuers de dame[1]) a amer. ‚Biau sire, oïl: car la feme de sa nature desire que li ons qu'ele entent a amer, soit hardiz et preuz.' „Dame, por qoi?" ‚Biau sire, por ce qu'elle [e]n est plus prisee et loee et plus cremie, et ce desir[e] cuer de feme.

15. Dame, je vous demande, comment hons puet plus tost venir a l'amor d'une feme." (264c). ‚Biau sire, par grace, dont merci naist.'

16. „Dame, je demande, coment amant puet avoir grace d'estre amé de s'amie." ‚Biau sire, pour estre loiaus, courtois, simples, celans et frans, secret, certains, atemprés; et tel doit ami estre.'

17. „Dame, je vous demande, li qiex valt mielz a fin ami: ou que il falle a recevoir la joie de s'amie et l'amor, por la doutance d'estre apercëu, ou q'il en ait joies, et pluseurs s'en aperçoivent, si qu'elle en soit blasmee et amenrie de son honnor et a grant meschief de cuer." ‚Biax sire, il valt mielz qe il falle: Da car il n'est mie vrais amis, qi va a s'amie en maniere q'elle soit blasmee et enpirie, si qe il valt miex a sousfrir.'

18. „Dame, je vous demande, quele est la meillor teche[2]) et la plus belle qe vrais amant puet avoir et qi mielz doie plere a s'amie." ‚Biau sire, c'est qu'il[3]) soit en toz cas cortois, simples et celans.'

19. „Dame, je vous demande, quelle chose est largesce." ‚Biau sire, de soi maintenir si sagement et si ordeneement que[4]) chascun en aie, et de le suen donner abandonneement et fere feste et donner a mangier souvant.'

20. „Dame, je vous demande quelle chose est honnor." ‚Biau sire, de soi tenir sagement et si ordeneement que[5]) chascun bien en aie, et despendre le suen sagement et largement, qi l'a; et qi ne l'a, si ait bone volenté[6]).'

1) Hs. damlaamer.
2) teche für das häufigere tache, hier = gute Eigenschaft.
3) Hs. qu'ele.
4) Hs. chi.
5) Hs. que.
6) Diese Definition passt besser auf die vorausgehende Freigebigkeit. Vielleicht ist hier im Text 19 mit 20 vermengt worden. Ich weiss die Verwirrung nicht zu lösen.

21. „Dame, je vous demande leqel ariez plus chier, ou qe vostre ami fust sage, courtois et coart, ou q'il fust eschars, avers et hardis." ‚Biau sire, j'avroie plus chier q'il fust sage, cortois et coars: car le hardement non puet longuement demorer en cuer aver et eschars: car avarice qi est un pechié mortel, ne li lesse; et si se[iez] certain(e) que Diex aime miex sage coardie que fol hardement, et aussi fet tot bon cuer.'

II.

Fragen der Herrin an den Herrn.

1. ‚Beau sire, je vous demande et prie amiablement, par la foi que vous devez au roi qi ne ment, que vous me dites verités de ce que je vous demanderai.' „Dame, et je le vous dirai, selon ce qe je saurai."

2. ‚Biau sire, je vous demande duqel i a plus, ou d'amors en vous ou de vous en amors.' „Dame, il i a plus d'amors en moi: car la vertu d'amors est si grant [et] puissant, si qe amors de sa noblesce est tot parfaitement en chascun cuer loiaulment desirant; et de ce que me doivent croire tuit loial ami et amies."

3. ‚B[i]au sire, je vous demande, duqel li loial amant trovent plus en amors, ou de bien ou de mal.' „Dame, de bien: car il n'est nul ne nulle qi puist por l'amor d'ami tant endurer en amant, qe[un] tot seul bien n'estaigne tout."

4. ‚Biau sire, je vous demande, se joie croist en cuer de fin ami [mais] par bon espoir que par vrai desir. „Dame, espoir et le governer[1]) sou[v]enir, par la vertu de plesant volenté, par qi vraie amor est engendree."

8. ‚Biau sire, je vous demande leqel auriez vous (264d) plus chier, ou a oïr dire bien de vostre amie et vous y trouvissiez mal, ou que vous oïssiez mal dire et vous y trou[v]issiez bien?' „Dame, j'aroie plus chier qe j'en oïsse bien dire et y trouvasse mal." ‚Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce qe bons lox [ne] soit amenris; et por mal qe je sache en li, ja en li seruir ne perdrai l'espoir de venir a l'amor de li.

5. „Biau sire, je vous demande (que), se[2]) il estoit ainssi qe vostre amie vous ëust octroié X basiers de li et ja mes n'en deussiez plus avoir, je vous demande se vous les prendriez tantost touz.' „Dame, je en prendroie I ou II." ‚Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce qe on ne doit mie tot despendre le b[ien][3]) [que] on puet avoir tot a un seul cop; et se[4]) je les avoie toz pris, je devroie estre molt dolanz totes les foiz qe

1) sic; ist governeor zu lesen?
2) Hs. ce.
3) Fleck auf diesem Buchstaben; ou.
4) Hs. ce.

je verroie[1] m'amie, quant je aroie despendu toz les biensfez que m'amie m'aroit donné et octroiés.

6. ,Biau sire, je vous demande, se vous estiez en vostre secret lieu avecques vostre amie, lequel avriez vous plus chier: ou qe alissiez encontre lui et adonc la basissiez une föiz de son gre, ou qu'ele venist a vous, les braz tenduz, por vous acoler et baisier; mes ainz qu'ele y pëust avenir, por aucuns medisanz li convenist retraire?' „Dame, j'aroie plus chier qu'elle venist vers moi les braz tenduz." ,Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce qe C foiz me devroit mielz plere qu'elle venist de sa propre volenté, que quanque je porroie fere."

7. Biau sire, je vous demande, quelle est la cortoisie qi puet estre en amors sanz penser, sanz desir, sanz espoir et sanz ioir[2]) ame.' „C'est que on fust amé et ne le sëust on[3]) mie."

8. ,Biau sire, je vous demande laquelle amor ameriez vous miex: ou celle qi est longuement desiree, ou celle qui est de legier octroie.' „Dame, celle qi est longuement desiree." ,Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce qe tant plus a on[4]) desiré l'amor d'une feme, la regarde on[3]) miex, quant on[3]) l'a; et plus met on[3]) paine a garder, qi sages est.'

9. ,Biau sire, je vous demande, ou il a plus grant sens: ou a garder amors et merci, ou aler acqerre.' „Dame, il a plus grant sens a garder."

10. ,Biau sire, je vous demande, quelles sont les III choses por qoi on[3]) garde miex amors et merci.' „Sens, leauté et celer." ,Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce que par sens est amor acquise, par loiaulté est amors maintenue, par bien celer est amors couverte et bien gardee de medisanz enuieux."

11. ,Biau sire, je vous demande, queles sont les II choses qui plus [des]confortent ami en amant.' „Dame, desir et paor." ,Biau sire, por qoi?' „Dame, por ce qe biax desir li queurt si aspremení se vie, que[5]) ne puet durer nuit ne jour; et paor ne li laisse dire son estat a s'amie, [por] la doubtance de estre amenrie, dont elle est aucune foiz au cuer blecie."

12. ,Biaus sire, je vous demande, se fin amant doit laissier s'amie por medisans ne por escondit.' „Dame, nanil: il doit sousfrir et atendre sagement, et doit metre toute son entente a ce q'il pëust parler a li en aucune maniere."

13. ,Biau sire, je vous demande, se il seroit bon que li medisanz së(e)ussent l'amor des amans, et se seroit nul profit a amant.' „Dame,

1) Fleck auf diesem Wort.
2) Lies: sanz i oïr ame oder: joïr ame?
3) Hs. ou.
4) Hs aou.
5) Hs. qi.

oïl.“ ‚Beau sire, por qoi.‘ „Dame, por ce qe li vray amant en devroient estre plus sage et mielz avisé et plus actempré.“

14. ‚Biau sire, je vous demande, lequel amant valt mieux a amer: ou hastis hardiz [qui] nient doute, ou li souffrans coars et redoutés.‘ „Dame, li souffrans coars redoutés.“ (265a). ‚Biau sire, por qoi.‘ „Dame, por [ce] que hastive volenté ne hardement n'ont qe fere en amors; mes actempree volenté [et] coardie y asfiert, por garder le lox et le pris de s'amie. Car loiax amis se doit toz jors douter de mesdisanz et de mal parler, especialment de fere chose ou dire, dont l'onnor de s'amie soit ou puis[set] estre amenrie.“

15. ‚Biau sire, je vous demande (qe) se[1]) il estoit ainssi que uns hons amast vostre amie et le sëussiez bien, leq[ue]l ameries vous mielz: ou que vous entrissiez en sa meson et il en ysist, ou que vous en issiez et il (l)i entrast.‘ „Dame, je aroie plus chier qe il en fust alez et je i entrasse.“ ‚Biau sire, por qoi?‘ „Dame, por ce qe je ne porroie estre liez ne en pez, s'il[2]) demoroit avecques m'amie derriere moi, et qe je avroie espoir de desfaire et de desdire tot ce q'il aroit fet et dit, par soutilles paroles et couvertes.

16. ‚Biau sire, je vous demande, quant li hons a merci, se il puet plus demander a amors.‘ „Dame, oïl“: sens [et] volenté [por] mantenir et savoir garder ce que amors li a donné.“

17. ‚Biau sire, je vous demande leq[ue]l valt miex a amors: ou sens ou celer.‘ „Dame, sens.“ ‚Biaus sire, por qoi?‘ „Dame, por ce qe celer naist [de] sens; et (par sens) nulz ne[3]) puet savoir celer, se il n'a la vertu de sens; et par sens est gouvernee volenté, que paroit amors gouvernee par loialté.“

18. ‚Biau sire, je vous demande: se amors dëust ou pëust finer, ou iroit ele?‘ „Dame, ele iroit a Dieu, dont ele vient.“

19. ‚Biau sire, je vous demande, se amors a point de fin.‘ „Dame, nannil.“

20. ‚Biau sire, laquelle amor est plus durant et plus aspre: ou celle de regart sanz dire, ou celle qi est dite de bouche?‘ „Dame, celle de regart sanz dire.“

21. ‚Biau sire, je vous demande, dont amors vient.‘ „Dame, de [c]uer.“

22. ‚Biau sire, je vous demande, se beauté est de la vertu pour laquelle aime plus tost dame ou damoisele.‘ [„Dame], oïl: communalment por les desliz naturelz qe li cuers desire: car li sages aimmet por[4]) sens et por bonté.“

1) Hs. ce.
2) Hs. cil.
3) Hs. ne nulz.
4) Hs. par (durchstrichenes p).

23. ,Biau sire, je vous demande, si li hons aime plus tost por[1]) sens qe por biauté.' „Dame, biauté est la mendre vertu, et si est plus desiree et por laquelle li plusors (sont plus) plus tost sont espris; mes li sages qui tendent a honnor, aiment ançoys por sens et por plaisant maintenir que por biauté".

24. ,Biau sire, je vous demande, leq[ue]l ameriez vous miex: ou qe vostre amie fust bele et pou senee, ou qu'ele fust laide et bien senee.' „Dame, je aroie plus chier qu'elle fust laide et sage; et non por quant (se) me pleroit ele miex belle qe laide: car noble chose est de biauté[2]), quant on[3]) est paié de sens."

25. ,Biau sire, [je] vous demande: se uns hons aperçoit que la feme qe il aime soit acostumee de fere plesans regars a lui, a il espoir q'elle ait bone volenté?' „Dame, oïl, se il la voit perseverer en regardant ainssi: car amoreux regars [a]voient toz jors amoreuse volenté."

Ici fenist „les voulleurs d'amors."

---

1) Hs. par (durchstrichenes p).
2) Dazu vgl. A. Tobler, Beiträge 1², S. 5ff.
3) Hs. ou.

Berichtigung.

In der II. Gruppe der Fragen und Antworten (S. 136) ist ein mehrfacher, sehr bedauerlicher Druckfehler dadurch entstanden, dass dort numeriert ist: 1 — 2 — 3 — 4 — 8 — 5 u. s. w. Die erste, bloss einleitende Frage sollte keine Nummer tragen, dafür die nächstfolgenden die Nummern 1 — 2 — 3 — 4 und so fortlaufend, wie gedruckt ist.

Girberts von Mez Hochzeit mit König Yons Tochter und der beiden Söhne Hernauts Taufe.

Nach 14 Hss. zum ersten Male veröffentlicht

von

E. Stengel in Greifswald.

In der Zeitschrift für franz. Sprache und Lit. Bd. XXIX² S. 296 Anm. habe ich die Feststellung K. Koebes (in seiner Dissertation, Greifswald 1906, S. 71), dass der zweite Teil der Liller Lothringer Hs. (*L*) — d. h. der, in welchem sie vorwiegend eine den Hss. *J* (Montpellier), *M* (Paris B. N. 1622) nahe verwandte Hs. als Vorlage benutzte — zwischen den Blättern 70 und 91 b beginnen müsse, dahin präzisiert, dass er in der Tat zwischen Bl. 82 und 83 beginne. Nachstehend teile ich nun den entsprechenden Text *B* 77 a 48—77 e 35 (Tirade 379—386, 12) mit den Varianten der Hss. *ALC, DJFV*[1]), *QS, N, M, EP* mit. Daraus ergibt sich, dass die Benutzung der neuen Vorlage zuerst in Z. 7 der Tirade 383 hervortritt, während noch in Z. 1 dieser Tirade *L* mit *BACDVS princes* gegen *contes JNMEP* bietet, was aber nicht ins Gewicht fallen kann. Beachtenswert ist besonders die Zusatzstelle in *LJMN* zu Tirade 386, 11, sowie auch, dass *F* gerade mit Tirade 382 das Gedicht zum Abschluss bringt. — Die Hss. *GOT* brechen schon früher ab, *I* zeigt eine grosse Lücke zwischen Bl. 93 und 94, unzugänglich sind mir *RW*, die übrigen Bruchstücke enthalten unsern Text nicht. —

Zum Verständnis des Inhalts unserer Episode genügen folgende kurze Hinweise auf den voraufgehenden Teil der Chanson von Girbert de Mes: Nach des alten Fromont Tod (Mone, Unters. z. Gesch. d. teutschen Heldensage S. 278) fallen Sarazenen von neuem ins Land. Die Gascogne wird verwüstet, Ais wird belagert. Bei der Verteidigung fällt König Ys, seine einzige Tochter schickt einen Boten an Girbert nach Bordeaux, um ihn um Hilfe zu bitten. Girbers weigert sich

---

1) Die Hs. *V* befindet sich jetzt in Paris: Nouv. acq. 10051.

erst, sich in neue Kämpfe einzulassen, wird aber schliesslich von Gerin doch dazu bestimmt, alsbald nach Ais aufzubrechen. Die Heiden werden besiegt. Girbers zieht in Ais ein, verbringt dort die Nacht, und am nächsten Morgen entbietet er die Königstochter zu sich. Hier setzt unsere Stelle ein.

CCCLXXIX.

Gerbers manda la pucele gentil;
On l'i amaine volentiers non envis,
3 ·II· archevesque et abé plus de dis
Et ·IIII· evesque riche poësteïs
Et ·IIII· conte et chevalier ·VI·XX·
6 Qui tot tenoient de li le lor païs
— Ele ot vestu ·I· amoral porprin,
B 77b] Par ses espales li gisoient si crin,

Tirade CCCLXXIX und CCCLXXX ersetzen *DJFVQSNM* durch folgende, wie es scheint, ältere Tirade (Text *D*):

Au matinet, quant l'aloëte chante,
La fille Yon amainnent de la chambre,
3. ·V· arcevesque et conte jusqu'a ·XXX·
Au tref Girbert amenerent la dame:
„Gentis hom sire, car prenez ceste fame!
6. Onc de vos iauz ne veïtes si gente, [*M* 230a
Gascoigne avroiz, granz honors vos atendent.“
„Voir“ dist Girbers „n'en sai mon consoil prandre.
9. Molt granz chose est de maintenir reiaume, [*F* 178d
Trop par sejorne li hom, puisqu'il prant fame.“

1. Au m. com *M* — 2. d'une ch. *QNM* — 3. ·III· a. *FN* Et a. *V*, et vesque *Q* — 4. ont amené la d. *N*; folgt: Puis li ont dit hautement en oance *S* — 5. Sire font il *N* — 6. Ainz *JFVQSM*, de mes i. *J*; Onques je croi *N*, ne v. plus (tant *S*) g. *FNS* — 7. fehlt *S*; G. a. et Tarrasconne ansamble *M* — 8. ne s. *JM*, nul c. p. *M* — 9. Trop *F N*, est (a *SN*) g. ch. *VQSNM*, en (a) m. *SN*, tel regne *Q* — 10. Et (Car *Q*) trop s. *MQN*, home *N*, quant il *FN*; folgt: Ot le Gerins (G. l'entent *N*) a poi qu'il ne forsane *FSN*

CCCLXXIX 1 Li bers m. *E*, la p. au cler vis *L* — 2 L'en *AC* — 3 ·V· a. *ACEP* ·VI· a. *L*, et a. p. de ·XX· (·VI·) *AC* et a. jusqu'a ·VI· (·X·) *EP* — 4 fehlt *P*; Et XV e. *ACE*; Et ·VII· e. r. et posteïs *LE* — 5 Et ·XI· c. qui furent signoris *A*; c. ch. ·XXXVI· (jusqu'a ·XX·) *EP* — 6 t. lor terre et lor p. *L*; Q. de li tienent la terre et le p. *EP*; folgen *L*: 1. De la pucele qui tant fait a cherir 2. Le chief ot blont et delïez sorcis 3. Bouche bienfaite le nez droit et poli 4. Le vis ot blanc plus que flor en avril 5. Coloré fu de vermeil ce m'est vis 6. De lieus en lieus que son vis resplendit — 7 un riche moravis (amoravis) *EP*; folgt: Et pardesus ·I· paille alixandrin *L* — 8 Sor *A*, les e. *CEP*,

9 Galoné furent d'un graille las d'or fin;
Ains de mes ieus si bele rien ne vi —
Si atornee, com vos poés oïr,
12 L'ont amenee devant le fil Garin.
·I· archevesques l'en a a raison mis:
„Prent ceste dame, gentis dus segnoris!
15 Sires seras de trestot cest païs,
Li cercles d'or t'en iert el cief asis."
Gerbers l'entent, tos en devint pensis,
18 Puis li respont, com ja porés oïr,
„Sire," dist il „de deu ·V·C· mercis!
Ne refus mie la pucele gentil,
21 Et nonporquant n'en ai mon consel pris."
Gerins l'entent, a poi n'*enrage* vis.

CCCLXXX.

Quant Gerins ot Gerbert ensi parler,
Por ·I· petit que il n'est forsenés,
3 „Cosin[s]," dist il „molt grant tort en avés.
Prendés la dame a moillier et a per,
Le matinet vos faites coroner!
6 Sires serois de trestot ce regné."
Et dist Gerbers: „Tot ço laissiés ester!
Ains en vorai al roi Pepin parler

379, 11 *L* 82b — 380, 3 *E* 319a *P* 231a — 4 *A* 234a —

li pandent ci blanc c. *P* — 9 G. fu *L*, a ·I· filet d'or fin *EP* — 10 fehlt *EP*; Onc *L* — 13 ·V· a. l'en ont *EP* — 14 g. hom *A*, de franc lin *L*; c. d. Gibers jone meschins *EP*; folgt: Ainz (Onc *L*) de tes elz plus bele (si gente *L*) ne veïs *CLEP* — 15 de t. le p. *E* — 17 l'oït *EP* — 18 Et p. r. *A* P. lor r. *EP* — 19 Signor *EP* — 20 Ne r. pas *CL* — 22 G. l'oït *EP*, a. p. m'esrage v. *B* —

CCCLXXX 1 ersetzt *L* durch: 1. Li arcevesques qui mout fist a loër 2. Tint par la main la pucele au vis cler 3. O voit Girbert su prent a apeler 4. Pren ceste dame gentis dus enorez 5. Ja de voz euz plus bele ne verrez 6. Sire seras de trestout cest rené 7. Le matinet te ferons coronner 8. Girbert l'entent prist soi a porpenser 9. Puis li respont com ja oïr porrez 10. Sire dist il ·V·C· mercis de dé 11. Ne refui pas la pucele au vis cler 12. Mes neporquant ne vos quier a celer 13. Ne me veil pas encore marïer — 2 Par un p. qu'il n'en e. f. *C* Gerins l'entent a poi n'e. f. *L* — 3 fait il *E* — 5 fehlt *L*; Et si v. f. le matin c. *C* — 6 de toute s'eritei *E*; Tout cest païs avrez a gouverner *L*; folgen *L*: 1. Et grant barnage en porras bien giter 2. A ton besoing en bataille mener 3. Guerroier puez sor paiens deffaez — 7 ice l. e. *A*; folgt: Ne prendrai feme bien le puis graanter *L* — 8 Si en avrai au r. P. parllé *L* —

Et a ma dame la roïne al vis cler,
Si en sarai son cuer et son penser
Et si sarai de Fromondin le ber,
Com se vora vers Hernaut demener."
Gerins l'entent, forment en fu irés.

CCCLXXXI.

Quant Gerins ot Gerbert le fil Garin,
Tel duel en ot, a poi n'*enrage* vis;
Par maltalent est en estant salis,
Gerbert apele, com ja porés oïr,
„Cosin[s]," dist il „mervelles avés dit,
Dus ne vués estre, rois ne vués devenir;
De vostre eage tel chevalier ne vi.
Prent la pucele, si reçoif le païs!"
„El ai a faire," Gerbers li respondi
„Ensorquetot — ne vos en quier mentir —
Ne prendrai feme — par verté le vos di —

---

11 *C* 169b — 12 *L* 82 c — 381, 10 *S* 146 a

9 d. o le viaire c. *ACEP* — 10 Si en orrai *ACLEP*, lor c. (criz) et lor p. *LC* — 11 Et si *CL*, savroiz *C* — 13 G. l'oït *E*, a poi qu'il n'est desvez *ACEP* le sens cuide desver *L*

CCCLXXXI 1 Q. ot G. *M*; Q or entant li bons vassaus Gerins *P* — 2 fehlt *DJFVQN*; T. d. en a *CLEP*, a p. n'esrage v. (du senz n'isi) *BA*; Ainsmais de chose ne fut il plus maris *M* Que ne veut prendre la puciele au cler vis *S*; folgt: Ne le royalme c'on li a devant mis *S* — 3 De m. *DJFVN*, est sus (en est *QSN*) en piez s. *DJFQSN* est en piés sus s. *VM* — 4 fehlt *DJFVQNM*; c. vos p. o. *E*; Dont li a dit com hons maltalentis *S* — 5 entandeis envers mi *P*; Ains (Onc *D*) n'oï tel (tel n'öy *S*; Por la loi deu *M*) certes (par foi *Q* par dieu *S* fet il *NM*) sire cosin *JFVD QSNM*; folgt: Si m'aïst diex ainz mes tele (c'onques mes teil *EP*) n'oï (onc tel home ne vi *L*) *CLEP* — 6, 7 umgestellt *DFVSNM* — 6 Deus voleis e. *EP*; D. ne volt e. r. ne vost d. *C* Rois ne v. e. dus ne v. d. *L*; folgt: Ne feme prendre ne honor detenir *S*; — 7 fehlt *LQ*; De v. pris *ACMEP*; De ton (mon *M*) eorage (eaige *SM*) *DJFVSNM*, ainz (mais *M*) tel home ne vi *DJFVSNM*; folgt: Qui par son ceur est si arriere mis *S* De ta proëce ne te puez alentir *A* — 8 si arais le p. *EP*; Comfaitement cuides tu (te cuides *MF*) donc garir (te veus tu maintenir *N*) *DJFVQSNM*; folgt: Gerbers respont merchi sire cousin *S* — 9 Que n' (Autre *N*) ai a f. *CN*, cosins (sire *N*) G. a dit *DJFVQN* par dex sire coisins *M* ke famme a maintenir *S*; folgen: 1. Que fame a (Q. f. *JQNM*) prandre n'autrui terre (t. a *FN*) tenir (ne terre maintenir *Q*) *DJFVQNM* 2. N'autruy roiaume garder ne mainbornir *Q* — 10 ne v. q. a m. *V* par verté le vos di *L* — 11 Ne la prandroie *C* Que f. prendre *J*, ne vos en quier mentir *L* ce sachiez a nul di

Sans le congié l'empereor Pepin
Et sans le gré la france empereris,
Et que je sace le talent Fromondin,
Com se vora vers Hernaut maintenir."
„Ainc n'oï tel certes;" ce dist Gerins
„Ja est Bordiaus asés près de vos ci.
Se tu es rois rices et poëstis,
Jusc'a Bordiaus justice le païs!
Quant le sara la roïne gentis,
Cuides tu dont qu'cle t'en doit haïr?
Se tu vués guere, a bon port t'en es pris.
Vois Terascone — asés est près de ci —
Qui devroit estre do fié de cest païs!

---

14 *J* 229 a — 15 *V* 201 b — 18 *E* 319 b *P* 231 b — 19 *D* 199 c — 20 *A* 234 b *N* 127 e *Q* 181 d — 23 a *M* 230 b

DJFVQSN — 12 la reïne au cler vis (gentilz *N*) *DJFVQSNM* — 13 fehlt *DJFVQNM*; Et s. le los *ACEP*; Cheli de France la femme au roy Pepin *S*; folgt: Car je veul estre tous tans a son plaisir *S* — 14 Si veul savoir *S*, lou cuer de F. *DJFVQSNM* — 15 contre moi *N*, contenir *ACDJVSM*; folgen *S*: 1. Et envers vous deduire et maintenir 2. Car molt redout et lui et tout son lin 3. De träyson et de mal entirin 4. Dont respondi li boins vassaus Gerin — 16 fehlt *J*; Onc *LD*, tel n'oï *ACLEP*, certes sire cousin *S*, se dit li dus Gerins *E*; folgt: Ne te devroies pas esmayer ensi *S* — 17 acis *EP* ausi *S* certes *AC* ce (ge *DVQ*) cuit *JFVDQSNM*, molt (bien *L*) p. de ci (d'ici *DQ*) *ACDLJ FVQSNMEP*; folgen *S*: 1. Se tu prendoies la puciele au cler vis 2. Si l'espousaisses a le loy dou päys — 18 riches et rois *A* rois princes *DJFVQN*; Et tu estoies sires *S*, poësteïs *ACLDJQS* et posteïs *FVN*; r. et princes p. *M*; folgt (geht voraus *E*): Sires ceras de (par) trestot cest (le) païs *PE* — 19 fehlt *EP*; Lors si (li *D*) avras (L. avras tu *FN*) le pié (Baupré *J*; Lors si ravras ton fiez *M*) sus le chemin *JVDFQNM* Dont avez roies delivrés les chemins *S*; folgt: Poras aler partout a ton plaisir *S* Et miax porras aidier ·l· tien amin *M* — 20 Ensorquetot *DJFVNSM* Et seur que tot *Q*, la r. au cler vis *LDJFVQSNM*; folgt: Quant ele (çou *S*) orra que tant avras (avra *J*) conquis *DJFVQSNM* — 21, 22 fehlen *EP* — 21 qu'el *LDV* que *ACJFQSNM*, te *JVQSNM*, doie h. *ACLDJFVQSNM*; folgen: 1. S'onques t'ama or (dont *S* tost *N* ça *FVQ* lai *M*) te venra (voura *S*) veïr *DJFV QSN* Molt'en iert lie certes jel (je) vos afi *EP* 2. De ta proësce ne puez pas (poras *J* te puez *M*) alantir *DJFVQNM* — 22 steht nach 24 *DJFVQSNM*; Se tu la voez *A*, a ton droit *DJFVQSM*, en es. p. *S* t'en (n'en) est p. *LA* maintenir *J*; tu l'avras pres de ci *N* — 23 qui e. molt (bien *S*, q. molt e. *NEP*) pres de ci (d'ici *D*) *ACLDJFVQSNEP*; Mande Marsile qu'est rois des Arrabiz *M*; folgt: Vuit Tarasconne que tu doies tenir *M* — 24 Quite d. e. de c. p. *V* Q. d. e. lige (li chiés *FSN*) de c. (ton *S*) p. *DJFVQSNM*; folgen *S*: 1. Ke tu aras se toi vient a plaisir 2. Se espousoies la puciele au cler vis 3. Qui file fu cel roy dont je te di 4. Se tu le prens roys seras del päys

Gueroier pués desor les Sarrasins,
B 77 c] Crestïenté essaucier a toudis.
27 A Geronvile est Hernaus li gentis,
Molt sera liés, quant seras près de li,
Mieus en tenra sa terre et son païs;
30 Mais je serai coreçox et maris
Que je serai si loing de mes amis.
Mais une cose vos di je bien de fi:
33 Que ja n'avrés besoing en cest païs,
Que ne vos vegne aidier a maintenir."
Et dist Gerbers: „Cosin[s], vostre merci!
36 Or nel lairoie por tot l'or que dex fist,
Que je ne face do tot a vo plaisir."
Par le consel le bon vasal Gerin
39 La dame espose Gerbers li fix Garin;
Molt en pesa l'orguillox Fromondin.

---

35 a *S* 146 b — 37 *C* 169 c *L* 82 d — 39 *F* 179 a —

5. De Terascongne et des barons ellis 6. Et de la terre seras roys poëstis 7. Poissans seras tant com tu seras vis 8. Et dont poras grever tes anemis — 25 desus (contre *SP* envers *E*) l. S. *LFSEP* paiens et S. *M* — 26 pués e. t. *N* e. a tenir *L* essauceras tout dis *S* — 27—29 fehlen *V* — 27 iert H. li marchis (hardiz *AQ* gentis *M*) *DJF AQSNM* — 28 fehlt *DJFQSN*; M. en iert l. *EP*; de ce qu'est près de ti *L* q. seroiz p. de ci *C*; Pres iert de toi n'iert gaires lons de ti *M*; folgt: Por vos (toi *S*) sera (Qui vos ferait *M* joianz et baus (baus et joianz *Q* baut et jeans *M* liés et j. *S*) et fis *DJF QSNM* — 29 Mès *F*, en vandra *L*, ses honors (homes *DS*) a toz dis (li marcis *Q*) *JDFQSN* — 30 Et *EP*, dolanz et esmarris *C* et dolanz et m. *ALEP*; De moi di ge trop (je *FN* j'en *S*) sui grains (griès *NM*) et m. *DFJVQSNM* — 31 Q. (Et *N*) trop s. lointains *ACLDJFVQSN*, de cest païs *C*; Car trop arrai aloingniez mes amis *M* Qui trop ara eslongnié son (cest) païs *EP* — 32 Et *A*, u. riens *S*, sachiés vos tot (le vos *VQ* v. bien *M*) *DJFVQM* vuel que sachiés *EP*, d'ici *C*; par verité vos di *L* loyalmant vos plevis (afi) *SN*; folgt: Et si veul bien ke le saciés de fi *S* — 33 Que nul b. n'a. en c. p. *L* N'a. b. (B. n'ara S) tant com (que *V*) je (por tant' com *DJF*) soie vis *CDJFVQSNM*; folgt: Tantost com vous m'aiés ·I· mès tramis *S* — 34 secorre *DJFVQSM*, en cest païs *CDJFVQSNM* a vo plaisir *EP* — 35 v. m. c. *E* la v. grant m. *DJFVNM*; Dont respondi Gerbers li palasins *S*; folgt: De chou di jou la v. grant merchi *S* — 36, 37 fehlen *DJFVQSNM* — 36 Or ne l. *ACLEP*, p. t. l'or d'un païs *CL* p. la cit de Paris *A* — 37 ne (n'en *L*) f. t. a (o *L*) vostre p. *CLEP* — 38 au b. v. *LQEP* au preu conte *N*; folgt: Et par le los de ses autre amis *S* — 39 La dame prant *C* — 40—62 fehlen *DJFVQNM*, werden ersetzt *S* durch: 1. ·III· archevesque y ot au beneïr 2. Et ·VII· eveskes et conte dusc'a ·XX· 3. De l'autre gent conte ne sai tenir *S* — 40 Forment en poise *L* Grant duel en

A ·I· mostier les mainent beneïr,
42 La messe cante ·I· evesques gentis.
Après la messe sont do mostier parti,
O palais montent qui fu biaus et polis,
45 Les tables metent, al mangier sont asis.
Delés s'amie sist Gerbers li gentis,
Dejoste lui se sist li rois Gerins.
48 Gerbers apele l'orguillox Fromondin,
„Amis,“ dist il „entendés envers mi!
Desormais vuel que nos soions ami;
51 Vos servirés pardevant moi do vin,
Et ·II· castiaus en fié vos en otri.“
„Sire,“ dist il „la vostre grant merci!“
54 Adont lascha le mantel sebelin,
Triers ses espaules le laisse jus caïr,
A ses ·II· mains tint la cope d'or fin,
57 Gerbert en sert et s'amie autresi
Le conte Hernaut et le vasal Gerin.
D'autre part sert li vallès Mauvoisins;
60 De lor mangier ne vos fas nul devis.
Quant mangié orent trestot a lor plaisir,
Des tables lievent li chevalier gentil;
63 Grans fu la joie sus el palais votis.

---

49 *E* 319 c *P* 231 c — 50 *A* 234 c

out *EP* — 41 l. mainne on b. *L* l'en m. b. *EP* la menerent banir *C* — 42 l'arcevesque (·I· chevalier *C*) jentis (Hanris *EP*) *ALCEP* — 44 monte *C*, q. est b. *P*; folgen *L*: 1. La coronnerent Girbert le palazin 2. Grant fu la feste des barons du païs — 45 Tout maintenant s. au m. a. *L* — 46 sa fame *AE* la dame *P*, qui molt ot cleir le vis *EP*; Girbert se sist lez s'amie au cler vis *L*; folgt: Seoit Gibers li fis au duc Garin (li chevaliers hardis) *EP* — 47 D. l. seoit li dus *G*. *EP*; folgt: Lez lui Hernaut qui mout fu ses amis *L* — 50 fehlt *L*; Desore v. *A*, q. vos soiés a. *EP* — 51 a ma table del vin *L* — 52 en f. tot vos o. *C* — 54 A. laissa *EP* — 55 Par les e. *EP*, le laissa *ALEP* lessa tot *C* — 56 Entre s. m. prent *A*; print *EP*; va la c. sesir *C* — 57 et sa fame *AC*, au cler vis *CEP*; et sa moillier gentil *L* — 58 et son frere G. *L* — 59 Et d'a. p. *A*, li vassaus M. *EP* — 60 ne v. ferad. *EP* ne v. sè n. devin *C*; folgt: Que tés mès orent com lor vint a plesir *CL* — 61 t. a l. devis *A* asez et (et beü *EP*) a (par *C*) loisir *CLEP* — 62 Les t. ostent *P*, bacheleir et mechin *EP* — 63 fehlt *M*; ou p. seignori *L*, des chevaliers de pris (gentis *E*) *ACPE*; Granz sont les noces *DJFVQN*, sor lou p. *DJ*, marbrin *JFQN*; Grant joie en font li chevalier de pris *S*; folgt: Chil de la terre et de tout le päys *S*

CCCLXXXII.

Grans fu la joie en la sale roonde,
Le jor i ot et maint duc et maint conte,
·V· archevesques, evesques plus de ·XII·;
Le duc Gerbert misent el cief corone.
Le grant tresor al roi Yon effondre,
A grant plenté as chevaliers en done;
Tot furent lié, *quant* vint a la parsome.
Lors se departent et li roi et li conte,
Li rois Gerbers se remest en Gascogne,
Li rois Gerins s'adreça a Cologne,
Et Fromondins a Bordiaus s'en retorne,
Et Hernaus vait a la tor de Geronde.

382, 3 *J* 229 b — 6 *D* 199 d — 9 *C* 169 d *M* 230 c — 9b *Q* 182 a — 10 *L* 83 a — 10 a *V* 201 c

CCCLXXXII 1 Grant s. les noces *DJFVQSNM*, et la table r. *MEP* — 2 Assés i ot et de (des *JF*) dus et de (des *JF*) contes *VDFQSNM*; folgt: La corz fu granz droit a Aiz en Gascoigne *DJFVQSNM* — 3 ·VII· a. *EP*, e. jusqu'a ·XII· *N* et e. bien ·XI· (plus d'onze *LDJVQ*) *CLDJVQEP* i ot et ·XII· contes *M*; folgt: Et tant clergié que ge n'en (ne *C*) sai le conte *LQEP* D'autres (L'a. *F*) clergiez ne sai dire lou (ne vous s. d. *S*) nombre (conte *JS*) *DJFVQSN* Et d'autre gent dont ne puis tenir conte *M* — 4 fehlt *L*; Au *ADJFVSNMEP*, roi G. *CEP*, metent *DJFVQSNM* — 5 Le g. avoir *J*, esfondrent *ACDVQSN* — 6 fehlt *EP*; As ch. a g. p. *ACL*, en donent *A*; Dex quel avoir as barons il en (Girbers *M*; a ses b. il *S*) d. *DJFVQSNM* — 7. 8 fehlen *DJFVQSN* — 7 fehlt *M*; com v. *BC* — 8 Dont *A*, et li duc et li c. *ACLEP*; La cort s'an part Girbers congiet lor done *M* — 9—12 verstellt zu: 12. 11. 10 (10a). 9. 9a—d *DJFVQSNM* — 9 fehlt *S*; steht nach 11: *ACLEP*; en (a *E*) G. (o sa fame *A* a Aiz si se *DJFVN* dedens Ais si *Q*) sejorne *CLADJFVQNEP*; Li dus G. vait a Aiz en G. *M*; folgen *EP*: 1. Coroneis fut a coronne raonde 2. Leis s'amie est cui qu'en poit ne qui gronce; — *DJFVQNM*: 1. Si com il (Et si en *VQM*) jure Jesu (Si comme j. a dieu *N*) qui fist le monde 2. Ja n'avra (N'a. mais *J*) paiz (N'en partira *VQ* Ne finera *N*) si avra (s'avra pris *Q*) Tarasconne 3. Il la conquist si com l'estoire (la geste *JF* la letre *Q*) conte (nomme *N*) 4. Puis ot la fille Naymeri (Aimmeri *JVQM*) de Nerbonne (4. fehlt *N*); folgen weiter *V*: 5. Après ice ne demorerent onques 6. Que li François qui vielt si s'en retorne (= 382, 10a) 7. Et Hernaus vait a la tor de Gironde (= 382, 12); der Text *F* bricht nach folgendem Schlussvermerk ab: El cul me cort qui mès me querra honte. Ci fenist la chançons de Girbert le fil Garin et d'Ernaut et de Gerin. — 10 Li dux G. *DFVQNMEP*, s'en (en *EP*) leva (revint *LS* repaire *F*) a C. *ALDJFVQSNMEP* se queronne a Quolongne *C*; folgt: Et des François qui (quil *JF*) vuelt si s'en retorne *DJFVNM* — 11 fehlt *C*; a Bordeles r. (c'en torne *EP*) *QEP* a B. sor Gironde *AL*; Et a Bordeles F. s'en r. *DJFVSN* 12 Vait s'en H. *DJFVQSN*; H. s'en va an *M*; a sa t. *Q* a la cort *FS* arriere *N*, a G. *QSNEP*; Li quens H. a Gironville torne *L*

CCCLXXXIII.

La cors depart des princes et des dus,
Droit a Cologne est Gerins revenus,
Et a Bordiaus Fromondins li menbrus,
Et en Gascogne est Gerbers remasus
Et Mauvoisins qui molt estoit ses drus.
B 77 d] A Geronvile est Hernaus descendus,
Descendus est desos ·I· pin foillu,
Par les degrés monte o palais lasus,
A molt grant joie fu laiens receüs.
Le jor meïsmes que il i est venus
Avoit sa feme ·II· biaus enfans eüs.
Hernaus les voit, grant joie en a eü,
O voit sa feme, se li dist gent salu.
„Sire,“ dist ele „bien soiés vos venus!“

CCCLXXXIV.

Or fu Hernaus en son palais plenier
En une canbre avoques sa moillier,
Voit ses enfans, molt en ot le cuer lié,
„Dame,“ dist il „ferons les batisier?“
„Oïl,“ fait ele „le matin al mostier;

383, 2 *E* 319 d *P* 231 d — 5 *A* 234 d — 9 *Q* 182 a — 10a *V* 201 c — 384, 2a *N* 127 f — 4 *J* 229 c — 7 *D* 200 a —

CCCLXXXIII 1 departent *D*, d. contes et d. d. *JNMEP* — 2 est Hernaus revenés (!) *J*, en est G. venus *QN* — 4 fehlt *J*; fut G. li menbrus *E* — 6 An G. *M*, e. H. remainsuz (revenus) *CN*, vint H. li membrus *S* — 7 fehlt *QSN*; A pié descent d. ·I· (le *C*) p. f. (ramu *EP*; ·II· pins foilluz *ADV*) *CADVEP*; Desouz ·I· pin *LJM*, qui mout ert bien ramus *L* q. fut biax et foilluz (membrus) *MJ* — 8 fehlt *S*; m. ou p. volus (sus *E*) *LJME* — 9 fu li quenz (li dus *S* Hernaus *Q*) r. *AQS* l'ont leanz r. (recollu *J*) *NJM* — 10 Au premier j. *N*, q. il i fu v. *LQSNME* qu'il fu laians v. *J* — 12—14 fehlen *N* — 12 fehlt *S*; H. le v. (sout) *PE*; liés et joians en fu *L* s'en a g. j. eü *J*; Le jor meïmes que ill i fu venuz *C* — 13 si li fist *LVQ* se li rent *J*, genz saluz *ACD*; si li rendit salus *EP*; Com v. la dame si li fait g. s. *M* Quant il le vit si li d. grans salus *S*

CCCLXXXIV 1 Or est H. *JNM*, sus el p. p. *CVQS* — 2 Liés et joians *S*; Privoement en sa chambre s'en vient *N*; folgen: 1. Que a sejor ot eü sa moillier 2. ·II· valetons qui furent bel et chier *N* — 3 Vit *S*; Ses e. v. *A*, m. en fu ses cuers liés *L*; V. ces ·II· fis merveilles en fu liés *EP* Molt par en a le c. joiant et l. *N* — 4 D. fet il *C*, faisons l. *VQS* qui f. *N*; folgt: Nos ·II· enfans demain enz el mostier *N* — 5—7 fehlen *Q* — 5 O. dist e. *ALDJSMEP* De par dieu sire

Mais, s'il vos plaist, Fromondin mandesiés."
„Dame," dist il „bien le vuel otroier."
Tot maintenant apele ·I· escuier,
„Or tost" dist il „monte sor ·I· destrier!
Droit a Bordiaus iras sans delaier.
Di Fromondin — garde, ne li noier! —
Que vegne a moi ses neveus batisier!"
Et cil respont: „Bien le vuel otroier."
Maintenant monte, ne s'i vot atargier,
Jusc'a Bordiaus ne fine de brocier,
Fromondin trueve desos ·I· olivier,
„Sire," dist il „or tost sans delaier
Vien tes neveus lever et batisier!"
„Amis," dist il „jo irai volentiers."
Maintenant monte, ne s'i vot delaier,
Et avec lui maine ·X· chevaliers;

---

12 *M* 230 d — 13 *V* 201 d — 17 *S* 146 c — 18 *E* 320 a *P* 232 a — 20 *A* 235 a *L* 83 b — 21 b *C* 170 a

V; Sire dist elle itant vos veul prïer *N* — 6 Et *JM*; Se il v. p. *N*, mon frere m. *M*; folgt: Vostre compere soit depar dieu du ciel *N* — 7 b. fet a o. *NEP* — 8 a. ·I· messaigier *Q* — 9 Vai t. *ACLDJVQSM*, fait il *LJ* Or t. amis montez *N*, s. ton (mon *D*) d. *DVM* — 10 m'en va *EP* m'iras *V* irois *N*, s. atargier *NEP*; D. a B. sanz point de l'atargier *L* — 11 Dites F. *NEP*, gardés *CNEP*; onques ne li noier *JM*; Di moi Fromont je li mant et rekier *S* — 12 Qu'il *ACLDVQSNM*, v. a nos *N* v. ci *A*, ce li pri et requier *L*; folgt: Por ses neveus lever et bautisier *L* — 13 Dit li varllès *L* Et dist li mes *JM*, bien fet a o. *C* bien li sarai noncier *M* sire molt (biaus sire *EP*) volentiers *AEP*; Et cil a dit en non dieu volentiers *N* — 14 Lors est montez *N*, ne se v. *CLDSM* ne (n'i *EP*) v. pluz *AEP* sans plus de *J*, delaier *LJNM* — 15 Droit a B. *CN*, ne finent de b. *C* ne se volt atargier *JM* est venus sanz targier *N* — 16 Fromont trova *J*, qui venoit du monstier *N* — 17 Li mez dessent (le voit *SM*) si le va (si lo vient *D* sel prant a *EP*) araisnier (si l'en a araisnié *SM*) *ACLDJVQSMEP* Cil le salue qui bien fu afetiés *N*; folgen *N*: 1. Diex gart Fromont et toz ses chevaliers 2. Et diex regart Frod. respondié 3. Dont viens ou vas garde ne me noier 4. Sire dist il je sui ·I· mesagier 5. Hernaut le conte qui tant fet a prisier 6. Par moi vos mande a celer ne vos quier 7. De ·II· enfanz qui molt sont bel et chier 8. Est aconchie sa cortoise moillier 9. Por ce vos mande Hernaus biax sire chier 10. Non pas mander ainz le vos velt proier — 18 Que les venez c'il vos plest b. *N* Tot (De *C*) son message li a pris (commence *JM*) a noncier (li prist a renoncier *C* li a dit et noncié *EP*) *ALCDJVQSMEP*; folgt: Fromondins l'oit (monte *J*) onques ne fu si (durement en fu *L*) liez (n'i ot k'esleechier *S*) *ACDLJVQSMEP* — 19 fehlt *LJM*; g'i i. v. *V* g'i. sans delayer *S*; Et d. Fromons par ma foi v. *N* — 20 Fromons monta ne v. plus *N*; que n'i v. *D* ne se v. *ALJEP* sans plus de *M*, atargier *LJNEP*; Son cheval fait tantost apparillier *S* — 21 Et a. l. menai (en vont *S* montent *M*) ·X· (·XX. *P*) *EMPS* Et a. lui ·XIV· *N*; fol-

Vers Geronvile prendent a chevacier,
Il i entrerent baut et joiant et lié,
24 Descendu sont sos le palais a pié,
Par les degrés sont el palais puié.

CCCLXXXV.

Fromondins est sus o palais montés
Et avec lui soi chevalier menbré
3 Que il avoit avec lui amené[s].
Hernaus les voit, s'est encontre iaus alés,
Fromont salue, se l'i a acolé,
6 Puis li a dit: „Je vos ai ci mandé;
Car vostre suer — ço est la verité —
A ·II· enfans. Dex lor croise bonté!
9 Onques si biaus ne vi en mon aé,
Demain seront batisié et levé.
Se il vos plaist, sire, si i tenés!"
12 Dist Fromondins: „Volentiers et de gré."
U voit sa suer, lés li s'est acotés,
Si le salue par molt grant amisté.

---

25 *Q* 182 b — 385, 8 *J* 229 d — 9 *N* 128 a — 10 *D* 200 b

gen: 1. De Bordiax issent (ist *EP*) sanz plus de delaier (de l'atargier *VQEP*; baut et joiant et lié *N* tuit joiant et hatié [et tuit liet] *JM* trestui sain et haitiés *L*) *CLDJVQNMEP* 2. Par les degrez vont el palés plenier *C* — 22 ont pris a ch. *N* pensent de l'(de *Q*) esploitier (ch. *VQ*) *LJMQ* — 23 fehlt *S*; Il entrent ens *L* Et il i entrent *J* Enz sont entré *NM*, tuit joiant et haitiez *M* par la porte Fouchier *N*; Il i monterent de grei et volentiers *E* — 24 Il descendirent *L*, desouz ·I· (par desous l' *N*) ollivier *LJMNP* desous la tour a p. *S* de lors chevax a p. *ACDVQ* baut et joiant et lié *E* — 25 de marbre sont p. *D* d'un vert marbre entaillié *L*; Puis s'en monterent sus el palais plenier *S*; folgt: Est Fromondins sus el palais puié *L*

CCCLXXXV 1 F. fu *A*, ens ou p. m. *EP* s. le p. listé *N* — 2 Et o l. ot *L* A ·XIIII· homes *N*, ·X· (li D*J* tos *N*) ch. m. *LJQSN* — 3 fehlt *AC*; a. soi a. *M* avoques lui menez *LV* de Bordiaus a. *EP* — 4 H. le v. *LJVQSNM*, si e. e. a. *ACLDJVQSMEP* cele part est a. *N*; folgt: Plus tost qu'il pot li vint a l'encontrer *N* — 5 puis si (et puis *LV* et si *JQSM* quant il *N*) l'a a. *ACLDJVQSNMEP*; folgen *N*: 1. Et enaprès son nobille barné 2. Sire fet il bien soiez vos trové — 6 or vos ai je m. *Q* par debonnereté *N*; folgt: Sire Fromons je vos ai ci mandé *N* — 7 Por *A* — 8 ·II· e. a *A* A ·II· biaus fieus *SEP*, cui d. c. (c. an *M*) b. *ALJNM* deus en soit aoureis *P* — 9 fehlt *SP*; O. plus b. ne vi (ne vi plus b.) *CN*, a m. aé *C* — 11 si les *AJVSNM*, tenrrez *LS*; sus les fons les t. *Q* amins si i sereis *EP* — 12 Et d. Fromons *P*; folgt: Atant s'en est (est il *S*) dedenz la chambre entrez *ACLDJVQSNMP* — 13 Et v. sa s. *VQ*, l. li est a. *LVP* celle part e. a. *A* — 14 Et (Il *LJ*) la s. *NMEPLJ*,

„Sire,“ dist ele „bien soiés vos trovés!“
Icele nuit le laissierent ester,
Quant il fu tans, si alerent soper,
Après mangier s'alerent reposer
Jusc'al matin que li jors parut cler
Que se leverent li demainne et li per.
Li quens Hernaus et Fromondins li ber
B 77e] Al mostier font les ·II· enfans porter,
Si les ont fais batisier et lever;
L'un des enfans ont fait Begon nomer,
L'autre Fromont, si com j'oï conter.
Quant il ont fait tote lor volenté,
Do mostier issent, o palais sont monté,
Les tables metent, s'asïent al disner.
Quant disné orent, si se sont tot levé,
Congié demande Fromondins li senés.
Li quens Hernaus l'a a deu commandé
Et sa seror qui molt l'avoit amé;
Et il s'en part, n'i a plus demoré,
A Bordiaus vint, s'est o palais montés.

---

15 *M* 231a — 20 *V* 202a *E* 320b *P* 232b — 25 *A* 235b — 32 *L* 83c — 34 *C* 170b

Fromons par a. *N*; folgt: Dame dist il deus vos puisse sauver *E* — 15 Frere fait e. *M* — 16 l'ont il (si *NM*) lessié e. *LJNM* laissent ensi (ici) e. *EP* — 17. 18 fehlen *LJSNM* — 17 fehlt *EP* — 18 steht nach 19 *E*, nach 19a *P*; A. soper *V*, alerent r. *AE* — 19 Tres (Tant) c'al *MJ*, demain *NEP*, que il dut ajorner *CEP* que il fu ajorné *LDJVQSNM*; folgt: Grant sont li sierge (siege) qu'il ourent au souper *EP* — 20 fehlt *M*; Cant se l. *E* Or sont levé *N*, li (cil *VQ*) chevalier membré *ACLDJVQSNEP* — 21 et Fromons li seneis *P* — 22 Au matinet f. l. e. p. *L* Au m. sont [li] dui e. porté *N* Au m. vont l. ·II· e. lever *EP* — 23 fehlt *EP*; Puis l. o. f. *ACDJVQSNM* — 24 Un d. e. *EP* L'ainé des ·II· *N*, o. f. Begue n. (ilec lever) *LC* o. B. apiellé *SN* — 25 Et F. l'autre *A*, si c. l'oï (oï *Q*) c. *EPQ* ce dist l'auctorités *S* — 26 totes l. volentés *CDEP* tot a l. v. *AL*; Q. o. ce f. si se sunt retorné *Q* Q. li enfant furent crestïenné *N* — 27 fehlt *N*; Dou pallais i. *E*, o p. s. antré *C* si sont au jeu allei *EP* n'i ont plus demoré *ML* sans plus de demorer *J*; Del m. sont el p. retorné *S* — 28 Tout maintenant *LJM*, s'assisent *ALQ* assistrent *JM*; Isnellement sont assiz *N*, au souper *Q*; Li cuens ot fait le mangier aprester *S* — 29 Com *M*; Cant ont mengié (disné *J*) *ANJ*, si s'en *L*, fureut l. *C*; les napes font oster *A* des tables sont levé *N*; si s'en s. *QS*, retourné *S* — 30 l'alossé *N* li menbrés *Q*; Fromons s'en part et o lui ses barné *S* — 31 a deu l'a c. *L* — 32 Il et Ludic *A* Sa seur ausi *S*, qui molt a de biautei *EP* — 33 fehlt *S*; D'iluec se p. *EP* Il s'en repaire *A*; Fromons s'en p. n'i est p. d. *N* — 34 A. B. vient *M*, ou p. est m. *L* c'est en la ville entreis *P* si com dut

A Geronvile remest Hernaus li ber
Et sa moilliers o le viaire cler
Deci al terme qu'ele dut relever.
La messe vont volentiers escouter;
Quant fu cantee, si se sont retorné.
Ci vos lairons do conte Hernaut ester,
Quant tans en iert, bien sarons retorner;
Si vos vorai do roi Gerbert conter
Qui en Gascogne plot molt a sejorner
O sa moillier o le viaire cler.

CCCLXXXVI.

Chi vos lairon d'Ernaut le palasin,
Si vos diron do fil al duc Garin
Qui fu a Ais *en son* palais marb(e)rin
O sa moillier qui tant ot cler le vis.
Puis fu ensi bien ·III· ans et demi,
Que ains por guerre n'en fu escus saisi[s]
Jusc'a ·I· jor que vos porés oïr;

---

39 *D* 200c *J* 230a — 39a *Q* 182c — 386, 1 *S* 146d — 4 *M* 231b — 5 *E* 320c *P* 232c —

avesprer *A* maintenant par vertei *E*; A B. est en son p. m. *N* Dusc'a Bordele ne se sont aresté *S* — 35 remaint *A*; en est H. remés *V* li quens H. remest *M* est H. sejorneis (demoré *N*) *EPN* — 36 O sa m. *JSNM*, ki le v. ot c. *SM* Ludie au cors mollé *N* — 37 De ci qu'au *D*, jor *JNM* — 38 fehlt *S*; Al mostier va le servise (la messe *E* por la m. *P*) e. sonst; folgt: Ou li ·XX· dames qui molt ont de biauté *N* — 39 fehlt *QS*; Cant (Com *JM*) il (or *EP*) fu dis (dite *EP*), si s'en *ACLDJVMEP*, est r. *CDV*; Quant le servisse fu dit et afiné *N*; folgt: Granz fu la joie (noise *M*) sus el palais listé (pavei *P*; quant vint au retorner *Q*) *ALDJVQMEP* Sus le palais ont grant joie mené *N* — 40. 41 fehlen *C* — 40 Or v. *VEP* Atant *S* Huimais *Q* — 41 fehlt *SN*; Cant (Com *M*) lius en i. (sera *VQ*) *ALDJVQMEP*, si vaurons (porrons) r. *VQ* b. i s. torner *E* b. en sarai conter *P* — 42 Or *C* Et *JM*, v. vodrons *LVQS*, parler *VQM* chanteir *P*; Du r. G. devons ·I· poi chanter *N* — 43 plait *EP*, m. lo s. *M* — 44 qui molt ot le vis c. *J* ki tant fist a loër *S*; O la roïne qui est de grant biatez *M*; folgt: Qui plus l'amoit que chouse qui fut nei *EP*

CCCLXXXVI 1 Ici *N* Or v. *JVQSM*, d'E. le Poitevin *VSN*; folgt: Le chevalier qui fut prous (p. f.) et hardis *EP* — 2 Et v. (si) d. *NJ* — 3 o p. *B*; en son p. marbrin sonst ausser *E*: Qui en Gascongne fut ou p. marbrin *E* — 4 fehlt *EP*; q. molt *ALDJVQN*, a *LNM*; q. a t. *C*; o le cors eskaivi *S*; folgt: ·I· biax filz ot qui ot non Anseïs *N* — 5 P. fu il si *D*, b. ·II· (·V·) a. *SN* ·IIII· a. toz *D*, acompliz *DVQ*; P. i fu b. ·III· a. et ·I· d. *A* — 6 C'onques *LS*, par g. *A*; Que ains par arme *P*, n'i (ne *JMQP*) fu *ALDJMQP*, espiez s. (ses escus pris *QM*) *AQM*; n'i ot arme s. *S*; Que il ne fut par aus e. s. *E* Qu'il n'ot entr'eus ne noise ne estri *N* — 7 qui ja vos sera dis

Que Amaudas ·I· fors rois poëstis
9 — De Terrascone justice le païs —
S'esmut ·I· jor a ·XX· mil fervestis,
Jusc'a Saint-Gile ne prist il onques fin;

10 *A* 235c *V* 202b

JMN — 8 Rois *N*, Amadas *JSN* Anadas *Q* Annadas *LDM* Amandras *EP* Esmaudas *C* Enadas *V*, ·I· r. poësteïs *ALCDJVQP* ·I· paiens posteïs *N* — 9 De Terragonne (Sarragoce) *PE*, justisoit *AMEPN* justiça *V* justicier *J* — 10 ·I· jor s'e. *AMN* Si (S'en *Q*) vint ·I· j. *EPQ*, a ·XX· mil arrabis *Q* — 11 Si q'a *L*, ne prisent o. f. *ACLQSEP*; folgen: *LJMN*:

1. Desouz Saint Gille enmi ·I· pré flori
2. Se sunt logié paien et Sarrazin.
3. Li trés le roi fu d'un paille *sanguin*
4. Bien gironné d'un paille alixandrin. [*N* 128b.
5. Il le fist tendre desouz l'onbre d'un pin;
6. De soie sunt les cordes qui le tint,
7. Et li pesson estoient d'argent fin.
8. Biaus fu et genz, plus que ne vos devis;
9. Bien puet dedenz ·M· chevaliers seïr.
10. Dedenz entra Annadas l'Arrabis,
11. Sor la fresche herbe fist giter ·I· tapis,
12. Tout maintenant s'estoit desus assis
13. Dejouste lui Corsabré son cousin. [*J* 230b
14. Il l'apela, si l'a a raison mis,

L 83 d] „Cousins,“ dist il „entendés a[n]vers mi!

16. Vez, com siet bien cist chastiaus seignoris!
17. Je vos otroi la terre et le païs;
18. Quant nos avrons *conte* Remont ocis,
19. Sire en seroiz par mon deu Apolin.“
20. Dit Corsabré[s]: „Sire, vostre merci!“
21. Rois Annadas s'escria a haut cri:
22. „Or a l'asaut,“ fait il „franc Sarrasin,

1 Desa *JMN*, enmi lo p. M. en ·I· petit larris *V* — 2 seguin *L* — 3 Son tref fu riche de soie et de sami *N* — 4 de *J* porpre a. *JM* A ·III· pomiax qui sont desus d'or fin *N* — 5–9 fehlen *N* — 5 Et *J* — 6 Les c. sunt de s. au tref tenir *JM* — 8 Grans fu et larges *JM*, p. q. nel v. d. *M* — 9 B. porent ans *M* Molt pot b. ens *J* — 10 Amadas *N*, li floris *M*; D. le tré Amadas le flori *J* — 11. 12 fehlen *N* — 13 Et avec lui *N*, Corsabrin *M* — 14 Il en (l'en) apele *JM* Il l'a. puis li a dit ainsi *N* — 15 fehlt *N*; fait il e. sai amis *M* — 17. 18 umgestellt *N* — 18 Com *M*, contre *M* le quen *L* — 19 fehlt *N* — 20 D. Corsabrins *M* — 21 R. Amadas *JN*, lor cria *J*, a haus cris *MN* — 22 Or a l'a. franc chevalier gentil (paien et Sarrasin *N*) *JMN* —

12 La vile asalent par force et par estri . . . .

---

23. Gardez le borc que il ne soit maumis! [*M* 231c
24. Je l'ai donné Corsabré mon cousin.
25. Prenez le conte, si le m'amenez ci!
26. Je li ferai touz les menbres tolir."
27. Dïent si home: „Tout a vostre plaisir!"
28. Tantost se corent armer et fervestir.

23 q. il n'i s. *JN* — 24 Corsabrin m. c. *M* m. c. Corsabrin *J* — 25 et le m'a. ci *N* — 26 Si *N* — 27 D. paien *N*, sire v. p. (merci) *MJ* — 28 T. s'an c. *J* Adonc se vont *N*

12 La v. asisent *AV*, tot entor *A*, par aïr *ACLDVQ*; a f. et a c. *S* paien p. grant aïr *N* p. mervillox aïr *JM*; La vinrent tuit paien et Sarrazin *EP*

Zum Roman de la Dame à la Lycorne et du Biau Chevalier.

Von

Wolfram von Zingerle in Innsbruck.

G. Gröber bemerkt in seiner französ. Literatur im Grundriss der rom. Ph. II, Abt. 1, 1089, nachdem er von der Chanson de Lyon de Bourges gehandelt hat: „Ob in dem noch nirgends besprochenen Roman de la Dame a la licorne et du beau chevalier in 10 Silbnern, Inc. Ou temps du mai que tuit li oisillon, in Hs. Bibl. nat. 12562, 14. Jahrh., fol. 1—68, eine ähnliche Dichtung von Abenteuern in Tiraden geboten wird, ist nicht zu erkennen".

Ich will nun im folgenden über diesen Roman, den ich vor Jahren zur Herausgabe [1]) in Paris abgeschrieben habe, einiges mitteilen.

Er ist von einem hennegauschen Kopisten in der Bücherschrift des 14. Jahrhunderts geschrieben und zählt 8492 Verse ohne die fehlenden. Jede Seite hat zwei Spalten von 38 Versen, die aber durch 101 Miniaturen von verschiedener Grösse und die rot geschriebenen Inhaltsangaben unterbrochen sind. Abschnitte beginnen mit roten oder blauen

1) Leider wurde dieselbe durch den Bibliotheksdienst, andere Arbeiten und Krankheit hinausgeschoben. Während ich mit diesem Aufsatze beschäftigt war, hörte ich zu meiner Überraschung, dass F. Gennrich eine Ausgabe druckfertig für die Gesellschaft f. Roman. Literatur eingesandt hat, welche erst nachträglich zum erstenmal am Umschlag von Bd. VIII, Heft 2 der „Roman. Forschungen", ausgeg. April 1908, angekündigt wurde. Es ist dies deshalb auffallend, weil meine beabsichtigte Ausgabe in der Romania XXV, 342, Roman. Forsch. X, 477 Anmkg. und XI, 310, wo ich sogar den im Roman enthaltenen Prosabrief veröffentlicht habe, angekündigt war. Zudem hatte ich am letzten Deckblatt der Hs. eine Bleistiftbemerkung über meine Abschrift angebracht, und Konservator H. Omont hatte die Güte, mir am 24. September 1900 zu schreiben: Il sera fait, suivant votre désir, mention dans notre ms. fr. 12562 de votre préparation de l'édition du Roman . . . Eine Mitteilung seitens Gennrichs über seine beabsichtigte Ausgabe, wie es sonst üblich ist, hätte sich gehört.

Initialen. Neben den Bildern am Rande stehen in sehr kleiner Kursive Anweisungen für den Künstler, die durch Abreibung, Übermalung und infolge des Einbindens häufig unleserlich sind. So steht z. B. neben dem ersten Bilde: Ichi endroit faites vne dame . . . seant et vne licorne derriere li et .I. chevalier seant deuant la dame escrisant sur sen genoul et siece li chevaliers sus unne mote de terre et i ait pluseurs arbres et pluseurs oisels sur les arbres et vne fontainne yssant de la mote de terre.

Wie auch in andern altfrz. Dichtungen öfters beabsichtigte Vertauschung der Versart vorkommt, so auch hier.

Nur bis Vers 562 besteht der Roman aus 10 Silbnern mit Cäsur nach der vierten Silbe, die durch zwei und sechs 8 Silbner und einmal durch vier 7 Silbner unterbrochen werden, der übrige Teil aus 8 Silbnern.

Jedoch sind einem seit dem Romane Guillaume de Dôle viel nachgeahmten Gebrauche folgend in den Text 22 Lieder (ohne Complainte und das an einen Brief angeschlossene) eingeflochten, bei denen vor jeder Zeile zwei leere für Noten ausgespart sind. Sogar einen Liebesbrief in Prosa finden wir darin enthalten, wie Prosa-Liebesbriefe auch in Guillaume's de Machaut Voir dit zahlreich vorkommen.

Der Dichter wollte augenscheinlich seine Kunstfertigkeit zeigen.

Ich bemerke nebenbei, dass die schönen Tapisserien aus dem 15. Jahrhundert im Musée de Cluny zu Paris, welche Szenen aus dem Leben einer vornehmen Dame darstellen, die ein Einhorn bei sich hat, zu unserm Romane in keiner Beziehung stehen.

Die Dichtung ist ein Liebesroman, in dem die treue und reine Liebe zwischen einem Ritter und einer verheirateten Dame verherrlicht wird, wobei der Chevalier Faé während der zahlreichen aneinander gereihten Abenteuer und Kämpfe, die ersterer zu bestehen hat, den Liebesboten macht. Trotz des damals geltenden Kodex der höfischen Liebe ist es doch auffallend, dass der Verfasser gegen ein dutzendmal über das Zusammensein der Liebenden versichert, dass sie sich liebten sans nul mal penser, sans vilenie penser, sans penser diffame etc.; auch als der Kaiser Friedrich die Königin von Jerusalem entführt und in sein Reich gebracht hatte, n'onques nul jour mauvais couvine en la röynne ne pensa. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass der Dichter ein Clerc gewesen sei. Wie er selbst am Schlusse sagt, habe er den Roman zur Lehre für Liebende geschrieben; denn nur, wenn sie das Laster fern halten, komme ihre Angelegenheit zu gutem Ende.

Um es gleich hier zu bemerken, besteht zwischen der Chanson Lion de Bourges, wo der dankbare Tote als weisser Ritter die Rolle Auberons im Huon de Bordeaux spielt, wie hier der Chevalier Faé, und unserm Romane sonst keine nähere Beziehung.

Der Inhalt unseres Romans ist in Kürze folgender:

Wegen der schönen Maienzeit will der Dichter das Leben einer durch Schönheit, Güte und Klugheit ausgezeichneten Dame von sehr hoher Abkunft erzählen. Sie ist, wie man erst gegen Schluss erfährt, die Tochter des Königs von Friesland.

Erst 16 Jahre alt, lebt sie in Freuden, weiss aber noch nichts von der Liebe Lust und Leid. Seit längerer Zeit liebt sie ein tapferer Ritter. Als die Dame in fernes Land gezogen ist, verlässt auch er traurig seine Heimat, wagt aber wegen der bösen Zungen nicht, ihr zu folgen.

Eines Tages trifft er Leute, die ihm klagen, dass 30 Ritter ihnen die schönste Frau entführt haben. Er holt jene ein, kämpft nach Vereinbarung mit vieren zugleich und besiegt sie. Laut ruft er: La Cornemuse! Wegen seiner Tapferkeit schonen die Übrigen sein Leben, geben die Dame frei und ersuchen ihn, mit ihnen zu einem Turnier in Aufrique zu ziehen, was er auch tut (Bl. 1^a–2^b).

Jene Dame, welche aus ihrem Lande gezogen war, wird überall bewundert und als die Blume ihres Geschlechtes gepriesen; daher gibt ihr Jesus das die Reinheit liebende Einhorn zum Geschenke, damit sie immer heisse la Dame Blanche qui la Lycorne garde. Ein Baron heiratet sie, und beide führen ein köstliches Leben (Bl. 2^c).

Da gesteht ihr der Chevalier au Gresillon seine Liebesqual und bittet sie, in Ehren ihr Ritter sein zu dürfen. Sie gesteht es zu und schenkt ihm vor seiner Ausfahrt nach Pulle einen Ring (Bl. 3^a).

Von einem Verwundeten vorher gewarnt, kommt er zu einem Zelte, auf dem ein Jüngling bei seinem Nahen ein Horn bläst, worauf sechs Ritter herauskommen und zu Pferde steigen. Im Kampfe unterliegen sie alle der Reihe nach (Bl. 3^c).

Der Ritter, der Cornemuse ruft und in das Land gekommen ist, um die Dame wieder zu sehen, erfährt durch einen Vertrauten deren neues Verhältnis. Sofort reitet auch er nach Pulle, belügt den Chev. au Gresillon, dass die Dame sich über ihn nur lustig mache und er ihre Liebe besitze. Vom Schmerz ergriffen spricht dieser einen „gret piteus“ [1] *), tritt den Ring ab und verschwört, je zur Dame zurückzukehren (Bl. 4^c).

Cornemuse reitet darob erfreut zur Dame und sagt, dass ihr Ritter die Liebe zu ihr aufgegeben und ihm sogar den Ring geschenkt habe.;

---

1) S. die gleiche Art der Eidesleistung zw. Ludwig d. B. u. Friedrich v. Österr. bei Henricus Rebdorfensis a. a. 1325: „Et iuraverunt ambo tractatus huiusmodi occultos observare super sacramento eucharistie, quod ambo eadem hora receperunt missa coram ipsis celebrata.“ Böhmer, Fontes rer. Germ. IV, 515.

*) Die Zahlen beziehen sich auf die Lieder am Schlusse.

sie möge in der Wahl ihrer Vertrauten vorsichtig sein. Diese aber fertigt ihn mit dem Bemerken ab, dass ein Verleumder nicht Liebe, sondern Hass erwerbe. Hoffnungslos reitet er in sein Land und macht unterwegs eine Chanson[2] (Bl. 5[b]).

In die viel bewunderte Dame à la Lycorne war seit langem auch der Beau Chevalier, der schönste und vollkommenste Ritter der Welt, verliebt. Als er sieht, dass die Dame ohne Freund ist, wagt er es, ihr seine Liebe zu offenbaren und sie zu bitten, ihn als ihren Ritter anzunehmen. Sie weigert sich zuerst; doch als sie seine Aufrichtigkeit erkannt hat, lässt sie sich unter der Bedingung herbei, dass eine Messe gelesen werde, er die Hand über den geweihten Körper (Hostie) lege und schwöre, dass er stets treu und keusch sein werde, ihre Liebe geheim halte und ihr in der Not beistehe, bis er sicher wisse, dass sie ihn in der Liebe getäuscht habe, was nie geschehen werde. Nachdem er so geschworen, schwört sie auf die gleiche Weise. Hierauf lassen sie den geweihten Körper teilen und empfangen ihn, wie wahre Liebende tun sollen[1]) (Bl. 8[a]).

Von Liebe erfüllt machen sie auf einander abwechselnd je zwei Chansons, resp. Rondeaux[3—6], und nehmen dann unter Küssen Abschied (Bl. 9[a]).

Der Ritter zieht auf Ehre aus, bleibt im Turnier bei der Tour Vermeille Sieger und erwirbt sich dabei durch Rettung aus grosser Gefahr die Liebe und Dankbarkeit Privé Dangiers, des Gemahls der Dame à la Lycorne, der ihn, nachdem sie in einer Herberge übernachtet, mit sich nach Hause führt und seiner Frau dessen Taten erzählt. Beim Abendessen werfen sich der Ritter und die Dame süsse Blicke zu, und nach demselben wird er durch den Gemahl derselben vorgestellt. Hierauf setzen sich die zwei Liebenden vor allen auf ein Bett und unterhalten sich unauffällig. Sie haben solche Freude, dass sie Chansoneten[7, 8] machen (Bl. 10[c]). Oft führt Privé Dangier den Freund, um ihn zu ehren, in sein Haus, bis die Dame à la Pye ihren Herrn auf das Verhältnis aufmerksam macht. Nun hält es der Ritter für besser, das Land zu verlassen. Mit einem Rondel[9] und einer Chanson[10] nehmen die Liebenden von einander Abschied (Bl. 12[a]). Er reitet in das Val Aventureus. Unter einem Baume rastend dichtet er einen 237 Verse langen Dit, den er seiner Dame schicken will, welche Allegorie der Kopist in der Überschrift la chëenne d'amours nennt (Bl. 14[d]).

Auf seinem Wege trifft der Beau Chevalier einen Edelmann mit seiner weinenden Tochter, die er, um sich selbst zu retten, einem Riesen ausliefern soll. Nach hartem Kampfe tötet er den Riesen, dessen Kopf er dem Mädchen überreicht (Bl. 16[b]).

1) Siehe Anmerkung 1 auf vorhergehender Seite.

Am andern Morgen reitet er weiter, und an seine Geliebte denkend hebt er einen Sang[11] an.

In einem Walde sieht er einen auf einen Löwen gebundenen Ritter mit verbundenen Augen, auf welchen zwei andere einhauen, dass er schreit. Der Beau Chevalier fordert sie zum Kampfe; dem angreifenden Löwen haut er sofort den halben Schädel und die Schulter weg, und mit Hilfe des Verbundenen bekämpft er die beiden so, dass sie um Gnade flehen. Er löst dem Befreiten die Binde, und dieser erzählt ihm seine Herkunft und Eigenschaft (Bl. 17[c]):

Seine Mutter erwartete einmal ihren Geliebten in einem Obstgarten; da sah sie eine weissrote Apfelblüte. Amor berriet sie, dass dies die Gesichtsfarbe und das Bild des Ersehnten sei, und bewirkte, dass sie durch diesen Anblick schwanger wurde und ihn gebar. Ihm aber habe Amor die Gabe verliehen, von jeder Liebe die Wahrheit zu wissen. Daher wisse er auch seinen Namen, und dass er treu und tapfer sei, — nur um solche kümmere er sich —, und kenne sein Verhältnis zur Dame à la Lycorne. Künftig werde sein Name le Beau Chevalier au Lyon sein.

So oft er Nachricht von seiner Dame wünsche, werde er sie ihm bringen, denn schneller als eine Seele dem Körper entflieht, könne er bei ihr sein. Dann gibt er ihm ein Horn aus Elfenbein mit dem Bemerken, dass, wenn er es blase, er ihm sofort zu Diensten sein werde. Nachdem er seinen Namen, Chevalier Faé, genannt, nimmt er den Brief[1]), welchen auf sein Geheiss der Ritter geschrieben hatte, und bringt ihn der Dame, die er zu Bette trifft. Dieser schenkt er ein kleines Pfeifchen aus Elfenbein, damit sie ihm pfeife, wenn sie Nachricht über ihren Freund wünsche (Bl. 19[c]).

Wie ihm Faé schon früher geraten hatte, macht sich der Beau Chevalier au Lyon auf den Weg zum Kaiser Friedrich. Er übernachtet in der Tour Redoutée, nachdem er vor deren Tor 20 Ritter besiegt hatte. Vor einer Brücke erwarten ihn 30, hinter derselben 40 Ritter; der furchtbare Kampf mit letzteren dauert bis zur Nacht; da bläst er in das Horn, und sofort erzeigen ihm alle Ehrerbietung, denn sie haben die Vision, er sei eine schöne Dame (Bl. 21[a]).

In der Stadt vor den Kaiser geführt, den der König von Jerusalem bekriegt und in einem Jahr zweimal besiegt hat, nimmt er dessen Dienste an. Im Val Luisant wird der König gänzlich geschlagen und begibt sich allein auf die Flucht; ebenso werden dessen Anhänger bei einer Hafenstadt aufgerieben und wird diese in Brand gesteckt. Aus Dankbarkeit macht der Kaiser den Beau Chevalier zum Gouverneur.

---

1) Ich habe, wie schon erwähnt, diesen Prosabrief in Rom. Forsch. XI, 310 ff. mitgeteilt.

Dieser zieht mit seinen Leuten vor das Schloss des Königs und lässt ihn zur Unterwerfung oder zum Zweikampfe auffordern. Der König aber lässt sagen, er sei verwundet, und ersucht um Waffenstillstand für ein Jahr, der ihm gewährt wird (Bl. 24a).

Die Dame à la Lycorne sehnt sich nach ihrem Ritter; um die Schmerzen zu erleichtern, macht sie eine Complainte[12]; dann pfeift sie dem Faé, der ihr von den Taten ihres Geliebten berichtet. Sie lässt diesem sagen, dass der Chevalier au Chief d'Or sie mit Liebeserklärungen belästige, und ihr Gemahl sich durch seine Eifersucht lächerlich mache (Bl. 25a).

Kaiser Friedrich vertraut dem Beau Chevalier an, dass er schon lange die Königin von Jerusalem liebe und sie ihn, daher möchte er sie sehen. Unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt zum hl. Jakob ziehen die beiden ausser Landes. Als Menestrel verkleidet kommen sie am dritten Tage vor Pfingsten in Jerusalem an; der Ritter mit einer grossen Fiedel heisst den Kaiser Perrot, und dieser jenen Jehennot Da der König auf einer mehrtägigen Jagd ist, finden sie Gelegenheit mit der Königin in deren Kammer zu sprechen. Sie ist sehr erfreut und rät ihnen, als weisse Nonnen verkleidet, deren Haus in Cypern abgebrannt sei, mit einem Empfehlungsbrief von ihr zur Priorin der Abtei Saint Jehan du Val zu gehen und um Aufnahme zu bitten; sie selbst werde nach dem Feste, wie alljährlich, auf einige Zeit dorthin kommen; Friedrich solle dann ein bemanntes Schiff kommen und sie rauben lassen (Bl. 27b). So geschieht es. Als die Äbtissin mit den Schwestern, darunter Perrete und Jehenne, und mit der Königin am Gestade lustwandelt, kommt Petit Afilé mit 20 Rittern in einem Schiffe an, überfällt sie und entführt die drei letzteren in das Reich, wo der Kaiser der Königin viel Ehre erweist und sie seiner Mutter in Obhut gibt (Bl. 28d).

Um Frieden zu schliessen, wird im Val Griffon ein grosses Turnier veranstaltet, vor dessen Beginn der Beau Chevalier dem Könige feierlich die Königin als das bravste Weib übergibt, wofür er mit Leib und Seele einstehen wolle (Bl. 29d).

Er geht im Turnier als Sieger hervor, aber der Kaiser wird getötet. Als die Königin es hört, fällt sie in Ohnmacht und stirbt. Da der König sich nicht darum kümmert, lässt der Ritter mit dessen Erlaubnis beide Leichen auf einer Bahre in die Kirche tragen, Messen lesen und sie zusammen begraben (Bl. 30d). Schmerzerfüllt lässt er den Chevalier Faé kommen, der ihm sagt, dass er vom Emir der Türkei, welcher mit dem Sultan von Babylonien Krieg führe, gut aufgenommen sein werde. Zuvor aber überbringt Faé der Dame à la Lycorne eine „Ballade“[13] des Ritters und dessen Grüsse; sie ersinnt sogleich eine Chanson[14] und übergibt ihm zwei Balladen[15,16]: eine, die der verliebte Chevalier

Doré ihr gemacht hat, der gegen den B. Ch. Übles sinne, und ihre Entgegnung, welche Faé wieder dem erfreuten Geliebten einhändigt (Bl. 32[d]).

Dann macht sich der Beau Chevalier auf den Weg und nimmt Petit Afilé als Genossen mit.

Sie kommen zu einem mitten auf dem Wege stehenden Baum, auf dem zwei kupferne Ritter kunstvoll fechten, während derselbe sich immer dreht. Zehn Ritter bewachen ihn, welche nur der treueste Ritter der Welt besiegen kann; so ist es dem Baume bestimmt. Der B. Ch. vernichtet sie im Kampfe, berührt den Baum, und der Zauber fällt (Bl. 33[d]).

Petit Afilé hat auf einem Steinhaufen zugesehen. Er spielt gewöhnlich den Furchtsamen und bildet durch seine witzigen Reden das belustigende Element im Romane. So steigt er, als sie in der Nähe eines Schlosses auf 40 Ritter stossen, auf einen hohen Baum, den er als das höchste Pferd bezeichnet; sein Freund aber kämpft mit ihnen bis gegen Abend und bläst schliesslich mit dem Horne. Faé erscheint, und durch seinen Zauber sind alle besänftigt. Die Beiden übernachten im Schlosse (Bl. 34[d]).

Am nächsten Morgen hören sie neben ihrem Wege eine liebliche Stimme und sehen einen Eber, gross wie ein Stier, dessen Haare Goldfäden sind, die Zähne Elfenbein. Plötzlich befindet sich am Sattelbogen des Ritters ein Brief, worin geschrieben steht, dass der Eber nur dem besten Ritter der Welt nichts anhaben könne und dieser ihn scheren müsse. Das Tier legt sich dem B. Ch. zu Füssen, der es schert und, nachdem es aus Schwäche eingeschlafen, ihm auch die Zähne nimmt, worauf es verendet. Das Goldhaar lässt er durch Faé der Dame bringen (Bl. 35[d]).

In der Türkei empfängt sie der Emir mit Freuden in seinem Schlosse. Im grossen Kampfe vor den Toren wird der Sultan gefangen. Statt eines Geschenkes erwirkt sich der B. Ch., dass der Emir und seine Leute sich taufen lassen und das ganze Land das Christentum annimmt (Bl. 37[c]). Hierauf zieht er, um Neuigkeiten zu erfahren, mit P. A. zum König von Tunis, der, ein Feind der Franzosen, sie ins Gefängnis werfen will, aber, nachdem er auf Bitten der Königin, die sich gleich in den wunderschönen Ritter verliebt hat, mit ihnen gesprochen und deren Namen erfahren, sie reichlich beschenkt. Vor dem Abschied erhalten sie auch von der Königin noch 200 Pfund. Sie kommen zum hl. Grabe und danken Gott für Gut und Ehre (Bl. 38[c]).

Auf der Rückkehr treffen sie den Chev Faé, der Grüsse von der Dame bringt und sie dem Könige von Ungarn, der vom König von Cypern hart bedrängt werde, zu Hilfe kommen heisst. In Ungarn empfängt sie der König freudig auf seinem Schlosse. Durch die Taktik des B. Ch. wird die Schlacht im Felde Haudri gewonnen, der

König von Cypern von ihm aus dem Sattel gehoben und gebunden in das Schloss des Königs gebracht, wo grosser Jubel herrscht (Bl. 41b).

Die schöne Königin bietet eines Tages dem Ritter ihre Liebe an, der sie jedoch dankend ablehnt, weil sein Herz schon vergeben sei; betrübt und zornig zieht sie sich in ihre Kammer zurück (Bl. 41d).

Der B. Ch. bläst dem Faé und fragt ihn, wohin er ziehen soll; dieser rät ihm in sein Land zum König von Friesland zurückzukehren und Privé Dangier zu besuchen. Der König von Ungarn bietet dem Ritter vergeblich die Hälfte des Reiches an; beim Abschied schenkt er ihm und seinen Genossen Kleider und einen Teil seines Schatzes. Aus verschmähter Liebe und Schmerz über die Trennung stirbt die Königin (Bl. 42a).

Auf dem Wege beginnt der Ritter eine Ballade[17].

Als sie zum König von Friesland kommen, findet gerade ein grosses Fest statt, bei dem auch die Dame à la Lycorne und ihr Gemahl Privé Dangier anwesend sind. Beim Essen spricht jedermann von des Ritters Taten. Während des darauffolgenden Tanzes singt die Dame eine Chanson[18]. Zwölf Vettern derselben, deren Namen der Dichter aufzählt, alle aus Friesland, lassen ein Turnier ausrufen und bitten den B. Ch., ihr Genosse zu sein, was er gerne zusagt (Bl. 43d).

Faé bewirkt, dass derselbe heimlich in die Kammer der Dame treten kann, welche bei seinem Anblick ohnmächtig auf das Bett sinkt. Jammernd hebt er sie empor, bis sie, zu sich gekommen, ihn lange wortlos umschlingt. Sie unterhalten sich bis zum Tage, ohne an Niedriges zu denken. Traurig nehmen sie Abschied, und die Dame beginnt wieder eine Chanson[19], ebenso er, als er allein ist[20] (Bl. 44d).

Beim Turnier, in Gegenwart der Damen, fordert der Chev. au Chief d'Or den B. Ch. prahlerisch zu einem Lanzenbrechen und wird von diesem durch einen Stoss zur Erde geworfen. Nicht besser ergeht es ihm, als er ihn nachher im Getümmel mit dem Schwerte angreift. Der schöne Ritter wird von allen als Sieger des Turniers erklärt (Bl. 46c).

Während die Damen in ihren Kammern sich zum Abendessen schmücken, klagt der Dame à la Lycorne die Kusine Contesse de Lëesse ihr Leid. Seit ihr Geliebter ihretwegen bei einem Lanzenbrechen getötet worden sei, habe sie keine Freude mehr; es bitte sie zwar seit langem der junge und hübsche Chevalier au Serpent um ihre Liebe, aber sie könne an seiner Unterhaltung keinen Gefallen finden. Die Dame rät ihr zu prüfen, ob seine Treue zuverlässig sei, und ihm dann Gutes zu erweisen (Bl. 47a).

Während des Mahles kommt ein Fräulein auf einem Stachelschwein geritten und erzählt von drei sonderbaren Abenteuern, die es in der Terre de Labour, aus der sie komme, gebe: von einem Gierfalken, von einem Fräulein, das halb Hirsch, halb Weib sei, und von einem,

das nackt in einer Quelle Qualen leide. Nur durch den besten Ritter der Welt können diese Abenteuer ein Ende nehmen. Die Ritter mögen also dorthin ziehen, um Ehre zu gewinnen. Hierauf reitet es wieder fort (Bl. 47c).

Nun zählt der Dichter eine Reihe von Rittern mit seltsamen Namen auf, die auf die Suche gehen wollen. Der B. Ch. nimmt aber nur zwölf als Genossen an und bewegt auch Petit Afilé mitzugehen. Am andern Morgen nehmen sie vom König Abschied.

In der Terre de Labour angekommen, hören sie eine Stimme, die laut ruft: Wehe, dieses mal werden die Abenteuer aufhören, welche hier sind! (Bl. 48b).

Das Fräulein mit dem Stachelschwein, dem sie begegnen, fordert sie auf, sich zu trennen, denn die Suche werde vor zwei Jahren nicht beendet sein. Die Ritter nehmen von einander Abschied; nur P. A. bleibt beim B. Ch. Letzterer wird am zweiten Tage von dem ihn tödlich hassenden Chev. au Chief d'Or angegriffen, dieser aber zu Boden geworfen (Bl. 49a).

Weiter ziehend treffen die Beiden einen Löwen im Kampfe mit einem Drachen. Der Drache stürzt sich sogleich auf den Ritter, wird verwundet und schlägt dem Pferde die Krallen in den Kopf. Der Löwe, welcher schmerzende Wunden hat, kommt unterwürfig herbei und greift den Drachen an, der durch den Flügel gehauen zur Erde fällt und getötet wird. Der Ritter ruft dem Löwen, welcher sofort vom Drachen lässt, sich zutraulich an ihm reibt und ihm wie ein Windhund folgt (Bl. 49c).

Da kommt der Chief d'Or, behauptet, dass der Drache ihm gehört habe, und fordert den B. Ch. zum Kampf auf Leben und Tod; er unterliegt wieder, wird aber gegen das Versprechen, keinen Hass mehr zu hegen, am Leben gelassen.

Der B. Ch. bläst dem Faé, der ihm für das getötete Pferd ein Füllen mit Namen Morel le Desreés bringt, welches laut wiehern werde, sobald man an ihm Verrat üben wolle, welches sonst kein Mensch reiten und auf welchem er die Abenteuer vollenden werde (Bl. 50c).

Nachdem auf dem Wege zuerst zwei, dann ein dritter Ritter besiegt worden sind, treffen der B. Ch. und P. A. im Walde einen Zwerg, der mit dem Schwerte ein klagendes Fräulein, das unter der Brust wie ein Hirsch geformt ist, vor sich hertreibt. Als er zur Rede gestellt das Schwert erhebt, fasst ihn der Ritter bei den Haaren, schlägt ihn gegen die Erde und haut ihm den Kopf ab. Dann bittet ihn das Mädchen, mit ihr zu einem Brunnen zu gehen, in welchem an einem haardünnen goldenen Faden ein Eimer hängt, der ein und ein halbes Scheffel fasst. Wenn er diesen gefüllt heraufziehe, ohne dass der Faden bricht, und

sie sich mit dem Wasser wasche, werde sie ganz heil sein. Der B. Ch. zieht das Scheffel empor, das Mädchen wäscht sich und wird wieder wunderschön. Aus dem Brunnen aber ruft eine klagende Stimme: Unglückliche, wer nimmt mein Scheffel fort? lieber wäre ich tot, denn ich sehe nahen das Ende der aventures de Labour (Bl. 52[b]).

Den beiden Freunden begegnet das Fräulein auf dem Stachelschwein und heisst sie zu einer Quelle gehen, in der seit langem ein Fräulein bis zur Brust im Wasser sei und grosse Qual leide; sie habe auch 15000 Ritter, die auf der Suche nach dem Gierfalken sind, dorthin bestellt.

Auf einer grossen Wiese vor der Quelle treffen sie dieselben. Das Fräulein fordert sie auf, die Unglückliche zu erlösen. Jeder versucht dieselbe herauszuziehen, verursacht ihr aber nur Schmerzen. Da geht der B. Ch. zur Quelle, bekreuzt das schöne Mädchen und zieht es unversehrt und erfreut aus dem Wasser. Wieder hören sie eine klagende Stimme (Bl. 53[a]).

Das Fräulein mit dem Stachelschwein führt alle hierauf zum Gierfalken, der auf dem höchsten Baume von weitem sichtbar ist. Der Baum befindet sich inmitten einer immergrünen Wiese, um welche hundert stets grünende Bäume stehen, unter jedem ein unbeschreiblich schönes Mädchen. Zu aller Erstaunen begrüsst sie der Gierfalke laut und sagt, er wisse nicht, welchem von allen er die Reverenz machen müsse; daher sollen sie morgen vor ihm turnieren. Dem Besten werde er sich dann auf den Helm setzen und sich vorstellen (Bl. 53[c]).

Die Ritter sind einverstanden; die von Pulle und von Frise nehmen ein Feldgeschrei und den B. Ch. als ihren Genossen. Petit Afilé will sich lieber mit den schönen Fräulein im Schatten unterhalten, denn er werde doch nie der Beste sein und wolle auch kein Falkner werden. Schliesslich lässt er sich bereden, am Turnier teilzunehmen.

Da ruft eine Stimme schaurig: Jetzt naht das Ende der Abenteuer, die hier sind, denn hier ist der beste Ritter der Welt, der je geboren ward (Bl. 54[a]).

Im Turnier bleibt der B. Ch., dem Faé zur Erhöhung seines Mutes von seiner Dame einen Chaperon gebracht hatte, Sieger.

Die Fräulein singen vor Freude schön wie Sirenen, der Gierfalke setzt sich ihm auf den Helm, versichert ihn seiner Hilfe und gibt ihm als Geschenk, dass er in keinem Kampfe sterben noch verstümmelt werde (Bl. 55[a]).

Auf Bitten der Fräulein tötet der B. Ch. im Zweikampfe noch den Herrn des Landes, einen grossen schwarzen Ritter, und gibt ihnen dessen Kopf. Sie danken und ersuchen ihn, als Landesherr bei ihnen zu bleiben; er ruft aber den Chevalier Faé und schenkt ihm mit ihrem Einverständnisse das Land (Bl. 55[d]).

Hierauf nimmt er von seinen Genossen Abschied und geht mit P. A. in ein Schloss, wo ihm die Damen zur Heilung seiner Wunden manch gute Salbe bereitet haben (Bl. 56[a]).

Der Chevalier au Chief d'Or war allen zur Dame à la Lycorne nach Friesland vorausgeeilt und sagt ihr, dass der Chevalier au Lyon, der den Preis der Suche habe, gestorben sei. Die Dame fällt in Ohnmacht, er nimmt sie in seine Arme und reitet mit ihr in ein festes, von einem grossen Flusse umgebenes Schloss, in das man nur über eine Zugbrücke gelangen kann. Zum B. Ch. aber sendet er ein vertrautes Fräulein mit der Nachricht, dass das ganze Land wegen des Todes der Dame à la Lycorne in Trauer sei (Bl. 57[a]).

Als sie jenen nach vieltägiger Fahrt trifft, und er die Nachricht nicht glauben will, sagt sie, sie habe selbst gesehen, wie man die Tote zum Münster trug und ihre Vettern schwarz gekleidet waren. Da fällt der Ritter ohnmächtig vom Pferde. P. A. ruft ihn so lange an, bis er zu sich kommt und die Dame beklagt. Dann wirft er seine Waffen weit von sich; er wird wahnsinnig und flieht; nur aus der Ferne wagt es P. A. ihm Nahrung zuzuwerfen (Bl. 57[c]).

Inzwischen hat der gerufene Faé die Dame im Turme getröstet, welche ihn bittet, den Geliebten zu ihrer Befreiung zu senden. Er trifft den betrübten P. A., der ihm den Wahnsinnigen nackt unter einem Baume liegend zeigt. Da bringt aus der Höhe ein weisser Gierfalke eine goldene Fiole voll kostbarer Salbe und sagt dem Faé, er solle damit dem Ritter die Schläfen einreiben. Es geschieht, und derselbe kommt wieder zu Verstand; er möchte aber lieber sterben, weil seine Freundin tot sei. Faé schwört ihm, dass sie gesund sei, er müsse sie aber befreien. Dann überreicht er ihm einen Brief der Dame, aus dem er selbst das Vorgefallene ersieht (Bl. 58[b]).

Nach Faés Weisung zieht er zuerst zu Privé Dangier, der ihn freundlich um Rat und Hilfe bittet, um sein Weib wieder zu erlangen; nach einigem Zögern verspricht er sein Möglichstes zu tun (Bl. 58[d]).

Er gelangt zum Flusse vor dem Schlosse, der grundlos tief und reissend ist; als er ratlos davor steht, bringt ihm Faé den Löwen, den er während des Wahnsinns verloren hat, und heisst ihn sich darauf setzen, worauf ihn dieser über den schwarzen Fluss trägt. Im Schlosse suchend erblickt er durch das Fenster eines festen Turmes die Dame; er reisst das Eisengitter von demselben und gelangt zu ihr. Hierauf gehen beide zum Flusse und überlegen, wie sie darüber kommen (Bl. 59[b]).

Chief d'Or will sich zum Gemach der Dame begeben, wird aber vom Gierfalken angegriffen und so lange aufgehalten, bis die Dame auf dem Einhorn, das Faé gebracht hatte, und der Ritter auf dem Löwen das jenseitige Ufer erreicht haben.

Als Chief d'Or die Kammer leer findet und das Paar in der Ferne erblickt, fällt er ohnmächtig nieder und stirbt hilflos (Bl. 59[d]).

Unterwegs singt die Dame eine Chanson[21] auf ihren Geliebten und er voller Freud ein Rondel[22] (Bl 60[b]).

Der B. Ch. übergibt die Dame dem Privé Dangier, der ihn vor Freude umarmt und seitdem keinen Verdacht mehr hegt, sondern ihm jederzeit aufs freundlichste begegnet.

Am andern Tage kommt im Namen des Königs von Friesland ein Bote zu Pr. D. und berichtet, dass der kürzlich gewählte Kaiser Friedrich, ein junger Mann und Verwandter des verstorbenen Kaisers, von jenem verlange, dass er ihm das Königreich abtrete, weil es demjenigen gehöre, der das Kaiserreich inne habe; er habe bereits einen Teil Frieslands verwüstet.

Pr. D. zieht an den Hof des Königs, nachdem der B. Ch. und P. A. von ihm Abschied genommen haben (Bl. 61[b]).

Faé, durch das Horn gerufen, hatte auf Wunsch des B. Ch. mit der Dame einen verborgenen Ort bestimmt, wo die Liebenden öfters abends zusammenkommen und sich unterhalten. Ihre Liebe ist so vollkommen, dass sie auf keine Weise zu sündigen gedenken. Bevor es tagt, trennen sie sich unter Küssen (Bl. 62[b]).

Tags darauf ziehen auch der B. Ch. und P. A. zum König. Beim Heere treffen sie gute Ritterschaft aus Pulle und anderer Nachbarschaft. Darunter ist der Chevalier au Pin, der die schöne Dame de Haute Bise liebt und sich dann als Genosse des B. Ch. im Kampfe auszeichnet. Letzterer verwundet den Kaiser und rettet den hart bedrängten Pr. D., der Hauptmann einer Abteilung war, vom Tode (Bl. 63[c]).

Der Kaiser lässt sich von zwölf Rittern aus dem Getümmel führen, um seine Wunden zu stillen, während ein anderer seine Rüstung anlegt, damit die Leute nicht entmutigt werden. P. A. aber beobachtet dies und berichtet es dem B. Ch., der sofort an die Stelle reitet, die zwölf besiegt und den gefangenen Kaiser am Zügel zum König führt. Dieser erhält einen Frieden nach Wunsch: die Garantie, nie mehr belästigt zu werden und 100000 Pfund. Der Kaiser wird festlich bewirtet, die früheren Gegner sind nun eines Sinnes und lieben sich (Bl. 64[d]).

Eines Tages erscheint während des Mittagsmahles ein Bote und bittet gegen einen ungeheuren Riesen, der seinen Vater verschlungen und, wo er haust, alle Leute gefressen habe, um Hilfe. Da keiner der Barone Lust zeigt, mit ihm zu kämpfen, bietet sich der B. Ch. dem Könige dazu an. Der benachrichtigte Riese erscheint mit einer Keule, gross wie ein Baumstamm, und einer Tartsche, breit wie ein Tor. Zum Staunen aller überwindet ihn der Ritter mit Hilfe des Löwen und des herbeigeflogenen Gierfalken und haut ihm den Kopf ab. König und Kaiser ehren ihn als den Tapfersten der Welt (Bl. 65[c]).

Der Kaiser zieht mit seinen Leuten heim, während der König durch Boten in mehreren Königreichen, in Pulle und Prusce mündliche und schriftliche Anfragen stellt, um den tüchtigsten Ritter der Welt zu erfahren. Jeder teilt ihm mit, dass dies der Chev. au Lyon sei. Dann sendet er Briefe nach Pulle, Alemengne, France und Bourgongne und ladet zu einem grossen, acht Tage dauernden Feste ein, damit er aus den vielen Frauen und Fräulein die beste und schönste auswählen lasse. Jeder bezeichnet dabei eidlich die Dame à la Lycorne als solche und den Chevalier au Lyon als den besten und schönsten Ritter (Bl. 66[a]).

Darüber ist der König hocherfreut und liebt seine Tochter mehr als je; er lässt zwei Kronen bringen und die zwei Liebenden vor allen feierlich krönen (Bl. 66[b]).

Unter den schönen Damen befindet sich die Contesse de Lëesse (s. oben). Sie fragt traurig die Dame à la Lycorne, ob sie wagen solle, den Chevalier Herupé, der sich im Kampfe ausgezeichnet und ihr schon lange sein Herz geschenkt habe, zu lieben. Die Dame rät ihrer Kusine, ihn vollkommen zu lieben, weil er so lange treu ausgehalten und ein tapferer Ritter sei. Lange dauert fortan ihre Liebe, ohne Schlechtes zu denken (Bl. 66[c]).

Da tritt der Chevalier Faé in den Saal, beglückwünscht den König, dass er einen solchen Ritter habe, dankt für die demselben erwiesene Ehre und zählt vor allen dessen Taten auf. Hierauf ernennt der König den B. Ch. zum Pair des Königreichs, und das Fest geht zu Ende (Bl. 66[d]).

Faé bewerkstelligt, dass die zwei Verliebten zusammenkommen und lange miteinander sprechen können. Sie preisen sich glücklich wegen ihrer reinen Liebe, ohne welche ihnen Gott nicht solche Ehre und Gunst erwiesen hätte, und leisten sich gegenseitig Huldigung (hommage). Dann schwören sie, dass sie nie Beutel oder Spange tragen werden, wenn selbe nicht das Eine von dem Andern erhalten habe, und beschliessen, um die Schmäher zu täuschen, sich den Schein einer andern Liebe zu geben. Auf die Klage der Dame, dass ihr Mann sie bei ihren Freunden tadle, tröstet er sie, weil demselben doch niemand glaube, und Keiner von ihr Übles sprechen könne; er aber werde sich ihm stets freundlich zeigen und so Gottes Liebe und der Welt Ehre haben. Unter Küssen trennen sie sich; doch Amor, der die Seinigen nicht vergisst, lässt sie oft heimlich mit einander sprechen.

Als der B. Ch., der nun das Herz und die Liebe seiner Dame besitzt, ein wenig entfernt ist, beginnt er freudevoll eine Chanson[23] (Bl. 67[d]).

Der Dichter wünscht, dass sie immer grössere Freude haben und ihre Liebe so gut verheimlichen, dass man davon nicht übel denken könne. Der Stoff des Romans sei zu Köln am Rhein gefunden worden und lateinisch so schlecht geschrieben gewesen, dass er die Wahrheit

nicht vollständig sagen konnte; nur so viel wisse er, dass ihre Liebe gut enden werde. Um ihr Leben in Erinnerung zu bringen und eine Lehre für Liebende zu geben, habe er gereimt; denn wer sich der Liebe recht freuen wolle, müsse jede Sünde fliehen. Mit einem Segenswunsch für die Leser und die, welche für ihn beten, schliesst der Verfasser, wie üblich, sein Werk (Bl. 68ᵇ).

Es ist klar, dass die zahlreichen Abenteuer und Episoden nicht alle der blossen Phantasie des Dichters entsprungen sind, sondern dass er aus verschiedenen Quellen geschöpft und kompiliert hat. Ich will nun im folgenden auf einige Quellen und Parallelen, die sich noch vermehren liessen, hinweisen.

Die Tötung eines Riesen, der die ganze Gegend verwüstet, die Söhne oder Freunde eines Edelmanns gefangen und getötet hat und zuletzt auch noch dessen Tochter verlangt, durch einen hinzugekommenen Ritter ist ein bei den Dichtern sehr beliebtes Abenteuer. So hat z. B. die Episode im Roman de la Violette v. 4638 ff. auch besonders betreffs der Schilderung des Kampfes Gerarts mit dem Riesen eine grosse Ähnlichkeit mit derjenigen unseres Romans (Bl. 15ᵃ ff.).

Eine ähnliche Befreiung der Tochter erzählt auch Crestien v. Troyes im Yvain 3770 ff., wo der Löwe in den Kampf eingreift.

Auch in unserm Roman (Bl. 65ᵇ f.) steht im Kampfe mit einem andern Riesen dem Beau Chevalier sein Löwe bei.

Das Motiv vom dankbaren Löwen war von Alters her verbreitet; man sehe W. L. Hollands Anmerkung in s. „Crestien v. Troies“ S. 161 ff., der auch des Namens „chevalier au lion“ wegen den Titel unseres Romans nach De la Rue, Essais hist. sur les Bardes I, 151, anführt, und W. Foerster in s. kl. Yvain-Ausgabe, 2. Aufl., S. XLVII.

Die Schilderung des Kampfes zwischen dem Drachen einerseits und dem Ritter und Löwen andrerseits, sowie der Dankesbezeugung des letzteren (Bl. 49ᵃ ff.) zeigt keine nähere Übereinstimmung mit jener im Yvain 3341 ff, wo statt des dragon ein feuerspeiender serpent erscheint, noch mit der im Roman Gilles de Chin 3730 ff., wo gleichfalls ein serpent mit dem Löwen kämpft. Der Kampf ist auch in den zwei letzten Dichtungen ganz verschieden; nur in der Beschreibung der Unterwürfigkeitsbezeugungen des Löwen gleichen sich die drei Romane mehr.

Die Stellen im Yvain und Gilles de Chin hat schon Holland l. c. verglichen und zuletzt C. Liégois[1]), der ebenfalls den Yvain für die Quelle hält.

---

1) Gilles de Chin, l'histoire et la légende. Univ. de Louvain, Recueil de travaux d'hist. et de phil., 11ᵉ fasc. 1903, p. 38 ss.

Ausser dem dankbaren Löwen zeigt Gilles de Chin noch in einigen Episoden Ähnlichkeit mit unserm Roman. Auch Gilles befreit im Turnier den Gemahl der Gräfin von Duras, deren Liebe er gewonnen, der ihn dann in einer Herberge besucht, mit auf das Schloss nimmt und am Schlusse des Turniers seiner Frau von dessen Taten berichtet (v. 695ff.). Die Dame begrüsst den Helden, die beiden setzen sich abseits und gestehen sich ihre Liebe, die sie geheim halten wollen; beim Gastmahl werfen sie sich verliebte Blicke zu (1140ff.).

Alles, wie in unserm Roman (Bl. 9^b—10^c). Wie der B. Ch. plötzlich auf seinem Sattelbogen einen Brief sieht (Bl. 35^a), so findet Gilles auf seinem Bette einen solchen, allerdings eine sog. „lettre du Christ" (1743ff.); wie die Königin von Jerusalem Gilles in Versuchung führt, von diesem aber in Erinnerung an das seiner Geliebten gegebene Versprechen der Treue abgewiesen wird und sich zornig und betrübt in ihre Kammer zurückzieht (2629ff.), so geschieht es zwischen der Königin von Ungarn und dem B. Ch. (Bl. 41^ef.); nur wird letzterer von ihr nicht der Sodomie bezichtigt, wie es G. passiert und in andern Dichtungen Énée und Lanval.

Wenn man auch von der Pilgerfahrt zum hl. Grabe, vom ganz verschieden gearteten Kampfe mit einem Riesen, von der Königen geleisteten siegreichen Hilfe gegen ihre Gegner in beiden Romanen absehen muss, ist es doch nicht ausgeschlossen, dass unser Dichter den Roman Gilles de Chin gekannt hat.

Crestiens Yvain haben wir aber sicher als Quelle anzusehen in der Wahnsinnsepisode (Bl. 57^cff.), wo der B. Ch. wegen der falschen Nachricht vom Tode seiner Geliebten irrsinnig wird, nackt unter einem Baume schläft, vom Chev. Faé mit der Salbe, die der Gierfalke gebracht, an den Schläfen eingerieben wird und wieder zu Verstand kommt. Auch Yvain (2804ff.) wird wegen des Verlustes seiner Frau wahnsinnig, irrt herum, wird nackt im Walde schlafend gefunden und von einem Fräulein mit einer Salbe der weisen Morgue an den Schläfen eingerieben, bis die Umnachtung ihn verlässt.

Zum Schwangerwerden der ihren Geliebten erwartenden Mutter Faés durch den Anblick einer Apfelblüte (Bl. 17^c) wäre die Erzählung Hermanns v. Valenciennes von der Kindheit der hl. Anna zu vergleichen, wo die Tochter Abrahams durch den Duft einer abgebrochenen Blüte des aus dem Paradies geworfenen und von ihm in seinen Garten gepflanzten Baumes der Erkenntnis schwanger wurde und den Phanuel gebar; siehe Leroux de Lincy, Livre des Légendes p. 24 und weitere Beispiele wunderbarer Zeugung bei F. Liebrecht, Des Gervasius v. Tilbury Otia Imperialia. In einer Auswahl hg. 1856, S. 69. Man dürfte auch die Fabel De l'enfant qui fut remis au soleil bei Barbazan-Méon, Fabliaux et contes III, 215 s., heranziehen, wo eine Frau vorgibt, sie sei,

als sie sich nach ihrem verreisten Manne sehnte, durch in den Mund gefallenen Schnee schwanger geworden. Vgl. auch den Modus Liebinc in Denkmäler deutscher Poesie und Prosa hg. von Müllenhoff und Scherer 3. Aufl., I, 44, II, 115 und Das Schneekind in v. d. Hagens Gesamtabenteuern II, S. LIII f.

Der Chevalier Faé ist eine Nachahmung des Auberon im Huon de Bordeaux. Auberon nimmt sich des Huon an, weil er treu, gut und tapfer ist, wie sich Faé nur um solche Menschen kümmert (Bl. 17[c/d]); er kennt der Menschen Herz und Gedanken (3513 ff.), wie Faé von jeder Liebschaft die Wahrheit und der Leute Wollen und Denken (Bl. 18[c]); er kann an einen beliebigen Ort kommen schneller als ein Pferd einen Morgen Landes durchläuft (3533 ff.), Faé schneller als eine Seele dem Körper entflieht (Bl. 17[d]). Beide geben ihrem Schützling ein elfenbeinernes Horn, bei dessen Ruf sie zu Hilfe kommen (3704 ff., Bl. 18[a]).

Dass die Feinde den Beau Chevalier für eine schöne Dame halten (Bl. 21[a]) erinnert an die Sinnestäuschungen im Walde Auberons.

Zur Stelle Bl. 33[a]: Et dessus cel arbre auoit II cheueliers pourtres de cuiure, Que Vergilles par son bon liure Avoit fet celle fantasie. Si bien icuoient de l'escremie Tous li mondes s'en meruelloit, Et tous temps chis arbres tournoit vgl. man ebenfalls Huon 4562 ff., wo vor dem Eingange zum Schlosse Dunostre zwei kupferne Männer immer mit eisernen Dreschflegeln so schnell schlagen, dass nicht einmal eine Lerche hineinfliegen könnte. Ähnlich heisst es in der Image du monde, dass der hl. Paulus in den unterirdischen Ort, wo er Vergil sah, nicht eintreten konnte, weil davor zwei kupferne Männer (Hs.: homes de cypre) standen, die mit grossen Stahlhämmern zur Erde schlugen, dass man sich nicht nähern konnte, weil sie alles zerschmettert hätten; s. die betr. Stelle bei D. Comparetti, Virgilio nel medio evo, 2[a] ed. 1896, vol. II, 200 s. Über Zugangshindernisse bei Schlössern s. C. Voretzsch, Epische Studien I, 132 ff., der die Stellen im Huon, Lanzelot, Wigalois, Chevalier du Papegau, Yvain etc. vergleicht.

Mit dem sich immer drehenden Baume wäre zu vergleichen das sich stets drehende Schloss in La mule sans frein und der vom Winde gedrehte Palast in der Karlsreise, welche zwei Stellen schon W. Foerster in s. kl. Yvain, 2. Aufl., S. LXVI mit der oben erwähnten Dreschflegelmechanik im Huon zusammengestellt hat.

Ein Fräulein, das zur Hoftafel reitet und die Ritter zur Bestehung eines Abenteuers auffordert, ist eine in den Artusromanen gewöhnliche Erscheinung; auffallend ist hier nur, dass dasselbe auf einem porc espi sitzt (Bl. 47[a] ff.). Terre de Labour, aus der es kommt, ist eine symbolisch-allegorische Benennung, doch kann man darin zugleich auch eine historische Anspielung auf die „Terra di Lavoro“ in Italien erblicken, welche in den Kämpfen Friedrichs II. oft genannt wird. Ein

Royaume de Labour kommt im Covenant Vivien v. 1732 vor. Wie hier beim Eintritt in die Terre de Labour und dann noch öfters eine schaurige und klagende **Stimme** gehört wird, so lassen sich auch in Artusromanen öfters geheimnisvolle Stimmen vernehmen, wie Chev. du Papegau 24, 20, Durmart 15600ff., Beaus Desconeüs 3186ff. und auch sonst, s. z. B. Gröber l. c. S. 507 über Gauchier v. Dourdan. Solche Stimmen finden sich in den Sagen der verschiedensten Länder, so auch in den „Sagen aus Tirol“, hg. v. Ignaz V. Zingerle, 2. Aufl. 1891, S. 218, 282, 483.

Der Name **Morel**, wie das vom Faé als Ersatz gebrachte Pferd heisst (Bl. 50[c]), ist ein in den Chansons de geste, z. B. im Ogier und Renaut de Montauban, häufig vorkommender Pferdename; s. E. Langlois, Table des noms propres etc. 1904, p. 471. Morels Eigenschaften erinnern aber an die des Pferdes Baiart im Renaut und besonders an die des Broiefort im Ogier, z. B. v. 5784ff., wo es den schlafenden Ogier beim Nahen der Feinde durch lautes Wiehern zu wecken versucht.

Der Märchen- und Sagenwelt hat der Dichter die Episode vom goldborstigen Eber (Bl. 35[a]) entnommen, der auch ausserhalb der deutschen Mythologie bekannt war, s. J. Grimm, Myth. 4. Ausg., I, 176. Die Verfolgung eines Fräuleins durch einen Zwerg ist ein Gemeinplatz der Artusromane. Verzauberungen, besonders in Schlangen, und Entzauberungen sind ein häufiges Märchenmotiv, z. B. im Desconeüs 3157 ff. Ein solches ist auch der Eimer am Goldfaden, wobei die Erlangung der früheren Gestalt und Schönheit durch Waschung auch an die mittelalterliche Vorstellung von den Jungbrunnen erinnert. Hierher gehört auch das in die Quelle gebannte Fräulein (Bl. 52[d]). In der Prosabearbeitung des Roman de la Violette, von der Fr. Michel am Schlusse s. Ausgabe ein Stück mitteilt, befreit Gerart ein Fräulein, das jedoch von ihrem erzürnten Geliebten gezwungen war, täglich nackt eine Stunde bis zum Halse in einer Quelle zu sitzen.

Die Beschreibung des Ortes, in dessen Mitte der Gierfalke sich befindet, entlehnte der Dichter wohl der Stelle mit den Blumenmädchen im Alexanderroman, Michelants Ausg. S. 341.

Der sprechende **Gierfalke** selbst erinnert an den gleichfalls redenden und in die Handlung eingreifenden Papagei im Chevalier du Papegau. Hinwiederum gemahnt der Papagei in seiner jämmerlichen Angst bei Ankunft des Chevalier Poisson (Heuckenkamps Ausg. S. 15) und beim Meeressturme (S. 78f.) an die Furcht des Petit Afilé bei Kämpfen und dessen launige Reden; beide spielen die komische Figur in den zwei Romanen.

Dass sich der Gierfalke dem Beau Chev. auf den Helm setzt, erinnert an die römische Sage von M. Valerius Corvus und an Thierri in der Chanson de geste Gaydon v. 425f. und 7339ff., dem sich ein Häher

auf den Helm setzte; im allgemeinen auch daran, dass der als Schönheitspreis ausgesetzte Sperber eigentlich doch dem besten Ritter zufällt, wie im Erec, Durmart etc.

Bei der Entführung der Dame à la Lycorne in ein festes, von einem tiefen, reissenden Flusse umgebenes Schloss erinnert man sich an Crestiens Lancelot, wo Meleagant die Guenievre in ein solches entführt; bei der Übersetzung des Flusses auf dem Löwen und Einhorn wieder an Huon 5318 ff., den Malabron in Gestalt eines luiton auf dem Rücken übers Meer trug, und beim Schlussfeste an die Versammlungen bei Schönheitspreisen und an das Krönungsfest im Erec. Die Namen Dangier und Léesse sind dem Rosenroman entnommen.

Auch die Geschichte war unserm Dichter Quelle

Unter Kaiser Friedrich, den der König von Jerusalem bekriegt und mit welchem er auf ein Jahr Waffenstillstand schliesst, ist Friedrich II. gemeint, der jedoch mit dem Sultan Kamel von Ägypten 1229 einen Frieden auf 10 Jahre geschlossen hat.

Der feindliche König von Jerusalem ist Johann von Brienne, der diesen Titel weiterführte und nach dem Tode seiner Tochter auf Seite der Päpstlichen im Verein mit Bischof Milo von Beauvais in Italien gegen die Truppen seines Schwiegersohnes Friedrich kämpfte, wobei diesem 1229 vorübergehend die Terra di Lavoro (vielleicht darauf anspielend der Name Terre de Labour) verloren ging, und der nichts Geringeres als die Kaiserkrone anstrebte.

Die Episode von der Entführung der Königin (Bl. 25[d] ff.) beruht auf der geschichtlichen Begebenheit, dass Isabella (Jolanthe), Tochter Johanns von Brienne, nachdem sie sich verlobt hatte und in Tyrus zur Königin von Jerusalem gekrönt worden war, 1225 feierlich nach Italien geleitet und mit Friedrich vermählt wurde.

Die Geschichte vom jungen Kaiser Friedrich, der dem König von Friesland sein Land nehmen wollte, bezieht sich wohl auf den deutschen Gegenkönig Wilhelm von Holland, der auf einem Feldzuge gegen die Friesen, die er seiner Herrschaft unterwerfen wollte, 1256 ein frühzeitiges Ende fand. Auch bei den besten Historiographen aus der Mitte des 14 Jahrhunderts herrscht betreffs dieser Persönlichkeit die grösste Verwirrung.

Auch der König von Tunis (Bl. 37[d]), der zum Beau Chevalier sagte: Franchois, par mon Mahon, si m'ont par maintes fois grevé, dürfte eine historische Erinnerung sein; war ja auch der Kreuzzug Ludwigs IX. 1270 zunächst gegen Tunis gerichtet.

Der Verfasser schöpfte also aus der Literatur, in der er gut belesen war, aus Volkssagen oder Märchen und aus der Geschichte. In letzterer Beziehung bietet der Roman ein Beispiel, wie historische Begebenheiten, selbst wenn sie kaum ein Jahrhundert zurückliegen, in Dichtungen entstellt werden können.

Der Dichter, welcher spätestens der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörte, war ein Pikarde, etwa aus Artois oder Umgebung, der in seiner Sprache francische Züge, wie -an : -en etc., aufweist. —

Zum Fräulein in der Quelle finde ich noch eine ältere Parallele als die in der Prosaübersetzung des Romans de la Violette, wo aber gleichfalls das Zauberhafte fehlt. In der Handschrift Bibl. nat. f. fr. 1433 des Romans „Li Atre Perillos" ist nach Vers 3002 eine Episode von ca. 600 Versen eingeschoben, die in der Hs. Bibl. nat. 2168, nach welcher der Roman in Herrigs Archiv Bd. XLII abgedruckt wurde, sowie in jener des verstorbenen Herzogs von Aumale auf Schloss Chantilly fehlt.

Hier trifft Gavain ein schönes nacktes Fräulein bis zum Busen in einer Quelle stehend und in der Nähe einen bewaffneten Ritter zu Pferd. Befragt erzählt es ihm, dass jener Ritter der König der Rouge Cité sei, dessen Zorn sie sich dadurch zugezogen habe, dass sie unklugerweise ihm widersprach, als er sich einmal rühmte, dass es in Arturs Reich keinen Ritter gebe, den er im Kampfe nicht besiege. Vier Tage der Woche mache er sie bis Sonnenuntergang in der Quelle stehen, und diese Qual solle so lange dauern, bis sie einen finde, der ihn überwältige. Gavain heisst das Fräulein aus der Quelle steigen. Sofort beginnt ein furchtbarer Kampf zwischen ihm und Brun sans Pité — so heisst der König —, bis dieser um Gnade fleht und mit dem Fräulein von Gavain an Arturs Hof geschickt wird.

Auch hier ist gekränkte Ritterehre die Ursache dieser Strafe wie im Veilchenroman, wo das Fräulein dem verliebten Ritter gesagt hatte, dass Gerart schöner und tapferer sei als er.

Lieder.

I.

Bl. 4c 17 Dame plesant sour toute crëature,
Gente de cors, couleur tres souueraine,
Pour vostre amour auoie prise cure
[Ou] d'estre[1]) preus u de morir en painne.
Or voi ie bien que mes n'iestes fontainne
De loyalté qui de vous pour moi part.
A Dieu vous commant, dame, qui de mal vo cors gart.

---

1) De estre.

II.

Bl. 5b 27 I'ai coer et corps du tout entirement
Mis en amer, si m'en est mescheü;
Quar amours set que i'ai molt longuement
Pour ma dame langui, que recheü
Bl. 5c 1 N'ai aucun bien dont me puisse esioïr.
Par tel raison m'en doi bien departir
Et en chantant dire, puis qu'ensi va:
Pendus soit il qui ia mes amera!
Qui ie soie, quar chascuns leur iouuent
Ont enployét, et ie sui deceü.
Ne m'en mervel, quar fortune souvent
Torne a son gré, dont il sont pourveü.
Mes a ma dame ne peuc onques sentir,
Pour mains iointes tres humlement gehir,
Que miex m'en fust. Hareu! va, on parla.
Pendus soit il qui ia mes amera!
Puis qu'il en est a moy pris nicement
Et qu'amours m'a pour chetif esleü,
Ie la reni; c'est tout mon tiestament.
Quant ie ne sui a li de riens tenu,
Si voist a Dieu, ie n'en puis plus souffrir;
Molt lonc temps ai esté en [mon] martir.
Or m'en face la moe qui vodra.
Pendus soit il qui ia mes amera!

III.

Bl. 8a 18 Se ie sui pris de dame a pris,
Dont doi ge bien auoir coer gai,
Car ie sai bien grant bien m'ont pris;
Se ie suis pris, dame de pris,
De ce ne puis monter qu'en pris;
Si sai de urai miex en vaurai,
Se ie sui pris de dame a pris,
Dont doi ge bien auoir coer gay.

IV.

Bl. 8b 7 Tres bel et bon sur toute crëature,
A vous me renc sans iames departir,
Car en vous maint sens, loiauté, mesure;
N'en vous loant ne poroie mentir,
Si com m'est vis, et pour ce assentir
Me voel a vous; car ie me senc ciertainne
Que vostre beauté est sur toute[s] souuerainne.
Diex en ce monde si ne crea figure,
Ou taut en peust bien dire sans mentir;
Pour ce auons de loal amour pure,

Bl. 8c 1 Prise me sens iusques a mon fenir.
Ne sai, se sui en ioie ou en aïr,
Quant ie me voi de vous si tres prochainne,
Quar vostre beauté est sur toutes souuerainne.
Les biens qu'en di, ce n'est pas auenture,
Car tous temps sont en vous sans departir.
Louer m'en uoel a amour(s), ch'est droiture,
Qui mon penser fist en vous reuertir,
Quar onc encore ne vous vi alentir
D'estre loial; si n'en uoel estre vainne,
Quar vostre beauté est seur toutes souuerainne.

V.

Bl. 8d 14 **S**e ie ne vous uoi souuent,
Dous amis, que porai faire?
Au coer arai grief tourment,
Se ie ne vous uoi souuent.
Mes de vos iex uers, rians
Ou coer aurai l'exemplaire.
Se ie ne vous uoi souuent,
Dous amis, que porai faire?

VI.

Bl. 9a 2 **M**a dame, quant ie partirai
De uostre douce compengnie,
Du tout mon coer ie vous lairai.
Ma dame, quant ie partirai,
Ne ia mes ne l'en partirai,
Que ne l'aies en vo baillie,
Ma dame, quant ie partirai
De vostre douce compengnie.

VII.

Bl. 10d 1 **S**e peu uail, douce dame au corps gent,
Et que peu sai, s'a ce garde prendés,
Ma chiere dame, ia mes de grief tourment
N'iert li miens coers partis ne dessevrés;
Car de urai sai que vous de bien passés
Et de beauté trestoute crëature.
Donc n'en puis mes, se ie sui esmaiés,
Quant ie regart vostre douce figure.
Car riens ne vail et mes coers si haut tent
Que, se par grasse n'est de tristeur hostés,
Selonc droiture sa[i] ge ciertainnement
Qu'en grief doleur sera mon temps vsés.

Ce m'espoente que, s'a droit regardés [1]),
Ia mes nul iour n'auriës de moi cure.
Bl. 11a 1 Dont n'en puis mes, se ie sui esmaiés,
Quant ie regart vostre douce figure.
Si vous requier de coer piteusement
Que vous la voie de grace maintenés.
Dame, en qui toute bonté resprent,
Par vn seul mot de douceur me poés
Fere valoir, et se ce destournés,
De doel pour vous finnerai a mort dure.
Dont n'en puis mes, se ie sui esmaiés,
Quant ie regart vostre douche figure.

VIII.

Bl. 11b 1 **P**ar tres grant ioie qu'ai, senc mon coer adoucir,
Amis, quant bien regart vo tres douce beauté.
Certes, i'ai bien raison, quar onc nul temps issir
Ne vi de vous riens que parfaite loiauté;
Et se adont enpraing en moi grant gaieté,
Blasme auoir n'en doi, quar u monde tel n'a,
Ne onques tel[s] n'i fu ne ia mes ne sera.
Plus dous ne plus plesant ne deuroit nus querir,
Ne lieu, ou il remaint tant parfaite bonté;
Pour ce me doins a vous sans ia mes departir.
Toute seure me senc que vostre volenté
Si est en moi amer sans point de fausseté;
Bl. 11c 1 Sur tous les parfais hommes [2]) Dieu[s] le pris vous donna,
Ne onques tel[s] ne fu ne ia mes ne sera.
Sage[s], quoy[s] et taisan(t)[s], nu(l)[s] plus bel contenir
Ne se poroit de vous; et s' aues en vilté
Orgoel, tous vilains visces, et vous uoi maintenir
Honneur, toute larguece, tous bienfes a plenté;
Blasmes, meffais, reproces, tuit [3]) sont de vous osté.
Dieu merchi, le seigneur [4]), qui ytel vous fourma,
Car onques tel[s] ne fu ne ia mes ne sera.

IX.

Bl. 12b 13 **S**e ie ne vous voi briement,
M'amour, douce crëature,
De mort sui en auenture;
Et sachiés ciertainnement,
Se ie ne vous voi briement,
Que vie ne peut longuement
En moy durer; par droiture
Ai ge assés male auenture,
Se ie ne vous voi briement,
M'amour, douce crëature,
De mort sui en auenture.

---

1) regarder 2) le parfait homme 3) tous 4) li sire

X.

Bl. 12c 12 Mes[1]) tres dous coers sauoureus,
De vous partir me couuient;
Dont i'ai le coer dolereus
Toutes (les) fois qu'il m'en souuient,
Quar qui va ne set quant (il) vient;
Mes bien sai ie n'au(e)rai ioie,
Fins coers dous, tant que vous voie.
Ne peut a nul amoureus
Auenir pis qu'il m'avient,
Quant part, las, desaüreus,
Bl. 12d 1 De vous a qui tout auient.
Ma grant ioie doel[s] deuient,
Qui durra quel part que soie,
Ma dame, tant que vous voie.
Mes en cas auentureus
Amours les siens coers soustient
Par un espoir doucereus,
Qui leur garde l'essient;
Se d'issir du sens me tient,
En mon ire coer aroie,
Fin[s] coers dous, tant que vous voie.

XI.

Bl. 16c 18 En vnne gaste contrée,
Ou d'esbatement n'a point,
De la plaisant, sauourée
Dont l'amour au coer me point,
M'est venu trop bien a point
Vn dous plesant souuenir;
Que tres bien puisse il venir!
Conforté m'a ma pensée,
Ausi com fait du pouroint
Sa pane que sent blecée
Bl. 16d 1 L'oiseles[2]) qui la pouroint.
Puis que l' ai, Diex la me doint
Dusques au ueoir retenir!
Que tres bien puist il venir!
Molt desir la retournée
Vers ma dame, Diex m'i maint!
Quar grief m'est la demourée
Par qui sui du cors desioint
Dont amour(s) au coer me point,
Vn dous membrer sans fenir;
Que tres bien puisse il venir!

---

1) Mon 2) oiselet

XII.

Bl. 24^{b}_{26} **Ha!** Amours, a vous mi doi plaindre
De male bouche, qui fait maindre
Mon coer de moi si tres lontain.
He las! vi ge? pour quoi n'estain
En moi, quant n'ai mon coer en moi?
Meruelle(s) n'est, se ie m'esmai,
Quant i'ai perdu le dous regart
De mon dous ami, que Diex gart!
Douce beauté plaisant, parfaite
Mainte tristour au coer m'a fete.
Vo douce ymagination,
Tres dous Chevaliers au Lyon,
Me fet souuent palir et taindre;
Bl. 24^{c}_{1} Quant ie voi que ne puis ataindre
A vous vëoir, que tant desir,
Bien com morte me doi gesir,
Qui ai perdu par fausseté
La fleur de toute loiauté.
Sa beauté est la souuerainne,
De proesce vraie fontainne;
Sages, parfais, courtois, eslis!

XIII.

Bl. 81^{b}_{2} **Quant** sui seuls et a par moi,
Lors est toute ma pensée
En vous, dame, a qui i'ay
De fin coer m'amour donnée.
Seur toutes coses m'agrée
Le grant bien de vous penser,
Quant a vous ne puis parler.
Onques femme tant n'amai,
Com vous ai tous iours amée.
Puis l'eure que ie vous ai
Premierement acointée,
Douce, plesant, sauourée,
Ne fai que vous regreter,
Quant a vous ne puis parler.

XIV.

Bl. 81^{c}_{19} **Biaus** sire, bien vous en croi
Et m'en tieng si apaiié[e]
Que, sachies en bonne foy,
M'amour vous ai otroié[e],
Que tant aues desirrée.
Ce vous doit bien conforter,
Quant a vous ne puis parler.

XV.

Bl. 31d12 **D**ame plesant, par compas compassée,
En vo prison me mec tout ligement.
Vostre figure de couleur coulourée,
Se la couleur de la rose ne ment,
La grant beauté, qu'en vous appertement
A mis nature, s'en doit estre honnourée.
A vous me renc, se m'amour vous agrée.
Durer sans vous ne peut longue durée
Cil qu'en vous a mis son entendement,
Bl. 32a 1 Comment qu'il [l']ait longuement endurée
En atendant vo merci longuement.
S'ensi uoles ma mort outréement,
A gré la preng, puis que m'est destinée.
A vous me rens, se m'amour vous agrée.
Ne m'ocïes de mort tel ordenée,
Aleges moy vostre enprisonnement;
Se ceste mort par vous m'est deuisée,
Metre y porcs par vous atemprement.
Se secours n'ai de vous prochainnement,
Viengne a moy dont la mort qu'ai desirée.
A vous me rent, se m'amour vous agrée.

XVI.

Bl. 32a 14 **H**ons qui enprent tel folie
Et si grande musardie,
Est com de lui assentir
De requerre autre amie,
Qui est unne vilenie.
Par droit s'en doit repentir,
Quar fins coers ne peut mentir
La ov a mis s'estudie;
Si vous di par courtoisie:
De vous amer n'ai envie,
Mes coers[1]) est(en) autre partie.
Ia Diex ne me doinst aÿe,
Quant en tel forsenerie
Ie me vorrai consentir,
Qu'en double soie partie
Ne de celui departie
Qui s'amour m'a fet sentir
Si tres fort, que assentir
Fors qu'a lui ie ne voel mie;
Si voles que je vous die:
De vous amer n'ai envie,
Mes coers[1]) est autre partie.

1) Mon coer.

Cuidie[s] par merancolie,
Par vo fole hasterie
Celui de moi departir
De qui amour sui garnie?
Sur moy peut clamer mestrie,
Fort seroit du departir;
Ains me larroie partir,
. . . .
Si ne lairai que n'en die:
De vous amer n'ai envie,
Mes coers[1]) est autre partie.

XVII.

Bl. 42b 1 **T**res grant beauté doucement mise
En .I. lieu plaisant, conuegnable,
I[e] ai en vous m'amour asisse
Sans auoir pensée muable,
Se li tendrai ferme et estable[2])
. . . .
Car ie n'ai ailleurs ma fiance.
Toute bonté en vous est prise,
Courtoisie y est tant parable,
Que tout me met en vo iustise,
Et pour vos dous vis amiable,
Ciertes, ie ne di mie fable,
Souuent en ai grant ramembrance;
De fin coer vrai le vous fiance.
Diex d'amours, tout a ma deuise
M'aues donné lieu souhedable;
Si vous en renc merci, seruisse,
Quant tuit bien[3]) y sont demoustrable.
Par droit n'i puis estre perdable,
Car tous temps en tous biens s'auance;
De fin coer vrai le vous fiance.

XVIII.

Bl. 43b 1 **P**ar un si bel regart riant,
Assis sus .I. gracïeux vis,
Paré d'un amoureus samblant,
Garni de bonté et d'avis[4]),
Si sont mi oel d'amer espris,
Qu[e] a painne sai qui m'auient
Toutes les fois qu'il m'en souuient.
Ch'est mes amis[5]) au cors vaillant,
Ou nature a tous ses biens mis;
Si croi qu'en tout le remanant
Du mont n'a homme de tel pris

1) Mon coer 2) estaule 3) tous biens 4) d'ami 5) mon ami

Qu'il est, s'en est mes[1]) coers ioli[s];
Car grans bien[s] de par li me vient
Toutes les fois qu'il m'en souuient.
Par quoi ie me loe en amant
Bl. 43^c 1 D'amours et me loerai tous dis,
Car miex ne puis ie vraiement
Estre si bien a mon avis
Que la u mon penser s'est mis.
C'est ce qui ma vie soustient
Toutes les fois qu'il m'en souuient.

XIX.

Bl. 44^b 24 **H**a! Diex! i'ai pris petit congié
A mon dous ami(s) que tant ainme.
Longuement le vi encliné
Vers moy com cil qui amours mainne;
Ciertes, ie sui de vrai certainne
Qu[e] autant m'ainme com faic li;
Bl. 44^c 1 Et par ma foi, si fa ie li.
Si douc oel ont mon coer nauré,
Qui portent d'amour la fontainne,
Et le(s) bien(s) qu'ai en li trouué.
Tous temps de moy seruir se painne,
Proësche le conduit et mainne,
Et si me siert com vrai(s) ami;
Et par ma foi, si fa ge li.
Diex d'amours! trop fort s'ont blecié
Mon coer, et sueffre mainte painne,
Quant en (moi) ai bien [i]maginé
La[2]) tres grant beauté souueraınne,
Et voi que souuent sui lontaingne
De li qui riens n'ainme fors mi;
Et par ma foi, si fa ge li.

XX.

Bl. 44^d 10 **Q**uant vint au prendre congié
De ma dame au dous, cler vis,
En plours vi son vis mouillié,
Quant vint au prendre congié.
Ie fis trop pis qu'enragié,
Que du sens n'isi tous vis,
Quant vint au prendre congié.

---

1) mon 2) Sa

XXI.

Bl. 59d 7 Toute beauté est trouuée
En mon ami debonnaire,
Se li ai m'amour donnée,
Nu(l)[s] autre[s] ne mi peut plaire;
Quar qui voit son dous viaire,
Il peut ensi trop bien dire:
C'est tout quanques on peut dire.
Donques a il ma pensée
A tous iours mes sans retrere,
Car sa bonne renomée
Me fet du tout a li trere.
De tous biens est l'exemplaire
Celi ov mes[1]) coer[s] se mire.
C'est tout quanques on peut dire.
Bl. 60a 1 Bien fu de bonne heure née,
Quant il m'ainme sans meffere
Et tous iours a honneur bée.
Onques n'en vi le contrere,
Et ce molt bien me doit plere;
Car qui adroit le remirre,
C'est tout quanques on peut dire.

XXII.

Bl. 60b 1 Ie me puis bien de ce vanter
Que i'aim plus belle crëature
C'onques fourmast Dieu[s] ne nature.
De sa bonté n'est il nul per,
Ie me puis bien de ce vanter.
Si l'amerai sans ia fausser,
Car sa belle, douce figure
Si m'est ou ceur en poureture;
Ie m'en puis bien de ce vanter.

XXIII.

Bl. 67d 15 Par vos dous iex vairs, ent[e]rins,
Rians, plains de toute douchour,
M'aues atrait, frans coers gentis;
Belle, bonne de noble atour,
Pour toi deurai coer sans faus tour;
De cors, de ualour, de desir
Sui tous vostres sans ia partir.
Bien sai qu'Amours trop haut assis
Bl. 68a 1 A mon coer; quant n'ai tant valour,
Grace, vaillance, los ne pris,
Que doie auoir tel honnour,

---

1) mon

Pour cela n'adaigne paour,
Moi, qui pour viure ou pour morir
Sui tous vostres sans ia partir.
Gens[1]) cors, renuoisié[s] et iolis,
Gais, amoureus, des fleurs la flour,
Donc, ce mes las, poures coers mis
N'est par vous en si grant richour
Con d'estre [a] vo(s) coer(s) amis,
Ia finerai, qui sans falir
Sui tous vostres sans ia partir.

1) Gent

Zum Schwangerwerden und zum Schneekind (S. 169) s. auch J. Bédier, Les fabliaux[2] 460 s. und G. Gröber l. c. 905.

Raimbaut von Vaqueiras und Kaiser Alexius IV. von Konstantinopel.

Von

Rudolf Zenker in Rostock i. M.

Die neuentdeckte Handschrift Campori auf der estensischen Bibliothek zu Modena enthält u. a. ein sonst nirgends überliefertes, auf den vierten Kreuzzug bezügliches Sirventes des Raimbaut von Vaqueiras, welches in diplomatischem Abdruck publiziert wurde von G. Bertoni in den *Studj di Filologia Romanza,* VIII (1901), 429f., dann, in sorgfältiger kritischer Restitution mit eingehendem Kommentar, von V. Crescini in den *Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti* B. LX, 1900–01, *parte seconda,* S. 871, auch separat Venedig 1901. Crescini identifizierte hier den namentlich nicht genannten „Kaiser", dem Raimbaut Ratschläge erteilt, mit Kaiser Balduin I. von Konstantinopel, der am 9. Mai 1204 gewählt, am 16. Mai gekrönt wurde, und er datiert daraufhin das Sirventes in die Zeit vom Juni—Juli 1204.

A. Jeanroy referierte in den *Annales du Midi* XIV (1902), 132 über Crescinis Publikation, ohne zu widersprechen, und Schultz-Gora in seiner ausführlichen Rezension im *Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol.* 23 (1902), Sp. 302—5 billigte die angegebene Identifikation ausdrücklich, indem er bemerkte: „dass mit dem *emperador* ein nichtgriechischer Kaiser von Konstantinopel gemeint sein muss, geht sofort aufs deutlichste aus Str. 4 und 5 hervor; dass es nicht Heinrich sein kann, erhellt daraus, dass Z. 59 der Doge genannt ist, der vor der Krönung Heinrichs starb, folglich kann es nur Balduin sein."

Dagegen habe nun ich in einer Anzeige von Crescinis Ausgabe in der *Zeitsch. f. rom. Philol.* 27 (1903), 471ff. den Nachweis zu liefern gesucht, dass keineswegs Balduin, sondern sein Vorgänger, der junge Alexius IV., unter dem *emperador* zu verstehen sei; ich zeigte, wie die gegen letzteren vom Dichter erhobenen Vorwürfe bei Beziehung auf

den ritterlichen Balduin durch die Kreuzzugshistoriker nirgends Bestätigung finden, wohl aber bei Beziehung auf den jungen, unerfahrenen Alexius. Crescini selbst teilte mir daraufhin seinerzeit brieflich mit, er habe augenblicklich die Literatur nicht zur Hand, um meine Darlegungen nachzuprüfen, und müsse sich deshalb vorläufig eines Urteils enthalten — er nahm also in jedem Falle nicht von vornherein eine schlechthin ablehnende Stellung gegen meine These ein, und da er seitdem einen Widerspruch nicht hat laut werden lassen, so glaubte ich annehmen zu dürfen, dass meine Gründe ihn entweder überzeugt oder ihm doch soviel Eindruck gemacht hätten, dass er es vorziehe, die Frage bis auf weiteres *in suspenso* zu lassen.

Dagegen ist nun neuerdings Kurt Lewent, *Das altprovenzalische Kreuzlied,* Berliner Dissertation 1905, S. 26—28, als Anwalt Crescinis aufgetreten, indem er meine Argumentation bekämpft und die Identifikation des „Kaisers" mit Balduin billigt, und Kolsen in seiner Rezension der Lewentschen Arbeit im *Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen* 116 (1906), 455 hat ihm beigestimmt („die Frage, wer in dem Gedichte des Raimbaut von Vaqueiras Gr. 392, 9a unter dem Kaiser zu verstehen sei, entscheidet Lewent S. 26ff. mit guten Gründen zugunsten Balduins und gibt damit Crescini Recht gegen Zenker, der eher Alexius IV. in dem Kaiser erkennen wollte"), ebenso A. Jeanroy in den *Annales du Midi* 18 (1906), 83, der bemerkt, Lewent habe mich „siegreich widerlegt" und hinzufügt:

„Je m'étonne qu'il ne fasse pas valoir, à l'appui de son opinion, l'argument le plus topique, à savoir que personne ne compta jamais sur le jeune Alexis pour reconquérir Jérusalem, et qu'il eût été absurde de le lui demander. Quant à l'injustice du poète envers Baudouin, elle s'explique assez par ses relations personnelles avec Boniface de Montferrat, le rival malheureux du nouvel empereur."

Somit dürfte durch den Konsensus Lewent-Kolsen-Jeanroy die Frage als zugunsten Balduins entschieden gelten.

Ich meinesteils glaube nun aber, dass weder die Bedenken Lewents noch das eben erwähnte Argument Jeanroys geeignet sind, meine Auffassung im mindesten zu erschüttern, und es ist der Zweck der folgenden Zeilen, dies im einzelnen nachzuweisen. Zum besseren Verständnis meiner Darlegungen bringe ich zunächst das Sirventes, das wohl nicht allen Fachgenossen zur Hand ist, in der Crescinischen Restitution unter Aufnahme der von Schultz-Gora a. a. O. gegebenen Textbesserungen sowie zweier von Lewent in seiner Dissertation S. 114 mitgeteilten Emendationen A. Toblers und zweier eigener Emendationen unter Beifügung einer Übersetzung nochmals zum Abdruck.

I. Conseil don a l'emperador,
pois per conseil fai totz sos plais
e non faria meins ni mais,
mas tant con sei conseillador
li volun far dir' e faire:
e·il conseil, s'el vol esser pros,
qe don, sens conseil, derenan;
e, ses conseil ab sos baros,
creza·l conseil del plus prezan,
q'aissi 's conseils d'emperaire.

I. Rat erteile ich dem Kaiser, da er nur auf Rat hin handelt und nicht weniger und nicht mehr tut als allein so viel, wie seine Ratgeber ihn sagen und tun lassen wollen: und ich rate ihm, wenn er ritterlich sein will, dass er in Zukunft, ohne um Rat zu fragen, schenke und ohne Beratung mit seinen Baronen glaube er dem Rate des trefflichsten, denn so soll ein Kaiser sich beraten.

II. Pueis eu li conseil sa honor,
creza m'en, si·n vol, o s'en lais;
e se·l senescal no·s n'irais
ni Coine del cosseil maior,
eu serai bos cosseillaire,
e darai conseil a els dos,
qant lur segnor consseillaran,
qe·il cosseillen de far rics dos;
mas no sai s'amdui m'en creiran,
ni eu no·ls en forzi gaire.

II. Dann rate ich ihm, dass er an seine Ehre denke, mag er mir glauben, wenn er will, oder mag er es bleiben lassen; und wenn der Seneschall nicht zürnt und Conon vom grossen Rat, dann werde ich ein guter Ratgeber sein, und werde ihnen beiden den Rat erteilen, wenn sie ihren Kaiser beraten werden, dass sie ihm raten, reiche Gaben auszuteilen; aber ich weiss nicht, ob beide mir hierin Glauben schenken werden, und ich zwinge sie nicht dazu.

III. E si no·s meillur' en la flor,
lo frugz poiri' esser malvais,
e gart se q'al seu tort non bais,
qe puiatz es en grant honor,
et es bels e de bon aire:
e se vol creire mos sermos
ia no·i aura anta ni dan,
anz sera granz honors e pros,
car se pert sels c'ab lui estan,
tart venran de son repaire.

III. Und wenn er sich nicht in der Blüte bessert, dann könnte die Frucht eine schlimme werden, und er hüte sich, dass er nicht zu seinem Schaden herabsinke, denn er ist zu grosser Ehre emporgestiegen, und er ist schön und von guter Art: und wenn er meinen Predigten glauben will, dann wird er davon keine Schmach und keinen Schaden haben, sondern es wird ihm zu grosser Ehre und zum Nutzen gereichen, denn wenn er die verliert, die zu ihm stehen, dann wird man spät in sein Haus kommen.

IV. E non tema freg ni calor,
ni·s baign ni soiorn em palais,

IV. Und er fürchte nicht Kälte und nicht Hitze, und er bade nicht und ver-

---

3 B. nen — 5 B. dire e — 10 B. q*ua*issi es. — 13 B. e sen estan nos nirais; Cr. e s'en es tan q'el no·s n'irais; e se·l senescal *ist Emendation von* Sch.-G. — 14 B. ni come, Cr. ni·l comte; Coine *Emendation von* Sch.-G. — 18 B. q*ue* il cosseillan . . . doz — 19 B. sa samdos — 20 forzi] B. forei (*„d'incerta lettura“*). — 23 B. q*uel* — 24 B. q*ue* pujatz — 27 B. ainta (Cr. *vermutet, dass* ancta, Sch.-G., *dass* amta *in der Hs. stehe, da auch diese Nebenformen belegt sind*) —

qe al col a cargat tal fais,
qe, s'el non es de gran valor,
greu lo poira a cap traire;
qe Blac e Coman e li Ros
e·l Turc e·l Paian e·l Persan
seran contra lui ab Grifos;
e si per pretz non trai afan,
tot qant a faig pot desfaire.

weile nicht im Palaste, denn auf den Nacken hat er solche Last geladen, dass er, wenn er nicht grosse Trefflichkeit zeigt, sie schwerlich wird bis zu Ende tragen können; denn die Walachen und die Komanen und die Russen und die Türken und die Heiden und die Perser werden gegen ihn sein im Bunde mit den Griechen; und wenn er um des Ruhmes willen nicht Mühsal trägt, dann kann er alles, was er geleistet hat, zu nichte machen.

V. Q'el e nos em tuig pecchador
dels mostiers ars e dels palais,
on vei pecar los clercs e·ls lais;
e se·l sepulchre non secor
sera·n vas dieu plus pechaire,
q'en pechat tornara·l perdos,
e se·l conqis no 'stai enan;
mas s'el es larcs ni coratios,
ben leu pot anar osteian
a Babiloni' e al Caire.

V. Denn er und wir tragen alle Sündenschuld an den verbrannten Kirchen und Palästen, worin ich Geistliche und Laien sündigen sehe; und wenn er dem heiligen Grabe nicht zu Hülfe kommt, wird er vor Gott um so schuldiger sein, denn die Absolution wird sich in Sünde verkehren, und wenn die Eroberung nicht voransteht; aber wenn er freigebig und mutig ist, dann kann er leicht die Heerfahrt antreten nach Babylon und nach Kairo.

VI. Tota sa forz' e sa vigor
taingn qe mostr' als Turcs part Roais;
que tuit li soudan e·il alcais
e·il amirail e·il almassor
n'esperan lansar e traire:
et er n'encolpatz cel levos
e·l donzelet cors blasmaran,
si·l sepulchr'es mais en preizos;
e·l dux n'er apellatz d'enian,
si·l vol del socors estraire.

VI. Seine ganze Kraft und Stärke soll er den Türken jenseits Edessa zeigen; denn alle die Sultane und die Alkalden und die Admirale und die Almansors hoffen aufs Lanzenwerfen und aufs Geschosseschleudern: und man wird dem Löwen die Schuld geben und den Jüngling wird man tadeln, wenn das heilige Grab fernerhin in Gefangenschaft bleibt, und der Doge wird des Betrugs beschuldigt werden, wenn er ihn von der Unterstützung abhalten will.

33 B. cor, Cr. cors; col *ist Besserung von* Sch.-G. *und* J. — B. cairgat. — 34 B. que — 36 B. que blancs (*in der Hs. ist* n *ausgestrichen*) e comans els ros — 37 B. els turcs els paians els persans — 39 B. afant — 42 B. papais — 43 B. clers — 44 B. el sepulchres non esrescos, Cr. e·l sepulchres non es rescos; *die Emendation, mitgeteilt bei* Lewent S. 114, *rührt von* Tobler *her* — 45 B. u. Cr. serem — 46 B. quen — 47 B. esel conqis nost ai enan, Cr. s'el conqis no estai enan; *die obige Besserung von* Tobler *a. a. O.* — 48 B. coratjos — 50 B. bibolonie al caire — 52 B. *que* — 53 B. *que* — 55 B. *und* Cr. lansa retraire; *Besserung von* Tobler *a. a. O.* — 56 B. et er nencolpatz e leuos, Cr. et er n'encolpatz Nevelos; *wegen der in den Text aufgenommenen Lesart s.* Zeitsch. f. rom. Phil. 27, 473 *und unten* S. 195 — 57 B. els dozelet („*Ms.* dozeler *con* r *espunta e mutata in* t") cors blasmaran, Cr. e·ls doz'electors blasmaran. — 58 B. sels.

VII. Al marescal voil retraire
mon cosseil, q'es leials e bos;
mas lui, e Mile de Breban,
blasmarai, si non es fort pros
. . . .
e larcs e francs l'emperaire.

VII. Dem Marschall will ich meinen Rat vortragen, denn er ist treu und gut; aber ihn und Milo von Brabant werde ich tadeln, wenn nicht sehr ritterlich ist . . . . und freigebig und edel der Kaiser.

---

62 B. ques — 63 B. mi les („*con* -e- *nel ms. espunta e sostituita da* -i-") de burban — 64 B. se.

Zunächst einige Bemerkungen zum Texte, wie ich ihn hier biete. V. 13 hat die Handschrift: *e sen estan nos nirais,* was keinen Sinn gibt; Crescinis Besserung *e s'en es tan q'el no·s n'irais* ist im Hinblick auf das Folgende auch nicht wohl zu brauchen, dagegen scheint Schultz-Goras Vorschlag *e se·l senescal no·s n'irais* sehr annehmbar. Wenn nun aber Sch.-G. in dem *senescal* Dietrich von Loos erkennen möchte, der die Würde des Seneschalls bei der Kaiserkrönung Balduins bekleidete; so ist zu bemerken, dass diese Vermutung eben die Identität des *emperador* mit Balduin zur Voraussetzung hat; irgend ein spezieller Hinweis auf den genannten liegt in dem Gedichte nicht vor. Da bei Beziehung des Gedichtes auf Alexius Dietrich von Loos ausgeschlossen ist, so möchte ich vermuten, es handle sich vielmehr um den Seneschall Gottfried von Joinville, der im J. 1201 zusammen mit Villehardouin und anderen dem Herzog Odo von Burgund die Führerschaft des Kreuzzuges anbot, dann im Namen der anderen Abgesandten den gleichen Antrag dem Grafen Thibaut von Bar-le-Duc machte, s. Wilken, *Geschichte der Kreuzzüge* B. 5, 129; P. Ramnusius, *De bello Constantinopolitano,* Venedig 1634, S. 21 nennt ihn einen *vir acro ingenio, et singulari rerum usu praeditus.* Übrigens ist die Emendation *senescal* doch keineswegs gesichert; nehmen wir einmal an, dass das *tan* der Handschrift aus einem ursprünglichen *cal* verlesen ist, so könnte man auch versucht sein, *marescal* einzusetzen: wenn in diesem *ar,* wie so häufig, mit Sigl geschrieben war und also in der Hs. stand: *e sel m̃escal nos nirais*, so konnte daraus durch Weglassung des *l* und des ersten *m*-Striches und durch Übersehen des Sigls die Lesart *e sen estan nos nirais* ebenso wohl entstehen, wie aus der von Sch.-G. vermuteten Fassung *e sel senescal nos nirais* durch Übersehen des *sel.* Unter dem *marescal* wäre dann natürlich Villehardouin zu verstehen, an den ja nach V. 61 das Gedicht in erster Linie gerichtet ist: es wäre durchaus natürlich, dass er auch zuerst angeredet würde. Doch gebe ich gerne zu, dass die Lesung *senescal* näher liegt. Da sie aber eben doch hypothetisch bleibt, so kann der Vers für die Identifikation des *emperador* in keinem Falle verwandt werden.

Dagegen scheint mir nun Schultz-Goras Besserung in V. 14: *ni Coine del cosseil maior* für handschriftliches *ni come d. c. m.* — Crescini liest: *ni·l comte d. c. m.* — direkt evident. Wie gut die Annahme, es werde hier Conon de Béthune angeredet — Coine ist die provenzalische Nominativform — zu meiner Identifikation des Kaisers mit Alexius stimmt, werde ich später zeigen.

V. 44 liest Crescini in Übereinstimmung mit der Hs. *e·l sepulchres non es rescos.* Lewent aber S. 114 macht darauf aufmerksam, dass ein Reim auf *-or* gefordert wird und teilt die in den Text gesetzte, von A. Tobler vorgeschlagene Emendation mit.

Ich komme nun also zu den Einwänden meiner Herren Opponenten gegen die Identifikation des *emperador* mit Kaiser Alexius IV. und zwar beginne ich mit dem oben zitierten Argumente Jeanroys, da er dasselbe geradezu für entscheidend ansieht.

Jeanroy meint, mit Beziehung auf V. 44—50, es hätte nie jemand auf den Beistand des jungen Alexius bei der Wiedereroberung Jerusalems gerechnet und es würde absurd gewesen sein, derartiges von ihm zu verlangen.

Ich konstatiere, dass Jeanroy sich in einem vollkommenen Irrtum befindet. Würde er die Quellen oder auch nur die neueren Historiker eingesehen haben, so hätte er sofort gefunden, dass man von Alexius nicht nur Beihilfe zur Rückeroberung des heiligen Landes erwartete, sondern dass er seinen Beistand auch eidlich zugesagt und sich sogar verpflichtet hatte, selbst das Kreuz zu nehmen. Walter Norden, *Der vierte Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz*, Berlin 1898, S. 39, Anm. 4 sagt:

„Fast sämtliche wichtigen abendländischen Quellen, die den Vierten Kreuzzug ausführlicher behandeln, lassen den jungen Alexius, wie zur Vollziehung der Kirchenunion und zu Geldgeschenken, so zu tatkräftiger Unterstützung der Kreuzfahrt nach seiner Einsetzung sich verpflichten... Alexius verpflichtete sich:

a) zur militärischen Unterstützung der Kreuzfahrer. (Er versprach, nach seiner Einsetzung entweder selbst am Kreuzzuge teilzunehmen oder 10000 Mann auf ein Jahr mitzusenden, ausserdem 500 Söldner, so lange er lebe, im heiligen Lande zu dessen Bewachung zu halten.)

b) zur Lieferung von Lebensmitteln auf ein Jahr;

c) zur Unterhaltung der Flotte auf ein weiteres Jahr.“

Da es mir bei der Wichtigkeit, die Jeanroy seinem Argument beilegt, wünschenswert scheint, hier jeden Zweifel auszuschliessen, so lasse

ich noch die einzelnen Zeugnisse der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Kreuzzuges folgen:

Epistola baronum crucesignatorum, bei Tafel und Thomas, *Fontes rerum austriacarum*, 2. Abt., *Diplomata et Acta* XII, Wien 1856, S. 431:

Hiis peractis ad solutionem promissorum prosilit Imperator, et promissa rebus accumulat, victualia servitio Domini profectura nobis omnibus praebet in annum; ducenta marcarum millia nobis solvere pergit, et Venetis sumptibus suis stolium prolongat in annum, seque iuramento astringit, quod erigere nobiscum debeat regale vexillum, et in passagio Martii nobiscum ad servitium Domini proficisci, cum quantis poterit millibus armatorum.

Hugo, Comes S. Pauli, *Epistola de expugnata per Latinos urbe Constantinopoli*, ib. S. 305, auch Bouquet 18, 517 C:

Quo facto, juvenis Imperator nobis promisit, quod toti exercitui nostro per annum victualia largiretur integrum, et quod 10000 militum ad annum ad sancte terre succursum ad sumptus suos haberet. Promisit enim, quamdiu viveret, ad stipendia sua se in terra sancta 500 milites habiturum . . ."

Rigord, *De Gestis Philippi Augusti*, Bouquet 17, 55:

Tandem, cum Venetias Franci venissent, competentes nuncios praedictus puer destinavit, qui . . . multis precibus suggerebant quod, si patri et filio imperium restituerent, . . . ipse puer cum virtute imperii sui ad liberationem sanctae Terrae cum illis veniret, et de fisco suo exercitui victualia sufficienter ministraret . . . Vocato ergo puero, et ab eodem juramento recepto quod missa nunciorum suorum inviolabiliter observaret . . .

Robertus Autissiodorensis, *Chronicon*, Pertz *SS.* 26, 265:

Praeterea pollicetur, quod . . . ad subventionem Terre Sancte tocius imperii vires exerceret et sumptus de suo exercitu procuraret.

Die Verpflichtung wird dann in Konstantinopel erneuert, ib. S. 266:

pacta prius inita de subventione Terre Sancte . . . renovat et confirmat.

Andreas Dandolo, *Chronicon*, Muratori *SS.* 12, 322:

Pacta de obedientia Romanae Ecclesiae et succursu Terrae sanctae innovantur et confirmantur (in Konstantinopel).

Innocenz III., Brief vom 16. Nov. 1202, Tafel u. Thomas a. a. O. S. 405:

„ . . . *promittens eisdem [principibus] quod tam in subsidium terrae sanctae quam in expensis et donativis eis magnifice responderet*".

Annales Herbipolitani, Pertz *SS.* 16, 11[15]:

„Juravit etiam, quod si apud Constantinopolim secum hiemare vellent, ipse in proximo Martio venturo cum ipsis pergeret, accepta cruce cum omnibus que habere posset.“

Villehardouin, *La Conquête de Constantinople*, p. Natalis de Wailly, Paris 1872, S. 35:

Die Boten des Alexius versprechen den Kreuzfahrern:

Et il ses cors ira avec vos en la terre de Babiloine, ou envoiera, se vos cuidiez que mielz sera, à toz dix mil homes à sa despense . . .

Robert de Clary ed. Hopf, *Chroniques gréco-romanes*, Berlin 1873, S. 23:

. . il dist, . . . qu'il iroit outre mer avec aus a tout sen pooir, et qui tenroit tous les jours de se vie ·XM· hommes en le terre d'outre mer a sen coust . . .[1]).

Ich mache noch speziell aufmerksam auf die nahe Übereinstimmung des Ausdrucks V. 51 f. des Gedichtes: *Tota sa forz'e sa vigor Taingn qe mostr' als Turcs part Roais* mit Robert von Auxerre: . . . *pollicetur, quod . . . ad subventionem Terre Sancte tocius imperii vires exerceret . . .*

Löst sich somit das Argument, das nach Jeanroy entscheidend gegen meine These sprechen soll, sofort in ein völliges Nichts auf, so ist es mit den Einwänden Lewents, zu denen ich nun übergehe, nicht viel besser bestellt.

Ich werde sie möglichst im Wortlaut anführen:

Lewent bemerkt zunächst, Crescini habe „in VI, 7 zwei in den Handschriften oft schwer zu unterscheidende Buchstaben vertauscht und in v. 6 derselben Strophe — unter Hinzufügung eines Buchstabens, dessen Fortfall sehr plausibel gemacht wird — zwei Silbenanfänge umgestellt, ein Verfahren, das an anderen

---

1) In der freilich schon sagenhaft beeinflussten Chronik von Morea, die nach John Schmitt, S. XXXVIII der Einleitung zu seiner Ausgabe, London 1904, in ursprünglicher Fassung vermutlich um 1300 entstand, ihre gegenwärtige Form vor 1388 erhielt, suchen die griechischen Grossen Alexius von der Teilnahme am Kreuzzug abzuhalten: *Maître et empereur*, sagen sie zu ihm, *puisque Dieu vous a donné un trône, qui vous oblige d'aller vous exposer en Syrie? La distance d'ici a ces contrées est grande* u. s. w. *L'empereur*, heisst es dann, *qui était encore un enfant et n'avait aucune expérience du monde, consentit trop facilement à ces conseils.* Später aber verspricht Isaak den Franken, dass sein Sohn sie begleiten solle: *Voilà le printemps; partez pour la Syrie, et, d'après nos conventions, mon fils vous accompagnera.* S. *Chronique de la Conquête de Constantinople et de l'établissement des Français en Morée*, trad. p. Buchon, Paris 1825, S. 58 u. 61. Dieser Darstellung könnten wohl gewisse historische Tatsachen zugrunde liegen.

Stellen derselben Handschrift einfach gefordert wird. Anstatt dieser beiden, gerade in ihrer Einfachheit so geistvollen Konjekturen setzt Zenker deren vier, zum Teil sehr viel umfangreichere: 1. *tots* für *cors*. 2. *donzelet* für *dozelet*. 3. *el* für *els* (VI, 7). 4. *lo* oder *sel* für *e* (VI, 6). Welche Änderungen vom rein philologischen Standpunkte vorzuziehen sind, ist ohne weiteres klar."

Ich stelle den Text der Handschrift, den Crescinis und meine, *Zeitsch.* 27, 472 vorgeschlagene Lesung nebeneinander:

Hs.: *et er nencolpatz e leuos*
els dozelet cors blasmaran.
Cr.: *et er n'encolpatz Nevelos*
e·ls doz'electors blasmaran.
Z.: *et er n'encolpatz sel levos*
e·l donzelet tots blasmaran.

Der Vergleich ergibt, dass Lewents Behauptung, meine Konjekturen seien „zum Teil sehr viel umfangreicher", völlig unzutreffend ist. Crescinis Änderung von *e leuos* in *nevelos* geht weiter als irgend eine der meinigen: *dozelet* und *donzelet* können paläographisch geradezu als identisch betrachtet werden, da, wie jeder weiss, das *n* häufig nur durch einen Strich über dem Vokal bezeichnet wurde, den der Abschreiber leicht übersah; der Ersatz von *els* durch *el* rechtfertigt sich vollkommen dadurch, dass im nächsten Verse *sels* in der Hs. sicher falsch für *sel* oder *sil* steht. Bleiben also als etwas weitergehende Änderungen nur *cel leuos* für *e leuos* und *tots* für *cors*. Ich habe aber schon hervorgehoben, dass bei Diktat ein *encolpatz cel leuos* sofort zu *encolpatz e leuos* verhört werden konnte, und was die zweite Emendation betrifft, so glaube ich jetzt überhaupt ganz auf sie verzichten zu sollen. Ich möchte nämlich das handschriftliche *cors* V. 57 belassen und lesen:

e·l donzelet cors blasmaran,

indem ich *cors* = *corpus* als jene bekannte Umschreibung der Personenbezeichnung fasse, wie sie vorliegt in *mos cors* = ich, *sos cors* = er, *cors de roi* = *roi*, *li cors deu* = *deu*, *li cors saint Denise* = *saint Denise*, *le cors Rollant* = *Rollant*, s. Diez, *Grammatik*[5] S. 809f. und A. Tobler, *Vermischte Beiträge* I, S. 28, und indem ich *donzelet* als den im genetivischen Sinne vorausgestellten Obliquus fasse, wie er nicht selten begegnet, s. *ses deu licencia* = *ses licencia de deu*, Boethius 40, *natz de Monferrat linhatge, pel deu comandamen, au Karle trap*, afr. *fut Rollan drus, li deu amis, la rei prisun, le rei gunfanuniers*, *de roi cort* u. ä., s. Diez, *Gr.*[5] S. 1093f., Darmesteter, *Mots composés*[2] S. 45 und Meyer-Lübke, *Grammatik* III, S. 52; also *e·l donzelet cors blasmaran* = *e·l donzelet blasmaran*, „sie werden den jungen Mann tadeln".

Ein Grund, *Nevelos* und die *doz'electors* hier einzuführen, liegt m. E. nicht vor, da es doch wohl das methodisch richtige ist, zunächst zu versuchen, ob nicht der Text der Handschrift einen annehmbaren Sinn

ergibt, und da der *leuos* = *leos* sofort an den flandrischen Löwen erinnert, der, wie ich gezeigt habe, auch sonst bei den Kreuzzugshistorikern erwähnt wird, der *dozelet* = *dōzelet* aber sofort jedem den *juvenis*, *adolescens*, *puer*, *νεανίσκος*, *enfant*, *garçon* der Kreuzzugshistoriker d. i. Alexius IV. ins Gedächtnis rufen muss. Ich will im übrigen nochmals darauf aufmerksam machen, dass die Ausdrucksweise: „Nevelos wird beschuldigt werden und man wird die 12 Wahlmänner tadeln“ nicht streng logisch sein würde, da Nevelos selbst einer der letzteren war, es also heissen müsste: „Nevelos und die anderen Wahlmänner werden getadelt werden“, und ich möchte ferner zu bedenken geben, dass *elector*, Wählmann, sonst im Provenzalischen überhaupt nicht belegt ist; die provenzalische Form ist vielmehr *elegidor*, s. Raynouard und Levy s. v.; es müsste also angenommen werden, dass *elector* eine erst von Raimbaut geschaffene gelehrte Neubildung sei. Einer solchen Annahme steht ja nun gewiss nichts im Wege, immerhin will es mir einigermassen bedenklich erscheinen, ein sonst gar nicht belegtes Wort durch Konjektur an einer Stelle einzuführen, die auch ohne diese Konjektur einen durchaus befriedigenden Sinn ergibt. Was den flandrischen Löwen betrifft, so kann ich jetzt noch anführen, dass dieser, wie es scheint, bei Raimbaut selbst nochmals begegnet und zwar in einem Liede, welches sich gleichfalls auf den 4. Kreuzzug bezieht, Bartsch, *Grundriss* 392, 3, *Aras pot hom conoisser e proar*, Mahn, *Werke* I, 376, in der 6. Strophe, die beginnt:

Nostr'estol guit sants Nicolaus de Bar;
e·ls Campanhes dresson lur guonfaino,
e·l marques crit Montferrat e·l Leo,
e·l coms flamencs crit Flandres als colps dar,

„und der Markgraf rufe »Monferrat und der Löwe«, und der flämische Graf rufe »Flandern« beim Dreinschlagen“ [1]). Der »Löwe« kann hier nicht das Wappen von Monferrat bezeichnen, da dieses einen solchen nicht aufwies, es bestand vielmehr in einem silbernen Schild mit rotem Oberstück *(uno scudo di argento col capo di rosso)*, s. L Tettoni und F. Saladini, *Teatro Araldico* B. I, Lodi 1841, s. v. *Savoja*. Deshalb kann m. E. unter dem *Leo* nur der flandrische Löwe verstanden werden und der Schlachtruf will besagen: Monferrat im Bunde mit dem Löwen, d. i. mit Flandern; werden doch von den Historikern des 4. Kreuzzuges Bonifaz von Monferrat und Balduin von Flandern fast regelmässig an der Spitze der beteiligten Barone zusammen genannt. Dass der gewöhnliche Schlachtruf des Markgrafen einfach „Monferrat“ war, lehrt uns *Grundriss* 392, 25, Mahn, *Werke* I, 365, wo Raimbaut sagt:

1) Nach Rietstap, *Armorial général* I, Gouda 1884, s. v. *Flandre* war der Schlachtruf der Grafen von Flandern „*Vlaanderen den Leeuw*“ *(Flandres au lion)*.

En Proensa, cant encaus ni can fuy,
crit Monferrat, la senha de qu'ieu suy.

Ist meine Annahme richtig, so bildet dieser *Leo* offenbar eine starke Stütze für den *levos* der in Rede stehenden Stelle.

Lewent erklärt dann, eine genauere Prüfung meiner sachlichen Einwände ergebe, „dass sie zum mindesten nicht zwingen, von Crescinis Deutung abzugehen“:

„Drei Punkte sind es, die nach Z.s Ansicht unmöglich auf Balduin passen: 1. Die Abhängigkeit Balduins von seinen Baronen, die ihm der Dichter vorwirft, ist wohl am schwersten mit des Kaisers Wesen in Einklang zu bringen und hier ist Zenkers Einwendung wohl am triftigsten. Aber Crescini zeigt doch selbst an der Hand mehrerer Beispiele aus Villehardouin, dass Balduin nach Art der Monarchen des mittelalterlichen Abendlandes verfuhr und seine Barone in wichtigen Angelegenheiten um Rat fragte. Und von da bis zum Vorwurfe der Abhängigkeit von diesen Ratgebern ist doch kein allzu grosser Schritt, wenn man bedenkt, wie die Trobadors in Lob und Tadel gleich überschwenglich waren.“

Also hier kann Lewent selbst meinen Bedenken eine gewisse Berechtigung nicht, abstreiten und was er dagegen vorbringt, beschränkt sich auf eine Berufung auf Crescini. Ich glaube aber im Gegensatz zu ihm — und ich werde dabei wohl kaum Widerspruch erfahren —, dass von einem Sich-Rat-erholen bis zur Berechtigung des Vorwurfs absoluter Abhängigkeit von denen, welche man um Rat fragt, vielmehr ein ganz gewaltiger Schritt ist. Hat etwa Napoleon I. seine Generale, hat Bismarck seine Minister nicht um Rat gefragt? Nicht nur eine gewisse Abhängigkeit, sondern vollkommene Willenslosigkeit wird ja dem Kaiser von Raimbaut vorgeworfen, er wird hingestellt als ein willenloser Automat: er sage nichts und er tue nichts, was ihn nicht seine Ratgeber sagen und tun liessen.

Ich muss dabei bleiben, dass es für die Berechtigung eines so schweren Vorwurfes gegenüber Balduin an jedem Anhaltspunkte fehlt, während er aufs genaueste stimmt zu allem, was uns über Alexius berichtet wird, der, noch ein halber Knabe, in der Tat nur ein Spielball in den Händen seiner Umgebung war.

Lewent fährt fort:

„2. Die Mahnung zum Schenken, meint Z., passe nicht auf Balduin, dessen Freigebigkeit sonst gerühmt werde, wohl aber auf Alexius, der seinen Verpflichtungen nicht habe nachkommen können. Aber einmal liegt in dem Rat an den Kaiser, freigebig zu sein, noch nicht der Vorwurf, dass er es nicht sei — es ist möglich, dass der Dichter Balduins Charakter in dieser Beziehung gar nicht kannte —, dann aber handelte es sich bei Alexius einfach um das Nichtbezahlen vertragsmässig festgesetzter Summen, wie ja Z. selbst sagt, und nicht um ein freiwilliges Schenken, um die Tugend der Freigebigkeit, die der Trobador ver-

langt. Dass ausserdem, beiläufig bemerkt, Balduin nicht so übermässig freigebig gewesen sein dürfte, geht doch schon aus Bonifaz Aufstand gegen ihn hervor. Im übrigen durfte in der Tat gerade der lateinische Kaiser nicht kärglich sein, wenn er die Kreuzfahrer an sich fesseln wollte; denn sicherlich hatte sich manch einer von ihnen nur auf ein Jahr verpflichtet, damit er Absolution seiner Sünden erlange, und dieses Jahr war ungefähr verstrichen."

Lewent übersieht, dass der Dichter den Kaiser nicht einfach ermahnt, freigebig zu sein, sondern dass er V. 7 sagt: „Der Kaiser möge von jetzt ab *(derenan)*, ohne Rat einzuholen, geben." In diesem „von jetzt ab" ist bestimmt ausgesprochen, dass er es bis dahin nicht getan, dass er nur so viel gegeben hatte, als man ihm angeraten hatte, zu geben, d. h. also, dass er bis dahin nach der Meinung des Dichters zu wenig gegeben hatte. Das gleiche ist mit Gewissheit zu folgern aus V. 21, wo dem Kaiser vorgehalten wird, „die Blüte seiner Taten" sei keine gute gewesen; denn da er bis dahin nur zur Freigebigkeit ermahnt worden ist, kann der Vorwurf nur besagen, dass er es bis dahin an ihr habe fehlen lassen.

Ferner: von einem freiwilligen Schenken, wie L. will, ist gar nicht die Rede, sondern nur von einem Geben, Schenken schlechthin; ob dieses ein freiwilliges sein wird oder etwa erfolgen soll in Erfüllung eingegangener Verpflichtungen, wird einfach nicht ausgesprochen und braucht nicht ausgesprochen zu werden. Von Schenkungen des Alexius an die Kreuzfahrer spricht auch der Anonymus Suessionensis (schrieb 1205 oder 6), bei Riant, *Excuviae sacrae const.* I, Genf 1877, S. 6: *Qui aliquandiu nostros in graciam recipiens et multis donariis honorans, tandem . . . de itinere Iherosolimitano quod spoponderat, fiduciaverat, sacramento confirmaverat, adimplere recusavit . . .*

Was die von Balduin betätigte glänzende Liberalität betrifft, so sei z. B. verwiesen auf die Schilderung eines grossen, dreissig Tage dauernden Festes, das er im September-Oktober 1204 veranstaltete, im *Balduinus Constantinopolitanus,* bei Tafel und Thomas a. a. O. S. 302:

Imperator Balduinus in medio primi anni dominii sui, videlicet post medium Septembris, fecit convivium permagnificum, ubi fecit convocari omnes nobiles Graeciae, Thraciae, Coromanniae, Armeniae, Jossiae ac Pinctae Nardae, qui olim sub dominio erant Imperatoris Constantinopolitani. Ad Constantinopolim honorifice venerunt ad Imperatorem cum muneribus et jocalibus, quae sibi praesentaverunt et tenta est curia convivii XXX diebus. Duodecima die convivii, quae fuit prima Octobris, fecit amplius quam sexcentos milites et singulis dedit liberatam de caligis supradictis [mit aufgestickten Löwenfüssen], *et cuilibet novorum militum, non habenti dominia seu terras, dedit vel terras vel officia vel dominia, de quibus possent gratiose vivere et statum militarem ducere . . .*

Andererseits wird in diesem Punkte in keinem der Kreuzzugsberichte

auch nur der leiseste Vorwurf gegen Balduin erhoben. Der Zwist zwischen Balduin und Bonifaz wegen Thessalonichs im August d. J. beweist nichts gegen seine Freigebigkeit, wie Lewent will, siehe die Darstellung bei Wilken, *Geschichte der Kreuzzüge* 5, 353 ff. und bei Gerland, *Geschichte des lat. Kaiserreiches von Konstantinopel*, Homburg v. d. Höhe 1905, S 17 ff. Robert von Clary cap. 99, Hopf S. 76. Dass das Sirventes nicht etwa eben durch diesen Zwist hervorgerufen sein kann, ergibt sich aus der Tatsache, dass ja Thessalonichs in ihm mit keiner Silbe Erwähnung geschieht, wie denn Crescini es auch schon in den Juni-Juli d. J. datiert.

Dass dagegen Alexius in der Tat durch seine „Barone" vom Geben zurückgehalten wurde — V. 8: „und ohne Beratung mit seinen Baronen glaube er [sc. wenn es sich ums Geben handelt] dem Rate des Trefflichsten" —, erfahren wir aus Robert von Clary cap. 58, Hopf S. 48, wo es heisst: *Et par dedens si homme et ses gens et chis Morchofles qu'il avoit jete de prison vinrent a lui et se li disent: Ha, sire, vus leur aves trop paie; ne leur paies plus; vus estes tous raiens; tant leur aves vus paie; mais faites les ent aler et si les congees hors de vo tere.*"

Lewent: „3. Die Warnung vor Verweichlichung war bei Balduin ebenso wohl angebracht wie bei Alexius. Der orientalische Luxus ist doch stets ein gefährlicher Feind der Kreuzfahrer gewesen."

Ich erwidere: Gewiss, man kann auch die zehn Gebote Jedermann vorhalten. Trotzdem muss es als äusserst unwahrscheinlich bezeichnet werden, dass Raimbaut Balduin vor Weichlichkeit, vor dem Gebrauch der warmen Bäder und vor dem Stubenhocken gewarnt haben sollte — V. 36: „er fürchte nicht Kälte noch Hitze und bade nicht und sitze nicht im Palaste" —, wenn Balduin zu einer solchen Warnung nicht schon irgendwelchen Anlass gegeben hatte. In keinem der Kreuzzugsberichte aber findet sich auch nur die geringste Andeutung, dass Balduin zur Weichlichkeit und zur Untätigkeit hingeneigt hätte. Dagegen steht die weichliche Lebensweise der damaligen Griechen fest, speziell der regelmässige Gebrauch warmer Bäder ist mehrfach als eine griechische Sitte bezeugt; nach Martino da Canale, *Cronaca Veneta*, *Archivio stor. ital.* VIII, 333, wäre Alexius im Bade von den Griechen getötet worden: *et firent destrure l'enfant que lor seignor devoit estre en un baing;* Hang zur Trägheit wird Alexius bei den Kreuzzugshistorikern ausdrücklich zum Vorwurf gemacht. Deshalb passt die in Rede stehende Mahnung des Dichters ganz besonders gut auf Alexius, während sie bei Balduin als völlig gegenstandslos erscheint.

Lewent: Von den vier Punkten, die Z. sodann als seiner Hypothese nicht widersprechend aufführt, scheint mir der letzte, dass nämlich des alten Isaak

gar nicht gedacht wird, nicht so ohne weiteres erklärlich, war Isaak doch der eigentliche Herrscher und Alexius nur Mitregent, als welcher er ja auch erst 14 Tage später als jener gekrönt wurde."

Gerade das Gegenteil ist richtig, wie Lewent sofort erkannt hätte, wenn er die Historiker des Kreuzzuges etwas genauer eingesehen haben würde. Hertzberg, *Geschichte der Byzantiner*, Berlin 1883, S. 354 bemerkt ausdrücklich, dass Alexius „von den Franken als der eigentliche Herrscher, er [Isaak] selbst nur als Titularkaiser behandelt wurde." In den Kreuzzugsberichten ist stets nur von Alexius als Kaiser die Rede. Vgl. besonders noch den *Chronista Novgorodensis* bei Hopf, *Chron. gréco-romanes* S. 94, wo es von Alexius heisst: „*mox reversus in urbem patrem solio privavit et ipse imperater evasit: „Tu caecus es; quî hoc imperium regere potes? Ego imperator sum.*"

Lewent: „Können hiernach Z.s Einwände schon als nicht stichhaltig gelten, so steht in dem Gedichte so mancherlei, das meiner Meinung nach einer Deutung auf Alexius geradezu widerstreitet.

1. Wie will Z. erklären, dass in Str. II, 7 der Kaiser, also Alexius, zum Herrn des II, 4 genannten Coine gemacht wird?"

Die Sache verhält sich m. E. folgendermassen: Bekanntlich führte der griechische Kaiser auch den Titel δεσπότης, „Herr", s. Bréhier in der *Byzant. Zeitschr.* 15, 168: „*Ce mot* (δεσπότης) *fut jusqu'à la fin de l'empire byzantin la qualification par excellence de l'empereur.*" Die französisch-provenzalische Wiedergabe dieses Terminus ist *seigneur-senhor,* und so bezeichnet denn Conon von Béthune den Alexius in der Ansprache, in der er ihn an die Erfüllung seiner Verpflichtungen erinnert, in der Tat als *seigneur*, was die Historiker ganz richtig mit „Kaiser" wiedergeben, s. Villehardouin p. Natalis de Wailly cap. 46, S. 124: „*et se vous nel faites [*sc. *tenir la convention], sachiez que dès hore en avant il* [sc. *li baron*] *ne vos tienent ne por seignor ne por ami.* Eben in diesem Sinne ist *senhor* offenbar auch bei Raimbaut zu fassen und *lur senhor* heisst dann einfach „ihren Kaiser", d. h. den Kaiser, in dessen Dienste sie sich gestellt, den sie eingesetzt haben und den sie protegieren. Sollte man sich aber mit dieser Auffassung des *lur* nicht befreunden können, so ist im Hinblick auf die mancherlei Fehler, die die Handschrift aufweist, der Ersatz des *lur*, das gewöhnlich doch *lor* geschrieben wird und noch in der Vorlage so geschrieben gewesen sein kann, durch *lo* gewiss eine sehr naheliegende Emendation: bei der schwachen Artikulation des *r* vor *s* im Provenzalischen — *-ors* wird bekanntlich im Reime mit *-os* gebunden — konnte bei Diktat ein *lo senhor* sehr leicht zu *lor senhor* verhört werden, ausserdem ist zu bedenken, dass den Kopisten die griechische Bedeutung von *senhor* natürlich fremd war, sie das Wort also einfach im Sinne

von „Herr“ fassten und so leicht dazu kommen konnten, aus *lo senhor* — *lor senhor* zu machen; lesen wir: *quant lo segnor conseillaran*, „wenn sie den Kaiser beraten werden“, so ist alles völlig in Ordnung, der Ausdruck der gleiche, den Conon bei Villehardouin gebraucht: „Sie sehen Euch in Zukunft nicht für den Kaiser und für ihren Freund an.“ Doch halte ich, wie gesagt, die Emendation gar nicht für nötig.

Lewent: „2. Warum wird Bonifaz von Monferrat nicht erwähnt? Er war bis zu Balduins Kaiserwahl nicht nur nominell, sondern wirklich der Führer des Kreuzheeres, er musste statt des „Löwen“ oder zum mindesten neben ihm genannt werden.“

Die Nichterwähnung des Bonifaz lässt sich sehr wohl erklären aus dem Umstande, dass das Sirventes gerichtet ist an drei französische Ritter, Villehardouin, Conon von Béthune und Milo von Brabant — der V. 13 erwähnte kann wegen der Unsicherheit des Textes nicht berücksichtigt werden —, denen natürlich Balduin näher stand und die deshalb ein grösseres Interesse daran haben mussten, dass er, als dass Bonifaz sich nicht dem Tadel des Kreuzheeres aussetze. Übrigens wäre Balduin gewiss nicht zum Kaiser gewählt worden, wenn er nicht vor Konstantinopel zum mindesten eine ebenso hervorragende Rolle gespielt hätte, wie Bonifaz, der allerdings nominell der Führer des Kreuzheeres war. Bekanntlich war es Balduin, den der nachher V. 59 genannte Doge von Venedig protegierte.

Lewent: „3. Wie kommt der Dichter dazu, den Kaiser, von dem er 5 Strophen hindurch doch mit allem schuldigen Respekt gesprochen hat, plötzlich mit einer Art Spottnamen zu belegen?“

Diese Frage habe ich bereits *Zeitschr.* 27, 473 beantwortet, wo ich sage: „Wenn der Kaiser nur an dieser Stelle *donzelet* genannt wird, so ist das auch durchaus verständlich; es liegt darin: geschieht nichts, so wird man der Jugend des Kaisers die Schuld geben, man wird sagen, er sei noch nicht fähig, die hohen Pflichten seines Amtes zu erfüllen“; also ich verstehe: man wird den Knaben tadeln d. h. man wird ihn als einen Knaben tadeln, wird ihn tadeln, weil er sich als ein Knabe zeige. Es liegt also gar nicht in der Absicht des Dichters, dem Kaiser einen „Spottnamen“ zu geben, sondern er droht nur, man werde, vorausgesetzt, dass Alexius die Kreuzfahrt nicht antritt, ihn spottend, richtiger: tadelnd, einen Knaben nennen, seiner Jugend die Schuld geben — was offenbar etwas ganz anderes ist.

Lewent bemerkt schliesslich: „Aus dem ganzen Gedicht spricht eine gewisse Animosität gegen den neuen Kaiser. Diese Stimmung des Dichters ist nur zu leicht erklärlich, wenn man annimmt, Balduin sei dieser Kaiser; sie ist nahezu unverständlich, wenn das Gedicht an Alexius gerichtet war. Raimbauts Herr,

der Markgraf von Monferrat, war bis zur Eroberung Konstantinopels der Führer des Heeres gewesen; er sowohl wie der ihm ergebene Trobador mochten mit Bestimmtheit erwartet haben, dass er auch der echte Träger der neugeschaffenen Kaiserwürde werden müsse. Die Enttäuschung über diese fehlgeschlagene Hoffnung und der Unwille darüber, dass der Zug nach dem heiligen Lande bei den Kreuzfahrern an Interesse verloren hatte, mag dem Dichter sein Werk eingegeben haben. Vielleicht war die zuletzt genannte Stimmung noch massgebender als die erstere".

Wie Lewent behaupten kann, die Animosität des Dichters gegen den Kaiser sei unverständlich, wenn das Gedicht an Alexius gerichtet war, ist mir unverständlich. Als ob wir nicht aufs genaueste unterrichtet wären über die zunehmende Spannung zwischen den Kreuzfahrern und Alexius, über die Mahnungen, die sie an ihn richteten, über das Zerwürfnis zwischen ihnen und dem jungen Kaiser, das schliesslich zum völligen Bruche führte! Es genügt, auf cap. 45—46 bei Villehardouin zu verweisen, jedes weitere Wort ist überflüssig.

Was dann Lewents Hinweis auf die mögliche Verstimmung Raimbauts wegen der Übergehung seines Gönners Bonifaz bei der Kaiserwahl betrifft, so ist ja zuzugeben, dass eine derartige Verstimmung, falls sie wirklich vorhanden war — was wir nicht wissen[1]) —, dem Dichter ungerechte Worte gegen Balduin wohl in den Mund geben konnte; aber einmal lässt sich doch mit einer solchen blossen Möglichkeit nicht beweisen, dass das Gedicht wirklich an Balduin gerichtet ist, wo so viele positive Gründe vielmehr für Alexius sprechen, und dann wird man auch bezweifeln dürfen, ob Raimbaut es wagen durfte, gegen den eben mit grossem Pomp gekrönten Balduin, der sonst nur mit höchstem Lobe bedacht wird, so scharfen Tadel zu richten, so drohende Worte zu gebrauchen, wie er es in diesem Gedichte dem „Kaiser" gegenüber tut, wenn er ihm automatische Willenslosigkeit, mangelnde Freigebigkeit — bei einem mittelalterlichen Fürsten ein schwerer Vorwurf —, üblen Anfang der Regierung, Neigung zur Weichlichkeit und Untätigkeit zum Vorwurfe macht.

Ehe man sich entschliessen könnte, das zu glauben, müssten, meine ich, stärkere Gründe für die Identität des *emperador* mit Balduin beigebracht werden, als bisher geschehen ist.

So also ist es mit dieser angeblich „siegreichen" Widerlegung meiner Anschauung durch Lewent bestellt: ich kann keinen seiner Gegengründe für stichhaltig erachten und habe keinen Anlass, irgend etwas von meinen Darlegungen zurückzunehmen.

---

1) Bonifaz selbst hat jedenfalls eine Verstimmung nicht zur Schau getragen. Nach Wilken a. a. O. S. 328 waren bei der Krönung Bonifaz und der Graf von Blois die ersten, die Balduin als ihren Herrn ehrten.

Es erübrigt noch, ein Wort zu sagen über die oben S. 187 zitierte, vor Erscheinen meines Referates gemachte Bemerkung *Schultz-Goras*, wonach schon aus Str. 4 und 5 hervorginge, dass es sich um einen nichtgriechischen Kaiser handeln müsse; Sch.-G. hat offenbar die Stelle, wo es heisst, dass der Kaiser auch die Griechen gegen sich haben werde, und die Erwähnung der Einäscherung der Kirchen Konstantinopels im Auge. Ich kann mich begnügen, hier auf meine diesbezüglichen Ausführungen *Zeitschr.* 27, 476 zu verweisen, und will nur noch aus der Darstellung des vierten Kreuzzuges, die Hopf in Ersch und Grubers *Enzyklopädie* 85 (1867), S. 191 gegeben hat, einen Passus zitieren; Hopf sagt hier von der Zeit nach dem 11. Nov. 1204: „Alles, was bisher Alexius getan, hatte nur dazu gedient, ihn bei den Seinen gründlich verhasst zu machen. Seine Abhängigkeit von den Franken, die ihren Schützling wie einen unbärtigen Knaben behandelten, seine Unzugänglichkeit für die Romäer, seine Konnivenz gegen Schmeichler, sein Umgang mit den Speichelleckern seines Oheims, die an des Vaters Blendung schweren Anteil gehabt, die Kirchenunion hatten ihn im Auge des Volkes zu einem Apostaten gestempelt."

Zum Schluss will ich darauf aufmerksam machen, dass die drei französischen Grossen, die mit Sicherheit in unserem Gedichte erwähnt werden: Conon (Coine) von Béthune V. 14 — dieser wurde erst durch die evidente Emendation Schultz-Goras eingeführt —, Gottfrid von Villehardouin V. 61 und Milo von Brabant V. 63 dieselben sind, die als Gesandte der Kreuzfahrer Ende November 1203 mit drei Venetianern, deren Namen nicht bekannt scheinen, an Alexius geschickt wurden, um ihn zu weiteren Zahlungen zu veranlassen, s. Villehardouin c. 46: *Pour ce message fut élu Conon de Béthune et Geoffroi de Ville-Hardouin le maréchal de Champagne, et Milon le Brebant, de Provins; et le doge de Venise envoya trois hauts hommes de son conseil.*" Diese Tatsache scheint mir sehr für meine Auffassung ins Gewicht zu fallen und auch für meine *Zeitschr.* 23, 476 geäusserte Vermutung zu sprechen, dass das Gedicht nicht lange vor jener Gesandtschaft entstanden ist.

Und so glaube ich denn nach wiederholter eingehender Erwägung aller in Betracht kommender Momente meine Identifikation des *emperador* mit Alexius IV. entschieden aufrecht erhalten zu sollen. Raimbauts Sirventes findet, auf Alexius bezogen, fast Zeile für Zeile in den Kreuzzugsberichten einen vorzüglichen Kommentar, während seine Angaben zu allem, was uns über Balduins Persönlichkeit überliefert wird, in schroffem Widerspruche stehen.

Ich leugne nicht, dass das Gedicht auf Balduin bezogen werden kann, wenn wir annehmen, Raimbaut sei durch die Übergehung des Bonifaz bei der Kaiserwahl bitter enttäuscht gewesen und in zorniger



Eifersucht auf den glücklichen Nebenbuhler seines Gönners habe er sich zu völlig ungerechten Vorwürfen gegen Balduin hinreissen lassen, von denen sich in keinem der zahlreichen Kreuzzugsberichte auch nur eine Andeutung findet. Aber ich vermisse jeden bestimmten Hinweis auf Balduin und ich bestreite, wie schon bemerkt, dass jene Möglichkeit allein genügt, ihn wirklich mit dem „*emperador*“ zu identifizieren. Nun, vielleicht brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben, dass noch einmal eine zweite Handschrift ans Licht tritt, die unser Sirventes enthält und die, indem sie V. 56, 57 in ursprünglicher Fassung bietet, die Streitfrage definitiv entscheidet.

Antoine de La Sale und der Petit Jehan de Saintré.

Von

Leo Jordan in München.

Antoine de La Sale oder wie man ihn mit modernerer französischer Orthographie auch schreibt: de La Salle, ist ein literarisches Rätsel. Man kann sagen, wo nur irgend im XV. Jahrhundert ein bedeutenderes literarisches Werk zu finden ist, wurde es zeitweilig Antoine de La Sale zugeschrieben. Die anonyme, köstliche, Farce vom *Advokaten Pathelin*, wurde, da Molière erst zwei Jahrhunderte später lebte, de La Sale beigelegt. Das reizende satirische Werkchen von den *fünfzehn Freuden der Ehe*, de La Sale musste es geschrieben haben. Die *Cent Nouvelles Nouvelles* habe er redigiert. Hier ist die Zuerteilung wenigstens denkbar, denn unter den Erzählenden befindet sich in der Tat ein Antoine de La Sale.

Aber nicht diese Aufgabe wählte ich mir, nämlich die genannten so oft schon besprochenen Fragen noch einmal aufzuwärmen, sondern der Überblick über diese „Probleme“ möge nur zeigen, dass Antoine de La Sale ein Schriftsteller von Ruf ist, dem man einiges zutraut. Was hat er denn nun wirklich geschrieben, wenn er die anderen Werke alle nicht geschrieben haben soll?

Einen Roman. Man hat jedenfalls nicht so viel von ihm gesprochen, wie über die Werke, die dem Dichter nur eventuell zugehören oder gar sicher abzusprechen sind. Er ist das Stiefkind der literarischen Kritik. Freilich knüpfen sich auch keinerlei Probleme an seine Entstehung. Bei ihm ist die Vaterschaft zweifellos, er trägt die Unterschrift seines Verfassers. Der Name dieses Romans ist: *Le Petit Jehan de Saintré.*

Die Urteile über dies Werk sind verschieden. Nach dem einen stellt der Dichter das Idealrittertum seiner Zeit dar, man könnte den Roman den *Télémaque* des XV. Jahrhunderts nennen. Der lehrhafte Charakter reicht durch das ganze Buch, auch der dritte Teil „lässt der ursprünglichen Erziehungsabsicht noch Raum genug.“ — Wogegen ein anderer den ersten Teil ein “*Oeuvre héroique*“, den zweiten ein „*fabliau*

cynique" nennt (?!). Ein anderer sehr gewichtiger Literarhistoriker schreibt, nachdem er dieselbe Frage gestellt, wie wir: „Zwar der Roman des Petit-Jehan de Saintré ist ja nicht übel, aber kein hervorragendes Kunstwerk, da er aus zwei ganz ungleichmässigen und einander widersprechenden Teilen besteht, von denen der zweite (dem oben genannten dritten entsprechend) gar zu sehr abfällt." Wie verschieden sind die Urteile der Menschen! Meinem Dafürhalten nach ist dieser zweite Teil das genialste, was in französischer Prosa vor Rabelais geschrieben worden ist.

Antoine de La Sale war durch Geburt und Stellung der richtige Mann, der Gesellschaft des XV. Jahrhunderts den *Roman Contemporain* zu schreiben[1]): Antoines Vater, Bernard, war einer der kühnsten Landsknechtsführer seinerzeit, der im englischen Kriege als englischer Parteigänger gefochten hat, zwischendurch mit Du Guesclin in Spanien war, schliesslich in Italien päpstliche Händel austrug und im Dienste des Hauses Anjou Neapel verteidigte. Bernards Ruhm stand so hoch, dass ihm Barnabò Visconti seine Tochter Ricciarda zur Ehe gab. 1391 fiel Bernard in den Alpen, von einem Gegner plötzlich angegriffen und geschlagen.

Ein Sohn Antoine war ihm 1387 oder 1388 in der Provence geboren worden, ein natürlicher Sohn, eine gewisse Périnete Damendel war seine Mutter. Der Sohn hat seinen Vater wohl kaum gekannt, aber sein Erbe angetreten.

Im Jahre 1402 ist er Page des Hauses Anjou[2]), mit 14 Jahren also. Im Dienste dieses Hauses finden wir ihn vermutlich in Brabant, wo er an den glänzenden Turnieren des burgundischen Hofes teilnehmen darf. Dort wird er in einen Minnehof aufgenommen. Unter Johann I., König von Portugal, landet er in Afrika, um gegen die Mauren zu kämpfen. Das war 1415. In seinem *Réconfort* wird er eine rührende Episode dieses Feldzugs erzählen.

Nun dient er wieder unter Ludwig II,, bald unter Ludwig III. von Anjou, den Herrn von Neapel. Am 18. Mai 1420 stattet er der Grotte der Sibylle von Norcia, einer italienischen Venusberghöhle, einen Besuch ab und beschreibt diesen in einem Schriftchen: *Le Paradis de la Reine Sibylle.*

---

1) Vgl. Joseph Nève, Antoine de La Salle, Paris 1903, S. 10 ff. Vgl. hierzu aber *Archiv f. d. Stud.* der N. Spr. CXV (1905), S. 453.

2) Im Prolog der *Salle* schreibt er: „Im 63. Jahre meines Lebens (1550, 51) und im 49. meines ersten Dienstes."

Die nächsten Jahre finden wir ihn mehrfach im Gefolge der Anjous, in Rom, in Pozzuoli, in Arles, wo er 1429 ein Amt antritt, zwischen 1432 und 1436 hat er geheiratet.

Zur selben Zeit übernimmt Antoine die Erziehung eines des Sohnes Königs René von Sizilien, des Herzogs Johann v. Calabrien. Zwischen 1437 und 1442 drückt ihm diese Stellung wohl zum ersten Male die Feder in die Hand. Er schreibt *in usum delphini* seine *Salade*. Der Name spielt auf seinen Familiennamen an, gibt zugleich einen bezeichnenden Titel für den Inhalt, der wie ein Salat aus allerhand disparatem besteht: Volkswirtschaftliche, juristische, moralische Abschnitte, zum Studium für einen künftigen Herrscher geeignet. Auch ein Geschichtsunterricht, bei dem zum Studium der Geschichte der Römer, Griechen, Juden hauptsächlich römische Schriftsteller genannt werden. Genealogische und heraldische Dinge, des Lehrmeisters Steckenpferd, beschliessen das Werk. Über dies und seine anderen beglaubigten Schriften unterrichtet uns Carl Haag im *Archiv f. d. Stud. d. N. Spr.* CXIII, S. 104ff.

Im März 1445 heiratet eine Anjou den König von England. Die Hochzeit ist in Nancy, Antoine de La Sale unter den Gästen. Mehrere junge Edelleute waren da zugegen, die ihr eigen Wappen nicht kannten, als es zum Turnier ging. Aber dafür ist Antoine da, als lebendes heraldisches Lexikon, und belehrt sie über das Vergessene[1]. Im Jahre 1446 finden wir ihn als Turnierrichter vor den Toren von Saumur.

Aber sein Zögling ist nun zwanzig Jahre alt. Und so verlässt Antoine den Dienst der Anjou und tritt 1448 in den Dienst Ludwigs von Luxemburg, dessen drei Söhne er erziehen soll.

Als ihr Erzieher schreibt er 1451 ein weiteres Werk, im Namen dem ersten ähnelnd: *La Salle*. Ein moralisches Buch! In 177 Kapiteln führt er ein allegorisches Gebäude (= *La Salle*) auf, dessen Fundamente: *Prudence, dévotion, modération* sind; die Mauern sind *justice, piété, humanité*. Sein „Saal“ ist kein eigener Bau, er ist ein Gasthaussaal, eine Sammlung von Lesefrüchten.

In denselben Jahren schrieb er noch den *Petit Jehan de Saintré*, von dem wir ausführlichst sprechen wollen, das erwähnte: *Du Réconfort de Madame du Fresne* und ein paar andere bald allegorische, bald ritterliche Bücher. In einem Traktat über die „alten Turniere und Waffentaten“ beklagt er das Abkommen der ritterlichen Sitten, die aufkommende Vorliebe für leichten Sport, Jagd und Liebelei.

1) Er erzählt dies selber in: *Des anciens tournois* etc. Nève, S. 48.

Im September 1459 widmet er eine Handschrift des *Petit Jehan de Saintré* seinem Zögling, dem Herzog von Calabrien in Genappe.

Am 1. Juni 1461 widmet er dem Herzog von Burgund ein Exemplar der *Salle* zum Andenken an seinem Aufenthalt in Brüssel.

Dann hören wir nichts mehr von ihm.

Offenbar hat er also nach einem tatenvollen Leben seit 1455, mit 67 Jahren ungefähr, *ein otium cum dignitate,* seine letzten Lebensjahre, mit Schriftstellern ausgefüllt.

In seinem Romane erzählt er[1]): Am Hofe des guten Königs Johann von Frankreich lebt eine Dame, die der Dichter mit einem vornehmen Inkognito umgibt. Sie ist Witwe, und da die Königin sie *Ma belle cousine* anzureden pflegt, nennt der Dichter sie: *La Dame des belles Cousines.* Was nach den seit den Zeiten der ältesten Troubadours über Diskretion in Sachen der Minne herrschenden Gesetzen zweifellos korrekter ist, als gerade grammatisch.

Am Hofe weilt auch ein etwa zwölfjähriger Page, der kleine Jehan de Saintré, und an diesem findet Madame Gefallen. Sie lässt ihn sich zuführen, spricht mit ihm, wie man mit Kindern zu sprechen pflegt, zur Erheiterung ihrer Umgebung und fragt ihn auch scherzend, wer seine Herzallerliebste wäre. Darauf weiss Jehan noch keine Antwort, als sie ihn aber bedrängt und ihn an die grossen ritterlichen Vorbilder von König Artus' Tafelrunde erinnert, an Lanzelot, Gavaïn, Tristan, die alle einer Dame gedient hätten, nennt der Knabe zur höchsten Belustigung seines Inquisitors ein zehnjähriges Mädchen als Dame seines Herzens.

Aber man soll nicht mit dem Feuer spielen. Madame hat insgeheim eine zärtliche Neigung zu dem Knaben gefasst; suchte sie bisher seine Gesellschaft, um mit ihren Frauen über ihn zu lachen, so lädt sie ihn nun allein ein und behandelt ihn von jetzt ab insgeheim ganz anders, wie vor den andern. Sie wird zu seiner Lehrmeisterin, unterweist ihn in den Regeln höfischer Minne, nennt ihm die sieben Todsünden des liebenden Ritters, seine Tugenden, und damit die Anschauung der Theorie zur Hand gehe, ernennt sie ihn zu ihrem Ritter.

„Kleider machen Leute". Das weiss niemand besser wie Madame. So gibt sie ihrem jugendlichen Liebhaber und folgsamen Schüler eine Summe Geldes, sich auszustatten. Der Kleiderkauf wird ausführlichst beschrieben und, siehe da, das Sprichwort bewährt sich, Madame kann Klein-Jehan, als er sein sechszehntes Jahr zurückgelegt hat, die Stelle als des Königs Vorschneider bei Tische verschaffen.

Aber nun dem Halberwachsenen gegenüber ist doppelte Vorsicht geboten. Wenn sie sich fürder heimlich sehen wollen, so machen sie

1) Über Hss. u. Druck siehe G. Raynaud *Romania* XXXI (1902) S. 527 ff.

miteinander ein Zeichen aus: Stochert Madame an ihren Zähnen, so beabsichtigt sie, ihn zu sprechen. Er antwortet, indem er sein rechtes Auge reibt. Das ist ihr *senhal*. Dann treffen sie sich zu trautem Stelldichein in ihrem Garten, zu dem er den Schlüssel erhält. Aber Madame vergisst über seinen Küssen ihre Absicht, ihm zu einer glänzenden Carrière zu verhelfen, nicht. Nach wie vor stattet sie ihn mit Geld aus, so dass er sich nun auch eigene Pferde halten kann, die Unterweisung wird mit einem Literatur- und Geschichtsunterricht fortgesetzt und abgeschlossen.

Die römischen Historiker, die hier fast ausschliesslich zu Worte kommen, sollen den militärischen Sinn des Jünglings wecken. Denn seine ritterliche Laufbahn beginnt.

Feierlich eröffnet ihm dies seine Lehrmeisterin. Er wird im Namen seiner Dame am 1. Mai ein Armband anlegen. Auf ein Jahr wird er es zu tragen geloben und es gegen jeden Angreifer ritterlichen Standes verteidigen.

Wir sind am ersten Mai bei der Hoftafel. Der vornehmste Gang, der Pfau, wird mitsamt seinem Gefieder serviert. Wie die Dame die Krone der Schöpfung ist, so ist der Pfau die Krone der Speisen. Wie man seiner Dame Gelübde zu bringen pflegt, so gelten auch den Pfauen dargebrachte Wünsche. Die Pfauenwünsche sind aus mittelalterlichen Dichtungen wohlbekannt. Gibt es doch eine solche, die sie als Titel führt: Die *Vœux du Paon*, eine Fortsetzung des Alexanderromans aus dem XIV. Jahrhundert. In einem solchen Pfauengelübde entledigt sich auch *Petit Jehan* des ersten Teiles seines Auftrages, erhält vom König einen Waffenbrief und — paukt sich ein.

II.

Das Gelübde soll mit einem arragonischen Ritter ausgefochten werden. Der *Roy d'Armes*, der Herr Fechtwart, hat alles im voraus ausgemacht; in Barcelona trifft man zusammen, die Mensur findet statt. Im Lanzenbrechen ist Klein-Jehan Sieger, denn er bricht zuerst fünf Lanzen, während sein Gegner erst vier gebrochen hat.

Wie sagte Rabelais 80 Jahre später: „Dort zerbrach er — nicht die Lanze: Denn es ist der grösste Blödsinn der Welt, zu sagen, „ich habe zehn Lanzen im Turnier oder Kampf gebrochen", das macht jeder Zimmermann gerade so gut. Aber das wäre ein löblicher Ruhm, mit einer Lanze zehn Gegner „gebrochen" zu haben".

Über solche Fragen denkt Klein-Jehan noch nicht nach. Aber ritterlich will er dem Gegner noch einen Gnadengang, die „Damenlanze", gewähren, doch erlaubt dies der König nicht. So geht man denn, dem Waffenbrief gemäss, zum Zweikampf zu Fuss über, der in

Eisenrüstung mit grossen Beilen ausgefochten wird. Hier wird es also schon ernster. Beide Gegner müssen dementsprechend geloben, von Zauberei keinen Gebrauch zu machen, ohne Hass und Neid zu kämpfen, zu dem einen Zwecke, Ehre und Ruf zu erlangen und die erwünschte Gnade ihrer Damen.

Nachdem also „Leim und Versöhnung ausgeschlossen“ sind, wie es in der Studentensprache heisst, bleibt Jehan auch hier Sieger, indem er dem Gegner das Beil aus der Hand schlägt, ihn also entwaffnet. —

Zu Hause wird die ritterliche Carrière fortgesetzt, ein polnischer Edelmann, der mit einem Waffenbriefe am französischen Hofe anlangte, wird von Jehan besiegt; einige Zeit verstreicht untätig, da erinnert ihn Madame daran, dass es Zeit sei, wieder einmal von sich sprechen zu machen. Daraufhin müssen Engländer seine Faust fühlen. Schliesslich zeigt er mit seinem Freunde Boucicault noch zwei italienischen Kämpen die Überlegenheit der französischen Waffen.

Damit scheint Madame die Tourniercarrière abgeschlossen. Und da zu gleicher Zeit Klein-Jehans Vater stirbt, aus Klein-Jehan nun plötzlich der edle Herr von Saintré wird, so schickt sie ihn zur Vollendung seiner militärischen Carrière in den Krieg.

Einen eigentlichen Krieg gab es freilich zu dieser Zeit nicht. Doch wurde im äussersten Osten Deutschlands andauernd gegen die slavisch-heidnischen Völkerschaften der Grenze gekämpft. Dort sass der Deutsche Orden, nachdem ihm seine Aufgabe im Orient geschwunden war. An einem Kreuzzuge gegen die Preussen teilzunehmen wird nun Klein-Jehans Aufgabe. Der Kreuzzug wird auf das grossartigste gerüstet. Über 70 Seiten dehnt sich die Liste der Teilnehmer an ihm aus, samt ihren Wappen und Feldgeschrei. Die lehrhafte Absicht dieses Teiles unseres Romans wird hier vollkommen klar. Es ist ein kleiner „Gotha“, der fleissig benutzt, zur Kenntnis wichtiger französischer Adelsgeschlechter führte. Nach Landschaften geordnet, konnten sie zu einem grossen Teile mit Persönlichkeiten des XIV. Jahrhunderts identifiziert werden. Auch ein *Seigneur* de la Salle ist darunter, später wird er Gadiffier de la Salle genannt, vielleicht ein Vorfahr des Dichters. Nun ziehen die Kreuzfahrer in wohlgegliedertem Zuge ostwärts bis zur Stadt *de Torrin*, also Thorn, bekanntlich eine Gründung des deutschen Ordens. Hier treffen sie Kreuzfahrer anderer Länder an, deren Aufzählung in meiner Ausgabe (1724) wiederum einige zehn Seiten füllt. Da finden wir englische Fürsten, die Grafen von Norhestonne von Suffolk, den Herrn von Cliffort u. a. m., samt Wappen und Feldgeschrei, deutsche Herrn, darunter den Herzog von Bayern, den Markgraf von Brandenburg u. a. Einzelne Namen sind grausam entstellt: *le Conte de Guerles* (Geldern), *le Conte de Saulme* (Salm), *le Conte de Salebrune* (Saarbrücken), *le seigneur de Hournes* (Horn). Als

Stichprobe auf die Echtheit der Details nahm ich die genannten bayerischen Herren vor: Die Herren von *Lesmalhe, Mandes, Houdines, Destembourg, Roddon, Boncourt, Pallangest, Lesigny, Walemberge, Hellens, Maudresset.* Zwar bestätigte mir Herr Geheimrat von Riezler, dass Herzog Heinrich der Reiche von Bayern-Landshut im Jahre 1422 „und wahrscheinlich schon 1413 gegen die heidnischen Preussen gekämpft“ habe „oder wenigstens habe kämpfen wollen“ (vgl. Geschichte Baierns III, 205 ff.). Doch sei unter den genannten Namen keiner, „der, noch unter der Annahme starker Entstellung, an ein baierisches Adelsgeschlecht des 14. Jahrhunderts erinnert.“

Diese Beobachtung, dass der Dichter seit Überschreiten der Grenze seine Phantasie arbeiten lässt, das Lehrhafte also nur noch Vorwand bleibt, werden wir nun noch verschärfen können:

Denn ganz phantastisch werden die Heiden dargestellt: Ihr Herr ist Abasin, *le grand Turc de Prusse*, seine Bundesgenossen Zizaac, der sich Kaiser von Carthago nannte, Allenoch Sultan von Babilon, Azachul Sultan von Mabaleth, folgen die Könige von Armenien, Sep (?), Alapie (Lappland?) u. a. Das ist natürlich alles windigste Erfindung, im Stile des späten Volksepos, das zwischen Heiden und Heiden nie unterscheidet und stets Slaven, Muhamedaner, Neger, Perser, Babylonier (!), Carthager (!) als Bundesgenossen darstellt.

Über Thorn geht es dann weiter hinaus, bis die Entscheidungsschlacht auf der Ebene von *Bellehoch* stattfindet. (Bialystok liegt am nächsten, jedenfalls irgend ein slavischer Name auf *Bialy*-weiss). Die Heiden werden glänzend geschlagen. Klein-Jehan fällt die Entscheidung zu, man ist nicht unbelohnt Romanheld. Er erschlägt den „Grosstürken“ eigenhändig, und nach dieser Heldentat geht es heimwärts. Damit schliesst das zweite Buch.

III.

Das dritte stimmt eine ganz andere Tonart an. Die Erziehung ist vollendet, das Lehrhafte fällt, und — Antoine de La Sale schreibt uns hier mit breitem Pinsel eines der vortrefflichsten Romanstücke, das je geschrieben wurde:

Jehan, nun nicht mehr Klein-Jehan, ist eben vom Feldzug heimgekehrt. Der König will gleich am ersten Tage alles wissen, aber der Heimkehrende, der Madame seine Aufwartung machen möchte, weiss ihn kalt zu stellen. Er bittet ihn um eine Gnade, und als der König zusagt, sagt er ihm, nicht mehr im bescheidenen Tone wie früher, nein lachend: Als Willkommen bitte er ihn, an diesem Abend der Königin Gesellschaft zu leisten. Der König scherzt über den galanten Ritter, der immer auf Seiten der Damen sei, und gewährt die Bitte. Die

Königin aber (denn auch Königinnen sind Frauen) möchte durchaus wissen, warum Jehan gerade diese Bitte gestellt, bis der eben Heimgekehrte ihr erklärt, er habe sechs Wochen im Sattel zugebracht und hätte vorab sich ausruhen wollen.

Natürlich ist auch dies bloss ein Vorwand, König und Königin ziehen gleichmässig gefoppt ihres Wegs, während Jehan und Madame sich auf ihrem alten *Rendez-vous*-Platze treffen. „So dauerte ihre Liebe weitere fünfzehn Monde ungetrübt, so dass kaum je eine stilgerechter geführte Liebe gewesen ist", heisst es an dieser Stelle.

Freilich, bei solcher Erziehung! Dennoch sollte die Sache ihren Haken haben: Und der war tief begründet in dem Unterschied männlicher und weiblicher Denkweise. Unsern Helden packt nämlich nach dieser Frist wieder Abenteuerlust und er beschliesst, zum erstenmal ohne Madames Rat, mit fünf Gesinnungsgenossen zu neuen Taten auszuziehen. Gehorsam legt er Madame Rapport ab, allerdings nachdem das Ganze beschlossene Sache ist. Madame gerät in einen furchtbaren Zorn, als sie die Eigenmächtigkeit ihres Freundes erfährt. Aber ihre Erziehung hat ihn zu sicher und bestimmt werden lassen, und da er nicht nachlässt, muss sie ihm die Bitte gewähren, allerdings sichtlich verschnupft.

Auch der König ist von dem Plane, der seinem Hofe sechs der besten Ritter entzieht, nicht sehr erbaut. „Ihr macht es, wie jener, der seine Kousine erst heiratete und dann Dispens erbat", meint er, muss sie aber ziehen lassen, denn ihr Gelübde war nun einmal schon abgelegt.

Madame trägt unter der Scheidung und der moralischen Wirkung des Ungehorsams ihres Ritters, der bis dahin ihre Kreatur gewesen war, am schwersten. Sie verliert die Farbe, magert ab, isst nicht mehr, schläft nicht mehr, — bis die Königin sie durch einen Arzt untersuchen lässt. Der Arzt verordnet im Einverständnis mit ihr Luftveränderung, die Königin gewährt ihr einen zweimonatlichen Urlaub in die Heimat.

In ihrer Heimat hat Madame ein Schloss, das bezieht sie nun. Das Gesinde und die Mönche der Schlossabtei empfangen ihre Herrin auf das herzlichste. Madame erwählt den jugendlichen Abt, der seine Pfründe der Protektion verdankt, zum Beichtvater. Im Verkehr mit ihm auf gemeinschaftlichen Jagden und Vergnügungen vergisst sie Saintré so vollständig, dass sie ihren Urlaub überschreitet.

Mittlerweile haben die sechs französischen Ritter ihre Turnieraufgabe in Köln vor dem deutschen Kaiser glänzend gelöst und sind zurückgekehrt. Kaum hat Jehan erfahren, dass Madame in ihrer Heimat weilt, als er auch schon zu ihr eilt. Er trifft sie in der Nähe ihres Schlosses auf der Sperberjagd an, beugt ein Knie vor ihr. Sie aber, dass alle Leute es hörten: „Ihr seid mir herzlich unwillkommen!"

Trotz der Beleidigung küsst er der Dame die Hand, nimmt eine Einladung des Abtes zum Essen an und muss nun bald merken, dass ihm dieser den Rang abgelaufen.

Man isst trefflich beim Abte, und nachdem man tüchtig getafelt, kommt man auf ritterliche Taten und Abenteuer zu sprechen. Der fünfundzwanzigjährige Abt führt das grosse Wort: An alle dem, was die Ritter von ihren Taten zu erzählen pflegten, sei wohl kaum die Hälfte wahr. Madame freut sich darüber, dass ihr bevorzugter Günstling den abgesetzten Liebhaber ärgert, und stachelt ihn zu immer unvorsichtigerer Kritik an. Ja — uneingedenk seines geistlichen Gewandes — fordert er Jehan zum Ringkampf auf, um ihm zu zeigen, dass auch nichtritterliches Blut in seiner Weise kämpfen könne. Obgleich Jehan diese plebeische Kampfweise gänzlich ungewohnt ist, muss er dennoch gute Miene zum bösen Spiel machen.

Nun geht man auf eine Wiese, wie zu einer Belustigung, der Abt zieht seinen geistlichen Rock aus, in scheinbarer Anwandlung von Verzagtheit bittet er Madame, bei Jehan ein gutes Wort einzulegen, damit der Ritter dem Mönche nicht allzusehr zusetzte: „Empfehlt mich dem Herren von Saintré!“ ruft er höhnisch bittend.

Dann packt er zu und siehe da — der stolze Ritter und Lanzenbrecher wird elend zu Boden geworfen. „Empfehlt mich dem Herren von Saintré!“ ruft der Abt seine ironische Bitte wiederholend. Und noch ein zweitesmal wird Jehan geworfen, und wie er fällt, ruft der Abt zum drittenmale, nun im vollsten Triumphe: „Empfehlt mich dem Herren von Saintré!“ Madame und ihre Frauen wissen vor lauter Freude nicht, was anfangen.

Jehan brütet Rache. Er lässt in sein Quartier zwei ritterliche Rüstungen und zwei Äxte schaffen. Dann lädt er seinerseits die ganze Gesellschaft zum Essen ein. Madame will nicht annehmen, aber der Abt bestimmt sie, es zu tun, denn er fürchtet Saintré's Rache und will ihn für sich einnehmen. Bei seinen geistlichen Vorgesetzten hat nämlich sein Auftreten als Ringkämpfer sichtlich verschnupft. So kommt die seltsame Festgesellschaft in Jehans Quartier wirklich zusammen, Madame und ihre Frauen sitzen mit übellaunigem Gesichtsausdruck dabei, sprechen nicht, antworten nicht einmal, wenn sie gefragt werden. Saintré ist aufgeräumt, tut, als ob er nichts merke, trägt mit dem gesprächigen Abte die Kosten der Unterhaltung. Er lobt des Abtes Figur, die in seinem geistlichen Gewande gar nicht zur Geltung käme. Der Abt stimmt schmunzelnd zu. Wie gut würde ihm eine ritterliche Rüstung anstehen!

Jehan lässt seine Panzer kommen. Hilft dem Abt den einen anlegen. Stolz prangt er nun in Eisen und gefällt sich darin. Alle Politik vergessend, ruft er, „das Eisengewand ist etwas schwerer, als mein ge-

wohntes, aber ich habe es durch den Ringkampf verdient". — „Noch nicht verdient", ruft da plötzlich Jehan, mit ganz veränderter, schrecklicher Stimme. Im Nu sind die Türen verschlossen, aus einer Ecke holt er die Äxte. Und dann fordert er den Abt zum Zweikampf heraus: „Neulich musste ich auf eure und Madames Bitten mit euch ringen, zweimal habt ihr mich geworfen, und noch fühl' ich meinen Sturz! Nun bitt' ich euch auf meine Weise mit mir zu kämpfen, dass ein Ausgleich sei." Vergebens beschwört ihn der Abt, von ihm abzulassen, er könne so nicht kämpfen. „Wehre dich oder zum Fenster hinaus!" ruft Jehan. Madame sucht ihren alten Einfluss auf ihn geltend zu machen und befiehlt ihm, unverzüglich die Rüstung abzulegen. Aber zornig massregelt er sie ob ihrer Untreue, holt sogar zum Backenstreich aus, den er aber nicht ausführt, sondern nur andeutet, denn er erinnert sich ihrer Wohltaten an ihm.

Dann dringt er auf den Abt ein, dem nichts übrig bleibt, als sich wohl oder übel zu verteidigen. Saintré haut fürchterlich auf ihn ein, unbekümmert um sein Schreien und Winseln, lässt nur von ihm ab, um ihm mit alter symbolischer Strafe die Lästerzunge zu durchstechen. Dann lässt er ihn laufen.

Dann zu Madame gewendet: „Der blaue Gürtel ziemt euch nicht, denn blau ist die Farbe der Treue". Er entreisst ihn ihr und macht ihr eine ironische Reverenz: „Adieu, Madame, treuloseste aller Herrinnen!"

Dann entschuldigt er sich bei Damen und Mönchen, seinen Gästen, die zitternd, wie Lämmer, in einen Winkel der Stube sich zusammendrängen, und steigt sporenklirrend hinunter.

* * *

Am Hofe wird es ruchbar, warum Madame den Urlaub überschreitet. Auf den Befehl der Königin hin muss sie heimkehren. Und hier trifft sie Saintré wieder. Eines abends nun, als der ganze Hof versammelt war, erbot sich Saintré eine Geschichte zu erzählen, die er in Deutschland erfahren. Und erzählte, ohne Nennung der Namen natürlich, seine eigene Geschichte von Anfang bis zu Ende, von der ersten Unterweisung an, bis zu der unter Leitung der Dame begonnenen Carrière; dann von den ersten ritterlichen Taten, bis zu jenem Turnierauszug, den die Dame ihm nicht anbefohlen; von der Beleidigung und der Besiegung durch den bevorzugten Abt, bis zur Rache an ihm und der treulosen Dame.

Als er fertig war und alle ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt waren, da bat er nach der Sitte der Zeit einen jeden um sein Urteil über das Verhalten der beiden Liebesleute, deren Geschichte er erzählt. Ein jeder hatte nur Tadel für die Dame, nur Lob für den Ritter. Madame, die zugegen war, sass auf Kohlen.

Schliesslich beugte er auch vor ihr ein Knie und bat um ihr Urteil. Sie wollte seiner Frage ausweichen und tadelte den Ritter, dass er der Dame am Schlusse noch den blauen Gürtel fortgerissen. Darauf Jehan, sie hätte ihm nur einen Teil seiner Frage beantwortet, aber wenn dies das einzige sei, was sie an dem Ritter auszusetzen habe, so wäre es wieder gut zu machen. — Sprachs, zog das bewusste blaue Band aus dem Busen und überreichte es ihr. Da sah der ganze Hof, wer die Acteure des Dramas gewesen waren, das Jehan de Saintré vor ihren Augen entrollt.

Das ist der Inhalt des Romans, in seinem ersten Teile, den ersten zwei Büchern, gewiss langatmig, voller Wiederholungen, lehrhaft, — in seinem zweiten Teile von prachtvoller Komposition, feinster psychologischer Durchführung, packendster realistischer Schilderung. Ein Kontrast, der geradezu problematisch ist.

Der Versuch einer Lösung sei unternommen: Die zwei ersten Bücher des Romans, die Carrière des Idealritters darstellend, sind im Zeitgeschmack gearbeitet: Die Zeit des Artusritters ist im XV. Jahrh. vorbei. Übernatürliche Heldenhaftigkeit, die durch Zauber gegen Zauber wirkt, wie sie die Ritter der Tafelrunde besassen, tritt eine Zeitlang zurück vor der Figur des „Ritters ohne Furcht und Tadel“. Das ist der eigentliche Romantypus des Jahrhunderts, der bis ins XVI. Jahrhundert hinein beliebt ist. Franz I. Ideal ist er noch: Unter seiner Regierung hebt die launische Welle der literarischen Mode den verjüngten Artusroman wieder in die Höhe, über Spanien wird er im Maskenkostüm in Frankreich importiert und feiert Triumphe, die zu seinem Werte in keinem Verhältnis stehen: *Der Amadis.* Nur aus dem Kontrast seiner uferlosen Phantastik gegenüber dem unverhüllten Realismus der Zeit in Politik und Wissen kann man einen solchen Erfolg verstehen.

Der Typus „Ritter ohne Furcht und Tadel“ war bis dahin in einer Reihe von Romanen behandelt worden. Meist knüpft er an Personen an, die ihrer Zeit wirklich ein Vorbild waren, steht also in der Mitte zwischen epischer und geschichtlicher Person. Das Leben Bayards, wahrscheinlich von seinem Sekretär geschrieben, die Chronik des *Loyal Serviteur,* ist wohl die berühmteste dieser Geschichten.

Der Roman von *Jehan de Saintré* ist in seiner Anlage nichts anders. De La Sale schrieb ihn auf Wunsch seines Zöglings. Er nahm eine historische Persönlichkeit zum Vorwurf, von der wir freilich nicht viel wissen: Der geschichtliche Jehan de Saintré kämpfte 1350—1351 gegen die Engländer und wurde bei Poitiers gefangen genommen. Ein anderer Saintré, der 1355 verschiedentlich genannt wird, scheint sein Sohn oder ein jüngerer Verwandter gewesen zu sein.

Wenn nun der Dichter im Jahre 1459 seinen Roman über eine Persönlichkeit des verflossenen Jahrhunderts abschloss, so erhellt hieraus, dass er mindestens Namen und Lebenszeit des Helden einer geschriebenen Quelle hat entnehmen müssen, und wenn es eine solche gab, so bleibt die Annahme immer noch berechtigt, dass er ihr auch das Schema seines Romanes entlehnte.

Die neuere Forschung hat Beziehungen seines Romans zu ein paar anderen gleichem ritterlichen Typus gewidmeten Büchern aufdecken können[1]: Auch über den Ritter Jacques de Lalaing existiert ein Mittelding zwischen Chronik und Roman. Der Vater, Wilhelm von Lalaing, gibt nach dem Tode seines Sohnes einem anonymen Schriftsteller den Auftrag, nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen, den beiden Waffenherolden Charolais und Toison d'or, das Leben und die Tourniercarrière seines Sohnes darzustellen.

Das *Livre des Faits de Jaques de Lalaing* ist mehrfach gedruckt und verläuft demjenigen Jehan de Saintrés ganz analog. Sie verrichten ihre Taten in denselben Städten: Avignon, Barcelona, Perpignan, andere Parallelen drängen sich auf, die wohl alle mehr oder weniger in der Ähnlichkeit des Modethemas liegen. Wörtlich stimmen aber die Stellen mit einander überein, in denen einerseits die *Dame des Belles Cousines* Klein-Jehan über die sieben Todsünden des Ritters, auf der anderen Seite Vater Lalaing den Sohn über das gleiche Thema belehrt. Man schloss daraus, Antoine de La Sale, sei auch der Verfasser des *Livre des Faits*. Mit Unrecht. Offenbar gehen beide Romane auf ein gleiches erotisch-moralisches Traktat zurück, vielleicht auch hat der eine den anderen benutzt; dass sie vom gleichen Verfasser sind, ist unwahrscheinlich.

Anders verhält sich die Sache mit einem zweiten, ähnlichen Werke: dem *Livre des Faits de Jean Boucicaut*. Ein Boucicaut ist nicht nur der Zeit- und Waffengenosse Saintrés gewesen, der mit ihm bei Poitiers gefangen wurde, auch im Romane ist Boucicault des Helden Freund, der mit ihm zu Taten auszieht. Das genannte Buch von Boucicauts Taten enthält Ereignisse, die dem zweiten Buche des *Jehan de Saintré* ähnlich sehen. Sonderlich findet sich auch hier unter den Auszügen ein Kreuzzug gegen die Preussen. Da nun Antoine de La Sale Boucicaut nennt, ist es sicher, dass er das ihm gewidmete Buch kannte und ausschrieb.

Die ersten beiden Bücher bieten also weder Rätsel noch Schwierigkeiten, sie sind echte Kinder ihrer Zeit, des 15. Jahrhunderts, stehen

1) G. Raynaud in Romania XXXI (1902) S. 546 ff. Gegenteilige Stimmen S. Nève Antoine de La Salle 8, 8[1]. Nach anderen war das Buch über Jacques de Lalaing jünger wie 1468, das Abhängigkeitsverhältnis also umgekehrt.

zur Modeliteratur in mannigfachen Beziehungen und entsprechen dem Auftrag, für einen Prinzen ein lehrhaftes Werk zu schreiben.

Und nun folgt das dritte Buch, auf das Lehrbuch *in usum Delphini*, ein realistischer Roman, wie mit der Feder der *Cent Nouvelles Nouvelles* „für einen Ludwig XI. geschrieben". Man hat darin eine Satire auf die Liebe des Königs Karl VII. zur schönen Agnes Sorel sehen wollen. Das ist an den Haaren herbeigezogen. In den zwei ersten Büchern schrieb Antonie de La Sale im Zeitgeschmack, durchaus abhängig von verwandter Literatur. Sollte er hier nicht gezeigt haben, was er selbstständig kann?

* * *

Packen wir vorab beim Schluss an: Er läuft auf eine scharfe Pointe aus. Saintré hat bis dahin seine eigene Lebensgeschichte erzählt, doch ohne Namen zu nennen. Ja, er lenkt die Aufmerksamkeit seiner Hörer ab, indem er behauptet, sie sei in Deutschland passiert. Plötzlich fällt er aus der Rolle, überreicht den blauen Schleier, dessen Fortnehmen von Madame getadelt worden war, und jedem ist klar, von wem er gesprochen.

Das ist in seiner Art ein Novellenschluss: Zugespitzt und nicht eigentlich sachlich abschliessend, sondern nur logisch. Die Genugtuung wird in geistreicher Weise erlangt, der Zuhörer empfindet die Genugtuung mit und hat damit ebenfalls das Gefühl des Abschlusses. Die Parteien des Dramas sind quitt.

So finden wir denn in der Novellenliteratur der Zeit und auch sonst allerhand entsprechendes. Der Erzähler gibt ein Selbsterlebtes zum besten, als ob sie ein anderer erlebt hätte. Am Schluss verrät er sich selber durch eine unbedachte Wendung. Der Novelle ist ein solcher Schluss der entsprechendste. Sie erzählt, wenn sie wirken soll, knapp und ohne die Situationen zu stark auszumalen, eine Episode: Eine Entwickelung der Charaktere verbietet im Allmeinen die Grenze der Zeit, die Charaktere sind also stehend, unveränderlich. Die Pointe ist Höhepunkt, Abschluss; die mit ihr verbundene Befriedigung der Hörer durch Lachen- oder Beifall- oder Genugtuung, wie hier, Endzweck.

Dem kann nun in der Tat bei dem Romane, dessen Inhalt wir entwickelten, nicht so sein. Er ist breit angelegt, als ein echter Roman. Die Szenen sind breit ausgemalt, oft zu breit. Und was die Hauptsache ist, wir haben zwei Charaktere sich verändern, in ihrer Weise modifizieren sehen.

Wir sahen die *dame d. b. c.* an dem Knaben Gefallen finden, ihn erst als Spielzeug und Belustigung behandeln, dann heimlich als seine Erzieherin seine Wege leiten, schliesslich seine Geliebte werden; wir sahen gleichzeitig Jehan sich der Erziehung anpassen, ohne von dem

gewiesenen Wege abzuweichen. Stets gleichmässig gehorsam und willfährig. Bis er aus dem Kriege mit der Sicherheit des fertigen Manns zurückkommt, der lächelnd dem König eine Familiarität sagt und der Königin die wenig respektvollen Gründe seines Handelns offenbart. Der nun — obgleich immer noch treu – auch ohne Befehl handelt und eigene Unternehmungen sucht. In dem Augenblick wendet sich die herrische, bisher nur an den Gehorsam der Creatur gewohnte *dame des belles cousines* von ihm ab. Bis ins Innerste beleidigt durch seine Eigenmächtigkeit, den Zweck neuer Unternehmungen nach Erreichung des Zieles nicht mehr verstehend. — Und damit diese ihre Auffassung und Gemütsänderung nicht abrupt erscheine, lässt der Dichter auch den König an der Überrumpelung Anstoss nehmen. Er hält ihm entgegen: „Erst geheiratet, dann Dispens!" Der Dichter zeigt an dieser Stelle auch ein beachtenswertes technisches Können, wie es sich nur noch ein paarmal in seinem Romane nachweisen lässt.

Der Bruch ist nun da, wenn auch latent. Madame flieht den Hof, der ihr Enttäuschung brachte und ihr verödet ist. Der jugendliche Abt ihres Klosters bietet ihrem verwaisten Herzen Ersatz. Ein moderner Schriftsteller hätte hier die Mischung von Erotik und Religiosität hervortreten lassen. Der Renaissanceschriftsteller schildert in der Weise seiner Zeit die derbe Begehrlichkeit des Mönchs und die damals traditionelle Schwäche der Weiber dem geistlichen Gewand gegenüber, ohne diesen Gemeinplatz der Literatur psychologisch zu begründen. Nun erscheint Saintré, — der beleidigte, durch den Ringkampf lächerlich gemachte galante Ritter, vergisst einen Moment seine Rolle, und wir sehen ihn in einem herrlichen Zorne Rache an beiden nehmen. Wir sehen, wie er die Dame, die bislang seine Herrin war, am Haare packt, um sie zu ohrfeigen. Aber er ist noch Herr seiner selbst. Wir sehen ihn an dem Abte Rache nehmen, die wohlverdient ist, denn der Abt hat den eigenen Stand geschändet und einen anderen Stand geschmäht. Und wie wundervoll plastisch wird diese Scene durch die Zuschauer, die alle, wie die Lämmer, in einen Winkel sich zusammendrängen!

Für den Roman ist diese Scene der absolute Höhepunkt. Saintrés Entwickelung war bisher so ohne Schwankungen, so korrekt, wie seine Liebe. Ohne Leidenschaft und ohne Wallungen. Haag nennt ihn einen „gefügigen Hampelmann hysterischer Weiberlaunen". Hier bricht der Mensch vor, — zum ersten Mal, zugleich zum letztenmale, denn wie wir ihn am Hofe treffen, hat er das feine verhaltene Wesen des Hofes wiedergewonnen. Hier würde vielleicht der moderne Romancier anfangen, den Charakter fortzuführen, der entwickelt und von den störenden Eingriffen seiner Herrin befreit ist. Das Interesse des

15. Jahrhunderts freilich brach mit Abschluss der Liebesintrige ab, mit ihr die Fortführung des Charakters.

Es ist kein Wunder, dass sich der erste Romancier Frankreichs für seinen Schluss an der Novellenliteratur inspirierte. Wenn er auch nicht der Verfasser der *Cent Nouvelles Nouvelles* oder ihr Redaktor ist, wo hätte er sich sonst inspirieren sollen? Der Roman seiner Zeit war eine phantastische Utopie, die biographische Schilderung des Heldenlebens noch im Banne der Chronik einerseits, des Heldenepos vergangener Tage andererseits. Dieser letzteren, gewiss bedeutsamen literarischen Gattung entnahm er das Schema, eine Reihe von Scenen, Turniere, die Preussenkämpfe. Zeitgenössische Dinge werden nur in der Novelle realistisch dargestellt — mit Bevorzugung menschlicher Schwächen. Je weiter er in seinem Buche kam, um so mehr liess er der Schule der Novellistik freien Lauf, bis er seinen Schluss ganz im Geschmacke dieser bildete.

Die Charakterentwicklung aber ist durchaus die des Romans, und zwar unseres modernen. Die Modifikationen der Handlung beruhen nirgends auf einer unkünstlerischen Verwendung des Zufalls, sondern immer auf der inneren Entwickelung der Dinge und der Charaktere. Die Entwickelung und gegenseitige Beeinflussung der Charaktere wird psychologisch begründet.

Eine feine psychologische Begründung finden wir ja auch in den phantastischen Romanen des Mittelalters, wenigstens in denen aus der Blütezeit. Wir werden aber den Unterschied an zwei Romanen bestimmen können, die zu ähnlichem Konflikte führen, wie *Jehan de Saintré*: Christian von Troyes *Erec* schildert die junge Ehe des Helden mit Enide. Enide lässt sich verleiten, dem Gatten die Tatenlosigkeit der Flitterwochen vorzuhalten. Infolgedessen zieht Erec mit ihr aus, sie muss alle seine Taten und Abenteuer mit ansehen, ohne ein Wort äussern zu dürfen, bis Erec die Prüfungszeit für genügend hält und sich mit ihr versöhnt.

Ähnlicher noch wie hier verhält sich die Sachlage zu derjenigen des Jehan des Saintré im *Löwenritter* Christians: Hier ist es Ivain, der Held, der nach einiger Zeit auf Rat eines Freundes Urlaub von seiner jungen Frau nimmt, um nicht zu „verliegen". Er überschreitet den Urlaub, sodass sie sich von ihm abwendet und ihn erst nach längerer Prüfung wieder bei sich aufnimmt.

Das sind gewiss Ansätze zu einer psychologischen Begründung der Dinge, aber es sind nur Ansätze. Im Grunde sind doch stets die Abenteuer der Endzweck und die dargestellten Konflikte Motivierung derselben — also Mittel zum Zweck. Schärfer kann man den Unterschied nicht fassen: Im *Jehan de Saintré* haben die Abenteuer ihren Selbstzweck nicht mehr. Sie sind es gerade, die hier als

Mittel zum Zweck auftreten, in den ersten zwei Büchern als didaktische Muster, im letzten Buche als Motivierung des Konflikts, die wir deshalb in der Inhaltsangabe nur zu streifen brauchten.

Auf den Unterschied in der Art der Abenteuer brauchen wir nicht noch aufmerksam zu machen. Im *Erec*, wie im *Ivain*, wie im ganzen phantastischen Romane des Mittelalters, der im *Amadis* und in späteren „romantischen" Perioden wieder aufflackert, herrscht das Wunderbare: Zauberer, Feen, verwunschene Schlösser, Drachen und Jungfrauen, Zaubertränke, messerscharfe Brücken, Riesen und Zwerge gehören zum unentbehrlichen Requisit des Dichters.

Mit alle diesem hat schon die Chronik des 15. Jahrhunderts nichts mehr zu tun, also auch der *Petit Jehan* nicht. An einer einzigen Stelle verlässt Antoine de La Sale das Positive, — bei Beschreibung der Heiden. Hier fehlten ihm eben die Kenntnisse von Augenschein und er schrieb im Stile des *Karlsepos*, vielleicht nach irgend einer Quelle, — immerhin ohne krasse Übertreibungen, ohne Riesen, Zwerge und sonstige Missbildungen.

Im Übrigen ist jede Zeile geschaut; jede Handlung ein getreues, mit einer oft langweiligen Treue dargestelltes kulturhistorisches Dokument. Nirgends werden die Grenzen des Möglichen überschritten. Unser Held ist ein tüchtiger Haudegen, aber er schlägt nicht durch die Rüstung durch den Gegner in zwei Stücke und noch in den Rücken des Pferdes hinein, wie der mittelalterliche Epenheld. Er bricht fünf Lanzen, während sein Gegner ihrer vier brach, er schlägt ihm die Axt aus der Hand, aber eine dichte Eisenrüstung hält ihm Stand, — ja — ein biederer Mönch, der das Ringen technisch gelernt, wirft ihn zweimal ohne Schwierigkeit zu Boden Das war für damalige Zeit ein Realismus, der kaum weniger krass! geschienen haben mag, wie in klassischen Tagen das bürgerliche Milieu in *Kabale und Liebe*, oder in unseren Tagen Hauptmanns *Weber* und *Fuhrmann Henschel*. Der Ritter ohne Furcht und Tadel wird von einem Kuttenmann geworfen! Aber es ist ja natürlich, dass der geübte Ringer den tapfersten Gegner, der nicht ringen kann, zu Boden strecken muss. Es ist dies denn auch keineswegs, wie man meinen könnte, irgendwie satirisch gedacht. Der Dichter weiss die Demütigung vollkommen auszuwetzen, Saintré steht am Schlusse gereinigt da und kann die Schmach dem ganzen Hofe erzählen, ohne getadelt zu werden. Das ist Realismus.

Ist der Charakter der Dame anders zu verstehen? Madames Sinnesänderung ist psychologisch vollkommen begründet. Die Neigung zu Saintré beruhte auf seiner Gelehrigkeit, seiner Anstelligkeit und Willfährigkeit, — die erste eigenmächtige Handlung musste sie

zerstören. Das ist ebenso weit entfernt von der Frauenidealisierung des 12. Jahrhunderts als der Frauensatire der folgenden Zeiten. Auch das ist Realismus.

* * *

Ich denke, wir wissen genug über den *roman contemporain*, das *document humain* des 15. Jahrhunderts. Er bestätigt das, was ich schon mehrfach geäussert, dass die Novelle in erster Linie das Vorbild des realistischen Romans gewesen ist. Er zeigt uns den Weg zu einer weiteren Quelle: Den Chroniken und Biographien des 15. Jahrhunderts, die zwar noch ein Idealbild, den „Ritter ohne Furcht und Tadel" zeichnen, aber schon völlig frei von allem Wunderbaren sind.

Über beide Quellen geht der Roman von *Jehan de Saintré* weit hinaus. Und da vor ihm nichts ähnliches geschrieben wurde, glaube ich in ihm den ersten realistischen d. h. reale Geschehnisse poetisch wiedergebenden Roman von Bedeutung der französischen Literatur sehen zu können. Das war die These, die ich verfechten wollte.

Henriette in Molières „Femmes savantes“.

Von
Heinrich Schneegans in Würzburg.

Die Charaktere der Personen in Molières Stücken sind so oft und so gründlich studiert worden, dass es kaum möglich sein dürfte, darüber viel Neues zu sagen. Wenn ich deshalb im Folgenden den Charakter Henriettes in den Femmes savantes unter die Lupe nehme, so bin ich mir wohl bewusst von ihrem Charakter nicht ein von dem bekannten wesentlich abweichendes Bild zu entwerfen. Nichtsdestoweniger scheint mir, dass bisher in ihrem Charakter ein Zug zu wenig hervorgehoben worden ist. Um die Verstärkung dieser Nüance soll es sich im Folgenden vor allen Dingen handeln.

Wenn man von Chrysale's jüngerer Tochter spricht, ist es namentlich das Verständige, Vernünftige, Massvolle in ihrem Wesen, das man betont. Ihr schlagfertiger Witz und ihre Schalkhaftigkeit werden zwar auch erwähnt, doch wird diesen Zügen in ihrem Charakter nicht sehr grosse Bedeutung verliehen. Und doch nimmt das Spöttische und Ironische in ihrem Wesen, wie mir dünkt, einen recht grossen Platz ein. Als ich diesen Sommer mit meinen Studenten nach längerer Zeit die „Femmes savantes“ wieder las, und wir die Charaktere der einzelnen Personen eingehend studierten, kam mir das recht zum Bewusstsein.

Sehen wir uns darauf hin den Charakter Henriettes etwas genauer an. Schon gleich am Anfang, ihrer Schwester Armande gegenüber, zeigt sie diese Seite ihres Wesens. Wie beissend ist ihre Ironie, als sie auf den Rat Armandes, sie möchte sich doch ihre Mutter Philaminte zum Muster nehmen, antwortet, sie könnten doch ganz gut alle zwei dem Beispiel ihrer Mutter folgen, Armande in seelischer und geistiger Hinsicht, sie dagegen „*du côté des sens et des grossiers plaisirs*“. Und als Armande ihr erwidert, wenn man sich nach jemand richten wolle, so müsse man darnach trachten, die guten Seiten nachzuahmen, nicht aber wie der Betreffende „sich räuspert und spukt“, wie boshaft weiss ihr dann Henriette entgegenzuhalten, dass, wenn ihre Mutter nur diese schönen Seiten gehabt hätte, die sie so sehr preise, sie selber nicht sein könnte, was sie sich zu sein rühme. Ihr Dasein verdanke sie ja dem Umstand, dass ihre Mutter sich nicht immer mit Philosophie beschäftigt habe. So möge sie denn etwas nachsichtig den Dingen

gegenüber sein, denen sie das Licht der Welt schulde, und möge nicht dadurch, dass man ihr beipflichte, ev. die Entstehung eines kleinen Philosophen unterdrücken helfen. Die Schwächen ihrer Schwester weiss sie mit bewunderungswürdigem Geschick auszunutzen. Als ihr Armande entgegenhält, es sei von ihr eine schlechte Handlung, ihr den Clitandre wegnehmen zu wollen, erwidert sie mit unschuldiger Miene, es könne dies doch nicht ihr Ernst sein, denn ihr Geist sinke doch nicht so tief herab, um sich nach den Banden der Ehe zu sehnen. Der Philosophie gelte doch ihre ganze Liebe. Wie dann in der folgenden Szene Armande, als Clitandre ihr unumwunden erklärt hat, dass sie keine Hoffnung mehr auf ihn zu erheben habe, in Zorn gerät, macht sich Henriette wieder mit spöttischer Geistesgegenwart, die Blösse, die sie sich gibt, zu Nutze. „Nur sanft, Schwester, wo bleibt die Moral, welche die tierische Seite menschlichen Wesens so wohl beherschen soll und des Zornes Stürme zügeln muss?“ Und als Armande ihr vorwirft, sie beachte selbst die Lehren der Moral nicht, da sie ohne Erlaubnis der Eltern zu lieben wage, bedankt sich bei ihr Henriette wieder ironisch dafür, dass sie ihr den Weg zeige, den sie gehen müsse, und bittet Clitandre nun direkt bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Ja, sie treibt die Ironie soweit, ihre Schwester zu bitten, sich selbst für sie zu verwenden, denn es sei ja ausgeschlossen, dass sie, die grosse Philosophin, sich über etwas ärgere. Armande merkt diesen beissenden Sarkasmus sehr wohl:

„*Votre petit esprit se mêle de railler*“,

aber auch die Bemerkung, die sie ihr entgegenwirft,

„*Et d'un coeur qu'on vous jette, on vous voit toute fière*“,

weiss Henriette sofort zu ihren Gunsten wieder zu verdrehen: So hingeworfen dieses Herz auch sein möge, es missfalle ihr doch kaum. „Und wenn Deine Augen es auf mir aufheben könnten, so würden sie gerne die Mühe auf sich nehmen, sich deshalb bis zu mir herniederzubeugen.“ — Ich meine, wenn man diese beiden Szenen aufmerksam liest, wird man zugeben müssen, dass der Zug, der hier in Henriettes Charakter fast am meisten hervorsticht, der Spott und die Ironie ist. Diesen Ton behält Henriette auch in der 5. und 6. Szene des 3. Aktes ihrer Schwester gegenüber. Ihre Mutter will ihr Trissotin zum Gatten geben, und Armande sucht die Wahl, die Philaminte für sie getroffen hat, in möglichst glänzendem Lichte zu beschreiben. „Wenn die Wahl so schön ist, warum nimmst Du ihn nicht“, erwidert Henriette; sie sei gerne bereit ihr als der älteren Schwester den Vorrang zu lassen. Und als Chrysale, der sich endlich ermannt hat, seiner Frau die Spitze zu bieten, diesem Vorschlag entgegen, Clitandre seiner Henriette zum Gatten geben will, erinnert sich Henriette des früheren Rates ihrer Schwester,

den Eltern müsse man immer folgen, sofort und macht Armande mit Schlauheit darauf aufmerksam:

„Il nous faut obéir, ma soeur, à nos parents.
Un père a sur nos voeux une entière puissance“.

Aber nicht bloss ihrer Schwester, auch ihrer Mutter gegenüber zeigt Henriette diese Schlagfertigkeit. Man wirft ihr stets ihren Mangel an wissenschaftlicher Bildung vor. Nun gut, so wird sie absichtlich die Dumme spielen und daraus Nutzen ziehen. Es ist ihr durchaus nicht angenehm des Herrn Trissotin Verse zu hören. So schützt sie denn ihr geringes Verständnis für die Schönheiten der Schriftstellerei vor und will sich deshalb aus dem Staube machen. (III 2). Und als ihre Mutter ihr in der 4. Szene des 3. Aktes ihren Mangel an Bildung vorhält, antwortet sie, da sie wohl ahnt, auf welche Weise sie ihr Geist beizubringen vorhabe, gelehrte Unterhaltungen seien nicht ihre Sache, es sei zu mühsam stets Geist haben zu wollen. Diesen Ehrgeiz erstrebe sie nicht. Es sei ihr ganz recht, dumm zu sein, und sie sehe es lieber, nur ganz gewöhnliche Dinge zu sagen, als sich abzuquälen, um schöne Worte zu machen. Ihrer Tante gegenüber spielt sie dieselbe Rolle. Als Bélise sie tadelt, dass sie gar keine Bewegung beim Anhören der Verse Trissotins zeige, antwortet sie wieder mit der unschuldsvollen Miene des dummen Gänschens, das nichts versteht: Schöngeist sei nicht jeder, der es wolle. Jeder müsse eben das Gesicht machen, das er könne. Trissotin gegenüber zieht sie schon stärkere Saiten auf. Vielleicht belästigen die Verse das gnädige Fräulein, meint der Schöngeist. O nein, antwortet sie: Ich höre gar nicht zu. Und Vadius wird nicht schonungsvoller behandelt. Als er erscheint und die gelehrten Damen ihn alle umarmen, um ihm ihre Hochachtung für seine Kenntnis des Griechischen zu bezeugen, weigert sie sich mit der witzigen Entschuldigung, sie verstände kein Griechisch.

Ihr treffender Witz und ihr schlagfertiger Spott sind ihr nicht minder wirksame Waffen, als sie sich gegen Trissotin zu wehren hat, der ihr als Gatte bestimmt ist. Sie sucht ihm begreiflich zu machen, dass das Geld, wonach er zu trachten scheint, für einen wahren Philosophen, wie er, doch keine Reize haben könne. Die Verachtung des schnöden Mammons dürfe sich bei ihm nicht bloss in Worten kund geben, sie müsse sich auch in die Tat umzusetzen vermögen. Als aber dies nichts hilft, und Trissotin ihr sagt, ihre Schönheit sei es, die ihn an sie fessle, greift sie sofort zu einem andern Mittel: sie sei in einen anderen verliebt, der freilich lange nicht dieselben Vorzüge besitze wie er. Sie macht sich Vorwürfe, dass sie für die Wahl eines Gatten einen so schlechten Blick habe; sie habe gewiss Unrecht. Aber was vermöge die Vernunft in solchen Dingen? Liebe sei Verblendung. Wenn Weisheit die Wahl bestimmte, so würde er gewiss ihr ganzes Herz er-

halten, aber sie sei eben verblendet. Auch diese Schmeichelei verfängt nicht. Trissotin bleibt bei seinem Vorhaben. Vergebens hält ihm auch Henriette vor, er habe ja in seinen Versen so viele Iris, Philis und Amarante besungen, die sein Herz entflammt hätten, also brauche er keine neue Liebe, aber auch hier wieder umsonst. Da nichts mehr geholfen, warnt sie Trissotin davor, sie gegen ihren Willen zu heiraten. Wenn ein Mädchen gezwungen heirate, hätte der Gatte manchmal die Folgen ihres Zornes auf recht unliebsame Weise zu tragen. Aber Trissotin macht sich nichts daraus. Ein Philosoph, sagt er, ist über derartige Dinge erhaben. Und witzig wie immer antwortet Henriette, sie hätte bisher nicht gewusst, dass die Philosophie so schön sei, dass sie die Menschen lehre standhaft derartige Dinge zu tragen. Diese Seelengrösse verdiene aber, dass ein würdigerer Gegenstand als sie es sein könne, sie in das ihr gebührende Licht stelle. Aus Bescheidenheit sei sie gerne bereit diese Vorzüge einer andern zu überlassen.

Aus allen diesen Stellen wird wohl zur Genüge hervorgehen, welch bedeutenden Platz Spott und Ironie im Charakter der Henriette einnimmt. Nun ist es aber recht interessant zu sehen, dass Henriettes Rolle von Molières Frau Armande gegeben wurde. Armandes Glanzrolle, Célimène im Misanthrope weist aber gerade diese Züge, Spott und Ironie, vor allem auf. Wir dürfen wohl annehmen, dass derartige Rollen Armande besonders gut standen. So wird ihr Molière, dem es ja als gutem Schauspieldirektor und Regisseur daran gelegen sein musste, die Vorzüge seines Personals soviel als möglich auszunützen, mit Vorliebe Rollen gegeben haben, in denen sie namentlich diese Seite ihres Talents entfalten konnte. Es wäre vielleicht erlaubt, die Frage aufzuwerfen, ob nicht Molière gerade im Hinblick auf diese Vorzüge seiner Schauspielerin den Zug in Henriettes Charakter besonders betont haben könnte. Wir wissen ja, dass er sonst aus den Eigentümlichkeiten seiner Schauspieler, dem Hinken des Béjart, dem Lachen der Beauval, seinem eigenen Husten gerne Profit zog. Weshalb hier nicht aus dem Hang Armandes zu Spott und Ironie? Es sind natürlich Dinge, die sich nicht beweisen lassen, und ich gehe selbstverständlich nicht soweit, dass ich zu behaupten wagte, Molière habe wie ein moderner Theaterdichter für gewisse Schauspielerinnen Rollen geschrieben, aber unwahrscheinlich wird es gewiss nicht sein, dass er, dessen höchster Zweck war, dem Publikum zu gefallen, in gewissen Rollen gerade die Züge stark hervorhob, in denen zu erwarten war, dass die eine oder andere Schauspielerin glänzen würde. Jedenfalls glaube ich, dass es in Molières Sinn gewesen sein dürfte, in Henriettes Charakter das Spöttische und Ironische stark zu betonen.

Henri de Régnier.

Von

Hanns Heiss in Würzburg.

I.

Ich will hier von einem französischen Dichter sprechen, den in seiner Heimat nicht sehr viele kennen und der bei uns in Deutschland noch weniger bekannt ist, wenn man von ein paar Liebhabern absieht, von den paar Dichtern, die ihm nachahmen und den paar Übersetzern, die diesen Roman oder jenes Gedicht von ihm verdeutscht haben.

Der Dichter heisst Henri de Régnier und seit Jahren suche ich (immer vergebens) seinen Namen in den Zeitungen, sobald in der Académie Française einer der vierzig Sessel frei geworden ist und ein neuer Unsterblicher erkürt wird. Nun ist Coppée tot und die nächsten Monate werden uns die Wahl seines Nachfolgers bringen. Vielleicht fällt sie auf Régnier, vielleicht wiederum auf einen anderen, wiederum vielleicht auf einen Mann von marktschreierischer Popularität, so wie ihm das letztemal mit grosser Stimmenmehrheit der lärmendere Richepin vorgezogen wurde.

Ich wundere mich, warum gerade Régnier die Türen der Académie so lange verschlossen bleiben. Denn, soweit ich es beurteilen kann, erfüllt er wohl alle Ansprüche, die diese in Ehren ergraute und nicht immer bequeme Gesellschaft an ihre Kandidaten zu stellen gewohnt ist. Régnier stammt aus sehr gutem adeligem Geschlecht, das seine Geschichte bis in's XVI. Jahrhundert zurückverfolgt. Er ist nicht zu jung, sondern steht bereits in einem Alter, wo unwillkommene Überraschungen einer stürmisch gährenden Jugend kaum mehr zu befürchten sind. Ich kann mir auch nicht denken, dass gegen ihn Bedenken sittlicher Art vorliegen, ähnlich wie seinerzeit gegen Zola. Was er in seinen Romanen erzählt, ist manchmal etwas gewagt, wie er es erzählt, im Ton manchmal etwas grell und lebhaft. Das ist wahr. Aber man sollte meinen, dass die Académie ihre prüde Zimperlichkeit zu überwinden gelernt hat, seit der Dichter der Caresses und der Blasphèmes in ihren Reihen sitzt und ausserdem, wenn man schon einen

moralischen Massstab anlegen will, so führt selbst von dem salbungsvollen jansenistischen Sünder Mr. Le Varlon de Verrigny und dem unappetitlichen Marquis de Bocquincourt immer noch ein weiter Weg zur nackten aggressiven Brutalität der Mouquette oder des Jésus-Christ. Auch die Empfehlungen, die etwa nötig sind, müsste Régnier leicht finden. Ist er doch mit der Académie gewissermassen verschwägert, da er eine Tochter Hérédias geheiratet hat, Madame Marie de Régnier, die unter dem Pseudonym Gérard d' Houville schöne, im Stil und Geschmack ihres Gatten empfundene Gedichte schreibt.

Und schliesslich — denn auch das spielt allen bösen Zungen zum Trotz bei den Wahlen zur Académie eine gewisse Rolle — ist Régnier ein Dichter von Begabung und Fleiss, der viel gearbeitet und bereits ein ansehnliches Werk hinter sich hat, den die Académie kennt, da sie ihn mit einem Preis ausgezeichnet hat, von den französischen Lyrikern, die man heute nennt, entschieden der bedeutendste, bedeutender als die Gregh, Jammes, Moréas, Viélé-Griffin, als der bei uns so überschätzte Vläme Verhaeren oder selbst als Samain und Guérin — ja, ich würde gerne sagen, er ist einer der grössten Dichter, die Frankreich je getragen, wenn ich nicht Angst hätte, durch einen so unbescheidenen Anfang die Erwartungen zu überspannen und zu enttäuschen.

II.

Von Régniers privatem Leben und seinen menschlichen Eigenschaften erzählen uns die Studien, die sich bisher mit ihm beschäftigt haben, nicht viel[1]). Man könnte ihre dürftigen Angaben ergänzen und sich zur Not ein Bild seiner Persönlichkeit konstruieren aus den Teilen seiner Schriften, die unverkennbar Spiegelungen seines eigenen Ich, verstreute Fragmente eines Selbstportraits enthalten.

Und dieses Bild, das im wesentlichen gewiss ganz richtig geschaut wäre, würde ihn als einen Mann von etwas müder Rasse schildern, der seine Verträumtheit unter der Maske kühler und hie und da spöttischer Gleichgültigkeit verbirgt, nach aussen hin stets gelassen und ein wenig von oben herab, vornehm und zurückhaltend, im Innern feurig und schüchtern zugleich, von reger, aber in ihren Gebärden sehr verfeinerter Sinnlichkeit, fast noch mehr ein Geniesser als ein Schaffender, dem die Kunst die höchste Äusserung des Lebens bedeutet, der vollgesogen ist von der edlen Kultur seines Landes, den Wert der schönen Dinge kennt, mit denen er sich gerne umgibt, und der über

1) Die Literatur über R. findet man in dem kleinen Essai von P. Léautaud, H. d. R. Paris, Sansot 1904, bei Ad. van Bever et P. Léautaud, Poètes d'aujourd'hui. Morceaux choisis, Paris, Soc. d. Merc. d. Fr. 1904 und in der neuesten Auflage von Thiemes Guide bibliographique 1907.

alles den verblassten Prunk entschwundener Zeiten liebt, ein seltenes Bibelot, Porcellan von Sèvres, ein Pastell von La Tour, einen toten Rokoko-Park und einen verwitterten Palazzo an einem der melancholischen Kanäle Venedigs.

Aus den Porträts, die ich von Régnier kenne, mehreren Photographien, einer Schwarzweissmaske von Vallotton, einer Zeichnung von Van Rysselberghe und einigen Karikaturen, ist freilich von all dem nichts herauszulesen. Der gelangweilt dreinsehende Herr, den sie darstellen, mit der hohen Stirne und den spärlichen Haaren, mit dem herabhängenden Schnurrbart, dem Monocle im linken Auge und den wohlgepflegten auffallend schmalen und langen Händen, könnte ebensogut oder viel eher noch irgend ein durch und durch amusischer Gesandtschaftsattaché als Ästhet und Dichter sein. Sie geben nur die Oberfläche wieder, die Pose, die für die Öffentlichkeit bestimmt ist, um sie irre zu führen, und vielleicht ist es in unserer Zeit der Reklame und der Interviews ganz gut, dass hier einmal der aristokratische Stolz eines lebenden Dichters sich der berufsmässigen Neugierde der Kritiker verschliesst.

Henri François Joseph de Régnier ist am 28. Dezember 1864 geboren in Honfleurs, einer kleinen im Département Calvados gelegenen Stadt, und die paar Jahre der ersten Jugend, die er dort verbracht, haben auf ihn so stark abgefärbt, dass er nie mehr Vollblutpariser wurde. Für ihn existiert die Scholle, das Land, anders als für den geborenen Pariser, der es nur von Kurorten, Seebädern und Jagdpartien kennt und sich überall heim nach dem Boulevard sehnt. Er versteht den Reiz eingeschlafener Provinznester so gut wie den fremder entlegener Gegenden und da und dort in seinen Romanen, da und dort in seinen Gedichten formt er die wieder aufgefrischten Erinnerungen an die Heimatstadt zu hübschen Bildern (zuletzt z. B. in dem Ville de France überschriebenen Gedicht in *La Sandale Ailée*).

1871, nach dem Krieg, kam Régnier mit seiner Familie nach Paris, wo er später an der Universität Jura studierte, die juristische Licence und das Diplomaten-Examen bestand. Sein Leben aber gehörte um diese Zeit bereits der Kunst und so war auch die Wahl der Menschen, deren Gesellschaft er suchte, ganz von seinen literarischen Neigungen bestimmt: er verkehrte mit Sully-Prudhomme, dessen Einfluss sein kräftiges Talent glücklicherweise widerstand, sah Léon Dierx und Villiers de l'Isle-Adam, defilierte mit so vielen anderen vor Leconte de Lisle, überraschte Verlaine in seinen Kneipen, war regelmässiger Gast in Stéphane Mallarmés Salon, wo er sich im Schwarm der jungen Dichter verlieren konnte, und war endlich befreundet mit Hérédia, der zusammen mit Mallarmé am meisten zur Orientierung seines Schaffens beigetragen hat.

1885 erschienen seine ersten Verse bei Vanier, dem Verleger Verlaines und der Modernsten von gestern, unter dem Titel *Les Lendemains*, in den folgenden Jahren bis 1888 drei weitere Gedichtbändchen: *Apaisement, Sites* und *Episodes*, dann 1890 die *Poèmes anciens et romanesques*, 1892 *Tel qu'en songe*, 1895 *Aréthuse*, dazwischen ein paar schmale Bücher Prosa, die *Contes à soi-même* (1893), *Le Bosquet de Psyché* (1894), *Le Trèfle Noir* (1895). 1894 spielte das Théâtre de l'Œuvre einen dramatischen Versuch Régniers, *La Gardienne*, einen symbolischen Dialog zwischen „emblematischen" Personen, der trotz einzelner schöner Verse auf der Bühne selbst in jenem Augenblick der kühnsten und undramatischesten Experimente missfallen musste.

1896 verheiratet sich Régnier, und was seitdem an wichtigen Ereignissen seines arbeitsamen Lebens zu verzeichnen ist, sind (so scheint es) ausser verschiedenen Reisen nach Amerika, nach Italien und dem Orient nur die Bücher, die er in regelmässigen Abständen veröffentlicht hat.

Es sind (alle in der Société du Mercure de France erschienen) an Lyrik: *Les Jeux rustiques et divins* von 1897, *Les Médailles d'Argile* von 1900, *La Cité des Eaux* von 1902, *La Sandale Ailée* von 1906, endlich zwei Bände, in denen seine ersten Gedichte gesammelt sind: die *Poèmes* 1887—1892 von 1896 und die *Premiers Poèmes* von 1899. Dann in Prosa zwei Bände Skizzen, Impressionen und Kritiken: die *Figures et Caractères*, und die *Sujets et Paysages*, ferner *La Canne de Jaspe* von 1897, *Le Trèfle blanc* von 1899, sein erster Roman *La Double Maîtresse* von 1900, drei Novellen unter dem Titel *Les Amants Singuliers* von 1901 und wieder Romane: *Le Bon Plaisir* von 1902, *Le Mariage de Minuit* von 1903, *Les Vacances d'un Jeune Homme Sage* vom selben Jahr, *Les Rencontres de M. de Bréot* von 1904, *Le Passé Vivant* von 1905 und *La Peur de l'Amour* von 1907.

1908 erschien als letzte Arbeit eine Prosakomödie: *Les Scrupules de Sganarelle*, die absichtlich an das alte théâtre aux chandelles anknüpft, im traditionellen Rahmen einer französischen Provinzstadt und mit dem traditionellen Apparat der Bürger-, Mädchen- und Bedienten-Figuren ein Abenteuer Don Juans schildert und die mir nur das eine zu beweisen scheint, dass Régniers Begabung die Bühnenerfolge immer versagt bleiben werden.

Was Régnier bisher geschrieben hat, wirkt schon äusserlich dem Umfang nach in seiner reichen Fülle imponierend. Régnier steht in der Mitte der Vierziger, auf dem Höhepunkt seines Lebens und Schaffens, den er vielleicht bereits überschritten hat. Sowohl in *La Sandale Ailée* als in *La Peur de l'Amour* verraten sich leise Spuren der Erschöpfung. Régnier dreht sich im selben Kreis, er beginnt, sich selbst zu variieren, was er sagt, mutet bekannt an, wie schon einmal und besser gesagt. Er kann sich von dieser Müdigkeit wieder erholen, verjüngen, kann

irgendwie neue mächtige Antriebe finden. Aber seine Entwicklung ist abgeschlossen, seine Eigenart entfaltet, ausgereift, in sich fest umgrenzt. Wenn er morgen stürbe, würde kaum etwas ungeborenes grosses mit ihm ins Grab getragen werden. Ich fürchte, er wird nichts vollendeteres mehr geben, als er bereits gegeben hat, und meine, es wäre jedenfalls nicht verfrüht, wenn man heute versuchte, sein Schaffen im ganzen zu würdigen und ein Bild seiner dichterischen Persönlichkeit zu zeichnen.

Das zu tun, erlaubt der Raum nicht, der mir hier zur Verfügung steht. Aber ich möchte wenigstens seinen bei uns so selten genannten Namen wieder einmal nennen, kurz aufzählen, wie viel schönes er in seinen Gedichten geschaffen und — wenn es mir gelingt – andeuten, worin das Geheimnis ihrer Schönheit liegt.

III.

Henri de Régnier ist durchaus kein naiver Dichter. Er hat viel über seine Kunst nachgedacht, viel gelesen und durch sein Lesen gelernt. Die Liste der Vorbilder, denen er zu Dank verpflichtet ist, wäre lang. Aber es sind besonders vier Meister, die er zu lieben scheint und die den grössten, den entscheidenden Einfluss auf seine Lyrik ausgeübt haben: zuerst in der Zeit, da er noch nach seinem Weg tastete, Mallarmé, dann Hérédia und über Hérédia zurück André Chénier und Ronsard, an den sich der Envoi in La Sandale Ailée wendet.

In diesen vier Namen liegt schon angedeutet, was die Besonderheit seiner Kunst ausmacht. Régnier ist Ekklektiker und in ihm kreuzt sich das Blut der beiden Griechen-Lateiner Ronsard und Chénier mit dem des nordischen Mallarmé und des tiefsüdlichen Hérédia, aber so, dass diese fremden Einwirkungen verschmelzen und aufgehen in seiner Eigenart, die von ihnen bereichert und veredelt ihre persönliche stark ausgeprägte Nuance bewahrt.

Régniers erste Verse sind natürlich nicht origineller als die Verse von Zwanzigjährigen zu sein pflegen. Ihre Entstehung fällt mitten in die schwere Krisis, die die französische Dichtung am Ende des vorigen Jahrhunderts zu überwinden hatte. Noch wirkte die Kunstanschauung der Parnassier, das Vorbild Leconte de Lisles nach. Aber die Jugend war ihres impassiblen Schönheitsideals bereits überdrüssig geworden und schaute nach neuen Zielen aus. In Verlaine und Mallarmé, denen man von älteren noch Baudelaire an die Seite stellte, waren neue Führer entstanden, aus ihren Werken las man eine neue, noch ziemlich verworrene und unbestimmte Ästhetik heraus, die jeder individualistisch, seiner Veranlagung und Neigung gemäss, weiterzubilden unternahm. Es war die Zeit des Symbolismus und der metrischen Experimente, als Kahn die Theorie des vers libre gab, Moréas die École Romane gründete

und Verlaines Art poétique, Mallarmés L'après-midi d'un Faune und Hérodiade als die Offenbarungen der Kunst von morgen galten.

Diese ganze Krisis spiegelt sich in Régniers Entwicklung. Seine allerersten Gedichte sind durch und durch parnassisch, im Stil sehr streng gehalten, aber von jener glatten, farblosen Vollendung der Form, wie sie der Parnass so vielen talentierten Poeten als Gemeingut der Schule vererbte.

Dann kamen die *Poèmes anciens et romanesques*, in denen sich, wie schon der Titel andeutet, antike und mittelalterliche Eingebung verweben: Mythologie und Märchen, der nemeische Löwe und das Einhorn, der chevalier errant und das goldene Vliess, Ariane und Genoveva. Die Stimmung, die sie durchzieht, ist einheitlich, aber nicht immer wahr und vor allem nicht eigenpersönlich empfunden. Sie trägt unverkennbar die Marke ihres Datums, kann die Mode, die sie inspiriert hat, mit ihren Klischées und Unarten nicht verleugnen. Das Parfüm der Décadence schlägt aus ihr entgegen, eine halb echte, halb gutgemimte Müdigkeit, eine pathetische Melancholie, deren Dekoration Flaubert, Huysmans und Oskar Wilde voraussetzt, der Weltschmerz in der besonderen Färbung, in der ihn die letzte Jahrhundertwende abgetönt hat, reich instrumentiert und mit funkelndem Schmuck überladen. Es stehen in diesem Buch schöne Verse und Strophen, deren sich Régnier gewiss auch heute nicht schämt, Sonette mit vollen Reimen, freie Rhythmen mit Assonanzen. Die Technik ist schon bemerkenswert geschickt. Die grossen Worte, die raffinierten Klangverbindungen rauschen. Régnier spielt mit gesuchten Vokabeln, die für den Augenblick blenden und doch nicht viel sagen. Ideen und Einfälle drängen sich ihm in Fülle auf, aber er wird ihrer noch nicht Herr. Ein Gedicht genügt ihm nicht, um sie zu erschöpfen. Er häuft Gedicht auf Gedicht und sie zerflattern ihm, ohne dass er sie gestaltet. Für meinem Geschmack sind in den Poèmes zu viel Zaubergärten mit blauen und schwarzen Pfauen, zu viel Kostbarkeiten, Purpur, Gold und alle Edelsteine: Opal, Saphir, Onyx, Diamant, Rubin und Amethyst. Auch die absichtliche Verdunkelung des Gedankens, die Régnier da und dort beliebt, kann ich nicht geniessen, ebensowenig als die vielzuvielen und oft verstiegenen Bilder und Allegorien, in die alles gekleidet ist und die einander hetzen und jagen. Jede Zeit hat ihre Pose, und jede Pose veraltet, aber selten ist eine so schnell und gründlich unausstehlich geworden als die der achtziger Jahre.

Notre vie est prestigieuse et nous voici:
hôtes muets des terrasses de survivance,
maîtres du vain trésor pour qui l'âme dépense
ses midis d'aventures et ses soirs orgueilleux,

— ô mémoire mêlée à quelques pierres pâles! —
à regarder comme un visage et d'anciens yeux
bleuir la lune vide et les tristes opales.

So lauten die Schlusstrophen des Epilogs, die nicht bloss Régnier, sondern gerade so gut irgend ein anderer Dichter aus demselben literarischen Milieu hätte schreiben können, und wenn ich sie zitiere, geschieht es nur, um den Ausgangspunkt seiner Entwicklung zu charakterisieren und damit man leichter den Weg abschätze, den sie seither durchmessen.

Der Eindruck ist noch ähnlich, wenn man *Tel qu'en Songe* liest. Die lyrische Selbstbespiegelung gefällt sich auch hier in preziösen Stilkünsten, in einer rhetorischen Allegorisierung der Stimmungen und Gefühle, die sie verschleiert und jede Anteilnahme erschwert. Aber der Ton ist um ein paar Nuancen schlichter. Was Régnier sagt, wirkt wahrer, erlebter, und wenn einzelne dieser Gedichte, vielleicht ihre Mehrzahl noch die modische Manier nicht überwunden haben, so stehen sie neben anderen, neben Teilen von Quelqu'un songe d'ombre et d'oubli z. B. oder dem prachtvollen Discours en face de la nuit, die bereits den grossen Dichter enthüllen.

IV.

Was Régnier bis dahin versprach und was damals wenige scharfsichtige Kritiker von ihm hofften, ist in den *Jeux rustiques et divins* erfüllt, deren Titel wohl absichtlich an die Plejade, an Joachim du Bellay erinnert und in denen sich sein Können zum erstenmal in freiem Spiel entfaltet. Verschiedene Untertitel fassen hier verschiedene Gruppen von Gedichten zusammen. Aréthuse zerfällt in zwei Hérédia und Mallarmé gewidmete Abschnitte: Flûtes d'Avril et de Septembre, zwischen die sich L'Homme et la Sirène schiebt, ein langes dramatisches Symbol, das nicht umsonst von einem Zeitgenossen Maeterlincks stammt und das ein verirrter Geschmack ebenso gut oder ebenso schlecht als La Gardienne in das grelle Licht der Bühne hätte zerren können, dann die P. Louys gewidmeten Roseaux de la Flûte, die Inscriptions pour les treize portes de la ville, deren Zueignung Brunetière geehrt hat, die Corbeille des heures und schliesslich die Nachlese der Poèmes divers. Und das allein bedeutet schon einen starken Fortschritt, spricht von der grösseren Reife und Klarheit, dass die einzelnen Gedichte nicht fragmentarisch wirken, blosse Aspekte sind, in denen der Gedanke vergebens nach seinem erschöpfenden Ausdruck ringt, sondern dass jedes in sich abgeschlossen und den anderen Stücken der Sammlung nur durch den ähnlichen Empfindungsgehalt oder den ähnlichen Stil verwandt ist.

Die Oden und Odeletten der Corbeille des heures wollen für sich gelesen sein. Es sind freie Rhythmen, deren impressionistisch biegsame, bald kürzere, bald längere Zeilen flüchtig über Assonanzen oder über weit von einander entfernte Reime hinweggleiten, stofflich Proben einer sehr graziösen und nur wenig stilisierten Stimmungslyrik, wie sie in dieser schlichten Intimität sonst bei Régnier nicht häufig zu finden sind:

Si j'ai parlé
de mon amour, c'est à l'eau lente
qui m'écoute quand je me penche
sur elle; si j'ai parlé
de mon amour, c'est au vent
qui rit et chuchote entre les branches;
Si j'ai parlé de mon amour, c'est à l'oiseau
qui passe et chante
avec le vent;
Si j'ai parlé,
c'est à l'écho.

Oder schon etwas feierlicher, mit grösserem Aufwand an Bildern:

Je t'ai connue,
chère Ombre nue,
avec tes cheveux lourds de soleil et d'or pâle,
avec ta bouche de sourire et de chair douce.
. . . .

Je t'ai revue,
chère Ombre nue,
avec tes cheveux rouillés d'or roux
graves de tout le poids de leur automne . . .

Im Mittelpunkt des Bandes steht ein langes Gedicht, Le Vase, dem Gedanken nach das bedeutendste, das gleichfalls in freien Strophen geschrieben ist und erst in seinem letzten Teil in Alexandriner ausklingt. Es soll ein Sinnbild geben vom tragischen Schicksal des Künstlers, der um sich die Lebensfreude tollen sieht, die er gestalten will und an der er nicht teilhaben darf, der im flüchtigen Rausch des Schaffens die Arme rührt und dann, wenn sein Werk vollendet ist und die Visionen zerstoben sind, seine eigene Einsamkeit fühlt. Langsam ist aus dem formlosen Marmorblock die schlanke Vase gewachsen, und müssig träumt nun der Bildner, ohne den Hammer zu heben, lauscht dem Wasser der Quelle, den Früchten, die von den Bäumen fallen, atmet im Wind den Duft ferner Blumen:

Souvent
je croyais, qu'on avait parlé bas
et un jour que je rêvais — ne dormant pas —
j'entendis par delà les prés et la rivière
chanter des flûtes . . .

Eines Tages erblickt er vor dem gelben Wald einen Faun, ein andermal schwimmt ein wiehender Kentaur über den Fluss und eines Morgens stehen drei Frauen vor der Quelle und eine, die nackt ist, spricht zu ihm und küsst ihn auf die Wange.

Alors le verger vaste et le bois et la plaine
tressaillirent d'un bruit étrange et la fontaine
coula plus vive avec un rire dans ses eaux.

Die drei Nymphen tanzen, rothaarige Faune stürzen aus dem Wald, Stimmen und Flöten singen unter den Bäumen. Kentauren galoppieren an und auf ihrem Rücken, von Bienen umschwärmt, mit Thyrsosstäben und dicken Weinschläuchen, die Satyre

et la ronde immense et frénétique,
sabots lourds, pieds légers, toisons, croupes, tuniques,
tournait éperdument autour de moi qui, grave,
au passage sculptais aux flancs gonflés du vase
le tourbillonnement des forces de la vie.

Trunkenheit steigt von der reifen Erde auf, der wilde Tiergeruch mengt sich in den Duft der Blumen, Lachen und Flüstern klingt, der heisse Atem der Nüstern und Küsse irren über seine Hand. Im Abenddämmern aber, wenn der ganze Spuk verrauscht ist, hebt sich die Vase, gross und nackt und auf ihr windet sich in Spiralen eingemeisselt der Reigen der Böcke und Götter, der Frauen, der Kentauren und der Faune,

tandis que seul parmi à jamais la nuit sombre,
je maudissais l'aurore et je pleurais vers l'ombre.

Die übrigen Gedichte sind der Form nach fast ausschliesslich Versreihen in Alexandrinern ohne strophische Gliederung, in platten Reimpaaren, aber ohne den regelmässigen Wechsel des Reimgeschlechts und mit zahlreichen Assonanzen vermischt.

Der Stil des ganzen Buches ist offen antikisierend. Das sagen schon die meisten Überschriften: Déjanire, le Faune au miroir, Médaillon pastoral, Héroïde etc. Die Vorstellungswelt der griechischen und römischen Dichter, der eleganten Epigrammatiker, der Schäferpoesie, des bukolischen Virgils und derer, die sie in Frankreich heimisch zu machen versuchten, ist hier wieder lebendig geworden. Man muss an die Renaissance denken, an Chénier, an Leconte de Lisle, an Hérédia und man freut sich doppelt, weil ein solcher Vergleich nur hervorhebt, wie persönlich und eigenartig, durchaus unakademisch Régnier das Altertum auffasst, gestaltet und in sich erneuert.

Alle Gedichte sind auf einen feierlichen Ton abgestimmt, auf ein gelassenes und edles Pathos, das die Dinge und die Empfindungen verklärt. Von der Liebe ist viel die Rede, aber nie in wilden Gefühlsausbrüchen, in romantischen Selbstbekenntnissen. Sie erscheint verhüllt

und gedämpft, unter der vertrauten Form des antiken Symbols, ist Eros, der in das Haus des Dichters tritt und am Herd seine grossen göttlichen Flügel faltet. Den Hintergrund gibt eine idealisierte Landschaft ab, da mit heroischen Perspektiven, dort mit der Architektur eines künstlichen Parkes, mit Pinien und Zypressen, mit Häusern, die unter der Last des Efeus und der roten Reben verborgen sind, mit schäumenden Brunnen und weiten Becken, die die langsamen Bewegungen weisser Schwäne spiegeln. Eine Landschaft, die anthropomorphisch beseelt und voll von Erinnerungen an Götter und Halbgötter ist: das Flügelross steigt auf, der Winter klopft mit froststarren Fingern an die Türe, der Frühling erwacht, ein nackter Jüngling, der Rosen und Küsse auf seinen Lippen fühlt, Nymphen schreiten, Faune tanzen, Ebenholzflöten und Elfenbeinflöten klingen und tief unten rauscht der dunkle Fluss, von dessen anderem Ufer die Schatten sehnsüchtig herüberfragen.

Viele dieser Gedichte verflüchtigen sich einem unter der Hand, sobald man ihren Reiz zu bestimmen versucht. Ihre Schönheit ruht ganz in der vollendeten Form, in der klugen Auswahl der Worte und Reimklänge oder in irgend einer feingeschliffenen und sinnigen Pointe, so z. B. in Exorde oder in dem graziösen Versspiel Les Présents maladroits, das die kleine rothaarige nackte Faunin zögernd vor den Geschenken zeigt, die sie verführen sollen, vor den Früchten, die sie aus Angst vor der Rache der Bienen meidet, vor der weissen Taube, die sie an eine helle Stunde ihrer Vergangenheit gemahnt, zögernd auch vor dem Flötenspiel, das sie umwirbt und das die Erinnerung an den besiegten Ahnen weckt, an das blutige Fell des Marsyas.

Oder es sind allegorische Gemälde, die Nymphe, der Hirsch mit dem goldenen Geweih und der trauernde Fremdling an der Fontaine aux Cyprès, das Haus, das der Dichter seiner Trauer im Garten erbaut hat (le Faune au Miroir) oder Aufzählungen und Beschreibungen, wie Le Taureau, wo sich das Bild der auf Kreta weidenden Viehherde plötzlich in der letzten Zeile durch die Anspielung auf Zeus als Stier ins mythologische erweitert oder L'Ile oder La Grotte, die Grotte, in der der letzte Faun vereinsamt von seiner Jugend und seinen toten Brüdern träumt. Daneben Motive, wie die in den Inschriften für die Stadttore angeschlagenen, für das Tor der Priesterinnen, der Hirten, der Krieger, der Kurtisanen, der Bettler u. s. w., wo jedes Gedicht das Wesen des einzelnen Standes oder Gewerbes entwickelt und ausmalt mit seinen Schönheiten und Entbehrungen, seinen Freuden und Gefahren, aber durchaus nicht abstrakt rednerisch, sondern alles anschaulich zum Bild gestaltet, in der Porte des comédiennes z. B., um ein paar Verse zu zitieren, den Anfang und den Schluss:

Le chariot s'arrête à l'angle de mon mur
Le soir est beau, le ciel est bleu, les blés sont mûrs.
La Nymphe danse et tourne autour de la fontaine.
Le Faune rit. L'Été mystérieux ramène
à son heure la troupe errante et le vieux char
et celles dont le jeu, par le masque et le fard,
mime sur le tréteau, où pose leur pied nu
la fable populaire ou le mythe ingénu
. . . .
Venez, l'heure est propice et la foule est sans voix
et l'attente sourit déjà dans les yeux clairs
des enfants et des doux vieillards et à travers
ma porte qui pour vous s'ouvrira toute grande,
hospitalière et gaie et lourde de guirlandes,
je vous vois qui venez, une rose à la main,
avec vos manteaux clairs et vos visages peints,
toutes et souriant, avant d'entrer, chacune
met le pied sur la borne et lace le cothurne.

Manche Gedichte bestechen durch ihre antithetischen Wirkungen. Régnier liebt die Antithese und handhabt sie nicht weniger verschwenderisch als Victor Hugo, aber nicht bloss die Antithese, die Satz und Gegensatz, schwarz und weiss, gross und klein, einander gegenüberstellt, sondern auch die blosse Verdoppelung, die durch keinen Kontrast gehoben ist, ein Ding und sein Spiegelbild, einen Laut und sein Echo. Überall ist dieses Stilmittel angewandt, ganze Gedichte bauen sich auf ihm auf, Gedanken und Bilder gabeln sich und entsprechen sich in einfacher oder in zweifacher Kreuzung und Verschlingung, der Parallellismus wird schliesslich Régnier die natürliche Art zu sehen und zu schildern und es geht von ihm ein ganz eigentümlicher zögernder Zauber aus, der sich da noch verstärkt, wo Spiegelung und Antithese in einander arbeiten und sich ablösen. So ist es in dem spielerischen Épigramme, so in La Maison, wo sich die Beschreibung zu einem ähnlichen Effekt zuspitzt:

La maison sur les eaux, pour s'y mirer, se penche
. . . . . .
et les deux cygnes blancs au-dessus de leur ombre
qui se reflète noire et ne les quitte plus,
mystérieux jumeaux l'un à l'autre apparus,
semblent, doubles sur l'onde où leur spectre les suit,
unir l'heure du jour à l'heure de la nuit.

Oder:

La Tristesse aux yeux creux et la Joie aux yeux doux
pleure d'être joyeuse ou sourit d'être triste.

Oder endlich in dem seltsamen Gedicht Le Revenant, das an die fernen Tage mahnt, wo wir, wer weiss, als irrende Schatten und Gespenster von Schwelle zu Schwelle und von Tor zu Tor heulen werden:

Regarde vers l'aurore et regarde vers l'ombre.
Avec sa face claire, avec sa face sombre,
le jour énigmatique et double, tour à tour,
sanglote vers la Mort et sourit à l'Amour.
Le crépuscule saigne et l'aurore rougeoie.
La Tristesse se tient debout devant la Joie.
Quelqu'un songe tout bas et quelqu'un parle haut
derrière le silence et derrière l'écho.
. . . . . .
Tout est double et toi-même es vivant et fantôme.

In den Beispielen, die ich bisher zitiert habe, malt sich die Stimmung der Jeux rustiques et divins deutlich genug. Sie ist in der pathetischen Stilisierung des Tones elegisch, aus Wollust und Trauer gemischt: Freude an den bunten Erscheinungen des Lebens, an ihren Farben, Formen und Gebärden, an der Schönheit des Frühlings, des Sommers, an Bäumen, Blumen, Früchten, an dem Körper einer geliebten Frau und hinter dieser Freude ewig lauernd das Bewusstsein der Vergänglichkeit, der Gedanke an einen künftigen Herbst, der für einen anderen, fremden die schwere Traube reifen wird.

Immer kehrt dieses Thema wieder, das einige der schönsten Gedichte des ganzen Bandes eingegeben hat (Dans une vigne vendangée, La sagesse de l'Amour, l'Obole u. a.), kehrt wieder, eindringlich in seiner Einförmigkeit und doch variiert, veranschaulicht im Bild der wechselnden Jahreszeiten, des unendlichen Vergehens und Werdens der Natur.

L'automne effeuille en or le bosquet qui fut vert.

September lauscht den verhallenden Augustflöten und die Herbstgöttin beweint als Ariane den treulosen Sommer.

Am wunderbarsten vielleicht ist das ausgedrückt in zwei Gedichten, die einander folgen, wie Rede und Gegenrede, von denen das erste, Sentence, die absteigende Bewegung das Welkens und Sterbens sagt, das zweite, l'Espoir, die aufsteigende des Blühens, das Leben verherrlicht, das aus dem Tod heraus neu geboren wird:

Écoute sur le seuil qu'un jour fera décombre,
ceux qui viennent de l'aube et qui parlent dans l'ombre..

Vom lebenden lachenden Gesicht blieb nur die stumme Grimase der Maske mit den leeren Augen, vom Faun blieb nur der plumpe Bock, in den Brunnen weinen die Nymphen, der Marmor wird Sockel für die erzene Büste, die einst Fleisch war, auf jeder Welle des Meeres zersprüht eine Haarmähne zu Schaum, jede Fackel verdampft in Rauch, jede Morgenröte sinkt gegen die Nacht zu, jeder Widerhall ist nur der Schatten eines Geräusches,

Tu es pour un instant celui qui peut m'entendre,
et tout, à qui le pèse, a le poids de sa cendre.

Aber —

Va, quelle que soit l'eau où ta bouche s'abreuve,
onde verte du lac ou flot jaune du fleuve,
pour ta soif du matin ou pour ta soif du soir,
bois-y toujours, enfant audacieux, l'Espoir!
Car la Fortune songe en tes yeux d'ambre et d'or.

Aus dem zerbrochenen Schilfrohr formt sich die doppelte Flöte, von den gekrümmten Zweigen hängen die reifen Früchte, aus der Nacht von Erz taucht der blasse Morgen,

Espère! Le Bonheur feint de n'être pas lui,
Hier qui pleurait encor, va sourire aujourd'hui,
et sur le piédestal du tombeau taciturne
une rose renaît à la fente de l'urne.

V.

In den *Jeux rustiques et divins* ist der ganze Régnier enthalten, sind alle Töne angeschlagen, über die er verfügt. Er wächst noch, aber nur mehr in die Tiefe. Das eine oder andere, was er sagt, klingt noch vollendeter und reifer, eine Vorstellung ist noch erschöpfender gestaltet, ein Gedanke noch plastischer und ergreifender verkörpert. Die Form wird noch reiner und gefeilter. Aber das Wesen seiner Kunst bleibt dasselbe, sein Stil derselbe pathetische und mit Vorliebe antikisierende, derselbe sein vornehmer, erlesener Geschmack und die Art, wie er die Dinge der Welt ausschliesslich aus dem aesthetischen Gesichtswinkel heraus betrachtet und einschätzt.

Die *Médailles d'Argile,* sein nächster Band, über dem der Name Chéniers steht, bedeuten in seinem Werk vor allem technische Übungen, in denen seine Fingerfertigkeit sich vervollkommnet. Auch hier sind Gedichte von seltener Schönheit, von denen viele dauern werden: die intime liedhafte, ganz verlainisch anmutende Lyrik des in freien Versen geschriebenen Vœu oder der Strophes alternées oder des Jardin mouillé, Sonette wie Crépuscule d'automne, in dem wieder die Wehmut über die Vergänglichkeit nach Ausdruck ringt oder wie Puella oder Chrysilla oder das dritte Sonett für Bilitis, die grandiosen Fresken Le Bûcher d'Hercule, la Nuit des dieux und Hélène de Sparte, besonders im letzten La Barque überschriebenen Teil, der Helenas Ankunft in der Unterwelt schildert, die Schar der Helden, die sich am Ufer drängen und sie erwarten — um ihr zu fluchen?

Non, tous debout, les bras tendus vers la Beauté,
au lieu de la maudire, eux qui sont morts par elle,
d'une bouche muette où nul cri n'est resté
acclament en silence Hélène toujours belle.

Aber der Eindruck, den die Médailles d'Argile hinterlassen, ist ein wenig trüb, nicht sehr einheitlich. Es ist, als ob Régnier von neuem

tastete und zwischen verschiedenen Wegen schwankte. Literarische Reminiszenzen verfolgen ihn. Er zeigt sich parnassisch kühl, dann wieder ehrlich-einfach, fast naiv. Er ist manchmal vielleicht zu sehr bemüht, malerische und plastische Wirkungen zu erzielen und von den zahlreichen Sonetten, die den Einfluss Hérédias nicht verleugnen, sind viele, vor allem die Portraits der Passants du Passé, so geziert, in alexandrinischem Sinn künstlich, kokettieren so offen mit der Pointe, der zu Liebe sie erdacht wurden, dass ich wohl begreife, dass sie nicht jedermanns Geschmack behagen.

La Cité des Eaux, die wie La Sandale Ailée Hérédia gewidmet ist, trägt den Titel nach einem Kranz von 27 Sonetten, die zu Zeichnungen Helleus verfasst sind und Versailles, die Cité des Eaux besingen. Ein Salut à Versailles leitet sie ein und feiert Schloss und Park, deren verblichene Grösse in einer Reihe von Bildern und Ausblicken an uns vorüberzieht: die monumentale Fassade, deren Fenster jeden Abend die Sonne noch einmal in flüchtigem Ruhmesglanz aufflammen lässt, der Park im sommerlichen Schmuck seiner Blumen, der Park im Herbst entblättert, düster und gelb, der Park im Winter, wenn die Schneeflocken Statue um Statue verhüllen, die weiten Alleen mit Taxushecken und Cypressen, die Trauer der unbewegten Becken, in denen kein Brunnen mehr rauscht und die zitternd die Gestalten der Götter und Göttinnen malen, die Insel mit dem Pavillon und den Weiden, Trianon mit seinen blutigen Erinnerungen, die eingeschlafene Einsamkeit des Gartens, durch den das Gespenst der Vergangenheit schleicht — und all das dargestellt in dem engen Rahmen des Sonetts, ein wenig preziös im Stil, verschnörkelt wie die Architektur des Rokoko, aber von jener unvergleichlich lebendigen Anschaulichkeit und Farbenpracht, die nur Régnier besitzt und durchtränkt von seiner eigenen Melancholie, die sich in der Melancholie des verödeten Parkes erkennt und spiegelt.

Es sind noch andere schöne Gedichte in diesem Band, der pantheistische Hymnus La Louange des Eaux, des Arbres et des Dieux, eine prachtvolle Allegorie zum Andenken Mallarmés, Le Sang de Marsyas und die Funérailles, die ebenfalls ihm gelten, L'Image, ein paar Oden und Sonette, Les Plaintes du Cyclope und daneben welche, deren rätselhafter Reiz ganz in ihren verwischten, in ungewisses Zwielicht getauchten Tönen beruht, wie La Lune Jaune oder die Élégie.

Nirgends ist Régniers Lyrik persönlicher, vom inneren Erlebnis so durchglüht, nirgends sind die frohen oder elegischen Stimmungen, die er sagt, empfundener als hier, in La Cité des Eaux. Seine ganze Seele vibriert in den Strophen mit allem, was sie erfüllt und was sie hinausströmen will, ehe ihm der Tod — wer weiss, wie bald — den Mund für immer schliesst.

Régnier fühlt den Herbst, an dessen Farbenglut er sich erfreut, seinen eigenen Weg streifen. Vielleicht ist die Rose, deren Duft er einsaugt, schon die letzte. Und noch einmal erwacht in ihm, stärker und feuriger als je vorher, die Liebe, die Lust am Sein, der Rausch zu atmen. Er blickt zurück auf sein Leben und geniesst den Reichtum seiner Stunden. Er blickt zurück auf sein Werk und das Bewusstsein der Unsterblichkeit, die es ihm verbürgt, gibt ihm die stolzen Verse des Epilogs ein, die Hoffnung, dass er wenigstens im Schatten von Lorbeeren ruhen wird.

Im letzten Teil der Cité des Eaux, der Inscriptions lues au soir tombant betitelt ist, steht ein Gedicht L'Oubli Suprême, das ich für sein bestes halte und deshalb ganz hierher setzen will. Es schlägt das Thema an, mit dem Régnier immer wieder gerungen, das in jedem Band und mehr als einmal begegnet und das hier endlich in einer Form von klassischer Grösse seinen erschöpfenden Ausdruck findet: das instinktive Aufbäumen gegen die Vernichtung löst sich auf in stille weise Resignation und in die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit alles dessen, was gelebt hat. Von allen Dichtungen, die ich kenne, alten und neueren, morgenländischen und abendländischen, weiss ich nicht viele, die so schwer an Schönheiten sind wie diese eine, in der Gedankengehalt und Stimmung, Worte, Bilder, Klangmalerei, Reim und Rhythmus harmonisch zusammenwirken, um ein unnachahmliches Kunstwerk zu schaffen.

Que m'importe le soir puisque mon âme est pleine
de la vaste rumeur du jour où j'ai vécu!
Que d'autres en pleurant maudissent la fontaine
d'avoir entre leurs doigts écoulé son eau vaine
où brille au fond l'argent de quelque anneau perdu.

Tous les bruits de ma vie emplissent mes oreilles
de leur écho lointain déjà et proche encor:
une rouge saveur aux grappes de ma treille
bourdonne sourdement son ivresse d'abeilles
et du pampre du pourpre éclate un raisin d'or.

Le souvenir unit en ma longue mémoire
la volupté rieuse au souriant amour
et le Passé debout me chante, blanche ou noire,
sur sa flûte d'ébène ou sa flûte d'ivoire,
sa tristesse ou sa joie, au pas léger ou lourd.

Toute ma vie en moi toujours chante et bourdonne.
Ma grappe a son abeille et ma source a son eau.
Que m'importe le soir, que m'importe l'automne,
si l'été fut fécond et si l'aube fut bonne,
si le désir fut fort et si l'amour fut beau.

Ce ne sera pas trop du Temps sans jours ni nombre
et de tout le silence et de toute la nuit
qui sur l'homme à jamais pèse au sépulcre sombre,
ce ne sera pas trop, vois-tu, de toute l'ombre
pour lui faire oublier ce qui vécut en lui.

Dass mir Régniers jüngstes Versbuch *La Sandale Ailée,* an den früheren gemessen, etwas abzufallen scheint, habe ich schon angedeutet. Vielleicht kommt dieser Eindruck nur daher, dass er selbst seine Vollendung nicht mehr übertreffen kann und dass ein Gedicht wie L'Oubli Suprême auf alle anderen, die ihm folgen, drücken muss. Vielleicht aber soll hier seine technische Geschicklichkeit eine momentane Ermüdung maskieren, die sich dennoch verrät.

Dass sich auch in diesem Band, der neben Stanzen, Terzinen und Sonetten wieder freie Strophen aufweist, nichts mittelmässiges, triviales oder schlechtes findet, versteht sich von selbst. Aber man stösst auf manches glatte und routinierte, aus dem Handgelenk geschriebene. Stücke wie La Menace, Le Reproche, La Nymphe de la Source, La Flûte et la Source klingen trocken und leer, dabei stellenweise so steif und merkwürdig altmodisch, dass sie mich fast an die Parade-Lyrik des XVII. Jahrh. erinnern.

Schon im jungen dekadenten Régnier hatte sich eine Neigung zur Preziosität geoffenbart, die dann zurückgedämmt wurde. In La Sandale Ailée ist sie wieder stärker als je vorher fühlbar. Ein Beispiel für mehrere bietet das Sonett an Watteau, dessen Pointe mit dem Anfangsbuchstaben des Namens spielt, dem V double et pareil, das symbolisch den doppelten Einfluss von Versailles und Venedig andeutet. Das ist ein witziger, moderner Voiture.

Die guten Gedichte bringen zunächst eine stoffliche Bereicherung, italienische Impressionen, die sich ähnlichen früheren anschliessen und besonders Impressionen von einer Reise, die über Griechenland nach Konstantinopel führte, Landschafts- und Städte-Bilder, die mit gewohnter Kunst geschildert sind und eine etwas konventionelle, in der Schablone der 1001 Nächte geschaute Vision des Orients: Harem und Halbmond, Indolenz und Grausamkeit, Wollust und Blut.

Sonst würde man in dem Buch vergebens nach Neuem, nach Überraschungen suchen. Es zeigt nur die alten Qualitäten Régniers, aber es macht deutlich, wo er augenblicklich steht. Das Motiv von L'Oubli Suprême wird verschiedene Male variiert. Die nervöse seelische Unruhe enthüllt sich weiter, in der die Sehnsucht nach den Jahren der Jugend und das Bangen vor dem Morgen sich mit der Erkenntnis der Eitelkeit alles Irdischen verwebt:

La fleur de la vie est cendre dans son fruit

und zugleich akzentuiert sich die Flucht aus der Wirklichkeit in einen egoistischen Ästhetizismus, der vor den Schmerzen des Alltags bewahrt:

Car la forme, l'odeur et la beauté des choses
sont le seul souvenir dont on ne souffre pas.

Das Griechentum, das der Titel ankündigt, ist mit ein paar sehr schönen Gedichten vertreten, Aphareus z. B. oder Le Sacrifice. Daneben überwiegt aber die subjektive, wenn auch stilisierte Stimmungslyrik und damit scheint mir — vielleicht nur vorläufig, wahrscheinlich für immer -- der Endpunkt von Régniers Entwicklung gekennzeichnet.

Zwei grosse Vorbilder haben ihn entscheidend beeinflusst, in denen sich der Einfluss von vielen anderen resumiert: Mallarmé und Hérédia. Seine Kunst ist im Grunde parnassisch, aber bereichert um all das, was die französische Poesie seit Leconte de Lisle an nuancierter Ausdrucksfähigkeit und Intimität gewonnen hat, bereichert weiter um all das, was die impressionistische Malerei der Franzosen seit Manet auch den Nichtmaler gelehrt hat: die Augen aufzutun und Farben zu sehen.

Wer sich davon überzeugen will, braucht nur die Geschichte der Form Régniers zurückzuverfolgen: erst starr und streng, gefällt sie sich eine Zeit lang in den exzentrischen Kühnheiten des jungen vers libre und mündet schliesslich in einen vers libre, der bei aller Biegsamkeit die Geschlossenheit der alten Strophe wahrt, und in eine Strophe, die korrekt und dabei in der ganzen Elastizität des vers libre geschmeidig ist. Régniers Vers ist ein sehr glückliches Kompromiss, in dem sich überlieferte und neue Rhythmen zusammenfinden. Er hat sich vom Aberglauben des traditionellen reichen Reims befreit, sucht seine Fülle nicht in der Anhäufung von Stützkonsonanten, sondern in der Sonorität des Klangs und in der Seltenheit der Gedankenassoziationen und verschmäht auch gelegentlich die diskretere Wirkung der Assonanz nicht. Er ist plastisch, wie der irgend eines Parnassiers der besten Schule und trotzdem von dem weichen musikalischen Schmelz, in dem Verlaine seine Lieder aufzulösen verstand.

Dasselbe gilt von seiner Dichtung überhaupt. Die Allegorie in La Cité des Eaux, die Mallarmé verherrlichen soll, klingt wie ein Abschied und ist auch von der Kritik so gedeutet worden. Es ist, als wendete sich Régnier von ihm ab und Hérédia zu, nachdem er sie eine Zeit lang nebeneinander geliebt und studiert hat. In Wirklichkeit trennt er sich von den beiden, aber erst, nachdem er sich ihre entgegengesetzten Kunstanschauungen assimiliert und die zwei Ideale, die sie repräsentieren, in seiner Eigenart verschmolzen hat: den Symbolismus des einen, der nicht schildern will, sondern bloss andeuten, bloss die Fantasie des Lesers suggestiv reizen, um sie träumen zu machen, und den bestimmten Umriss, das körperhafte Relief des anderen, dessen erschöpfende Klarheit manchmal an Härte und Starrheit grenzt.

Auf diese Weise ist die Schönheit der besten Verse Régniers entstanden, derer, die nicht nur vollkommen, sondern unnachahmlich sind, und von denen auch La Sandale Ailée Proben genug gibt, die Automnale z. B., La Colombe oder Invocation, um noch ein paar Titel zu nennen. Alles, was er schaut und empfindet, gestaltet sich ihm sofort plastisch und farbig. Der Reigen vergangener Stunden taucht wieder vor ihm auf und er sieht die eine unter ihnen, die trunkene und verliebte, die einst nahte:

Soumise et repoussant le cuir de sa sandale
du bout de son orteil,
sur la terre docile à son ombre inégale
danser nue au soleil.

Er malt in Midi die träge stille Mittagstimmung eines Zimmers, durch dessen verhängte Fenster sich die Sonne stiehlt, oder in Soirée ein Intérieur am Abend, wenn der eingeschlafene Wind den Duft des Gartens in das Zimmer trägt, wo im Schein der Lampen inmitten der vertrauten Bücher, Bilder und Stiche vor dem kristallenen Spiegel sich die Rosen in der Vase glühender färben:

Mais l'heure est si tranquille et si tendre, et le vent
si léger au rideau qu'il soulève et tourmente
que tu restes, ce soir, allongée au divan
et que je te contemple ainsi, sage indolente,

et ton visage seul suffirait à mes yeux,
qu'enchantent ton repos, ta grâce et ta beauté,
si je ne voyais pas, vif et mystérieux,
ton pied charmant et qui est nu dans la clarté . . .

Oder er lässt (in den ersten Strophen von Le Jour et l'Ombre) das geheimnisvolle Dunkel der Nacht ahnen, wenn unsere Augen nichts mehr unterscheiden und die Eindrücke unserer verschiedenen Sinne langsam und vag in einander übergehen:

Ce beau jour n'est plus rien que son ombre odorante,
la lumière est éteinte et le vent disparu;
le parfum ténébreux de l'arbre et de la plante
a remplacé pour nous la forme qu'ils n'ont plus.

La forêt incertaine est à peine un murmure
où la feuille invisible à la feuille s'unit,
et le fleuve n'est plus qu'une fraîcheur obscure
qu'aspire en soupirant l'haleine de la nuit.

Mallarmé und Verlaine selbst, dem man mit Recht nachrühmt, dass er das Unsagbare gesagt und für die feinsten und flüchtigsten Nuancen noch Worte gefunden, haben nichts fluideres und musikalischeres geschaffen, als solche Verse sind.

In Régniers Kunst treffen sich die verschiedenen Strömungen, die in der französischen Poesie des XIX. Jahrh., besonders seit dem Verfall der Romantik, neben- und gegeneinander gegangen sind. Sie ist dekorativ, auf das erhabene eingestellt und zugleich intim-lyrisch, fähig irgend einen leisen, heimlichen Schauer der Seele zu verzeichnen, impressionistisch und stilisiert zugleich, plastisch, pittoresk und dabei sehr melodiös. Régnier liebt die epischen Motive, wie sie auch den Parnassiern vertraut waren, die er kühl objektiv gestalten kann und die der Entfaltung seiner Beredsamkeit, seiner Gabe, zu schauen und zu schildern, weiten Spielraum bieten, heroische oder mehr sentimentale Vorwürfe; voll von bunten Farben und schönen Linien, von tragischer Grösse und gebändigter Leidenschaft.

Lyrisches Sichzurschaustellen ist ihm zuwider. Er spricht nicht oft von sich und wo er es tut, verwischt er mit stolzer Scham fast immer den Eindruck des Selbstbekenntnisses, indem er es vom individuell-persönlichen ins allgemein-menschliche, ewige hinaufhebt und unter pathetischen Symbolen verbirgt. Aber seine Empfindungen und Stimmungen sind darum nicht weniger tief, echt, erlebt und manchmal gelingen ihm Lieder, in denen man das innere Erlebnis noch unverhüllt nachhallen fühlt, verträumte, elegische Strophen, die die Sehnsucht einer weichen verliebten Stunde sagen, ihr Glück oder ihre Melancholie.

Régniers Kunst ist ungemein reich. Eine Fülle von Anregungen strömt ihm zu, die seine Belesenheit, besonders seine Vertrautheit mit den Fabeln und Helden des Altertums nährt. Sie ist aristokratisch, insofern sie das banale, niedrige, kleinliche verschmäht, antikisierend, nicht im Sinn einer unfruchtbaren akademischen Nachahmung, sondern weil er in der Kultur der Antike die schönste Schöpfung der Menschheit verehrt, klassisch sowohl durch den edlen Gehalt, als durch die edle Form, die er für ihn prägt. Sein Stil ist rein und klar, aber auch biegsam und schillernd, seine Sprache kräftig, eigenartig und viel nuanciert. Jeder Vers ist voll, kein Wort ist überflüssig. Jedes Wort und jedes Bild klingt neu, wie eben erst ersonnen, und in seiner unabgegriffenen Frische unendlich suggestiv. Die Art, wie er Laute, Worte und Sätze untereinander verbindet, ist klanglich, rhythmisch und syntaktisch von sicherem, an den besten Meistern gebildeten Feingefühl und Geschmack.

Unsere Zeit ist an lyrischen Begabungen nicht arm. Aber Eigenschaften, wie sie das Werk Régniers zeigt, waren und sind immer selten genug, um ihn vor allen anderen auszuzeichnen, und vielleicht klingt es jetzt weniger überhebend als in der Einleitung, wenn ich ihn in einem Atem mit den grössten Dichtern Frankreichs nenne.

VI.

Auf seine Romane kann ich hier leider nicht eingehen. Einzelne von ihnen sind bereits in mehreren Auflagen erschienen, einer, Le Bon Plaisir, ist kürzlich in einer billigen und weitverbreiteten Sammlung, der illustrierten Modern-Bibliothèque, abgedruckt worden. Man darf also annehmen, dass der Romancier mehr Bewunderer hat als der Dichter und dass es Régnier gelingen wird, auf dem Umweg über seine Prosa eine Popularität zu erringen, wie sie Leconte de Lisle oder Hérédia versagt geblieben ist.

Das soll kein Tadel sein. Diese Erzählungen tragen genug in sich, was den Instinkten des grossen Publikums gefallen muss. Aber sie sind in ihrer gröberen, für jedermann geniessbaren Art nicht weniger fein und an Schönheiten reich als seine Gedichte. Es geht ihnen nur, wie so vielen Kunstwerken: der Irrtum der Leser macht sie berühmt.

Régniers Romane sind schwer mit ein paar Worten zu charakterisieren. Keine der üblichen literarischen Etiketten passt und sie lassen sich mit nichts vergleichen, nicht einmal mit den Romanen von Anatole France, die ihnen geistig noch am nächsten stehen. Sie erinnern häufig an ihn (und nicht bloss La Double Maîtresse an die Rôtisserie de la Reine Pédauque) und sie verdanken ihm viel, besonders die skeptische Ironie, mit der ihre Figuren geschaut sind und die ihnen selbst als Weltanschauung in den Mund gelegt wird, die skeptische Ironie, die der Abbé Coignard und der Herr Professor Bergeret in so schön gerundeten Phrasen verkünden.

Régniers Romane sehen sich unter sich sehr ähnlich, gleichviel, ob sie sich vor einem historischen oder einem zeitgenössischen Hintergrund abspielen, ob ihre Helden in Pelz und Brille Automobil fahren oder in den Alleen von Versailles klopfenden Herzens um einen gnädigen Blick des Sonnenkönigs betteln. Nicolas de Galandot, Antoine de Pocancy, der Herr von Bréot, Jean de Franois, Marcel Renaudier und wie sie alle heissen mögen, sind wohl jeder für sich so scharf charaktesiert, dass sie unserem Gedächtnis individuell eingegraben bleiben, aber sie sind auch unverkennbar Brüder vom selben Blut, und mir scheint: hinter der verträumten, femininen Schüchternheit, mit der sie sich leben lassen und halb ängstlich, halb sehnsüchtig auf die Liebe oder ein anderes grosses Ereignis warten, verbirgt sich Régnier selbst, ein Teil von ihm, der eine Régnier, während der andere Régnier mit den Widersprüchen seines Temperaments, der kühne, hochmütige, eigensinnige, leidenschaftliche, fragmentarisch gespiegelt da und dort in den Nebenspielern auftaucht.

In den Romanen Régniers finden sich die Qualitäten wieder,. die seine Dichtung kennzeichnen, vor allem die natürliche Leichtigkeit, mit

der er schreibt und die nichts mehr von den Anstrengungen der Arbeitsstube verrät. Er hat oft (vielleicht zu oft) in seinen Vorreden betont, dass er nur erzählt, um sich selbst zu unterhalten und an anmutigen lustigen oder traurigen Fabeln, an den Abenteuern und Gebärden seiner Geschöpfe zu ergötzen. Er verzichtet auf alle Prätentionen und bewahrt nur die eine: er will gefallen. Und das erste, was er so erreicht, ist, dass er nie pedantisch langweilt.

Er verschmäht es, den Erfindungen seine Fantasie eine praktische Wichtigkeit und einen tieferen Sinn zu unterschieben, die seiner Ansicht nach dem Wesen der Kunst widersprechen. Jeder Zweck liegt ihm fern. Alles soll nur freies müssiges Spiel sein, Kunst um ihrer selbst willen, die bloss aus ästhetischer Freude am Gestalten gestaltet. Und daher kommt, dass von seinen Erzählungen eine so reine künstlerische Wirkung ausgeht, die keine fremde Erwägung trübt.

Auch die Anschaulichkeit, mit der er seine visuellen Eindrücke festzuhalten und dem Leser aufzuzwingen versteht, begegnet in seinen Romanen wieder. Régnier beobachtet sehr scharf, und zwar geht seine Beobachtung mehr auf das Äussere, auf die Besonderheiten eines Milieus, den Umriss von Menschen, auf einen Tik, ein auffallendes Merkmal, das sie mit niemand teilen. Man kann seine Psychologie manchmal dürftig finden. Aber die knappen Andeutungen, die er macht, täuschen, mit seiner anekdotischen und pittoresken Beschreibung verbunden, oft grössere Lebensähnlichkeit vor und erhellen plötzlich weitere Seelengründe, als ermüdende subtile Analysen zu tun vermöchten.

Régnier muss viel mit Malern verkehren und ihre Kunst sehr lieben. Das denkt man, wenn man seine Verse und mehr noch, wenn man seine Prosa liest. Von dort her kamen ihm die stärksten Anregungen. Seine Romane scheinen oft nur ein Vorwand, um Scenen, Portraits, Landschaften, Intérieurs aneinander zu reihen, deren Formen oder Kolorit sein Auge reizen. Am deutlichsten wird das wohl in seinem ersten und in seinem letzten Roman, am Rosen-Idyll von *La Double Maîtresse* z. B. und an den Schilderungen von Venedig in *La Peur de l'Amour.* Aber auch die anderen sind voll von solchen Kapiteln und vor einigen, so vor den Gemälden aus dem Kriegs-, Hof- und Lagerleben, die *Le Bon Plaisir* bringt, hat man geradezu das Gefühl, sie seien im Louvre oder in der Galerie von Versailles entstanden, inmitten der nachgedunkelten Historienbilder, die Zug um Zug, mit ihrer Zeichnung und ihren Farben, ja sogar mit der Patina ihres Alters in's literarische übertragen sind.

Es würden sich leicht noch mehr Berührungsflächen zwischen dem Dichter und dem Romancier Régnier aufdecken lassen. Ich will aber hier nur noch das eine hervorheben, worin bei oberflächlicher Betrachtung ein tiefer Widerspruch zwischen den beiden klafft.

Der Geschmack, der sich in seiner Poesie offenbart, ist sehr streng und exklusiv. Er merzt sorgfältig alles alltägliche oder gemeine aus. Die Empfindungen, die er ausdrückt, sind durchaus erhaben und pathetisch. Die Liebe, die ihn bewegt, ist zwar nichts weniger als blutleerer Petrarchismus, aber sie wirkt in ihrer gesunden, starken Sinnlichkeit nur schön und nie roh.

In den Erzählungen tritt derselbe Geschmack zu Tage, aber neben ihm (besonders in den Romanen aus der Vergangenheit) noch ein zweiter, ganz anders gearteter, fast rabelaisisch derber, der sein Vergnügen hat an kecker Erotik, an allem, was wir prüde als unehrbar verschleiern. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, das Verlangen nach dem Besitz, das der Anblick einer schönen Frau in Männern entzündet, die Verwirrungen einer Leidenschaft, die es nicht der Mühe wert hält, sich als Liebe oder gar platonisch zu vermummen, die tristen oder lächerlichen Schwächen des Körpers, seine Krankheiten, die wichtigen tierischen Funktionen, denen sein Organismus unterworfen ist: alles das ist bald ernst, bald ironisch blossgelegt und mit einer gallischen Verve und Ungeniertheit dargestellt, die an die Novellisten früherer Zeiten oder — näher bei uns — an den Balzac der Contes drôlatiques gemahnt.

Die beiden Geschmacksrichtungen — die idealistische und die realistische könnte man sagen, aber diese landläufige Bezeichnung trifft das Wesen nicht ganz — gehen nebeneinander, wie es in der französischen Tradition immer war, und die Einheit, in der sich ihr scheinbarer Widerspruch auflöst, ist Régniers Lebens- und Kunstanschauung, sein Naturalismus, nicht der Literaten-Naturalismus von Medan, sondern der der italienischen Renaissance, den das XVI. Jahrhundert nach Frankreich verpflanzt und die Aufklärung des XVIII. ausgebaut und modernisiert hat.

Eine freudige und entschiedene Lebensbejahung geht von Régniers Werk aus, die überzeugt ist von der ursprünglichen Güte der Natur, die die Natur in allen ihren Erscheinungen bewundert und die sich ihrer menschlichen Instinkte nicht schämt. Das Renaissance-Motto: „voluptas summum bonum“ klingt aus jeder Zeile, die der reife Régnier geschrieben hat, und diese Wollust, die er verherrlicht, umspannt den ganzen Umkreis der Erregungen, deren der Mensch fähig ist, von den primitivsten physischen Lustgefühlen bis hinauf zur höchsten Verfeinerung geistiger oder ästhetischer Eindrücke. Es ist eine heidnische Sinnlichkeit, die um so energischer geniesen will, als sie hinter jeder Minute den Tod drohen ahnt. Das Bewusstsein ihrer Vergänglichkeit färbt sie mit der Trauer, die in allen Stimmungen Régniers atmet, die nur ihm eigen ist und die, von seinen ersten, noch wenig persönlichen Gedichten abgesehen, in nichts dem düsteren Pessimismus, der müden

christlichen oder buddhistischen Weltflucht seiner Zeitgenossen gleicht, dem Pessimismus von Leconte de Lisle oder Sully Prudhomme oder Maupassant.

Dieser letzte Zug ergänzt das Bild, das ich von Régniers dichterischer Persönlichkeit entwerfen wollte. Ich habe zu zeigen versucht, worin seine Eigenart besteht, und vielleicht darf ich jetzt zum Schluss noch andeuten, welche Rolle ihm meiner Meinung nach in der Entwickelung der französischen Literatur zukommt.

Am Ende des XVIII. Jahrhunderts schien es, als ob sie sich nach einer neuen hellenistischen Renaissance hin orientierte. Diese Bewegung musste damals ohne Ergebnis im Sand verrinnen, zuerst, da es ausser dem isolierten Chénier an poetischen Begabungen fehlte und dann, weil die europäische Bewegung der Romantik auch nach Frankreich drang, sie störte und unterbrach. Erst mehr als fünfzig Jahre später, mit dem Parnass erstarkt sie wieder und ist seitdem rasch gewachsen, so dass wir morgen schon, wenn nicht alles täuscht, mitten in ihr stehen werden. Eine Art zweiter Plejade hat sich gefunden, sie zu fördern, ebenso schönheitsbegeistert und von antiker, griechischer Kultur durchtränkt, aber an Individualitäten reicher als die erste. Unter den Männern, die sie formen und gemeinsam an der modernen Renaissance arbeiten, ohne sich in die Einförmigkeit einer literarischen Schule zwingen zu lassen, sind viele sehr gute Namen: Guérin, France, Moréas, Pierre Louys. Aber keiner hat ein Werk geschaffen von solchem Reichtum und das solchen Einfluss auf die Jüngsten auszuüben beginnt, als ihr genialstes künstlerisches Temperament: Henri de Régnier.

Vega und Nava.

Von

Gottfried Baist in Freiburg i. B.

Aus einem Kommentar zu meinem spanischen Jahresbericht für 1899, den ich auf Schuchardts Zeitschrift 29, 552 ausgesprochenen Wunsch abgefasst hatte und der liegen geblieben ist, nehme ich zwei Abschnitte heraus, die nach Umfang und Inhalt ein selbständiges Interesse beanspruchen dürfen. Obwohl das von Schuchardt zu den beiden Ortsbenennungen erbrachte reichliche Material noch vermehrt werden konnte, bleiben einige Lücken in der Dokumentierung, deren Ausfüllung im Lande selbst möglich gewesen wäre. Immerhin, glaube ich, ist im wesentlichen ein Abschluss erreicht. Die Erörterung, die übrigens auch für Frankreich Ergebnisse bringt, bezweckt neben der Feststellung von Bedeutung und Herkunft der wichtigen Worte auch noch eine Begrenzung des lateinischen Ertrags der aus den romanischen Einzelgebieten zu holen ist. Wir finden in der spanischen und portugiesischen Landwirtschaft Worte der Schriftsprache, die anderwärts verschwunden sind, wie die alten *ero, aro*[1], es fragt sich in wie weit wir in denselben und ähnlichen Sprachkreisen Formen erwarten dürfen, die nicht verkehrssprachlich waren, in der Art der von Schuchardt konstruierten Geländenamen **vica* und **nava*. Ihre Sicherstellung würde zweifellos ein nicht unwichtiges Präjudiz für weitere Konjekturen bilden.

Vega.

Dass spanisch *vega*, *manteca, talego, tema* portugiesisch *veiga, manteiga*, *taleiga, teima* entspricht, ist eine unmittelbar festzustellende Tat-

1) Bei Körting unter *Ager* mit der üblichen Konfusion. Altspan. zweimal portug. einmal belegtes *ero* Acker gehört notwendig zu *ager*, wie Cornu gesehen hatte; port. *aro* Flur ist eben so sicher lat. *arvum*, der alte Schwund des *v* vor *u* ist bisher nicht wie bei *erum* für *ervum* vulgärlateinisch belegt, aber die entscheidende Bestätigung in der südfranzösischen Urkundensprache bei Ducange unter *Arum* zu finden. Dass Cornu selbst hierfür *ager* aufgegeben hat war aus dem Grundriss § 217 zu ersehen.

sache. Wenn man aber die drei ersteren alten Erbformen mit dem doch offensichtlich jungen Lehnwort auf dieselbe Stufe stellt und daraufhin in ihnen portug. *ei* aus *e* kommen lässt, so ist das methodisch zu beanstanden und tatsächlich als falsch zu erweisen. Wir kennen das Etymon von *teima*, die Difformierung bei der Übernahme ist zwar bisher nicht erklärt, die Ursache aber leicht zu finden, sobald man genau fragt. Schon dass kast. *quema* gegen pg. *queima* stand, war der Verschiebung günstig, wenn auch kaum genügend, das entscheidende Wort, in derselben medizinischen Sphäre gelegen und zugleich stärker gebraucht, war *freima* und aus *fleimoso, fleimão* zu erschliessendes *fleima* mit *i* aus *g*, gegenüber sp., auch prov. *flema*, it. *flemma*; also *[teima] : tema* = *fleima : flema*, keine Lautverschiebung, auch kein Lautersatz, sondern eine individuelle Kreuzung.

Mir war bei Schuchardts Erklärung von *vega* aus *vice* oder **vicare* nicht nur der portugiesische Laut bedenklich. Schon die Bedeutung: es tritt nirgend eine Beziehung zur Wechselwirtschaft hervor. Der Nebrissensis unterscheidet *Vega, campo llano : Campus*, und *Vega que se labra : Ager cultivus*, für ihn ist die Benennung nicht von der Bebauung abhängig, noch weniger von der Art der Bebauung. Die von der Akademie rezipierte Erklärung des Covarrubias, *campo baxo llano y húmedo* halte ich für richtig, den *vino de vega* nicht für zufällig in den Flurwechsel hineingeraten, glaube nicht, dass sich das Wort z. B. für die Blachfelder der altkastilischen Hochebene verwendet findet, sehe nirgend Spuren der Synonymität mit *ero, erío, labrantío, barbecho*. Eher ginge die Wortbildung, bei der man ja nicht nur fragen muss, ob sie romanisch möglich ist, sondern auch ob sie auf dem besonderen Gebiet vorkommt. Immerhin liegt *labranza* f. *tierra de labranza* etwas anders, ist sonst das übliche neben ein Wort wie *riego* eine Ableitung wie *regadío* zu stellen. Das Entscheidende bleibt der portug. Laut, über den Sch. Zts. XXIII, 186 hinweggegangen war, und den er nunmehr als Lautersatz erklären will. Die *veiga taleiga manteiga* seien alte Lehnwörter, man werde wohl zugeben, dass ein span. *e*, das im Pg. nicht auf einen qualitativ und quantitativ vollkommen gleichen Vokal stiess, zu *ei* gesteigert werden konnte. Das kann man schwerlich zugeben. Selbst wenn im 8. Jahrh. ein solcher Unterschied bestanden hätte, stand jedes östliche ẹ westlichem ẹ und é immer noch näher als dem Diphthong. Der regelmässige Ersatz ist aber die nächststehende Artikulation. Die Ausnahme, analogischer Ersatz, kann eintreten, wenn man gewohnt ist in der gut gekannten Nachbarsprache in denselben Worten für den eigenen einen abweichenden Laut zu finden. Hier aber hätten die *e* : *e* den *ei* : *e* das Gleichgewicht gehalten. Die Annahme widerspricht der Erfahrung, denn das Port. ersetzt die französischen, arabischen und spanischen *e* durch den Einlaut, *querena*, *vela* etc., das

andere müsste doch irgend einmal in sicheren Worten begegnen, z. B. auch bei Ortsnamen, wenn die Tendenz vorhanden gewesen wäre. „An meiner Deutung von *ei* = *e* in den fraglichen Wörtern muss ich solange festhalten, als ich überhaupt keine andere vor mir sehe.“ Wird damit nicht ein heuristischer Gesichtspunkt in eine Erklärung verwandelt? Für *vega* und *talega* aber lässt sich auch der direkte Beweis des Gegenteils liefern.

Sch. behauptet die Araber hätten sp. *e* ebensowohl durch *ai* als durch *Ja* und *Alif* wiedergegeben, ein *ai* der Spanier ergebe sich nicht aus Schreibungen wie *pataina*, *sabatair*, *Ibrair*. So liegen die Dinge nicht. Span. *ẹ́* ist in Marokko regelmässig *i*, in Algier *e*[1]), *marîa*, *marîta*, *merina* (*morena*, der Fisch) u. s. w.; bei Pedro de Alcala *tejatilia*, aber *taḳxa* = *taixa taxus* etc. Die *paṭaina* notiert Simonet aus der arabischen Konzilienübersetzung sec. XI, neben *patena*, *patîna*, Pedro de Alcala schreibt *patena*, jenes ist also sicher ein Fehler, vielleicht ein verunglückter Plural, vulgär (Marokko) *patain* f. *pata'in*. *Tolaitela* für Toletum, das man noch anführen könnte, ist eine vollständige Umgestaltung und nicht mehr ein Lautersatz[2]). Im übrigen ist der arabische Diphthong von dem Einlaut bei den Entlehnungen und Transkriptionen eben so scharf geschieden, wie bei den altarabischen Worten, in Spanien so scharf wie heute im Maghreb[3]). Gerade die *-air* (und *-aira*) für -ARIUS hatten sich besonders festgesetzt, *innair*, *febrair* sagt man noch heute in Marokko, so zahlreich dass in *pizpizair paxarero* bei Pedro de Alcala eine hybride arabische Bildung vermutet werden darf, *ibrair* bei P. d. A. und auch in Marokko zwar mit dem Kastilischen des 14.—16. Jahrh. den Anlaut fallen lässt, aber die Endung behält: *-er -era -ero*, wie *exquero* P. d. A. sind Ausnahmen. Gewiss beweisen mozarabische *baiḳa, baiga* neben *bega* des 13. Jahrh. in Toledo nicht, dass die Kastilianer damals etwas anders als das letztere, *vega*, gesprochen hätten, wir wissen dass dem nicht so ist, aber sie beweisen, dass in der arabischen Zeit vor dem Erlöschen des Romanischen[4]) hier

1) Vgl.: *Balisa* = *Valentia*, *Mentiza* = *Mentesa*.

2) Die Erklärung des Eigennamens *Ibn-al-Pairôla* aus *perla* bei Simonet ist nicht ernst zu nehmen.

3) Umgekehrt arab. *ai* bei ältester Entlehnung pg. *ei*, sp. *e*, altgal. *almeizo* sp. *almez*, jünger entlehnt bei beiden *ei*, *ai*, *aceite*, *gaita* etc.; sp. *aldea*, pg. *aldea* und *aldeia* wie *correa* und *correia*.

4) Die vollständige Entnationalisierung der Toledaner Christen wird dadurch sicher gestellt, dass sie sich noch lange nach der Rückeroberung der arabischen Sprache in ihren Urkunden bedienen. Klare Zeugnisse für die Fortdauer des Romanischen auf arabischem Gebiet liegen seit dem 10. Jahrhundert überhaupt nicht vor. Simonet XI—XXVI bewertet die jünger überlieferten Spitznamen zu hoch: *melon* und *sapatair* weist er ja selbst als Lehnworte nach, *royo* im

die diphthongische Aussprache bestand und sich erhielt; ebenso wie am selben Ort *laiḳ* sp. *lego* pg. *leigo*, und der in der Volkssprache nicht mehr überlieferte *mair* MAJOR als Titulatur, wie in Córdoba 982 *laitaira* = pg. *cardo laiteira* (kast. nur mehr *cuajaleche*), ferner ebenda im selben Jahr gleich dem katal. Vokabulista, Pedro de Alcalá und dem Afrikanischen *xaira šaira*, für kastil. *sera* pg. *seira*.

Und hier muss ich einen Nachtrag zum Grundriss geben. Ich habe dort besonders wegen *halcon au* > *o* vorarabisch angesetzt, entgegenstehende Vorkommnisse als dialektisch bezeichnet. Die Rechnung ist umzukehren. Zwar ist die genaue zeitliche Scheidung nicht leicht oder überhaupt nicht möglich, weil einerseits sowohl *au* als *o* den Diphthong *ou* meinen können, andrerseits im 11. und 12. Jahrh. eine starke graphische Tradition hinter den *sautus, raupa* etc. steht, die über die Monophthongierung hinaus fortwirken konnte. Im 8. und 9. Jahrh. ist die Tradition sicher nicht stark genug um die ausschliessliche Schreibung mit *au* durchzusetzen. Wahrscheinlich dauert überall bis ins 11. Jahrh. *ou*; eine Ausnahme macht nur festes sp. pg. *alhoz* Distrikt aus *ḥauz* gespr. *houz*, etwa ein Rückschlag der Konkurrenz zwischen klassisch FAUX und siegendem vulgären FOX portug. *foz*. Daher arabisch *ṭaupa* : *talpus*, *fauchel* : *falcellum*, *lauxa* : *lausea*, alle noch bei Pedro de Alcala. Vorarabisch sind die *l* Kons. zu *au*, vgl. *tauposus* Lex Wisig., während die sekundären *cal'ce* zu *cauze*, *sal'ce* zu *sauze* wahrscheinlich erst dem 11. Jahrh. angehören. Es wird in den Urkunden regelmässig *calicem* ausgeschrieben, obwohl die höhere Latinität das Wort nicht gerade lehrte. Genau mit *au* > *ou* > *o* geht *ei* > *e*, in der heutigen Verbreitung wie in der Entwicklung, im 11. Jahrh. *Beila Veila* in Cardeña u. Silos, im 12. *Vela, Ferraine* Burgos 1059, *Nabeiros*, heute *Naveros* Cardeña 1082. Jener mozarabische Diphthong wird bestätigt neben den galizischen Urkunden durch *Veequa, vaika* Sahagun 919[1]), *in illo flumine de Perpera*

Grund ebenso; *el Camello* aus Cordoba ist erheblicher, aber es fehlt die Zeitangabe und so wird es wohl auch noch der älteren Periode angehören. Übrigens könnte ein aus Christenland zugezogener auch später deshalb so heissen, weil er einmal für *gémel*, *camello* gesagt hat. Für belanglos halte ich es, wenn ein arabischer Gelehrter weiss dass Aljamiaworte zum Latein gehören, nun gar im 13. Jahrhundert, nach den Almoraviden. Das Zeugnis des Jacobus de Vitriaco endlich, über die christlichen Mozaraber unter den Sarrazenen die sich der lateinischen Sprache bedienen, ist doch sicher ein gelehrter Irrtum, solche Christen gab es zu seiner Zeit nicht mehr. Für sehr bezeichnend halte ich, mit Simonet, die grosse arabische Konzilienübersetzung vom Jahr 1049, höchst wahrscheinlich in Toledo gefertigt. Wie weit musste die Kenntnis des Romanischen zurückgegangen sein, dass die höhere Geistlichkeit eines solchen Hilfsmittels bedurfte!

1) Escalona 381: *in Veequa de Ceja juxta vaika qui est juxta ripam ipsius fluminis*. Liegt immer noch an der Cea, 7 leguas von Sahagun.

inter Veiga et Sta Maria di Perandones Oviedo 1032 E. s. 38, 289, *illa villa de subtus Gangas, quam vocant Veiga* 1042 ib. 291 cf. 292, *Veiga vocabulo S. Joannis* an der Esla Leon 1058 ib. 36 LI, *villa que vocatur Veiga* ib. LXXI; *ecclesia beati Adriani de la Veiga* ib. LXXVIII. u. 85, *Veiga* ib. 83.

Und das ist schlüssig, wenn ich auch im Osten das Wort vor dem 12. Jahrh. nicht belegen kann, wo es dann natürlich *vega* heisst. Es kommt in Spanien in Hunderten von Ortsnamen vor, NB. fast alle der nördlichen Hälfte angehörig und über 9 Zehntel dem Nordwesten. Anscheinend immer in der Nähe von bergigem Gelände und bei Wasser; doch kann ich das nicht mit Sicherheit feststellen, es wäre zu wünschen dass ein Einheimischer untersuchte, ob sich der historische und der heutige Begriff decken. Tierra de regadío schlechthin ist es nicht, vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt aus scheint es mir so zu liegen, dass die *vega* genügende Feuchtigkeit besitzt, um Düngung zu ermöglichen, was in Spanien bei weitem nicht bei allem Ackerland der Fall ist. Die „Möglichkeit diphthongischen Ursprungs für das *ei*“ lässt sich leicht denken. Wenn Schuchardt wegen *Καλλαϊκός-Gállaicus-Galego* iberisches (oder keltisches) *a͡i* ausschliessen will, so wundert es mich gerade bei ihm dass er sich aus einem Beleg ein Lautgesetz zu bauen geneigt ist. Der Volksname gehört naturgemäss zu den früher latinisierten Worten, später latinisierte können sehr wohl auf der Stufe von vulgärem AI pg. *hei* sp. *hé* stehen, wir wissen darüber nichts. Ausser ursprachlichem *ai* und *ei* ist *Va-* oder *Ve-* vor *-ica -eca -iga -ega*, in Hiat, nach *h*, *g*, *d*, oder dissimiliertem Labial möglich, rein theoretisch sogar *vaquia*, gotisches o. arabisches *vagia*. Vom Laut aus könnte man auf lat. **vehica* kommen, Fuhrland, im Gegensatz etwa zu dem Brandacker am Berg: mir ist aber eine solche Benennung weder an sich noch nach Massgabe des späteren Sinnes wahrscheinlich. Das Westgotische fällt aus weil der Ackerbau von dort her sicher nicht beeinflusst worden ist. Für das Arabische sind die Namen zu alt an Stellen, die am wenigsten seinem Einfluss unterlagen; bei den von Simonet genannten *baḳîʿa* (zu *baḳʿa* Niedergrund mit Wasser?), *waḳîʿa* Ramon Martins steht die Betonung entgegen. So ist mir bei dem Wort, von dem sich ausserhalb Spaniens keine Spur findet, allerdings iberische bezw. hispanokeltische Provenienz wahrscheinlich. Ohne dass ich auf die von Sch. S. 555 genannten Ortsnamen o. etwa den Flussnamen Vaga Gewicht legen möchte. Wäre uns vom Latein nicht mehr erhalten als vom Iberischen, so würden wir nicht im Stande sein, die romanischen Sprachen mit Sicherheit zu identifizieren, geschweige denn die einzelnen Worte. Immerhin ist zu

---

1) Der Abt von Cluny schreibt *Vega de Fernando Vermudiz*, ib. LXXII, er latinisiert.

beachten dass *-ICA* in iberischen Ortsnamen relativ häufig ist, *Elica*, *Salamantica*, *Sentica*.

Talego hat Dozy Suppl. II, 162 unter *'alaḳ* hängen auf vulgärarabisches *ta'lîḳa pera* Pilgertasche zurückgeführt, sonst Randbemerkung, Halsschmuck, eigentlich Gehäng, mit der umgekehrten Begriffsverschiebung von fr. *écharpe*. Ich habe das R. F. IV, 348 mit Quellenangabe übernommen, wie Eguilaz ohne Quellenangabe, füge hier nur die Begriffserklärung hinzu. Dem entsprechen die alten pg. Formen *talica, taliga* (für das Sch. den Belegen Santa Rosas weitere hinzufügt) *taiga*, aber nicht ohne weiteres sp. *talego talega*[1]) und nicht pg. *taleiga taeiga teiga*, vgl. *paraíso raíz*. Diese zeigen, dass schon vulgärarabisch wie in grösster Ausdehnung portug. der Beutel ein Mass war, und sich daher der Plural *ta'lâ'iḳ* eingemischt hat. Daher das spanische *e* und das Maskulinum, sowie der portugiesische Diphthong, mit der regelmässigen Entwicklung von *taleira, taeira, teira*. Dass sich schliesslich an Stelle von lautgerechtem *teiga* des 12. Jahrh. wieder *taleiga* durchgesetzt hat, rührt daher, dass das Rechnungswort traditionell als *tl* abgekürzt wurde, wie bei Santa Rosa zu sehen ist.

Bleibt *manteca, manteiga*, mit dem ich nichts anfangen kann. Es bedeutet Speisefett, Schmalz; die *mantecada* ist nach meiner Erfahrung eine geröstete *rebanada* mit zerlassener Butter, die frische wird wenig verwendet. Ob man sie oder das Schweineschmalz voranzustellen hat ist sehr fraglich. Dass das Wort in der katalanischen Form nach Sardinien, in der kastilischen nicht nur nach der italienischen Südspitze sondern zeitweilig überhaupt nach Italien[2]) und von da nach Rumänien vordrang, entsprach der Entwicklung von Herrschafts- und Verkehrsverhältnissen seit dem 13. Jahrh. Wie die uns schon vom deutschen Butter her bekannte und verständliche Übertragbarkeit des Wortes es erleichtern soll, den schweren Weg vom Mantelsack *mantica* zum Butterschlauch zur Butter und die Akzentverschiebung zu begreifen, sehe ich nicht. Wie Schuchardt seine älteren Erklärungsversuche fallen lässt, habe ich den von mir im 1. Bd. S. 442 der Rom. Forsch. gegebenen (bei Körting schmählich entstellten) aus einer lateinisch oder keltisch entwickelten arischen Wurzel *mat* längst gestrichen und da gesucht, wohin *c* neben *g* und das scheinbare Praefix *ma* hinweisen, im Arabischen eben Nordafrikas). Aber nichts Zufriedenstellendes gefunden. Wenn indessen Schuchardt selbst an arabische Vermittlung denkt (lateinische Milchwirtschaft im Orient?), so gibt er damit zugleich *ei* aus *e* Preis.

1) Arab. *î* wird span. *i*. Ersatz durch *e* ist nicht, wie Dozy sagt, häufiger sondern häufig, hat aber immer eine besondere Ursache.

2) Ich meine die eigentliche Bedeutung, nicht die Pommade, vgl. Valentini und den ersten Beleg (17. Jahrh.) bei Tommaseo.

Denn woher will man wissen wie das Ding arabisch gelautet habe? Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass auch hier der Diphthong ursprünglich ist. Der einzige in diesem Zusammenhang noch zu nennende *ei* ist *leirão*, und dies kam durch den Pelzhandel aus Frankreich.

Nava.

Von den romanischen Nachkommen eines lateinischen NAVA für NAVIS die Schuchardt Zeitschr. f. rom. Phil. 23, 182 annahm, lässt er ib. 29, 555 mehrere fallen. So franz. *noue*; Meyer-Lübkes Behandlung des Worts bedarf zwar in anderer Hinsicht der Ergänzung, ist aber in diesem Punkt vollkommen schlüssig. Ebenso die Pfahlschiffe im P. C. 401, bei welchen bemerkt sein mag, dass nicht ich zu denen gehöre, welche dort Nava de Palos (heute Navapalos) lesen, sondern die andern zu mir, auch dass dies nicht bloss eine Lesart ist, die man vorziehen kann, sondern eine unabweisbare tatsächliche Feststellung. Aus Sanchez Missverständnis der Stelle und Ochoas Index stammt *nava*: *nave* bei Cuveiro Piñol, wie ebendaher noch ein guter Teil seines „altgalizischen“ Materials; eine Bestätigung der Form wird nie erfolgen. Dass altfr. *nave* lateinisches Lehnwort sei ist nicht ganz richtig, die betreffenden Stellen meinen, was für unsere Frage auf dasselbe herauskommt, das italienische Segelschiff. Über wallon. *nave*, meine ich, sind wir ziemlich gut unterrichtet: Simonon (1844) hat es dem Dialekt von Lüttich zugeschrieben, Grandgagnage (1845) dort vergeblich gesucht, es ist also fast sicher eben jenes „*vieux mot qui se dit pour vaisseau*“, das in den grösseren französischen Wörterbüchern geführt, und von Simonon aufgenommen wurde weil er damit *nahe* zu erklären meinte (übrigens nach den elementaren lautgeschichtlichen Erfahrungen eben so wenig direkt auf *nava* zurückzuführen als *nahe*). Dies *nahe* aber deckt sich so vollständig mit *nâke*[1]), dass darin vom Gebiet der Mosel und des Mittelrheins her eingedrungenes *Nache*[2]) zu erkennen ist. Spät ahd. *nâwa* Naue steht zwischen besonders mitteldeutsch verbreitetem *neve-navis* einerseits und rät. *nav, nev,* prov. wallis. *nau*, fr. *nef*, andrerseits: in dieser Umgebung an ein eingesprengtes *nava* zu denken wäre man doch nur berechtigt, wenn der Anschluss von *nave* an *frouwe* irgendwelche Schwierigkeiten machte[3]). Es bleibt nur *νάβα* des Suidas, *παρὰ* '*Ρω-*

1) *J'ai remarqué que les bateliers qui se servaient du mot nâhe ignoraient le mot nâke, et à l'inverse.* Grandg.

2) In Aachen wird eine ziemlich weit nach vorne liegende stimmhafte Spirans gesprochen.

3) *nauha* neben *nau* im fr. Wallis wird wohl der verbreiteten Neigung entstammen, die Feminina auf die Form der lat. 1. zu bringen.

μαίοις τὸ πορθμεῖον. Das heisst, wenn wir hinnehmen was dasteht, dass um das Jahr 1000 die Italiener so den Kahn, die Fähre genannt hätten. Das passt so schlecht zum bekannten Italienisch, da wir bei den Griechen doch nicht die Kenntnis einer obskuren Dialektform annehmen dürfen, dass man in Schuchardts Sinne die Angabe wird zurückdatieren, eine ungeschickt wiedergegebene alte Glosse darin wird suchen müssen. Fangen wir aber einmal an zu denken, so ist es bei dem so unverlässigen und wirren Gewährsmann doch auch möglich, dass er *νάβη* in *νάβα* latinisiert hat (*scapha*, *cymba*), oder dass *navia* gemeint ist, das ja, wie Salvioni bemerkt hat, in rum. *naie* fortlebt. Es bleibt also dabei, dass wir den spanischen Ortsnamen zunächst aus sich selbst heraus beurteilen müssen, soweit wir es können.

Für diesen meint Sch. den Sinn der Mulde festgestellt zu haben. Das Appellativ ist heute völlig erstarrt, wird im 16. Jahrh. noch von Argote de Molina gebraucht (Dicc. Aut.), ist aber sichtlich schon damals vielfach abgestorben, Covarrubias weiss nur mehr dass der Padre Guadix gesagt hat, es bedeute *campo llano*. In den späteren Wörterbüchern können wir also direkte Kenntnis nicht suchen, sie wiederholen was vorher gesagt war, auch der Asturier Rato, der keineswegs behaupten will, dass das Wort dort noch fortlebe, sondern nur dass der Ortsname asturisch ist und so und so zu deuten. Soweit sie sich nicht mit dem campo llano im Dictionarium des Nebrissensis begnügen, gehen alle Neueren auf die von Sch. nach Ducange gegebene Definition desselben Nebrija zurück: *Hispani vocant Navas camporum areas planas arboribusque purgatas, quae tamen habent in circuitu silvas dumetaque fruticosa.* Ich wüsste nicht wie man die Reute im Wald klarer beschreiben soll. Nur dass das Wort selbst nicht, wie das deutsche, den Begriff des Rodens enthält, also von vorne herein anzunehmen ist, worauf einzelne Vorkommnisse hinweisen, dass auch durch die Natur von Bäumen freigehaltene ebene Waldblössen inbegriffen werden können. Damit stimmt jene vom Dicc. Aut. gegebene Stelle des Argote (der Kampf findet statt), *en una nava cercada de peñas*: wo Felsen sind pflegt in Spanien auch Wald oder Gestrüpp zu sein, die Felsen aber müssen ausdrücklich erwähnt werden. Der Zeit, in der das Appellativ untergegangen war, gehören zwei selbständige Definitionen an, die sichtlich von ihren Urhebern aus den ihnen bekannten Örtlichkeiten dieses Namens gebildet werden. J. L. de la Cerda bei Ducange *Navas ap. Hisp. significare ait mapalia pastorum et casas rusticas*: Hirten- und Einödhöfe. Und ungef. gleichzeitig Oienhart (bei Schuchardt) *planitiem aliquam montibus proxime succedentem*: da wo *monte* der Wald heisst konnte eine solche Anschauung leicht entstehen, der beschränkten Kenntnis der Berg bestimmend scheinen. Wenn wir die nur bei Muñoz gegebenen Ortsnamen daneben halten, so müssen wir

vor allem bedenken dass mit der Siedlung die Verhältnisse sich verschieben, der Wald schwindet; auch bei den Flurnamen, denen wir hier nicht nachzugehen vermögen, ändert die Kultur die Umgebung. Wir würden vielleicht aus den letzteren, sicher nicht aus den ersteren den ursprünglichen Sinn wieder zu gewinnen in der Lage sein, wenn wir nicht anderweit unterrichtet wären. Einzelnes passt ja unmittelbar. So *Navas: dehesa* (also eigentl. Flurname) *en la provincia de Cadiz... Es abundantissima en alcornoques quejigos chaparros y algunas manchas de acebache y monte bajo: tiene tambien algunas tierras de labor.* Im Übrigen zeigt sich an den über 200 Stellen, die das Ortslexikon bietet, die zu erwartende Mannigfaltigkeit des Geländes. Eine ganze Reihe in der Ebene: hier bricht der Acker, die Wiese, die Weide, die Viehhege in den Wald ein, wie es die Bodenbeschaffenheit oder Besitzverhältnisse mit sich bringen. Die Mehrzahl im bergigen Land, gleich dem Wald, Niederungen verschiedener Gestalt, sanfte Hänge, selbst flache Gipfel: das war so, wie wir es auch bei uns finden können, die flache Kuppe wurde als Weide freigehalten, an den Hängen blieb Wald und Busch. Auch ein halb Dutzend Bäche heissen so, und man könnte versucht sein, bei ihnen an den alten iberischen Flussnamen *Navia* zu denken. Wenn aber für einen *arroyo Navarredonda* sich fünf gleichnamige Orte finden, so sehen wir dass vielmehr der Bach von der Lichtung den Namen hatte, und ihn behielt, auch nachdem diese verwachsen war[1]). *Nave* und *Naves* kommt natürlich dort einigemal vor, wo *-a* zu *-e* wird, in Asturien und dem östlichen Aragon; *La Nave* bei Miranda de Ebro dagegen ist gewiss die Barke, wie auch das von Schuch. aus Muñoz, Fueros 58 angeführte *Nave de Albura* (?) gegenüber der Einmündung des Oronius (?) am gleichen Fluss, und wie *San Pedro de la Nave* an der Esla. Was in Portugal geschah, dass man den dort seltenen Namen verhochsprachte, *Villafranca de las Navas* (so noch Moraes Dicc.) zu *Naves* machte, dürfte beim Simplex kastilisch kaum vorgekommen sein, wohl aber bei der Ableitung *Navezuelas* (Cáceres) gleich *Navazuela* (Albacete). Die Ableitungen *navazo, navajo* werden noch in dem Wbb. geführt wie *nava*, und haben eine besondere Bedeutung. Die wirtschaftliche Entstehung der Lichtung bedingt es, dass sie in sehr vielen Fällen feucht ist, oft mehr oder weniger sumpfig, die beiden Ableitungen erhalten daher anscheinend die Bedeutung der (Sumpfweide, Sumpfwiese) zeitweilig trocknen Lache. Die von der Acad. angeführte Stelle des Inca Garcilaso *y algunos pedazos de tierra que se hallaban como navazos sin monte* zeigt, dass 1605 der Wald dazu gehörte, in dem ebenda

1) Waldwiesen und Quellen sind häufig zusammen, aus dem Rundtal kommt der *barranco*, vgl. deutsch Bruch = Sumpfwiese ags. *brôk* Bach (vom Zusammenbrechen der Bäume an der Sumpfstelle).

zitierten Sprichwort *Cerco de luna navajo enjuga, estrella en medio navajo lleno* ist dieser wohl schon unnötig; und ganz aufgegeben in dem noch lebenden Gebrauch von Sanlúcar de Barrameda (bei Cadiz). Hier heissen so Strandgärten, die unter Geländewechsel[1]) in dem Sand ausgehoben werden, also in der Regenzeit unter Wasser stehen[2]).

Im Westen findet sich der Ortsname schwach in Galizien, in Portugal nennt Sta Rosa unter *Navas* nur die *N. de Tolosa*, es tritt, wie oben gezeigt, Deformierung ein, Moraes glaubt an kastilischen Import, der nicht ganz unmöglich, aber nicht gerade wahrscheinlich ist[3]). Auch Katalonien hat nur zwei Vorkommen im Norden; der grosse Haufen schliesst sich an die kastilisch-leonesische Eroberung, viel zahlreicher als in den Ursitzen, wie das dem Wesen des Besiedlungsnamen entspricht. Dabei einiges altertümlich dunkele, *Navagos* (Burgos), *Nabalon* (Cuenca), *Navajun* (Logroño), von Schuchardt würde man gerne hören ob *Navarniz* (Vizcaya) die beiden *Navascues* (Navarra) baskisch deutlich sind, für die Frage nach Zusammenhang mit *Navarra* wird man die mehrfachen Orte *Navarro*, *Navarra* ausscheiden, da sie den Besitzer meinen können, bemerkenswert ist dass eines der *Navarrete* (Teruel) am Fluss *Navarre* liegt. Auch wenn man den Zusammenhang mit Sicherheit bejahen könnte, würde das noch nicht Aboriginität des Stammworts beweisen. Auch auf den iberischen Flussnamen *Navia*[4]) möchte ich nicht zu viel Gewicht legen. Was mich veranlasst, das Wort für aborigin zu halten, ist die Verbreitung, und das Beharrungsvermögen gerade eines solchen Begriffs. Dafür wäre es gleichgültig, wenn im Baskischen das Wort ebenso ausgestorben wäre wie im Spanischen, das Substantiv ist augenscheinlich nicht mehr lebendig; aber unverständlich ist mir wenn Sch. (Zts. 23, 183) findet, dass die Bedeutung von *nava* „eben", *escunava* „*manus vola*", nicht mit der für den Ortsnamen bezeugten Bedeutung übereinstimme. Mir scheint die Identität

---

1) „*se esterilizan pronto*" Donadíu, Dicc.

2) Man kann sich allerdings auch fragen, ob nicht suffigiertes Reute auf die besondere Art Neubruch angewandt wurde, weil man, wie im Wald die Wurzelstöcke, hier den Boden aushebt. Der Zweck der Kulturart, ob Bodenbeschaffenheit, Feuchtigkeit, Schutz vor Wind, oder Entfernung von Wurzeln ist unklar.

3) Den zweifelhaften Keltismus Galliciens kann man nicht damit in Verbindung bringen. Der fruchtbare westliche Küstenstrich ist immer viel dichter bevölkert gewesen als das Zentrum, so dass hier eine besondere Benennung für die Reute nicht nötig war. Der Neubruch heisst wie im Sp. *noval*, dialektisch (s. Sta Rosa *Rotoría*) *arrotea* aus *rotear*, *arrotear*, von provenzalisch *rota*.

4) Wenn Sch. sagt, es werde heute *Navía* betont, so ist das wohl Verwechslung mit *Navéa*, Muñoz kennt nur *Navia*. Pg. entspricht der Küstenfluss *Neiva*.

sich aufzudrängen; wenn man auch fragen darf ob nicht etwa *rasus* vielmehr als *planus* der ursprüngliche Sinn ist.

Es bleiben nur noch wenige von den Vorkommnissen welche Sch. veranlassten zu Gunsten des lateinischen Schiffs, nicht ausdrücklich aber tatsächlich, ein so einwandfreies Zeugnis wie das des Nebrissensis abzulehnen. Dass die langgestreckte Lagune *la Nava* (o. *Mar de Campos*) bei Palencia, die in der heissen Zeit eine Wiese ist, sich ebensogut mit Lebrija als mit der „Mulde" verträgt, wird nicht bestritten werden. Der Wald wird heute verschwunden sein, im Übrigen ist sie ein typischer Fall natürlicher Blössenbildung[1]), für das Auge ist eine schwache Senkung ein campus planus. Anders steht es mit der Angabe dass *Barco, Barca* eben so wie *Nava* gebraucht werde. Das ist ein Irrtum, die volle Form lautet *villa del Barco* (Westen), *de la Barca* (Osten), und es ist immer die Fähre gemeint, bei Muñoz ein ums andremal ausdrücklich erwähnt. Die besonders hervorgehobene *Sierra del Barco* heisst so vom Bezirk *Barco de Avila*, dieser nach seinem Hauptort, wo eben früher an Stelle der Brücke eine Barke über den Tormes führte. Welches von dem halben Dutzend in der Nähe liegender *Nava* veranlasst hat dem Berg auch diesen Namen zu geben weiss ich nicht. An sich wäre es seltsam dass ein Volk mit so geringer See- und Binnenschiffahrt wie die Spanier gerade daher die Geländebilder nennen sollte; seltsam die gewaltige Zahl der Muldenheime; und seltsam das Bild. Für meine Anschauung wenigstens steht bei Schiff und Kahn die äussere Form voran, ein besonders gestalteter Felsen kann so heissen, nicht eine Vertiefung; die nennt vielleicht einmal der Geologe kahnförmig, kaum das Volk. Genau umgekehrt wie bei Mulde, Napf, Kessel, nach welchen man die Vertiefung, aber niemals die Kuppe benennen wird. Da nun auch in den beschränkten Angaben über die Örtlichkeiten Formationen hervortreten die zum Kahn ganz und gar nicht passen, Hochflächen, Terrassen (*Nava* bei Oviedo, Muñoz S. 34 „*parece un escaño*"), so wäre vielleicht jene Deutung überhaupt unterblieben, wenn sich nicht die Benennung weit über die Pyrenäen zu erstrecken schiene.

Hier liegen in der Tat Fälle vor die Bedenken erwecken. Einige davon liessen sich zu *nauvo* = *nauda* im Périgord stellen: da wo im Süden intervokalisch lateinisches *d* (nicht *t*) gefallen ist konnte beim Übergang von der lateinischen zur französischen Urkundensprache im 15.—16. Jahrh. *Naua* zu *Naue* und später zu *Nave* werden. Auch wenn Mistral *Navacelles* bezw. *Navacello* (Gard, Hérault) als *Cellonovo (Salanovo)* interpretiert, hat er wahrscheinlich Recht. Aber für jenes Miss-

1) Umgekehrt entstehen solche auf sterilen Flecken, wie sie auch in der Ebene vorkommen; der umgebende Hochwald erdrückt den Niederwuchs, der noch etwa genügenden Boden fände.

verständnis sind ihrer zu viele und ist zum Teil die Lage zu südlich: *Naves* in Allier, Ardèche, Corrèze, dazu zwei in Savoyen, *Navás* Gard und Hérault (Mistral), *Navés* Tarn und Savoyen, *Vaunaveys, Vaulnaveys* Drôme und Isère; *Naves* in Corrèze identifiziert Lognon mit karolingischem (wo?) Nauae. Dazu im Norden *Naveil* Loir et Cher karol. *Navolium, Navenne* H. Saône und 2 *Naives* Meuse[1]), während wir von *Naves*, Nord mit Sch. besser absehen. Damit sind wir landschaftlich der gallischen *Nava*, deutschen Nahe, recht nahe gekommen. Jenseits der Alpen bieten sich zwei *Nave* in Südtirol, eines bei Brescia, *Nava* bei Como, *Navacchio* bei Pisa, der *Col di Nava* in den Seealpen, womit wir wieder in der Nähe der ligurischen *Navalia* stehen. Und mit einem lebensgefährlichen Sprung, *Navelli* in den Abruzzen.

Für die italienische Geographie kann ich nur Ritter benutzen, der die Orte unter 200 Einwohnern nicht aufführt. Bei der rein städtischen Besiedlung Süditaliens kommt der Mangel wahrscheinlich nicht in Betracht, kann sub beneficio inventarii ein Schluss versucht werden. Wenn wir, was bei einem isolierten Ortsnamen erlaubt, wenn auch nicht sicher ist, von der umbrischen Stadt absehen, haben wir zwei grosse Gruppen vor uns, die iberische und die keltisch-aquitanische. Letztere als keltisch zusammenzufassen ist statthaft, da auch andere keltische Ortsnamen im ligurischen und aquitanischen Nachbargebiet auftreten. Dann bleibt die Möglichkeit dass die beiden Gruppen nur zufällig lautgleich sind, oder es muss, da das umgekehrte nicht denkbar ist, das gallische Wort nach Iberien herübergetragen worden sein wie *leuca* und *arapennis*, sei es bei dem keltiberischen Zug, oder vom Nordwest aus nach den augusteischen Kriegen. Dass lateinisch *navis* unter allen Umständen ausgeschlossen ist, glaube ich nicht noch einmal besonders nachweisen zu müssen. Was dort zunächst steht ist *novalis*, das in sp. pg. *noval* Neubruch (nicht Rodland) als Appellativ und Ortsname erbwörtlich fortlebt; auch *novus* ward in diesem Sinn gebraucht. Ja, wenn man auf *cova-cavus* (vgl. zuletzt Indogerm. Forsch. 13, 108) aufbauen könnte! So bleibt als Endergebnis der Untersuchung nur die Klarstellung eines interessanten Problems, bei dem sich gegen jede Deutung Einwendungen erheben lassen.

Da im gleichen Zusammenhang wiederholt *nauda* und *nauca* behandelt worden sind, und gewisse Berührungspunkte in der Fragestellung bleiben, schliesse ich einige Bemerkungen über diese allerdings ganz unspanischen Worte an. Bei dem ersten scheint mir gegen gallische Herkunft das Fehlen einer Korrespondenz im Inselkeltischen in keiner Weise entscheiden zu können, und ebensowenig die

1) Im Westen musste *nava* mit *nauda* zusammenfallen.

Abwesenheit in den Ortsnamen des alten Gallien (Zts. 29, 557). Die ältesten Siedlungen und gerade die gallischen Stadtanlagen werden nicht mit Vorliebe Sumpfwiesen aufgesucht haben, die drei Höfe und ein Weiler des Namens z B. im Dép. de l'Aube sind gewiss erst entstanden als die Flur benannt, das Land eng war. Dazu sollten wir doch wohl bei einem so beschränkten Material mit negativen Schlüssen um so vorsichtiger sein als regelmässig zu Ortsnamen verwendete Appellative sich leicht verbrauchen und ersetzt werden. Die Benennung bezeichnet ganz allgemein den Ort wo das Wasser versitzt, ohne geradezu einen Morast zu bilden; in den Urkunden nach der Häufigkeit des Vorkommens, Umgebung und Bewertung in erster Linie die sogenannte saure Wiese, deren Gras das Rindvieh nicht frisst[1]. Die Bildung solcher Stellen bestimmt in erster Linie der Untergrund, nicht die Bodensenkung an sich, sie können auf Abhängen liegen, und ein *pré croulier* ist flach wie ein Brett. *Noe* = *rigole* der Dialektwörterbücher ist *nauca* in jüngster Bedeutungsentwicklung; arl. *nasso, nèsso,* auv. *narso* bei Mistral, cév. *narsous* b. Azaïs sind für mich durch den Laut unbedingt geschieden, von **nauta* sehe ich keine Spur. *Nauda* und *noue* hat schon Carpentier identifiziert, der Dict. gén. genauer bestimmt, Meyer-Lübke auf breton. *naoz, aoz* Flussbett verwiesen. Das letztere ist ja, zumal bei der starken Bedeutungsdifferenz, nicht sicher, aber wenn wir bei irgend einem Wort aus dem Standort auf die ursprüngliche Heimat schliessen dürfen, ist das hier der Fall.

Meyer-Lübkes Erklärung von *naucus* etc. aus *navis* ist für den Germanisten ein alter Bekannter. Eccard hatte so gedeutet als man in der Lex Salica sich noch an die Lesart *naufus* hielt, seine Deutung blieb als die richtige Form rezipirt wurde. So hat G. Meyer *ναῦκλα* Brunnentrog *αὖκλα ἄφουκλα* Dachrinne *ναύκουλα* grosses Schaff in neugr. Dialekten Byzant. Zts. III, 161 zu *navicula* gestellt, Neugr. Stud. III, 47 (Wiener Sitzungsber. 132) ausführlicher besprochen und Kluge, Grdr. d. germ. Phil. I² 341 ahd. nôch *(nohs imbrex, in nohin vel in drohin in canalibus)*, wenn auch mit Fragezeichen, hierher bezogen. An der Bedeutung stiess man sich nicht. „*Naucus* i. d. B. eines schiffsähnlichen Gefässes kommt auch sonst vor" Müllenhoff zu Waitz, Das alte Recht, S 297. „Lat. *navicula* aus dem sich die Bedeutung Trog leicht ergibt" G. Meyer. „Hier nun schwebte das Bild eines Schiffes mit breitem Kiel vor, oder vielmehr einer Barke mit flachem Boden, auf dem das Wasser zusammenfliesst" Schuchardt Zts. 23, 185.

---

1) Vgl. bes. bei Littré aus dem Cout. gén.: *l'arpent de pré sur rivière et à deux herbes, dix sols; l'arpent d'autre pré et à une herbe, cinq sols; l'arpent de noe deux sols six deniers.* Ungefähr so wie der Landwirt heute noch einschätzen würde.

„Begrifflich bedarf die gegebene Bedeutung keiner Rechtfertigung“ Meyer-Lübke. So einfach liegen die Dinge nicht. Die bekannten Verschiebungen von Schiff zu Gefäss beziehen sich tatsächlich und, wie oben gesagt, notwendig auf die äussere Form. G. Meyer beruft sich zwar auf ital. *navicella* Regenrinne, aber das kenne ich nicht und glaube nicht daran. Es liegt nicht ein Bild vor sondern eine Sache, das Wort ist Synonym von navia und bedeutet den Einbaum, ags. beam, *μονόξυλον*, das mit Feuer und Axt aus einem Baumstamm gehöhlte binnenländische Fahrzeug, griech. im 7. Jahrh. *ναῦκλα*. Ebenso ist der Sarg der Lex salica hergestellt, der Totenbaum, ferner der Trog, die primitive Wasserleitung und die Dachrinne, alles in holzreichen Gegenden früher bei uns noch zu sehen[1]). Erst hieraus ergab sich Hohlziegel und Wasserrinne. Von den beiden Typen Fr. *no* und *noe* ist der erste durchaus überwiegend, zumal im Süden, vgl. dort bei Duc. *naucum* Brunnentrog 1268 und *naucus* Olivenfass 1218 sowie bei Levy *Nauc* und *Nau* 4 Sarg, Trog, Pökelfass, Walkertrog; *nau* fem. und masc. arlés. bei Mistral (dem noch *tronc d'arbre creusé* klar ist) ist durch *nauco* neben *nau* Schiff formal bestimmt, nicht sachlich. Im Norden gehört zu dem dial. fortlebenden *no* Sarg, Trog, Mühlgerinne schwerlich einer der von Gdf. dazu gestellten Ortsnamen (wahrsch. *nauda*); der Begriff eignet sich sehr wenig. Bei Duc. dazu *noellum* s. XII von einer kleinen Anzapfung der Seine, und in der Form auffällig *novium* (l. *naucum*?) 1154 in Blanchelande (bei Coutances) vom Radschacht, schwerlich richtig überliefert[2]). Die *noue* Hohlziegel, Dachkehle, dialektisch vereinzelt auch Dachrinne, Wasserrinne, tritt erst seit dem 14. Jahrh. auf, ein älteres *nohe* seit 1223 bei Gdf. unter *Noe* und *Embevrer* ist männlich, also *nohé* zu lesen, *naucatum* nach *fossé*, die Gosse die zwischen zwei Häusern das Dachwasser aufnimmt (Dachtraufe, *égout*). So läge die Vermutung nahe, das *noe* erst durch das Verhältnis zu *fosse* veranlasste Neubildung sei, aber *noue* Waschtrog in Südpoitou, *nauco* bei Mistral (nicht bei Azaïs) Trog und im Querci sogar Fähre sichern *nauca*. *Naucus* dürfte durch dass fast völlig synonyme *alveus* bestimmt sein. Auffällig ist wall. pik. und in Rheims *noc* mit *noché* (wie *noé*), *noclé*, *nochet*, *nochier*, *nochière* (nach *gouttière*), *nochis* und bei Duc. *nocqueria*, *nogueria* Dachtraufe, Dachrinne. Es kann ja nur germanisch sein und es lässt sich allenfalls denken dass es bei später Entlehnung durch die Rechtssprache sich

---

1) Der Einbaum scheint heute von den baierischen Seen verschwunden, ich habe ihn noch gekannt. „Kleiner“ Nachen bei Lexer *einbaum* ist übrigens nicht richtig, es gab gewiss kleine, aber auch recht grosse aus erstaunlichen Waldriesen.

2) Dass damit *noi* gemeint sei ist nicht anzunehmen. Aus dem Westen ist *nauca* nicht überliefert, so dass den *groie oie* entsprechendes *noie* fehlt.

westlich verbreitete, trotzdem in gleicher Gegend *noe* daneben stand. Da es aber niederdeutsch nirgend überliefert ist, wie es auch hochdeutsch früh verschwand, wird es eher wie *faîte*, *sale*, *estal*, wall. *dègne* fränkisches Erbwort sein. Heyne, Hausaltertümer II, 155 dürfte die Dachrinne für etwas zu jung halten, Junker ist ihr, wenn auch vereinzelt, im sehr primitiven Afrika begegnet, es können Geländeverhältnisse sie notwendig machen.

Lope de Vega und die Comedia „El Nuevo Pitágoras“.

Von

Arthur Ludwig Stiefel in München.

Auf der langen Liste der Comedias, welche den fruchtbaren Lope de Vega zum Verfasser haben, befindet sich eine, die schon durch den Titel Interesse erregt: *El nuevo Pitágoras.* Wer davon verlockt, nähere Auskunft in dem bekannten Kompendium von La Barrera y Leirado sucht, findet folgende Angabe (S. 456):

„El nuevo Pitágoras
El señor Schack analiza detenidamente (II, 340), y atribuye a Lope de Vega un drama de este titulo.“

In keinem älteren Verzeichnis spanischer Comedias, weder in dem von Medel noch in dem von La Huerta, wird das Stück erwähnt. In den grossen Sammlungen spanischer Comedias, wie z. B. im Katalog der Bibliothek Ludwig Tiecks, im Katalog der Bibliothek Ticknors hg. von Whitney, oder im Katalog der Bibliothek Salvá u. s. w. sucht man vergebens darnach. Schack ist also, wie es scheint, der einzige, der über das Stück Auskunft erteilt. Wenden wir uns daher sogleich an ihn, d. h. an seine „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“. Im zweiten Bande dieses 1845—1846 geschriebenen, jetzt veralteten aber noch durch nichts besseres ersetzten Werkes (S. 338 ff.) spricht Schack davon, dass Lope de Vega mit der historischen Wahrheit, mit Geschichte und Geographie in der kecksten Weise umspringe und dass er die Wahrscheinlichkeit unbedenklich verletze. Er schliesst mit folgenden Worten: „Lope de Vega hat nach Sancho Pansas Ausdruck, immer das Königreich Dänemark oder Sobradisa bei der Hand . . . er entthront die Kaiser von Trapezunt und die Tyrannen von Albanien, mit merkwürdiger Leichtigkeit. Er lässt seine Personen von Osten nach Westen, von Norden nach Süden schweifen, bald Schlachten liefern, bald Liebeshändel anknüpfen. Die Szene spielt bald in Alexandrien oder Babylon, bald in Irland oder Siebenbürgen. Die Hand-

lung ist oft ein Aggregat unzusammenhängender Vorfälle von der seltsamsten Art.“

Nach dieser allgemeinen Bemerkung fährt Schack fort: „Die bizarrste Mischung heterogener Bestandteile, die tollste und abenteuerlichste Verbindung von tragischen Katastrophen und ausgelassener Komik, von Heidnischem und Christlichem, die wunderlichste Zusammensetzung des Personals, die monströseste Vereinigung des völlig Albernen und Sinnlosen mit Sinnreichem und Ergötzlichem findet sich in *El nuevo Pitágoras.* Wenn eine Dichterphantasie unserer Tage es in einer Anwandlung übermütiger Laune eigens darauf anlegte, das Disparateste in demselben Werke zusammendrängen, so würde sie kaum etwas Ähnliches zustande zu bringen vermögen; und doch hat diese Ausgeburt einer ungezähmten Phantasterei viele bewunderungswürdige Züge. Wir gehen auf den Inhalt dieses Stücks wegen seiner Seltsamkeit etwas näher ein.“ Schack teilt nun auf neun Seiten den Inhalt des *Nuevo Pitágoras* mit, also mit einer Ausführlichkeit, wie er sie selten, selbst bei den bedeutendsten Comedias Lope de Vega’s beobachtet. Das Drama muss deshalb sein besonderes Interesse erregt haben.

Nach allem, was wir von Schack wissen, sind wir zu der Annahme berechtigt, dass er die Stücke, über die er in seinem Buche berichtete, zumal wenn er so ausführlich über sie berichtete, wirklich gelesen hatte. Wo fand Schack das Stück? Ich selbst habe nie ein Exemplar davon erhalten können, obwohl ich alle erdenklichen Bibliotheken darnach durchforschte oder ihre Kataloge zu Rate zog, so z. B. den des Britischen Museums, und obwohl tausende von spanischen Comedias mir durch die Hand gegangen sind. Sollte also Schack allein der Glückliche gewesen sein, der eines Exemplars habhaft werden konnte? War es ein Druck oder eine Handschrift? Und welche Beweise hatte er dafür, dass der *Nuevo Pitágoras* wirklich von Lope war? Schack wusste doch recht wohl, dass nicht alle Comedias, die Lopes Namen tragen, tatsächlich von ihm herrühren.

Alle diese Zweifel liess der Historiker des spanischen Dramas ungelöst. Darum wohl setzte La Barrera im alphabetischen Verzeichnis spanischer Comedias (Indice) S. 569 zum Titel unseres Stückes den Namen Lope mit einem Fragezeichen und der jüngste Biograph des „Phenix de los ingenios“, Rennert, bringt auf S. 523 seines gediegenen Buches die Notiz: *El nuevo Pitágoras,* Schack II, 340; apparently otherwise unknown. Very doubtful.“ Rennert hegt also Zweifel, ob das Stück von Lope de Vega herrührt.

Ich glaube beweisen zu können, dass Schack die Comedia *El nuevo Pitágoras* so wenig wie wir anderen zu Gesicht bekommen hat, dass er all sein Wissen davon einem französischen Werkchen entnahm, das unter folgendem Titel erschien:

Theatre Espagnol
(Vignette)
A Paris
Chez la Veuve Pissot, Quai de Conti
à la descente du Pont-Neuf
à la Croix d'or.
M. DCC. XXXVIII
Avec Approbation et Privilege du Roi. (Format 12°.)

Die Rückseite des Titelblattes ist frei. Das zweite Blatt bringt auf seiner ersten Seite eine „Table des pieces contenuës dans ce volume“, auf der zweiten Seite eine Approbation, welche ich ihrer Rätselhaftigkeit wegen anführe.

„J'ai lû par ordre de Monſeigneur le Chancelier cette *Suite dü Théatre Eſpagnol;* Ouvrage qui, je crois, doit être bien recû du Public. A Paris ce 13. Avril 1738. La Serre.“ Nach dieser Approbation sollte das Buch also *Suite du Théatre Espagnol* heissen. Wovon war es „la suite“?[1])

Vom dritten Blatt folgen die „Extraits de plusieurs pieces du Theatre Eſpagnol avec des reflexions“. Rätselhaft ist hier wiederum, dass die Seitenzählung mit 1 beginnt und bis 160 fortgeht, dann wieder ohne ein neues Titelblatt von 1—131 und ein drittesmal von 1 beginnend bis 168 geht. War das Buch ursprünglich in drei Bändchen geplant? Wie dem auch sei, es enthält einen Auszug aus acht Comedias und aus zwei Entremeses des Lope de Vega und das letzte Stück der III. Abteilung ist „**Le Pythagore moderne** Comedie de Lopès de Vega“[2]). Der Inhaltsauszug mit vielen Übersetzungsproben in französischen Versen und einem ganz in Verse übertragenen Prologue zwischen Venus und Cupidon umfasst die Seiten 89—168.

Als Verfasser des Buches wird gewöhnlich Duperron de Castera genannt[3]).

Ich will sogleich zeigen, dass Schack dieses Buch vor sich hatte und daraus seine lange Inhaltsangabe schöpfte, wobei er natürlich gewaltig strich, vereinfachte, zusammenzog, einzelne Umstände wie ganze Szenen wegliess, sonst aber ziemlich getreu seiner Vorlage, Szene für Szene folgte. Seine Abhängigkeit vom *Theatre Eſpagnol* geht so weit, dass seine Darlegungen oft nichts als wörtliche Übertragungen aus jenem

1) Von Lesage war 1700 die Übersetzung mehrerer spanischer Stücke unter dem Titel *Théatre Eſpagnol* erschienen und wiederholt gedruckt worden. War vielleicht unser *Théatre Eſpagnol* ursprünglich als eine Fortsetzung (suite) dazu geplant? Die Sache bedürfte noch der Untersuchung.

2) Diese Namensform findet sich merkwürdigerweise im ganzen Buch.

3) Bei dem vollkommenen Mangel an Büchern hier in den Bergen kann ich über diese Frage und über die Personalien des Genannten nicht handeln.

sind. Selbst die Übersetzungsproben, d. h. die wörtliche Wiedergabe einzelner Reden oder Gespräche, die Schack in seinen Inhaltsauszug einflocht, charakterisieren sich deutlich als Übersetzungen aus dem Französischen und nicht aus dem Spanischen. Auch gewisse Missverständnisse Schacks — leider finden sich bei ihm ein paar — werden nur durch den französischen Text verständlich.

Im folgenden wird versucht, das Verhältnis zwischen Schack und dem *Théatre Efpagnol* im einzelnen zu veranschaulichen, einmal um meine soeben gemachten Angaben zu belegen, und dann um den Inhalt des Stückes anzudeuten und zugleich für die Frage, ob die Comedia Lope de Vega gehört oder nicht, vorzuarbeiten. Das Zweckentsprechendste dürfte sein, die Ausführungen Schacks und die seiner Vorlage so viel als möglich neben einander zu stellen.

Theatre Efp. S. 95.
Acte I:

. . . La Scène s'ouvre à Maroc, où l'on voit un jeune Efclave qui dort dans le fonds d'un affreux fouterrain. Cet Efclave s'appelle Razonte; il eft Castillan, & du Sang des anciens Rois des Gots; les Maures l'ont fait prisonnier . . . dans le passage . . . où il vouloit se rendre . . . à Madrit pour y épouser la belle Angélique . . . Pendant que Razonte dort, Cupidon arrive . . .

Schack II, 340.
Erste Jornada:

Ein Sklavenkerker in Marokko. Razonte, ein junger Castilianer von vornehmer Herkunft ist . . ., von maurischen Seeräubern gefangen worden, als er im Begriff war, sich nach Madrid zu begeben um sich dort mit der schönen Angelica zu vermählen. Er liegt schlummernd, . . . als ihm Gott Amor erscheint

und ihm einen Plan enthüllt, der ihn aus der Gefangenschaft frei machen könne:

„. . . Macmud (eft le neveu de Chéradin, ce jeune audacieux) s'entend avec la Sultane pour tuer le Roi pendant qu'il dormira, leur complot doit s'executer la nuit prochaine; on trouvera Zélore munie d'un poignard . . . on trouvera Macmud chargé de Lettres, qui mettront sa trahifon au grand jour."

„Die Sultanin Zelora hat mit dem jungen Mahmud ein Complott geschmiedet um den Sultan umzubringen; die Tat soll in der folgenden Nacht ausgeführt werden; man wird bei Zelora einen Dolch, bei Mahmud Briefe finden, aus denen sich ihr Verrat beweisen lässt."

Schack fährt fort: „Amor rät nun dem Razonte, den Mordanschlag dem Sultan zu enthüllen, der ihm zum Danke nachher die Freiheit schenken werde, und Razonte beschliesst den Ratschlag zu befolgen." Bei dem Franzosen ist die Sache komplizierter bzw. etwas anders:

„Amor „développe les plus ſecrettes particularités de la conſpiration“ und verschwindet, im Gefängnis einen leuchtenden Glanz hinterlassend. Dann hört man eine übernatürliche Stimme Razonte zurufen, dass Amor die verbrecherische Liebe verabscheue, dass der Himmel ihm günstig sei, Zelore und Macmud aber eine gerechte Strafe zu fürchten hätten. Jetzt erwacht Razonte, dankt, obwohl ein sehr guter Christ, Gott Amor und „prend des mesures pour parler au Roi & pour lui dire tout ce qu'il vient d'apprendre, perſuadé que c'est-là l'unique moyen de recouvrer ſa liberté.“ Schack ist also etwas ungenau, offenbar aus dem Bestreben, die verwickelte Geschichte zu vereinfachen.

Die Verschworenen werden bestraft, die Sultanin tötet sich selbst und

S. 101

Comblé des bienfaits de Chéradin, Razonte s'embarque ſur un Vaisseau pour l'Andalouſie.

S. 341

„Razonte wird als Lebensretter des Sultans mit Gnadenbezeugungen überhäuft und schifft sich nach Spanien ein.“

Eine Fischerszene am Gestade Spaniens — von Schack nicht erwähnt — ein Sturm, das Schiff Razontes scheitert und

S. 102

Razonte ſe ſauve avec Carlin ſon valet ... Les Pêcheurs ... traitent Razonte et Carlin avec toute l'humanité poſſible. On les mene l'un et l'autre dans la maiſon d'un riche Meunier qui se nomme Butrago ... Pendant quelques jours Razonte demeure expoſé dans cet azyle aux importunités d'Aldonça, nièce de Butrago.“

S. 341

„Razonte und sein Diener Carlino ... kommen schwimmend ans Land . . . sie werden von den Fischern der Küste gastfreundlich aufgenommen und zu einem reichen Müller, Namens Butrago geführt, in dessen Hause sie sich mehrere Tage lang aufhalten. Razonte hat hier viel von den Zudringlichkeiten Aldonzas, der Nichte seines Wirtes zu leiden.“

In diesem Stile geht die Nachahmung fort. Razonte reist endlich ab und trifft Myson „Suivante d'Angélique & l'ancienne Maîtreſſe de Carlin“:

S. 105

„Razonte s'informe de la ſanté d'Angélique & de ce qu'on fait chez Madame Beatrix d'Almard, qui eſt la mere de cette Belle . . .

Myson.

Vous pouvez là-deſſus vivre en tranquillité,
Angélique vous aime avec fidélité;

„(Razonte) erkundigt sich bei ihr nach seiner Geliebten, sowie nach allem, was während seiner Abwesenheit im Hause der Doña Beatrix, der Mutter Angelicas, vorgefallen. „Seid ruhig — sagt Myson — Angelica ist Euch treu geblieben; aber vernehmt die wundersamste Neuigkeit; Doña Beatriz hat sich

Mais j'ai bien à preſent autre choſe a vous dire
L'Hymen a depuis peu rangé ſous son Empire
Monſieur Cornagoras, & Madame d'Almard.

Razonte.

— — — — — — — — — — —
— — ils n'ont pas lieu de craindre
Qu'aucun eſprit jaloux s'applique à les contraindre.
Mais de grace, apprends-moi de quel art enchanteur
En cette occaſion s'eſt ſervi le Docteur?

Myson.

Les dogmes inſenſés de la Metempſychoſe
Sont de ce bel Amour le principe & la cauſe.
— — — — — — — — — — —
Par ſes raisonnemens il veut faire comprendre
Qu'il fut jadis Céſar, Tamerlan Alexandre;
Ainſi ſa femme croit que les ames des morts
Ont un flux & reflux, qui va de corps en corps
Son Radoteur ſoutient qu'elle a celle d'Helène,
Il l'a dit, c'est assez pour qu'elle en ſoit certaine.
— — — — — — — — — — —
Outre cela je ne dois pas vous taire
Qu'à vos deſirs Madame eſt tout-à-fait contraire."

mit dem Doktor Cornagoras vermählt.

Razonte. Ist es möglich! Nun dies Paar wird nichts von Eifersucht zu leiden haben. Aber sage, welche Zaubermittel hat der Doktor angewandt, um diese Ehe zustande zu bringen?

Myson. Sein Hirn ist von dem unsinnigen Glauben der Seelenwanderung eingenommen. Er behauptet, er sei einst Priamus, Cäsar, Tamerlan Alexander, und weiss der Himmel was sonst noch gewesen; mit diesen Ideen hat er Doña Beatriz den Kopf verdreht; er sagt, in ihrem Körper wohne die Seele der Helena, und sie glaubt es, bloss weil er es sagt; aber Euren Wünschen, wisst, ist sie durchaus entgegen."

Schack lässt Myson fortfahren: „Denn sie hat sich fest vorgenommen, ihre Tochter mit dem Hector de Sandrago, den sie für Hector den Trojaner hält, zu vermählen." Das sagt aber Myson bei dem Franzosen nicht, Schack abstrahiert es nur aus den folgenden Szenen, die er sonst unbenützt lässt: Gespräch Razontes mit Myson (Fortsetzung), der Myson mit Carlin („un amas de bouffonneries ... insipides & sou-

vent trop licentieuses) die letzterem rät mit Cornagoras Diener, „un Payſan ſtupide & groſſier nommé Sanchinet", Bekanntschaft anzuknüpfen, endlich eine Szene zwischen Carlin und Sanchinet. In der letzteren erfährt zunächst Carlin, aber noch nicht Razonte, was, nach Schack, Myson dem ersteren mitgeteilt haben soll. Man sieht hieraus, und es ist nicht das einzige Beispiel, dass der Historiker des spanischen Theaters in der Wiedergabe des Inhalts nicht peinlich genau war.

Während Schack die Inhaltsangabe der I. Jornada mit den Worten beschliesst: „Razonte wird über diese Nachricht tief betrübt und beschliesst sich zu dem Eremiten zu begeben, um sich dessen Rat zu erholen", beginnt der Acte II bei dem Franzosen folgendermassen (S. 117); „Razonte ſçait par la bouche de ſon Valet les réſolutions de Madame d'Almard ... il ſe rappelle enfin les conſeils que la Statue de Cupidon lui a donnés — Razonte war am Fuss dieser Bildsäule eingeschlafen (I. Akt) und Amor hatte ihn aufgefordert den Rat eines Einsiedlers am Ufer des Mançanares zu erbitten — il va chercher l'Hermite du Mançanarès."

Die zweite Jornada hebt Schack mit der zweiten Szene des II. Aktes an: „Unnütze Szene — sagt er — in welcher sich Carlino mit dem Diener des Cornagoras zankt; der tolle Doktor kommt dazu und schmäht seinen Bedienten, der ein vollkommener Einfaltspinsel ist und durch seine kauderwelsche Sprachweise Gelächter erregen soll." Hier hat Schack gekürzt und weggelassen, so dass manches ohne die französische Vorlage unverständlich wird. „Cornagoras — erzählt letzteres — . . . s'étant brouillé avec lui (Sanchinet), & l'ayant chassé . . . lui a défendu d'approcher de la maison de Madame d'Almard. Or maintenant il le trouve devant la porte, c'en eſt aſſez pour lui échauffer la bile d'une étrange maniere." Dass Sanchinet ein Einfaltspinsel ist, fand Schack weiter oben im I. Akt (S. 110) und die Bezeichnung seiner Rede als kauderwelsche Sprachweise S. 111 (Anmerk.): „Sanchinet estropie . . . la langue Eſpagnole". Ausgelassen hat der deutsche Forscher die Rolle der Myson in zwei Szenen — um sie reissen sich die beiden Bedienten — und gewaltig reduziert die zwischen Cornagoras Sanchinet und Carlin. Die von Schack angeführten Worte des Cornagoras sind aus dem Französischen übertragen:

S. 120f.	S. 343.
„. . . Je reconnois ce traître Pour cet Anaximandre impie & furieux Qui niant autrefois l'exiſtance des Dieux Attribuait au ſort l'admirable ſtructure	„Ja, ich erkenne Dich Verräter! Du bist jener ruchlose Anaximander, der die Existenz der Götter leugnete und alles dem Zufall zuschrieb; ich habe Dich oft genug gesehen und hierüber eine lange Disputation mit Dir in Milet gehabt!"

Des ouvrages divers de toute la nature:
Je l'ai vû plusieurs fois, & j'eus ſur ce ſujet
Une longue diſpute avec lui dans Milet."

Die Handlung geht weiter. Razonte in der Einsiedelei des Eremiten Helvidius, klagt diesem sein Leiden und der Eremit findet das Mittel „d'interesser Dieu dans la cause de cet Amant infortuné":

S 123.

... c'est d'obliger Razonte à jurer que s'il obtient la main de ſa maîtreſſe, il fondera dans la ſolitude où l'Hermitage eſt ſitué, une belle Egliſe avec un Hôpital pour les pauvres voyageurs.

Un ange paraît, l'Hermite & Razonte ſe proſternent; il leur tient le diſcours ſuivant: Venez avec moi l'un & l'autre. Une Magicienne, qui s'appelle Rustane s'est retirée assez près de cette ſolitude dans une caverne horrible ... viens Razonte ... L'Ange ſort ... Helvidius & Razonte le ſuivent; un coup de sifflet fait paroître une décoration nouvelle, qui repréſente le déſert où cette même Ruſtane paſſe ſes jours. Elle s'occupe ... à tracer des caracteres magiques & à concerter de noirs enchantemens pour hâter la mort d'un certain Armateur Eſpagnol nommé Fernand Paloméque, homme redoutable, qui étoit le fleau des Corſaires Africains. Ruſtane interroge de temps en tems un grand Singe, qui lui développe les mysteres de l'avenir ... A l'aspect de l'Ange ... le Singe ſe trouble & fait des contorſions épouvantables

S. 343f.

Helvidius lässt den unglücklichen Liebhaber schwören, wenn ihm die Hand seiner Angelica zuteil werde, so wolle er auf dem Platze der Einsiedelei eine schöne Kirche mit einem Hoſpital für arme Reisende gründen.

Beide knieen betend nieder; ein Engel erscheint und fordert den Razonte auf, eine alte maurische Zauberin, welche in einer benachbarten Höhle wohne, aufzusuchen. Der Hintergrund der Bühne öffnet sich und man sieht die Höhle, in welcher Ruſtane ihre höllischen Künste treibt: sie zieht magische Kreise auf den Boden und spricht Zauberformeln um einem spanischen Seehelden, der den afrikanischen Corsaren sehr gefährlich wird, den Untergang zu bereiten, wobei sie sich von Zeit zu Zeit an einen grossen Affen wendet, der ihr die Mysterien der Zukunft enthüllt. Der Engel erscheint und befiehlt dem Affen, Razonten das Mittel anzugeben, durch welches er Angelica sich zu eigen machen könne; der Affe fügt sich unter furchtbaren Konvulsionen in den Befehl und spricht: „Sei närrisch wie Cornagoras, durch dieses Mittel

...Monſtre infernal, continue l'Ange en ſe tournant vers le Singe, Dieu t'ordonne de parler pour la dernière fois, révéle à Razonte les moyens qu'il doit mettre en œuvre pour former un mariage que le Ciel approuve . . .

Le Singe *à Razonte*:
Sois fou comme Cornagoras,
C'est par ce moyen ſeul que tu réuſſiras.
Il dit & tombe roide mort.“

wirst Du siegen“, nach welchen Worten er tot niedersinkt.“

Schack fährt fort: „Der göttliche Bote wendet sich hierauf an die Zauberin und fordert sie auf, ihrem teuflischen Treiben zu entsagen.“ Das ist nicht genau; der Engel wendet sich zuerst an sie, noch ehe er den Affen anredet.“

Die Bekehrung der Rustane erfolgt bei beiden Autoren in gleicher Weise. Razonte kehrt dann zurück zu Angelica. Dass er sie „aufs zärtlichste umarmt“, wie Schack sagt, fehlt im *Théatre Eſpagnol.* Unrichtig ist es ausserdem, dass „Beide (Razonte und Angelica) dahin übereinkommen, den Orakelspruch so auszulegen, dass Razonte den Seelenwanderungsglauben scheinbar annehmen und sich für einen der antiken Helden ausgeben müsse. Im *Théatre Eſpagnol* kommt vielmehr Myson auf den Gedanken.

Schack überspringt nun eineinhalb im *Theatre Eſpagnol* in Versen wiedergegebene Szenen, worin u. a. Razonte auf Mysons Rat sich für Paris ausgeben will, und schliesst sich an eine als XIV. bezeichnete Szene an:

S. 129ff.

Madame d'Almard

(Ma fille avec Razonte! . . .)
Je l'ai dit, le redis, & le repete encore,
Ma fille n'aura point d'autre mari qu' Hector.

Razonte

— — — — — trop cruelle Helene,
Jadis, hélas jadis, vous étiez plus humaine
Et vous ne ſongiez pas à me traiter ſi mal

S. 344.

Beatriz

„Was sehe ich? Razonte! Hab' ich es Euch nicht oft genug gesagt, dass Ihr Euch die Lust nach meiner Tochter vergehen lassen müsst? Sie soll keinen anderen Gemahl erhalten als Hector.

Razonte

O grausame Helena, einst warst Du menschlicher gegen mich, einst dachtest Du nicht daran, den Hector mir vorzuziehen.

Pour flatter cet Hector, qui devient mon Rival.	
Me d'Almard Qu'entends-je? Au (?) Ciel! Grand Dieu!	Beatriz Was hör ich, o Himmel!
Carlin Rien n'est plus véritable Voilà Paris tout fait . . .	Carlino Ja zweifelt nur nicht, das ist Paris wie er leibt und lebt!
Me d'Almard Paris, ſeroit-ce vous? hélas mon cher Amant, — — — — — — — — — — — — Je reconnois cet air — — — — Mais pourquoi ſi longtems vous cacher à ma vuë? — — — — — — — — — — — —	Beatriz Paris, mein Geliebter, bist Du es wirklich? Ja ich erkenne Dich! Aber warum hast Du Dich so lange vor mir verstekt?
Razonte Juſqu'à préſent j'ai pris plaiſir à me cacher Pour vous éprouver mieux etc. — — — — — — — — — — — — Mais puiſque je vous perds, daignez du moins, Madame, Soulager les chagrins qui déchirent mon ame, Recevez-moi pour Gendre — — — La charmante Angélique eſt votre vive image. — — — — — — — — — — — —	Razonte Ich hielt mich so lange verborgen, um Dich im Stillen zu beobachten . . .; aber da ich Dich verloren habe, so tröste mich wenigstens in meinem Unglück und nimm mich zum Schwiegersohn an, denn die reizende Angelica ist Dein lebendiges Ebenbild . . .
Me d'Almard Angélique eſt à vous, comptez ſur ma promeſſe. Qu'avez-vous fait, hélas! depuis tous nos malheurs?	Beatriz Angelica sei Dein, zähle auf mein Versprechen! Aber sprich, wo bist Du seit allem unserm Unglück gewesen?
Razonte Pour vous en mille endroits j'ai verſé bien des pleurs. Je me ſuis vu Renard, Oyſon, Tygre, Ours, Sangſuë Alguaſil.	Razonte In 1000 Gestalten habe ich Tränen um Dich vergossen; ich war ein Tiger, ein Fuchs, ein Bär, ein Blutigel, ein Alguazil . . .
Me d'Almard Et moi quand j'eus vécu ſous la forme d'Helene, Je paſſai quelque tems ſans demeure certaine,	Beatriz Und ich, nachdem ich als Helena gelebt hatte, irrte eine Zeit lang ohne bestimmten Aufenthalt umher; dann ward ich eine Maus und ver-

Apres, je fus Souris, un gros Rat m'epoufa . . .
— — — — — — — — — — — — —
Un Chat — — — — — — — — —
Nous attrapa tous deux près d'un trou de muraille,
Où par un doux hymen joliment concerté,
Nous donnions tous nos soins à la postérité.
Il n'en fit qu'un morceau.

mählte mich mit einer Ratte, aber . . . eine Katze überraschte uns beide an einem Mausloch, als wir gerade der süssen Freuden der Ehe genossen und verschlang uns.

Carlin

Ce Chat c'étoit moi-même . . .

Carlino

Und diese Katze war ich . . .

Cornagoras erkennt nun in Carlin den Achilles und erklärt jenem, wer dieser gewesen sei.

Im *Theatre Efpagnol* geht Mᵉ d'Almard fort „pour aller dégager la parole qu'elle a donnée au Seigneur Don Hector de Sandrague“, sie kommt aber nach zwei bis drei „Scenes inutiles“ zurück. Sie hatte Hector bereits die Hälfte ihres Vermögens in Effekten und Brillanten anvertraut, das sie verlieren würde, falls sie Angelica einem anderen gäbe. Sie will daher „condamner les vœux de Razonte“; jedoch Cornagoras, der Razonte schätzt, veranlasst sie „à ne rien ménager pour tromper Don Hector & pour lui ôter par adresse les pierreries & les papiers dont il eft dépofitaire“. Dann folgt eine ausgeführte lustige Szene in Versen zwischen Cornagoras und Carlin, die damit schliesst, dass der närrische Philosoph den vermeinten Achilles standesgemäss kleiden will.

Dies alles finden wir bei Schack kaum angedeutet. Er geht gleich zur

III. Jornada

über, vergisst aber zu bemerken, dass „l'intervalle du fecond au troifieme Acte dure près d'un an et demi“. Sonst ist das Verhältnis zwischen Schack und dem Franzosen wie in den beiden vorangegangenen Jornadas: Abkürzungen, Auslassungen, wörtliche Übersetzungen, kleine Ungenauigkeiten und Missverständnisse. Ich will daher in der Hauptsache nur ganz kurz den Inhalt andeuten. Die Bemühungen der Mᵉ d'Almard sind vergeblich, Hector lässt sich nicht fangen: Razonte ist in Verzweiflung; da wird er von einem Engel aufgesucht, der ihn an sein Versprechen erinnert, ihm zugleich mitteilt, dass Helvidius und Rustane selig gestorben sind und ihm ihre Leichen zeigt, umgeben von Engeln. Diese singen eine Hymne, wobei Razonte refrainartig „Gloria in excelsis“ wiederholt. Hierauf erneuert er sein Versprechen, Kirche und Hospital bauen zu wollen, und der Engel prophezeit ihm, er werde im Hospital einst mit Angelica sein glückliches Greisenalter beschliessen.

Dann werden wir wieder ins Haus der Frau d'Almard versetzt, wo Rozante trotz der himmlischen Zusicherung wegen seiner Liebe bangt und verzweifelt. Carlin dagegen,

S. 151.

Carlin qui n'engendre point de mélancolie ... à force de s'entendre nommer Achille par Cornagoras ..., s'eſt lui même perſuadé cette viſion, & il ne s'en trouve pas mal, car outre la bonne chere qu'il fait chez le Docteur, il en reçoit ... des habits magnifiques ...

S. 347.

Der trollige Kauz Carlino, der von allen Achilles genannt wird, hat sich nun selbst eingebildet, er sei der griechische Heros; und diese Rolle behagt ihm gar nicht übel, da er seinem hohen Range gemäss mit prächtigen Kleidern angetan wird und gut zu essen bekommt.

So ergötzt er die übrigen Personen (Angelica, Razonte, Myson). Doch plötzlich erhält er eine Herausforderung von Don Hector. Voll Schrecken nimmt er sogleich Degen, Hut und Schmuck ab und erklärt:

S. 154.

„Si jamais je ſuis (fus?) Roi, que le Diable m'emporte;
Quand d'Achille j'ai pris le nom & l'ornement,
Je croyais qu'on pouvoit l'être paiſiblement,
Dès que les coups en ſont, je céde la partie,
Aimons la Royauté, mais aimons mieux la vie."

S. 377.

Wenn ich jemals ein Held gewesen bin, so mag mich der Teufel holen! Als ich den Namen Achilles annahm, glaubte ich, dass man es in Ruhe und Frieden sein könnte; seit ich aber weiss, dass Schläge damit verbunden sind, entsag ich der königlichen Würde und ziehe das Leben vor.

Mit Spott und Drohungen wird Carlin bewogen, die Abzeichen seines hohen Standes wieder anzulegen. Me d'Almard indessen hat sich vergebens in Listen erschöpft, Don Hector gefügig zu machen, so dass Razonte von Angelique nur mit Mühe abgehalten wird, dass er nicht Hand an sich legt. Von der Tochter bedrängt und beschworen, verfällt Helena endlich auf den Gedanken „d'engager le redoutable Achille à se battre contre Don Hector" und als Preis des Sieges ihm „les papiers et les diamans" zu entreissen. Carlin ist über diesen Vorschlag nichts weniger als entzückt und wehrt sich dagegen. Anderseits will Razonte selbst den Kampf mit Hector bestehen. Jedoch Helena hält fest an ihrem widerstrebenden Kämpen. Carlin wird nun von seinem Herrn gebeten und ermuntert den Kampf einzugehen; indes erst Razontes Drohung, er werde ihn töten, falls er nicht fechte, erzwingt seine Nachgiebigkeit. Don Hector, ein Maulheld und Feigling, der zufällig auf die Bühne kommt, will beim Anblick der Gesellschaft die Flucht ergreifen, aber man vertritt ihm den Weg.

Alle diese Dinge fehlen bei Schack Bei ihm schliesst sich an das obige Zitat nach zwei Zeilen der Zweikampf an, den er mit Kürzungen aus den französischen Versen in deutsche Prosa überträgt:

M^e d'A.	Beatriz
Paroiſſez, brave Achille.	Auf, wackerer Achill!
Carlin	Carlino
Ah langue de vipere, Te tairas-tu?	O giftige Zunge schweig!
M^e d'A.	
— — — — — — — — — — —	
Razonte	Razonte
Tire donc ton épée.	Zieh Dein Schwert!
D. Hector	Hector
Ah, je perds le courage!	O Gott, mein Mut ist zu Ende!
Carlin *après avoir tiré ſon épée d'une main tremblante.*	Carlino
Une froide ſueur coule ſur mon viſage.	Mir bricht der Angstschweiss aus allen Poren! *(Er zieht das Schwert, indem er sich Hektor mit vielen Verbeugungen nähert.)*
Razonte	
— — — — — — — — — — —	
Carlin s'approche de D. Hector en lui faisant de grandes reverences, l'épée à la main.	
D. Hector	
— — — — — — — — — — —	
Carlin *revenant à ſon maître.*	Carlino
Il a la voix forte comme un tonnerre, S'il vous plaiſoit, Monsieur, de le jetter par terre . .	Er hat eine Donnerstimme; ach! bester Herr Razonte, wenn Ihr ihn erst zu Boden werfen . . . wolltet!
Razonte	Razonte
Maraut!	Memme!
* * *	
M^e d'Almard	Beatriz
Que veut dire ceci? Parlez, Seigneur Achille.	Was muss ich sehen, Achill!
— — — — — — — — — — —	
Carlin	Carlino
Je le vois bien, il faut en découdre ou mourir: *(Il pouſſe de loin des bottes à D. Hector)* Allons ça!	Ich sehe schon, ich muss ihm den Garaus machen (??), wenn er mich nicht umbringen soll. Da! *(Er wirft ein Paar Stiefel* (??) *nach Hector.)*

D. Hector

Je ſuis mort!

Carlin

M'a-t-il bleſſé? je tremble.
Hai!

D. Hector

Quartier! je me rends.

Carlin *ſe raſſurant un peu.*

Il a peur, ce me ſemble.

Myson *ſaiſſissant D. Hector.*

— — — — — — — — — — — —

Rien ne peut vous ſauver d'une mort ſanguinaire,
Et vous allez d'Achille éprouver la colere
Si vous ne nous rendez tous nos effets.

Carlin

Myson,
Serre-le bien.

— — — — — — — — — — — — —

Vous êtes un fripon.
Ne va pas le lâcher, je ferai du ravage!
Qu'il ne t'échappe pas! guerre, guerre carnage!
Ventrebleu!

D. Hector

Monſeigneur, je me ſoumets à vous
Je vais, si vous voulez, embrasser vos genoux.

Carlin

Non! ne me touchez pas! j'en ai fort peu d'envie.

D. Hector

Voilà les effets.

* * *

Carlin *à D. Hector, en lui donnant quelques coups de plat d'épée*

Je vous pardonne, allez vivez plus sagement,
Mais recevez toujours pour preuve de mon zèle
Cette correction utile & fraternelle.

Hector

Ich sterbe!

Carlino

Hat er mich getroffen? Ach wie ich zittre!

Hector

Ich ergebe mich, Gnade!

Carlino

Er hat auch Angst, wie mir scheint.

Myson *(Die Dienerin, den Hector an der Brust (?) fassend)*

Sogleich gib uns Deine Papiere und Deine **ganze Habe** (?) heraus, sonst wird der Zorn Achills schwer auf Dich fallen.

Carlino

Halte ihn fest Myson! —
Ha Schurke, Du sollst meinen Grimm empfinden! Mord und Tod!

Hector

Barmherzigkeit, unbesiegbarer Held! Ich will, wenn Du befiehlst, Deine Knie umschlingen.

Carlin

Nein berührt mich nicht, ich habe gar kein Verlangen darnach.

Hector

Da habt Ihr alles, was Ihr begehrt.

* * *

Carlino *(indem er den Hector mit dem Säbel durchfuchtelt)*

Ich vergebe Dir; bessere Dich fortan, aber empfange diese freundschaftliche Züchtigung.

Hector flieht, die Liebenden vereinigen sich und Carlin erklärt, Myson heiraten zu wollen. Auf das Erstaunen der Anwesenden, dass Held Achill um eine Magd freie, entpuppt sich Myson als Deidamia, die seit 4000 Jahren ihren Achill suche. Jetzt, „Me d'Almard donne son consentement“ zur Heirat. Das Stück schliesst mit Hirtentänzen und einem Lied zum Lobe der Metempsychose.

In der Wiedergabe der letzten Szene hat sich Schack mehrmals geirrt, was mehr noch als alles andere bezeugt, dass seine Vorlage wirklich das *Théatre Efpagnol* war. So übersetzte er z. B. „il lui pouffe de loin des bottes“, er wirft ein Paar Stiefel nach Hector“. „Botte“ heisst aber hier nicht „Stiefel“, sondern bedeutet in der Fechtsprache „Stoss“, „Hieb“. Schack hätte also übersetzen müssen: „er führt von weitem Hiebe (mit dem Degen) nach ihm“, oder „er haut von der Ferne nach ihm“.

Zu betonen ist ferner noch, dass sich bei Schack auch nicht ein einziger Zug, auch nicht der kleinste Gedanke findet, der nicht beim Franzosen vorkäme. Dies wäre aber ganz undenkbar, wenn Schack das Original statt des *Théatre Efpagnol* vor sich gehabt hätte.

Die Behauptung, dass Lope de Vega, den *Nuevo Pitágoras* verfasst habe, gleitet also von den Schultern Schacks und bleibt auf denen des Verfassers des *Théatre Efpagnol* haften. Es ist ferner eine unumstössliche Tatsache, dass Schack zehn Seiten Angaben über ein Drama machte, ohne es gelesen zu haben, und dass er ein Buch in ausgiebiger Weise benützte, ohne seine Entlehnung einzugestehen. Es ist das recht verwunderlich von dem vornehm denkenden Forscher und Dichter. Nicht minder verwunderlich erscheint es aber, dass er ohne Kritik die Versicherung des *Théatre Efpagnol,* Lope de Vega sei der Verfasser des *Nuevo Pitágoras,* hinnahm. Wie konnte er, der so viele Dramen des „Phenix de los ingenios“ gelesen hatte, ihm ein so abgeschmacktes, ungeheuerliches Machwerk auf das Zeugnis eines Franzosen, der sich nicht nannte, zuschreiben? Für mich steht noch nicht einmal fest, dass *El nuevo Pitágoras* von einem Spanier herrührt, geschweige denn, dass es Lope zum Verfasser habe. Treten wir unverweilt der Frage näher. Leider fehlen mir hier in der Bergeinsamkeit, wo ich diese Zeilen schreibe, ausser dem *Théatre Efpagnol* und einer Abschrift der Schackschen Inhaltsangabe alle Hilfswerke, ich muss mich also ausschliesslich an das erstere Buch halten um meine Zweifel zu begründen.

Das *Théatre Efpagnol* enthält die Inhaltsangaben von acht echten Lopeschen Stücken, sieben Comedias und einem Entremes, und von „zwei sonst unbekannten Dramen, einem *Triomphe de la vertu*

betitelten Intermede ou Fête de Cour und unserem *Pythagore moderne*". Beide Dramen nehmen unter den übrigen eine eigentümliche Stellung ein.

1. Sie sind vollkommen unbekannt.

2. Während in den acht übrigen Stücken der Sammlung die aus Lope übersetzten Stellen mit ein paar Ausnahmen in Prosa wiedergegeben sind, erscheinen sie hier durchweg im Gewande des Verses.

3. Die beiden haben eine ungewöhnliche Länge: *Le Triomphe de la vertu* zählt als Einakter über 20 zum Teil sehr lange Szenen, und *Le Pythagore moderne* im I. Akt 28, im II. 20, im III. 15 Szenen, zusammen 63 Szenen, Umfänge wie sie weder Entremeses noch Comedias sonst erreichten.

Bei dem fälschlich als Intermede bezeichneten Stücke *Le Triomphe de la vertu* macht das *Théatre Efpagnol* (1, 124) folgende lange Angabe:

„J'ai trouvé . . . dans l'illuftre Abbaye de Châtillon un Manufcrit où étoit cet Ouvrage avec plufieurs autres, de differens Poëtes: J'ignore s'il a jamais été imprimé; ce qu'il y a de vrai c'eft que d'environ quinze cens Comédies qu'on attribue a Lopès de Véga on n'en voit pas la moitié qui ait paffé fous la preffe & qu'on en découvre tous les jours dans les Bibliotheques publiques & particulieres, quantité, que l'on ne connoiffoit point. Ce font des tréfors cachés qui ont échappé à la diligence des Editeurs. — Don Jacques Uffon, Religieux d'un mérite infini, avoit apporté ce Manufcrit d'Efpagne, où il avoit fait quelque féjour. J'y ai trouvé les noms des auteurs de chaque Pièce marqués par Louis Velès de Guévara . . . Il mettoit fur le compte de Lopès de Véga la Comédie ou plutôt l'Intermede dont je vais parler; mais il ajoutoit que d'autres prétendoient fauffement que cet Ouvrage étoit de Salas Barbadillo . . . Suivant les regles de la faine Critique, on doit préferer l'opinion de Guévara; il étoit connoiffeur & le tems où il floriffoit, l'a mis à portée d'apprendre la verité fur cet article par des témoins oculaires.

Quand même on n'en jugeroit que par le stile de Salas Barbadillo & de Lopès de Véga, il faudroit attribuer l'Ouvrage en queftion au dernier, puifqu'on y reconnoît partout l'élegance, la force & la beauté de fes Vers; au lieu que Salas Barbadillo n'a jamais rien fait de pareil. Cependant je ne donneroi cet Ouvrage pour un fruit des veilles du fameux Lopès que fur la foi de mon Manufcrit. Si l'on me prouvoit le contraire, j'avouerois fans peine que je me fuis trompé etc."

Diese Angaben klingen recht seltam. Während der Verfasser auf S. 11 seines Buches, als er mit den „Extraits" anhub, in einer Fussnote erklärte, er könne nicht wohl angeben, in welchem Bande sich die Stücke befänden, von denen er Auszüge gäbe, eine Versicherung, die

sichtlich unwahr ist[1]), hält er es hier der Mühe wert, ein Langes und Breites über die Fundstätte dieser „Fête de Cour" vorzutragen. Ich bin leider jetzt nicht in der Lage in der Abtei zu Châtillon Nachforschungen nach dem Manuscript anzustellen, ebensowenig kann ich ermitteln, ob der Mönch Don Jacques Usson eine erdichtete oder eine wirkliche Persönlichkeit war. Die Angabe des *Théatre Efpagnol* kann also Wahrheit oder Dichtung sein. Nachdem wir aber den Verfasser des Buches einmal auf einer Unwahrheit ertappt haben, so sind wir zu Zweifeln an seiner Angabe berechtigt.

Bei *Le Pythagore moderne* sagt der Verfasser des *Théatre Efpagnol* nichts über die Fundstätte des Stückes. Wir wissen also nicht, ob er es auch in dem famosen Manuskript des Don Jacques Usson oder in einem Buche fand, ob in ersterem Falle Luis Velez de Guevara den Lope de Vega als Verfasser angegeben und im letzterem, ob der Druck auf Lopes Namen lautete.

Wie dem auch sei, über den beiden Stücken der Sammlung schwebt ein geheimnisvolles Dunkel. Ich halte beide nicht für Kinder der Lopeschen Muse. Während ich aber *Le Triomphe de la Vertu* als nicht zu meinem Thema gehörig von der weiteren Betrachtung ausschliesse, will ich auf *Le Pythagore moderne* nochmals näher eingehen, vielleicht, dass sich aus ihm Momente ergeben, um die Frage nach der Verfasserschaft des Stückes ihrer Lösung nahe zu bringen.

Schack hat in seinem Inhaltsauszug nicht angegeben, dass dem *Pythagore moderne* ein Prolog vorangeht. Das *Théatre Efpagnol* gibt ihn, wie oben erwähnt, vollständig in französischen Versen wieder. In diesem Prolog teilt Venus ihrem Sohne Cupido im Gespräche auf Befragen mit, sie sei von der Vernunft (La Raison) aus dem Himmel fortgeekelt worden, und, um in Ruhe zu leben, wolle sie sich „in Madrit" häuslich niederlassen. Cupido verspricht, sie an der Vernunft zu rächen und zwar indem er einen Liebling dieser „Déeffe impérieufe", den Doktor Cornagoras, verliebt und zugleich närrisch mache; der spezielle

1) Die Note lautet: „On ne fçauroit marquer précifément dans quel Tome se trouvent les Comedias dont on donne les Extraits, parce que les Pieces de Lopès de Vega n'ont point été imprimées en corps d'Ouvrage, mais au hazard & les unes après les autres, enfuite on a fait des Recueils fans diftinguer les Volumes par nombre." — Diese Bemerkung ist vollkommen unrichtig, und wenn der Verfasser des *Théatre Efpagnol* vielleicht auch nicht alle 25 bezw. 28 Bände der Comedias Lope de Vegas kannte, so hatte er doch ganz sicher Kenntnis von einzelnen und musste wissen, dass sie „distingués par volumes" waren. Von den acht echten Stücken, die er analysiert, sind 5 der *primera parte* de Comedias und je eines der 7. und 25. *parte* entlehnt. Man kann sich daher des Verdachtes nicht erwehren, dass er mit seiner Anmerkung den Leser irre führen wollte.

Wahnsinn des Doktors solle darin bestehen, dass er „adopte tous les ſonges creux Dont s'entêta jadis l'inſenſé Pythagore“.

Auf ein solch abgeschmacktes und geistloses Vorspiel — das kann man ruhig sagen — konnte Lope nie verfallen. Auch die Verse, wenn sie wirklich aus dem Spanischen übersetzt wären, entsprechen in keiner Weise dem Geschmacke, dem Stil und der hinreissenden Diktion Lope de Vegas; hier eine kleine Probe:

Cupidon
Il faut que dans ce jour
Elle connaiſſe ma puiſſance,
Je vais lui joüer un bon tour,
Et rabattre ſon inſolence.

Venus
Plût au Ciel!

Cupidon
Dans Madrit je connois un Docteur
Qu'elle aime & qu'elle favoriſe,
C'est un Sçavant à barbe griſe,
Un Philoſophe Sectateur
De la raiſon qui nous mepriſe,
Faiſons ſur lui tomber nos coups!

Venus
Mais comment nous y prendrons-nous?

Der Prolog spricht also ganz entschieden gegen die Verfasserschaft Lope de Vegas.

Ebenso spricht auch ein Teil der Namen des Stückes dagegen. Einen Abkömmling der alten Gotenkönige hätte Lope nie Razonte (aus razon gebildet?) genannt, so wenig wie er ihn im 16. oder 17. Jahrhunderte hätte leben lassen, d. h. zu einer Zeit, als Madrid Residenz der spanischen Könige war. Der Name Corn-agoras ist sichtlich analog Pyth-agoras gebildet, eine Künstelei, wie wir sie nicht bei Lope finden. Madame d'Almard mag wohl ein französischer Name sein, eine Tochter Madrids hiess gewiss nicht so. Ein Eremit Helvidius und eine Dienerin Myson sind mir bei Lope nicht erinnerlich.

Gehen wir von den Namen, die schliesslich etwas Nebensächliches sind, zum Inhalt des Stückes über, so fällt uns alsbald auf, dass es eine Kombination oder Kontamination der verschiedenen Gattungen des spanischen Dramas und insbesondere der bei Lope und anderen spanischen Dichtern vorkommenden Eigentümlichkeiten und Unarten darbietet. Es macht den Eindruck einer Parodie. In Helvidius, Rustane und den Engelserscheinungen haben wir die Repräsentanten der Comedia de Santos; in den Ereignissen, in deren Mittelpunkt Cheradin, Zelore,

Macmud und Razonte stehen, haben wir die Wiedergabe der Comedia morisca. Das Auftreten der Fischer beim Sturm, die Erlebnisse Razontes bei Butrago, die Liebe Aldonças u. s. w. erinnern an gewisse Abenteuerstücke Lope de Vegas und seiner Schule, während Don Cornagoras, Me d'Almard und Don Hector nebst den Bedienten Gestalten der Figuron-Comedia sind, die erst kurz vor Lopes Ende in Mode kam.

Le Pythagore moderne enthält also Stoff zu mindestens vier Stücken. So viel Handlung, so verschiedenartige Handlungen und so abgeschmackt durch einander gewürfelte Handlungen hat weder Lope de Vega noch sonst ein Spanier in ein Drama zusammengedrängt.

Meine Vermutung geht deshalb dahin, dass *Le Pythagore moderne* nicht an den Ufern des Manzanares oder sonst im sonnigen Spanien, sondern in der Seinestadt Paris oder sonst irgendwo in Frankreich, meinetwegen in der Abtei zu Châtillon, das Licht der Welt erblickt hat; mit einem Worte, ich betrachte den Herausgeber des *Théatre Efpagnol* als den Verfasser des Stückes. Ziemlich mit dem spanischen Drama, insbesondere mit Lope de Vega vertraut, hatte er ein leichtes Spiel, sich überall her die Fetzen zu seiner Flickarbeit zusammenzusuchen. Da er nicht eine Übersetzung des angeblichen Stückes, sondern nur einen mit Übersetzungsproben gespickten Auszug zu geben hatte, so brauchte er sich nicht allzusehr anzustrengen Wo die Ausführung schwer fiel, durfte er sich mit Andeutungen begnügen. Alles Abgeschmackte, was er im weiten Bereich der spanischen Comedias gesehen oder zu finden gewähnt hatte, zog er heran und setzte es auf Rechnung Lope de Vegas. Mit Behagen konnte er in die Breite gehen; denn wer hätte ihn kontrolliert? Er übersah vollständig, dass sein Stück den Umfang einer Comedia, der ja durch den Brauch ziemlich genau festgelegt war (etwa vier pliegos), riesig überschritt. Er war so mit seiner parodistischen Arbeit beschäftigt, dass er sogar übersah, dass ein aufmerksamer Leser seines Buches Verdacht schöpfen musste. Denn während der Inhaltsauszug der echten Comedias des Lope de Vega bei ihm zwischen 30 und 48 Seiten schwankte, erreichte der Inhaltsauszug des *Pythagore moderne* volle 80 Seiten. Die „Comedia“ ist in jeder Beziehung ein Monstrum, eine ungeheure Übertreibung dessen was in Spanien im Drama des 17. Jahrhunderts gang und gäbe war.

Ich habe schon angedeutet, welche Absicht der Verfasser mit seinem *Pythagore moderne* hatte: er wolle das spanische Drama des 17. Jahrhundert ins Lächerliche ziehen. Er war sich dieser Wirkung wohl bewusst, denn er sagte am Schlusse seiner „Reflexions“ über das Stück, die seltsamerweise hier nur eine halbe Seite umfassen, während sie bei den echten Dramen bis zu sieben Seiten gehen: „L'Ouvrage n'eft qu'un monftre Dramatique; on a crû cependant qu'on devoit s'étendre dans l'Extrait pour continuer à donner une jufte idée du goût des Efpagnols.

Ich bin zu Ende, und fasse die Ergebnisse meiner Untersuchung nochmals kurz zusammen:

Schack hat nie ein Exemplar des *Nuevo Pitágoras* in der Hand gehabt und schöpfte seine breiten Angaben darüber ausschliesslich und fast wörtlich aus dem 1738 zu Paris anonym erschienenen *Théatre Efpagnol.*

Weder Lope de Vega noch sonst ein Spanier des 17. Jahrhunderts ist der Verfasser des monströsen *Pythagore moderne.*

Dieser ist eine zu parodistischen Zwecken veranstaltete Kompilation und Kombination aller möglichen in den verschiedenen Gattungen des spanischen Dramas vorkommenden Motive und Fabeln und stellt als Ganzes eine ungeheure Übertreibung der Comedia dar.

Die Urheberschaft des *Pythagore moderne* haftet mit aller Wahrscheinlichkeit am Herausgeber des *Théatre Efpagnol* (Duperron de Castera, auf den ich an anderer Stelle zurückkommen werde).

Zur rätoromanischen Verskunst.

Von

Gottfried Hartmann in München.

Zu den grössten Verdiensten unseres hochverehrten Jubilars gehört die Herausgabe der Romanischen Forschungen, in denen wieder die Rätoromanische Chrestomathie von Kaspar Decurtins einen hervorragenden Platz behauptet. An diese sich anlehnend, wollen die folgenden Zeilen versuchen, eine bescheidene Anregung zur Erforschung eines bisher kaum beachteten Gebietes zu geben. Schon vor 38 Jahren hatte Friedlieb Rausch in seiner Geschichte des Rhäto-Romanischen Volkes (S. 116) darauf hingewiesen, dass für dessen älteste Dichtungen Reim und Akzentgesetze, wie im Italienischen, unerlässliche Bedingungen seien. Der Reim sei rein, die kunstvolle italienische Strophe, abgesehen vom Sonett, jedoch unbekannt geblieben. Eine, manchmal auch zwei Senkungen, zwischen den zwei bis fünf Hebungen, lassen den Vers bald jambisch, bezw. anapästisch, bald trochäisch, bezw. daktylisch, erscheinen. Der Hiatus endlich sei früher gleich dem Italienischen, in einer Verschleifung aufgelöst worden, während in neuerer Zeit die aneinander stossenden Vokale verschiedener Wörter eher einzeln gelesen würden. Nach Gustav Körtings Enzyklopädie der romanischen Philologie (Bd. III, S. 777) „würde es sich wohl lohnen, wenigstens in bezug auf das Churwälsche die rätoromanische Rhythmik einmal zu behandeln", die allerdings — „gegen die nächstliegende Annahme — nicht unwesentlich vom Italienischen sich entferne."

Die ältesten Proben der Buchliteratur, wie sie Decurtins gegenüber der Oralliteratur mit Recht genannt hat, begegnen uns im Engadin. Dort erzählte der treffliche Patriot Johann von Travers in seiner Chianzun dalla guerra dagl Chiaste da Müs (Chrestomathie V, 1) die Kämpfe seiner Getreuen mit dem Kastellan des Schlosses Musso am Comersee, in Versen, deren Silbenzahl, nach den 50 ersten Versen zu schliessen, zwischen 8 und 16 schwankt, sich jedoch meistens auf 10 bis 13 beziffert und deutlich meist vier Hebungen zeigt. Die Verse sind nach deutschem Vorbild paarweise gereimt und zwar von dem betonten Vokal

an, wenn auch gelegentlich nur zufällig der Reim schon vor demselben beginnt, wie in prattichio: Düchiô (Vers 9 und 10) u. s. w. Für einen solchen Erstlingsversuch sind die Reime meistens sehr rein und die Schwierigkeit, mit dem noch spröden Sprachstoff fertig zu werden, zeigt sich lediglich in der Anwendung männlicher Reime (in den ersten 50 Versen 23 auf auf 2 weibliche) und in der öftern Aufeinanderfolge desselben Reims, wie: quinter: fer : comanzer : üser (V. 5—8), prattichio : Düchiô : hordino : adato : clamo : congregiô (9—14); perseverer : guaragiêr : spiêr : s'svangiêr (23—26). Einen ähnlichen Eindruck gewinnen wir aus einer gereimten Cronica (V 299), während Gioerin Wiezels La Guera da Vutlina (VI 230) aus dem folgenden Jahrhundert, kürzere Verse, etwa zwischen 7 und 11 silbig, und etwas mehr weibliche Reime bietet, die es aber an Reinheit nicht mit denjenigen des Müsserkrieges aufnehmen können. So lesen wir schon zu Anfang flügir : ſgitür (V. 3 und 4), efsar : incræschar (5 und 6), me : phae (7 und 8), tiemp : badient (11 und 12), particulær : spiciell (17 und 18). Merkwürdig ist die Chianzun Davart la ſtramantuſa Lavinna do Ftaun gnüda gio Anno 1720, adi 8. Februarij (VII 253) durch die oft nur assonierenden geraden Verse, während die ungeraden den Satz, und zwar meistens den des voraufgehenden Verses, in der Mitte schliessen, also ein regelmässig wiederkehrendes Enjambement bieten.

Schon im 16. Jahrhundert finden wir im Engadin zahlreiche Bearbeitungen biblischer Stoffe in Dialogform, wie La Histoargia da Ioseph (V 17), La Histoargia dalg filg pertz (42), Historgia dalg arik hum et da Lazarus (145), Una bela senchia Historgia da quella sainchia duonna Susanna (191), Spill co ilg filg da Dieu ais naschieu (325), Unna sænchia et bella Histoargia dalls trais Iuvans (im Feuerofen, 366), dazu eine Historgia de las dysch æteds (129), und eine Diſputatiun zwischen einem Papisten und einem Evangelisten (399). Wie die vorgenannten versifizierten Erzählungen, so schwanken auch diese dramatischen oder besser bloss dialogischen Versuche in ihrer Silbenzahl zwischen ungefähr 6 bis 10, sind paarweise gereimt, gewöhnlich ohne denselben Reim mehrmals nacheinander zu bringen, zeichnen sich durch Vorliebe für den männlichen Reim, im günstigsten Fall im Verhältnis von 7 : 3, aus und reimen natürlich nicht immer rein. So haben wir im Joseph uintura : paſchiüra (V. 9 und 10), im Verlorenen Sohn cuntantza : aricheza (4 und 5), im Reichen Mann und Lazarus diſipels : capitels (13 und 14), in der Susanna cumoen : uſchyloe (5 und 6), in der Geburt Christi amichs : vis (3 und 4) oder Christ : jüst (19 und 20), in den drei Jünglingen aſügnio : inklino (21 und 22) und in den zehn Altern giou : plü (19 und 20). Metrisch gehört hierzu auch noch die hübsche Liebesgeschichte von Valantin und Eglantina (V 416), die inhaltlich schon die nicht mehr biblischen Dialoge des 17. Jahrhunderts

einleitet. Auch diese, nämlich Ünna Histoargia davart la saenchia Cicilia (VI 37), Suter dels morts (290) und die Tragicomedia hagida in Zuotz ano 1673 (559), schwanken noch immer, in der allerdings etwas geringern Silbenzahl und zeigen wieder Reimfolgen wie sckiampanter : fer : bânduner : ſchluper (Totentanz, V. 9—12), oder bramaeda : allegraeda : ingianaeda : straeda in der Tragikomödie (9—12), welch letztere sich aber durch das Gleichgewicht der männlichen und weiblichen Reime auszeichnet. In der Dertgira nauscha (I 439) des Bündner Oberlandes wird das System der hier männlichen Reime durch abccbb eingeleitet, auf welche dann regelmässig dd, ee, u. s. w. folgen.

Eine Chianzun da Ioseph aus dem 16. Jahrhundert (V 100) bringt schon eine strophische Gliederung in den Dialog, ohne indes an gleicher Stelle auch gleich lange Verse zu erzielen. Ein Totentanz des Oberlandes (fragmentarischer Druck des 17. Jahrh., I 196) zeigt neben den aus zweimal drei Fünfsilbnern, an die sich jeweils ein Viersilbner anschliesst, aufgebauten Strophen auch ein Übergreifen des weiblichen Reimes. Dieser erfährt, wie schon in der Dertgira nauscha, in der zweiten Strophe eine Abänderung, so dass die Formel ααubαααb in αααbγγγb übergeht, wobei die griechischen Buchstaben die weiblichen Reime bezeichnen sollen.

Diese Abänderung der Reimfolge bald nach dem Beginn des Gedichtes sehen wir bei Giachem Caspar Muoth aus Brigels (1844—1906), dem hervorragendsten Dichter des Oberlandes zu einer freien Reimstellung sich entwickeln, die mit zu den poetischen Schönheiten jener Balladen zählt, die auch neben den besten der Weltliteratur sich sehen lassen dürfen. In A Mesiras (Milchmessen I 681) wechseln neunsilbige weibliche Verse mit achtsilbigen männlichen und mit den Reimen αβαβγγδeδeζζηηϑfϑfιιxx u. s. w. und im Cumin (Landsgemeinde) d'Ursera (I 687) achtsilbige weibliche mit siebensilbigen männlichen und in einer ähnlichen Reimfolge. Im Eremit S. Sigisbert dagegen (671), zählen die Verse regelmässig 10 Silben und sind paarweise gereimt. In den Spatlunzas (657), den Hanfflechterinnen — aus des Dichters Jugendzeit in München stammend — haben wir endlich eine prächtige Probe des Hexameters, der hier an Hermann und Dorothea erinnert. Von der Dertgira nauscha de Vallendau (666) mit ihren kunstvollen Strophen und ihrer Tonmalerei, die im Gioder noch mehr hervortritt, möge der Anfang mit der Übertragung des Disentiser Paters Maurus Carnot (Im Lande der Rätoromanen S. 54) folgen.

La vall Versom rabatta stagn	Es widerhallt das Tal Versam
Da roschas bein armadas;	Von wohlbewehrten Scharen.
La Rabiusa rocla ferm	Die Rabiusa tosend wälzt
Las auas tschallatadas;	Die Wellen wild zerfahren.

Ils pegns ballontschan; ils umens tschontschan	Es nicken die Tannen, es plaudern die Mannen,
E fan rueida, tenent cusseida	Die lärmend Rat pflegen, des Mannes wegen,
Sur 'gl um che marscha tribulaus	Der tiefbekümmert ganz und gar
Amiez la roscha cadenaus.	Gefesselt schreitet in der Schar.

Strophen bildet natürlich auch die Lyrik, die in den ersten drei Jahrhunderten rätoromanischer Dichtung wesentlich geistlich ist, und sich im Anschluss an das deutsche protestantische Kirchenlied entwickelte. Wie gewandt der erste grosse religiöse Dichter des Engadins, Durich Chiampel, sein unterengadinisches Idiom handhabte, ersehen wir schon aus der ersten Probe der Chrestomathie (V 276), wo sieben- und achtsilbige Verse abwechselnd nach dem Schema aβaβccδ sich zu einer Strophe vereinen[1]), noch mehr aber aus der Nachbildung[2]) von „Ein feste Burg ist unser Gott“, deren Anfang in Ulrichs neuer schöner Ausgabe (Bd. IX der Gesellschaft für Romanische Literatur S. 123) also lautet:

V̈n fearm friungk ilg noaß Deis ais,	Ilg uèlg noaß fadyw strauears è chiatyw,
Da tuottas plain d'uirtüdse;	
Ell ns haa da tuott bsoengs fry dafais,	Cun foartz' è fustad schgrischusamaingk pinad
In les quaus nuo eirn' atuutse.	Nun chiatt' in lg muond parailge.

Ähnlich geformt erscheint in der Folgezeit eine ganze Reihe mehr oder weniger kirchlicher Lieder, wie diejenigen Steffan Gabriels, darunter Davard la superfgia (VI 22), die Chianzun da Plur (164), der bekannten, durch einen Bergsturz verschütteten Stadt des Bergell, die Chianzun dalla Bataglia giù in Chialavaina (186), in Erinnerung an den ruhmvollen Kampf der Bündner im Schwabenkriege; endlich um nur die wichtigsten zu nennen, die Psalmen Lurainz Wietzels (VI 481) und vor allem Johannes Martinus' (ex Martinis) Philomela (VI 601) wo sich eine Anzahl poetischer Sittenpredigten durch ihre metrische Vielseitigkeit und ihren sprachlichen Farbenreichtum auszeichnet. So die Festa da Bachus (607) mit ihren drei-, sieben- und achtsilbigen auf αbαbγddγ, allerdings nicht immer rein gereimten Versen, von denen die drei ersten: Qui gni naun *c*un miravalgia *Ch*i per vair ais *c*urius Una *co*mpagnia d'*ca*naglia, mit einander auch durch Alliteration verbunden sind.

1) Ein hübsches Beispiel für Begriffserweiterung findet sich in dem sechsten Teile der ersten Strophe: A Christ ch'ais Deis è crastiaun, Christus der Gott und Mensch (eigentlich Christenmensch) ist.

2) Vgl. dazu in den Annalas della Società reto-romantscha, XVI 69 (und für die engadinische Metrik noch andere Stellen) A. Mohrs reichhaltige Survista della literatura ladina.

Bei dem beliebten oberengadinischen Kirchenliederdichter des 18. Jahrhunderts, Giovanni Battista Frizzoni, finden wir öfters, wie schon in den genannten Dialogen des Oberlandes, eine Veränderung in der Reimfolge von der zweiten Strophe an, wie z B. gleich im ersten Liede Durante la S. Tschaina (VII 390), wo ααbbcc in αbαbcc übergeht. In den Reimen des ersten Stückes der Ovretta musicale der einzigen bekannteren rätoromanischen Dichterin, Mengia Vielanda (VII 374), könnte man teilweise Assonanzen vermuten. Die Versendungen lauten in den ersten vier Strophen: quia : judea : Zaharia; veiva; ferviva : eira; veiva : bruncleiva : leiva : Sacerdotalla : jada : ftabla. Begreiflicherweise bietet das frühe oberländische Celestial Hierusalem, Turig 1620 (I 37) neben seinen sonst regelmässigen hübsch von 8 zu 4 und wieder zu 7 Silben variierenden Versen zahlreiche unreine Reime wie Hierusalem : fen : ftem (V. 3), hanur : fignur : nus (7), faung : ground : fpous (15). Hervorzuheben sind noch die Psalmen Steffan Gabriels, den wir schon als unterengadinischen Dichter kennen lernten, und der katholische Cudisch de Canzuns deren erste (123) mit den Versen beginnt: Te legri Regina digl Ciel, Te legri o Maria, Te legri Mumma d'Emanuel, Alleluja, rogi Diu per nus Maria. In den folgenden Strophen kehren der zweite und der vierte Vers der ersten regelmässig wieder, während der erste mit dem dritten reimt. Bei Conradin Riola fallen beim ersten Gedichte (I 308): Adinna, perinna nies Reg Excellent u. s. w., mit dem deutschen Titel Was lebet, was schwebet, die flotten Anapäste angenehm ins Ohr. Dagegen zeichnet sich der Pfarrer und Grammatiker Mattli Conradi in seiner Canzun davart la passiun a Mort da Jesu Christi (I 349) durch einen recht verwickelten, aber regelmässig wiederkehrenden Strophenbau aus, den man mit der Formel 887887787887 = aaβccβddεffε, wobei die Ziffern die Silbenzahlen andeuten, wiedergeben kann.

Im 19. Jahrhundert wird die rätoromanische Literatur Graubündens weltlich und gewinnt gleichzeitig ihre höchste metrische Ausbildung. Hatte der heitere Volksdichter Gian Battista Sandri (VIII 1ff.) noch kleine einfache Strophen, öfter mit unreinen Reimen, angewandt, so gewahren wir bei dem eigentlichen Begründer der neueren Engadiner Lyrik, Conradin de Flugi, allerdings noch häufig nach deutschen Vorbildern, Sechszeiler in der Form αβαβcc mit ihren Varianten, gelegenlich auch ohne genaue Zählung der Silben. Aber in seinem klangvollen Gedicht an das Bündnervolk, Al pövel grischun (VIII 131) haben wir durchweg vier-, sieben-, elf- und wieder viersilbige auf αββα reimende Verse und die Apostrophe an den Helden von Chalavaina, Benedict Fontana (154) erinnert uns mit ihren 13 Silben sofort an den neuen deutschen Nibelungenvers, wie ihn Flugi sicherlich bei Uhland kennen lernte. Mit der Übertragung von Filicaias Sonett All'Italia (141) kommt aber auch dieses Land zur Geltung, wenn auch die zweite Strophe noch

andere Reime als die erste zeigt. Noch formenreicher ist Zaccaria Pallioppi, der von einfachen, kleinen Gedichten, wie Ils buttuns da rösa (VIII 198) mit vierzeiligen Strophen zum kunstvollen Bau der Rösa da god (213), mit ihren 4, 10, 8 und 5 Silben nach aa$\beta\beta$ fortschreitet. Dazu beherrscht er aber in einigen Sonetten an berühmte Männer (Caderas, Flugi und Caratsch, 206, Travers. 211, und Gallicius, 209) und in den Terzinen des Inno da prümavaira (225) die italienische Form und versucht sich mit Glück in dem asklepiadeischen All'Elvezia (224) und in dem sapphischen Utuon (228) sogar an dem Problem der antiken Strophenbildung. Ohne diese formelle Vielseitigkeit in der eigenen Produktion zu erreichen, hat sie Pallioppis Nachfolger Gian Fadri Caderas (VIII 241ff.) in der Übersetzungskunst beinahe noch übertroffen, wie zahlreiche fremdländische, besonders aber deutsche Gedichte, unter ihnen vor allem Schillers Glocke beweisen. Von ihr mögen hier einige Verse nach Caderas' Fluors alpinas S. 165 neben die oberländischen von Paul Corai (I 595) gestellt werden:

Our d'arschiglia, ferm müreda	Ferm en mir stat en la terra
Sto la fuorm' in terra co.	Ilg modell, d'arschilla ars.
Stè cun bratscha prepareda!	Far il senn stuvein vont sera!
Hoz il sain stu gnir bütto!	Fresc, cumpoings nentiers, mes cars!
Gio dal frunt fluir	Caulds daguots nus ston
Stu süjur per sgür,	Currer giu d'ilg frun
Voul per l'ouvr'il maister lod;	Dei seu meister l'ovr' alzare,
Ma favur vain be dal ot.	Mo salid ilg ciel sto dare.

Die Tonmalerei dieser Übersetzungen finden wir auch in einer der Peidras impolidas von Otto Paul Juvalta, nämlich im Sass da Bravuogn (VIII 179) dessen erste Strophe lautet: Fruntuna, strassuna, Mormora, sussura, Dad ora[1]), stras ora[2]), Un oda la ova[3]), Chi sfenda la spelma[4]), La renda a belma[5]). Unter den lebenden Engadinern schliesst sich Peider Lansel (früher unter dem Pseudonym P. J. Derin bekannt, VIII 514) würdig an Caderas an, ebenso wohl in den eigenen kurzen stimmungsvollen Gedichten, wie in seinen Übertragungen. Von beiden möge hier aus dem im vorigen Jahr erschienenen schmucken Bändchen Primulas, je eine kurze Probe folgen.

Massa bod. S. 19.	Zu bald.
O sblacha fluoretta	O bleiches Blümelein,
tü vainst massa bod,	kommst nur zu bald,
amo be suletta	erblühst so ganz allein
at dervast nel god.	draussen im Wald,

1) von draussen, 2) wettert, 3) Wasser, 4) Felsen, 5) Schlamm.

At ha ingionada
il debel sulai?
Per nossa vallada
amo nun es Mai.
La dschêta be spetta
chi vegna la not:
o sblacha fluoretta
tü vainst massa bod!

Ein schwacher Sonnenstrahl
rief dich herbei?
aber in unsern Tal
ists noch nicht Mai.
Der Frost schon wartet dein,
kommt über Nacht,
hast, bleiches Blümelein,
zu früh gelacht!

O am' infin cha post amar! S. 67.
(O lieb so lang du lieben kannst).

O am' infin cha post amar!
O am' infin cha sast amar!
quell'ura vain, quell'ura vain
cha tu spêr fossas stost cridar!
Porta pissêr cha chôd teis cor
mantegn'amur e spordscha quel
infin ch'amo ün oter cor
incunter teis batta fidel.

A chi a tai derva seis pet
fa cun amur quai cha post far,
minch'ura sia cuntainta fa
ningüna ma nun atristar,
E guarda sün ta lenga bain;
ün pled malign es spert büttá
„O Diou quai non füt dit in mal!"
Ma l'oter plondsch' intant e va.

Auch im Bündner Oberland entwickelte sich die jetzt vorwiegend weltliche Lyrik zu hoher Blüte. Von den einfachen Vierzeilern Georg Anton Vielis (Canzun dels deportai I 453) an durch die Poesien des um seine Sprache so verdienten Benediktinermönches Baseli Cargiet, der auch ein kleines Gedicht, L'admiraziun (I 579) in fünfzehn- bis sechzehnsilbigen Versen verfasste, bis zu dem unermüdlichen Verfechter rätoromanischer Spracheinheit, G. Antoni Bühler (I 608 ff.), der Schillers Tell in seine Sprache umgedichtet hat, finden wir zahlreiche hübsche Darbietungen des mit seinen tiefen Vokalen so kraftvoll klingenden Oberländer Dialektes. Unter den neueren Vertretern desselben seien aber noch besonders erwähnt: Anton Huonder mit seinen wenigen, aber um so ergreifenderen Volks- und Freiheitsliedern, von denen Gl'ischi a Trun (I 607), der Ahorn von Truns mit seinen drei Strophen, die aus acht sechssilbigen männlich ausklingenden Versen bestehen, zum vielgesungenen Volkslied geworden ist. Der schon genannte Balladendichter Muoth hat auch in zahlreichen eigenen und übertragenen lyrischen Dichtungen seine Verskunst bewiesen. In seinem Stai si! defenda, Romonsch, tiu vegl lungatg! (I 676) mit seinen kurz und kräftig anklingenden, langsam und eindringlich ausklingenden, kunstvoll gereimten Strophen (5654 8888 8 10 zu *a*b*a*ccdddd) hat er mit der ganzen Pracht seiner Muttersprache gezeigt, wie wert sie des Kampfes sei, zu dem er für sie seine Sprachgenossen zu entflammen sucht. Einen mehr melancholischen Ton schlägt der kranke und so früh ver-

storbene Alfons Tuor auf seiner Leier an, die er zu folgenden Worten Allas steilas (I 742) stimmte.

O schei vus claras steilas
El firmament,
Pertgei viv' ins sin tiara
Mo in moment?
Pertgei sto ins sin tiara
Pitir, pitir,
Quei cuort moment ch'ins viva
Epi smarschir?

O sagt mir, helle Sterne
Am Himmel dort,
Warum man von der Erde
So bald muss fort?
Warum gibt es auf Erden,
Viel Leid, viel Leid,
Und nach dem flüchtgen Leben
Verweslichkeit?

Carnot, o. c. 63.

Endlich sei noch des Brigelser Pfarrers Florin Camathias gedacht. In dem Organ romanischer Studenten, dem Ischi, in welchem der zerstörte Ahorn von Truns wieder neu zu grünen scheint, gibt er auch die besseren Dichtungen der kleineren romanischen Schwestersprachen in Form und Inhalt vortrefflich wieder. Man vergleiche z. B. den Anfang des wundervollen Liedes aus Mistrals Mireio, Cant III, im Ischi VII 94:

O Magali, ma tant amado,
Mete la tèsto au fenestroun!
Escouto un pau aquesto aubado
De tambourin e de vióuloun.
Èi plen d'estello aperamount!
L'auro es toumbado,
Mai lis estello paliran,
Quand te veiran!

O Magali, ti mi' amada,
Po stenda o tiu tgau blondin!
Marvegl a ti, aunc strusch levada,
Resunan giegi'e tamburin.
Egl ault, in tschiel stelliu e fin
E plein rugada:
Las steilas, ston stulir puspei
Sch'ei vesan tei!

Die schwankende Silbenzahl mit männlichem Versausgang in der ältern Poesie, die häufige Verwendung paarweise gereimter Verse, die Anlehnung an das deutsche Kirchenlied und später an andere deutsche Dichtungsformen, dazu die Ablehnung der italienischen Verskunst mit wenigen modernen Ausnahmen, und ebenso sehr die Vorliebe der Übersetzer für die deutsche Literatur: das alles deutet auf eine starke Einwirkung, die nur ein Stück des ganzen so natürlichen deutschen, bezw. schweizerdeutschen Kultureinflusses ist. Dieser ist aber weit mehr als der italienische für die rätischen Idiome zu fürchten. Ergibt sich doch aus einem flüchtigen Blick auf die sich so breit machenden deutschen Anzeigen und auf das Verzeichnis der vielen deutschen Predigten in dem sonst gut romanischen Engadiner Wochenblatt, zunächst für das Oberengadin die Notwendigkeit, mit allen Mitteln eine Sprache zu unterstützen, die in gebundener wie ungebundener Rede ihre volle Existenzberechtigung nachgewiesen hat.

Vordeutsche Ortsnamen im südlichen Bayern[1]).

Von

Karl Gruber in Leipzig.

Einleitung.

Wohl wenig Gaue unseres Vaterlandes zeigen in ihrer Nomenklatur ein so echt deutsches Gepräge wie die des südlichen Bayerns. Wie vertraut und anheimelnd klingen uns die zahlreichen, noch aus den ältesten Zeiten germanischer Siedlung stammenden Patronymika auf -ingen und -ing, die vielen -heim, -hofen, -hausen, -dorf, -ried, -reut, -beuern, -feld, -wang, -lohe u. s. w. Und doch tauchen dazwischen Namen auf, die einen seltsamen Klang haben, und die wir nicht zu deuten vermögen. Allerdings wird der Germanist und genaue Kenner der schwäbischen und bayerischen Mundart auch von vielen dieser scheinbar undeutschen Namen den Nimbus des Fremden nehmen und sie auf gute deutsche, wenn auch ausgestorbene oder nur noch in der Mundart fortlebende Wörter zurückführen.

Aber auch dann bleiben noch einige Namen, die keinen Sinn geben wollen. „Ortsnamen müssen aber, sagt schon Leibniz[2]), einen Sinn haben, und wenn sie uns heute keinen mehr zu geben scheinen, so zeigt dies nur, dass unsere Sprache von der alten Sprache abweicht, in der die Ortsnamen geschaffen worden sind.“ „Erfassen wir diesen Sinn, bemerkt hierzu Redlich[3]), so enthüllt er uns die Beziehungen des Namens

1) Den Begriff „Ortsnamen“ fasse ich in demselben weiten Umfang wie Foerstemann (Die deutschen Ortsnamen, S. 5f.). Hiernach sind unter Orten nicht nur Komplexe von Häusern, sondern überhaupt alle in irgend einer Beziehung ein Ganzes bildenden Teile der Erdoberfläche zu verstehen. Der Begriff Ortsname schliesst also auch alle Flur-, Wald-, Berg-, Fluss- und Gehöftnamen u. s. w. ein.

2) Angeführt bei Egli: Geschichte der geographischen Namenkunde. 1886. S. 31.

3) Oswald Redlich: Über Ortsnamen der östlichen Alpenländer und ihre Bedeutung. Zeitschr. des deutschen und österreich. Alpenvereins (künftig angeführt als ZDÖAV.) Bd. 23 S. 72.

zu dem Orte, an dem er haftet, zu demjenigen, der ihn gegeben hat. Er enthüllt uns die Natur des Ortes und die Kultur, die der Mensch dahin gebracht hat.“ Und an einer andern Stelle des gleichen Aufsatzes sagt Redlich von diesen sonderbar klingenden Namen: „Wie unsichtbare Geister wehen aus ihnen in die einsam grosse Natur die Schauer uralter Menschenschicksale und Menschenwerke hinein. Dem geistigen Schauen entsteigen aus diesen Namen die altersgrauen Gestalten und Völker, welche durch die Bergwildnisse gezogen sind, welche sie zugänglich, urbar gemacht, sie nach und nach besiedelt haben. Dem rückschauenden Blicke beleben sich die Täler und Hänge, ihre Namen künden uns, wie Generationen auf Generationen von Menschen sich in Beziehung gesetzt haben zur unnahbar scheinenden Natur.“ Zwar hat Redlich bei diesen Worten mehr die Tiroler Alpen im Auge, aber sie treffen auch für unser Gebiet zu. Sagt doch Westermayer[1]): „Nicht mit Unrecht hat man die Karte von Oberbayern (für Schwaben gilt dasselbe) mit einem mehrmals gelöschten und wieder beschriebenen Pergamentblatt (Palimpsest) verglichen, worauf durch die Schriftzüge der letzten Hand noch immer die vorigen Züge durchschimmern. So treten auch in unsern Lokalnamen vorgermanische Benennungen vielfach zutage, und das Schwierige ist nur, bei den vielen gleichlautenden Wurzeln, welche die einzelnen Sprachen bieten, in jedem besonderen Falle die allein berechtigte zu erkennen.“ Eine andere Schwierigkeit kommt noch dazu, die Volksetymologie.

Jedes einwandernde Volk übernimmt zwar die Namen, die es schon vorfindet, hat aber das Bestreben, die seinem Munde unbequemen Lautbildungen durch ihm geläufigere zu ersetzen und Wörter, die ihm keinen Sinn geben, solange umzumodeln, bis sie ihm verständlich sind, oder, wie Jakob Grimm so schön sagt: „Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darinnen umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht.“ So haben jedenfalls schon die Kelten die rätischen und venetischen Worte, die Römer die keltischen und die Germanen die romanischen umgestaltet, und Wörter wie Palfen, Partnach, Loisach u. s. w. sind durch den Mund von vier grossen Völkerfamilien gewandert, so dass sozusagen drei Jahrtausende von diesen Namen auf uns herabblicken. Dieser Vorgang der volksetymologischen Umdeutung ist wohl auch schuld daran, dass nur noch wenig vordeutsche Ortsnamen vorhanden sind. Besonders von der dichten romanischen Besiedlung der Voralpen müssten sonst viel mehr Namen Zeugnis ablegen. So aber wurden wohl die meisten romanischen Wörter umgedeutet wie campo (Feld) in Kamb 'Kamm', val 'Tal' in Fall, albo in Alp, rosso in Ross, grasso in Gras,

1) Chronik von Tölz S. 1.

lato in Latte, rovina in Raben, aquale in Wahl, Wall, prato in breit, sasso in Sass, Säss, cazza 'Jagd' in Katze, alto in alt, während alto hinwiederum ein umgedeutetes kelt. alt 'Stein' sein kann.

Die nach Abzug all dieser „eingedeutschten" Wörter noch übrig bleibenden können wir in drei grosse Gruppen teilen: vorkeltische (rätische, venetische), keltische und römische, bezw. romanische. Wie es in der Natur der Sache liegt, sind es von der ersten Gruppe nur verschwindend wenige, von der zweiten etwas mehr, aber auch nur eine Handvoll, und zudem in römischem Gewande; die weitaus grösste Zahl, — gross auch nur relativ aufzufassen — gehört der dritten Gruppe an, was ja bei der langen und dichten romanischen Besiedlung nicht weiter wunder nimmt.

I. Vorkeltische Namen.

Über der grauen Vorzeit unseres Landes schwebt tiefes Dunkel, wie der beliebte Ausdruck lautet.

Zum ersten Male hören wir von ihm bei griechischen und römischen Schriftstellern. Diese alle nennen schon die Kelten als Bewohner. Nach der Überlieferung Herodots waren diese an der Donau noch ein Nomadenvolk, besonders berühmt durch Pferdezucht (daher die besondere Pferdegöttin Epona), doch kannten sie auch schon den Ackerbau, der allerdings schon eine gewisse Sesshaftigkeit voraussetzt. Jedenfalls aber sind die Kelten nicht die Aborigines, sondern fanden bei ihrem Eindringen von Osten her bereits andere Stämme vor, die teils vernichtet und verdrängt wurden, teils in ihnen aufgingen. Ist uns über diese Urbewohner auch nichts überliefert, so legen doch die unterirdischen Funde ein beredtes Zeugnis von ihrem Dasein und ihrer Kultur ab[1]). Wahrscheinlich war unser Gebiet schon zur älteren Steinzeit bewohnt, wie die einzelnen Funde bei Regensburg, am Starnberger See (?) und besonders in der Umgebung des Bodensees beweisen[2]). Etwas besser unterrichtet sind wir über die jüngere Steinzeit, von deren Kultur uns die Funde im Haselmoos nördlich vom Kochelsee, in Marwang im Chiemgau, am Waginger See, bei Tittmoning und bei Salzburg Kunde geben. Besonders die reichen Funde bei Salzburg deuten auf uralten Handel an der Salzachstrasse[3]). Zum grösseren Teil aus der jüngeren Steinzeit, zum kleineren aus der Bronzezeit stammen die zahlreich in den

---

1) Ausführlicher berichten hierüber Eduard Glück: Vorrömische und römische Kultur in den bayerischen Alpen. ZDÖAV. 24 S. 52ff., F. L. Baumann: Geschichte des Allgäu, S. Riezler: Geschichte Bayerns.

2) Näheres bei v. Zittel im Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f Anthropol. Ethnol. u. Urgesch. 1880.

3) Glück, a. a. O. S. 54.

Seen der Voralpen aufgefundenen Pfahlbauten; erwähnt seien die im Boden-, Würm-, Ammer-, Barm-, Schlier- und Chiemsee.

Welchem Volke diese Pfahlbürger angehörten, wissen wir nicht. Möglich ist, dass sie schon zum Teil zu den Stämmen gehörten, die später von den Kelten unterworfen oder verdrängt wurden. Nur so viel wissen wir, dass diese bei ihren Vordringen in unser bayerisches und schwäbisches Hochland bereits auf Stämme stiessen, die eine ziemlich hohe Kultur hatten. Die bedeutendsten von ihnen waren die Veneter, Räter und Noriker.

Die Veneter.

Die Veneter gehören infolge ihres frühen Auftretens in der Geschichte und der Überallheit ihres Namens sicher zu den interessantesten Stämmen, und es wäre eine lohnende Aufgabe, ihre Wanderungsgeschichte einmal systematisch zu erforschen. Dass sie auch im Süden und Südwesten unseres Gebietes gesessen haben müssen, ist bisher immer noch zu wenig beachtet worden. Und doch legen verschiedene Ortsnamen und Sagen ein untrügliches Zeugnis davon ab.

So hiess der Bodensee einst Lacus Venetus[1]); in der Schweiz und im Oberinntal gibt es einen Venetberg[2]). Der mächtige Gebirgsstock des Venediger in Tirol erinnert an sie, desgleichen auch die durch das ganze nördliche Alpengebiet, zumal im Allgäu und im bayerischen Gebirge verbreitete Sage von den Venediger Männlein, worauf schon Simrock aufmerksam machte. Auch die schwäbische Sage von den 'Fenken' scheint mir auf die alten Veneter hinzudeuten. Wie kommen diese aber in unsere Gegend?

Schon Homer[3]) erwähnt sie als Bewohner von Paphlagonien in Kleinasien. Herodot I, 196 rechnet sie, da sie damals zwischen Haemus und Donau und im Norden der Adria wohnten, zu den Thrakern und Illyrern. Die Illyrer sind aber nach der ältesten slavischen Urkunde, der Nestorschen Chronik, Slaven. Wir haben also nach Wilser[4]) in den Venetern wohl den am frühesten nach Westen vorgedrungenen, den westeuropäischen Stämmen am nächsten stehenden Stamm der Slaven zu erblicken. Sowohl nach Livius V, 33 wie nach Polybius redeten die Veneter, die damals nördlich der Adria wohnten und von

1) Vgl. dazu noch Bacmeister, Alemann. Wanderungen S. 20, wornach das *Tarvesium* in Venetien, j. Treviso, an das *Tarvessedum* (am Splügen?) erinnert. Ebd. S. 150 wird auch ein Wenneder Berg bei Neuffen erwähnt.

2) Buck, Rätische Ortsnamen in Alemannia XII, 277, leitet es allerdings von einem Venate (zu vena 'Brunnenader') ab.

3) Ilias II, 850 u. 851: *Παφλαγόνων δ' ἡγεῖτο Πυλαιμένεος λάσιον κῆρ ἐξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων* u. s. w.

4) Die Germanen S. 116.

dort aus später (452) Venedig gründeten, eine von ihren Nachbarn gänzlich verschiedene Sprache.

Caesar (De bello Gallico 2, 34) u. a. erwähnen die Veneter auch in Gallia Lugdunensis. Plötzlich tauchen sie auch an der Ostsee auf. In Wirklichkeit werden sie schon von Urzeiten her dort gesessen haben; sie sind nur den Alten unbekannt geblieben. Plinius (Veneti), Tacitus (Venedi) und Ptolemaeus (*Οὐένεδαι*) nennen sie als östliche Nachbarn der Germanen. Tacitus[1]) will sie, trotzdem sie viel von den Sitten ihrer sarmatischen Nachbarn angenommen hatten, doch noch zu den Germanen gerechnet wissen. Er berichtet von ihnen, dass sie, beständig ihre Wohnsitze wechselnd, die Gebiete zwischen Ostsee und Karpathen durchstreifen. Nach Plinius Nat. Hist. IV, 27 wurde das Land zwischen Finnland und Weichsel von Sarmaten, Venetern und Schiren bewohnt. Nach Ptolemäus lib. III berührten sich an der Weichsel Veneter und Goten. Alte Geographen erwähnen auch an der Ostsee einen Sinus Venedicus (*κόλπος Οὐενεδικός*). Die gegen Ende des 3. Jahrhunderts angefertigte, unter dem Namen tabula Peutingeriana bekannte Weltkarte des römischen Reiches verzeichnet die Veneder nördlich von der untern Donau. Von hier aus sind sie später nach Abschüttelung des hunnischen Joches in die von den Germanen verlassenen Gebiete des Westens geräuschlos eingerückt. Die heutigen Wenden tragen noch ihren Namen. Meiner Ansicht nach ist die Urheimat der Wenden, ebenso wie der Slaven überhaupt in der Ostseegegend zu suchen, etwa in den baltischen Provinzen[2]). Während ein Teil hier bis ungefähr ins 2. Jahrhundert n. Chr. sesshaft blieb, ist der Hauptschwarm schon sehr früh (vor 1000 v. Chr.) nach Südosten gewandert und zwar nach Kleinasien. Von dort aus zogen sie nach Illyrien. Ein Teil blieb hier zurück, der andere zog weiter nordwestlich und liess sich im nördlichen Teile der Alpen nieder und zwar in einem Gebiet, dessen Mittelpunkt vielleicht der Bodensee war. Hier sind sie dann spurlos verschwunden. Wahrscheinlich erlagen sie im Süden den Rätern und im Norden den Kelten, in denen sie zum Teil aufgingen. Der Rest wich nach Westen zurück und liess sich in Gallia Lugdunensis nieder. Auf diese Art lässt sich die Herkunft dieses venetischen Absprengsels in unserem Gebiete wohl am besten erklären. Vielleicht rührt von ihnen auch das Wort Jura[3]) her, unter dem ursprünglich nur der Schweizer Jura verstanden wurde. Dieses Wort erinnert sehr stark an das slav. *gora* Berg (ver-

---

1) Germania 46.

2) Dieser Ansicht ist schon Dobrowsky in Monses Landesgeschichte des Markgrafentums Mähren I, 19.

3) Caesar: Jura, Plin.: Jures, Strabo: *Ἰουράσιος*, Ptol. *Ἰούρασσος* (*-assos* ist das keltische Suffix). Vgl. Holder, Altkeltischer Sprachschatz II, 23 ff.

wandt mit ai: *giriš*, av. *gairi*, alb. *gur*). D'Arbois de Jubainville hält das Wort allerdings für ligurisch (aus *Joura* entstanden; zu $\sqrt{jou}$, woher der Berg Jov-entio).

Eine wichtige Stütze für meine Hypothese scheint mir der Name Partenkirchen zu sein. Urkundlich tritt es zuerst auf als Partanum[1]). Es war ein römisches Kastell, in dem die herkulische Kohorte der III. italienischen Legion stand.

Die Römer haben — sie selbst gaben nur selten ihren Standlagern neue Namen — den Namen von den Kelten übernommen. Aber Partanum kann kein keltisches Wort sein, da die Kelten um diese Zeit schon das Anlauts-*p* verloren hatten[2]). Folglich haben auch sie es von einem andern Volke übernommen und zwar vielleicht von den Venetern. Partanum[3]) ist sicherlich nach dem Flusse, an dem es liegt, der Partnach benannt, die jedenfalls *Partana* hiess. *-ana* ist eine beliebte Flussnamenendung, vgl. Adrana, Isana, Sedana, Sequana, Travana u. a. Partanum verhält sich zur Partana wie Juvavum (Salzburg) zum Juvavus, Aternum zum Aternus, Piraurum zum Piraurus, Tifernum zum Tiber u. s. w. Auch das istrische Piranum hat jedenfalls seinen Namen von einer Pirana. Während aber sonst für Flussnamen, da sie infolge ihres hohen Alters idg. Gemeingut sind, zahlreiche Entsprechungen sich allenthalben finden, kenne ich für unsre Partana nur eine, nämlich — man sollte es nicht für möglich halten! — das bescheidene Wendenkind Parthe, die in Leipzig in die Pleisse mündet[4]). Nun kann man sich allerdings keinen größern Unterschied denken als diese beiden Bäche, der eine, weissschäumend reissend, der andere graugrün und träge Als tertium comparationis bleibt also nur, dass der Stamm *part* ursprünglich 'Bach' bedeutet haben muß, vgl. $\sqrt{per}$, auf ein Ziel hindringen, wovon porta 'Durchgang', portus, portare, deutsch: fahren, führen, altengl. fêran ‚gehen'. Die Bedeutung ist demnach 'Gänger' ähnlich wie beim Ganges,

1) Itiner. Anton: *Partano*, Tab. Peut: *Tartenum* (verschr. f. *Part-*).

2) *Part* müsste, falls es keltisch wäre, höchstens auf ein idg. *quart* zurückgehen, dies ist aber ein Stamm, der sich in keinem Flussnamen findet.

3) Das Wort ist bisher unerklärt geblieben. Holder, altkelt. Sprachschatz fügt in Klammern bei (illyrisch?). Nur des Curiosums halber sei hier die sich allenthalben in Reiseführern und selbst in wissenschaftlichen Büchern findende Erklärung angeführt, wonach Partanum von in der Kohorte dienenden Parthern seinen Namen haben soll. Als ob es Sache eines welterobernden Volkes ist, einer Handvoll Soldaten eines unterworfenen Volkes zuliebe einen Ort zu benennen! Zudem ist nirgends etwas von solchen Parthern überliefert.

4) Holder erwähnt a. a. O. einen Fluss Parthiscus, über den ich aber nichts näheres weiss. Derselbe Stamm scheint übrigens auch in dem ostpreussischen Partheinen zu stecken.

Ainos, Moinos u. a. Die Partnach hat also von den alten Venetern, die Parte von ihren Nachfahren, den Wenden, ihren Namen erhalten.

Ein eigentümlicher Zufall ist es, daß ähnlich wie die Partnach unterhalb Partenkirchen in die Loisach (Lubisa) fließt, so in nächster Nähe der Parte eine Luppe[1]) sich findet. Die Loisach heisst urkundlich *Liubisaha* (8. Jahrh.), *Liubisa* und *Liubasa* (11. Jahrh.), bei Aventin *Libussa*. Foerstemann will sie als „Ach des Liubo" erklären, aber die meisten neuern Forscher, wie Riezler, Buck heben mit Recht hervor, dass hier nur eine Volksetymologie vorliegt, denn die Loisach wird ebenso wie alle andern grössern Flüsse schon einen sehr alten Namen haben. Wahrscheinlich hat sie *Lubisa* geheissen. Riezler weist — damit trifft er wohl das Richtige — auf einen Stamm hin, der jetzt noch in dem kymr. *llif* (Flut) vorliegt, und der sich auch in lat. libare und griech. λείβω findet. Buck führt diese Lubisa auf $\sqrt{\text{rup}}$ 'reissen', Lohmeyer auf $\sqrt{\text{lap}}$ 'tönen' zurück.

Natürlich kann Lubisa ebenso gut slavisch wie keltisch und germanisch sein, da, wie schon erwähnt, die Flußnamengebung durch das ganze indogermanische Sprachgebiet dieselbe ist[2]). Zeuss S. 89, sowie Sepp, Ansiedlungen der Slaven u. s. w. wollen unsere Loisach aus dem Slavischen als Waldbach erklären, jedoch mit Unrecht. Liubissa hiess früher — wahrscheinlich nach einem Bachnamen — auch eine Vorstadt von Reichenhall, ebenso hiess der Nebenfluss der Kamp am linken Donauufer 1080 Liubisa.

Vielleicht waren unter dem Namen Illyrien, „mit dem seit Augustus oft alle Länder südlich von der Donau von Rätien an bezeichnet wurden[3]), einst auch unsere Veneter mit inbegriffen. Sie sind eben unter den Kelten aufgegangen, ähnlich wie heutzutage am Ostfuße der Alpen die Jopoden als ein illyrisch-keltisches Mischvolk angesehen werden.

Wenn ich diesem Veneterkapitel einen Raum zugestanden habe, der über den Rahmen dieser Abhandlung hinaus zu gehen scheint, so geschah das in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Leute von Fach auf dieses Problem zu lenken. Vielleicht greift es jemand auf und bringt es seiner Lösung näher.

---

1) Die Luppe fliesst hinterm Palmengarten in Leipzig aus der Elster und dann, immer parallel mit ihr, in die Saale.

2) Vgl. die Luppia j. Lippe, ferner die häufigen Leibe (eine zur Donau in Schwaben), Laibach, den Lebenauerbach (Liubilinaha) zur Salzach und den Leiblingbach (Liubilinbach) zur Traun, die verschiedenen Lupa, Luva, Loa, Lovissa, Lupera u. a. (Näheres bei Buck, Alemannia 8, 173).

3) Fr. Ratzel, Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen. ZDÖAV. 27, 64.

Räter.

Am Nordfusse der schwäbischen und bayerischen Alpen sassen, jedoch nur in den großen Tälern von Lech, Isar, Loisach, Inn und Salzach, die Ausläufer des Stammes der Räter. Strabo berichtet von ihnen, dass sie ebenso wie die Noriker bis zu den Höhen der Alpen hinaufwohnen und dass die Höhen längs der Alpen gut anzubauen seien. Einen Beweis hiefür liefern verschiedene „Hochäcker“, vom Volk fälschlich auch „Walchäcker“ genannt, die sich zum Teil in solchen Höhen finden, wohin nie ein Römer drang; an Romanen ist nicht zu denken, weil sich in diesen Hochäckern schon Hügelgräber der ältern Bronzezeit[1]) finden. Nach Ratzel a. a. O. S. 63 waren von den Lepontiern am Gotthard bis über den Brenner hinaus und vom Süd- bis zum Nordfuss der östlichen Mittelalpen sich erstreckend, die Gebiete der Räter zunächst ebenso insular wie die ihrer romanisierten Nachkommen, die den Kern des alten rätischen Gebiets und der alten Provinz Rætia bewohnen. Es spricht alles dafür, dass auch diese Sitze der Zurückdrängung aus einer grössern, viel weiter nach Süden und vielleicht auch nach Osten reichenden Verbreitung waren.

Horaz nennt neben den Rätern noch die Breuni[2]) und Genauni[3]). Nach Strabo „Breuni et Genauni tenent magna ex parte montana exteriora“. Doch scheinen sie mir, ihrem Namen nach, eher Kelten gewesen zu sein. Über die Räter berichten Livius V, 33, Plin., N. H. 3,20[4]) und Justin. 20,5.

Leider ist ihre Sprache gänzlich verschollen, nur viele rätselhafte Tiroler Namen wie Mils, Sils, Schwaz, Glurns, Schlern, Tscherms u. s. w., die sich aus dem romanischen nicht erklären lassen, enthalten noch wenn auch sehr verwischte Spuren ihrer Sprache. Nach den Forschungen des für die Lösung des rätischen Problems unermüdlich tätigen Steub[5]) scheint das Rätische am meisten Ähnlichkeit mit dem

1) Nach F. Ohlenschlager im Corr.-Bl. des Gesamtvereins f. d. Gesch. und Alt. Innsbruck 1878.

2) Sie hatten ihre Namen wohl vom Brenner, der nach Buck, Alem. XII 281, wieder nach dem Bach (Breonna) hiess. Vgl. die Brienna j. Prien zum Chiemsee, die Braenna j. Brenne in Frankreich und den Brenno zum Tessin. Ähnlich erhielt der Mont Cenis vom Bache Cenisus j. Cenesa den Namen.

3) Man glaubt noch eine Erinnerung an sie in dem Namen Valgenein (1592 *Valgkhaneün*) gefunden zu haben. Siehe Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols II, 59.

4) Raetos Tuscorum prolem arbitrantur a Gallis pulsos duce Raeto. Wahrscheinlich ist es aber so, dass die Tusker von Norden her nach Italien gekommen sind.

5) Von seinen zahlreichen einschlägigen Werken verweise ich nur auf seine „Rhätische Ethnologie“.

Etruskischen zu haben, über das wir allerdings auch nicht viel besser unterrichtet sind.

Man ist geneigt, einige nur im romanischen Gewande erhaltene Wörter auf das Rätische zurückzuführen. In Betracht kommen solche Wörter, die sich nur in den einst von Rätern und Etruskern bewohnten Landstrichen finden, während sie den übrigen Dialekten fehlen. Immerhin ist damit noch nicht bewiesen, dass sie nun durchaus rätisch sein müssen. Bei den meisten wird es sogar gar nicht der Fall sein. So hat man das durch das ganze Alpengebiet verbreitete Kar (ein von drei Seiten von Felsen kreisförmig eingeschlossenes Geröllfeld) als rätisch bezeichnet, und auch den Karst (alt Carusarius), Kärnthen (Carinthia) Krain (Carniola) Karpathen, Karawanken, u. s. w. von diesem uralten Stamm *car* abgeleitet. Das Karwendel hat man auch als **Caravancil* gedeutet und damit die Brücke zu den Karawanken geschlagen. Bacmeister, Alemann. Wand. 126 meint: Sollte er nicht eine Erinnerung an die Vindeliker sein, das Berghaupt (Kar) der Vindeli? Wahrscheinlich ist es aber nur ein deutsches Karwändl (Demin. zu Wand). Es war zunächst nur ein einzelner Berg, der dann, wie so oft, dem ganzen Gebirgsstock den Namen gab.

Meiner Ansicht nach ist das Wort Kar einfach von dem Gefäß, das jetzt noch in Süddeutschland Kar heisst, übernommen, um damit eine kreisförmige Vertiefung zu bezeichnen. Ähnlich heisst es bei Hinterstein „im hohen Napf" und in Tirol gibt es eine Reihe von ON, die von panna 'Pfanne' gebildet sind[1]). Das in nichtdeutschen Namen vorkommende Kar mag allerdings auf ein rätisches car zurückgehen, das vielleicht 'Stein' bedeutet, aber mit dem deutschen Kar (ahd. char) nichts zu tun hat.

Auf ein von jenem *car* abgeleitetes *caruna, hat man Krün im Wallgau zurückgeführt. Es ist aber jedenfalls romanisch *carinae* (s. u. S. 334)[2]).

Von bayerischen Namen scheint mir nur Gars am Inn, Garsch an der Alz und ev. Garatshausen am Würmsee auf jenes vordeutsche Kar zurückzugehen.

Gars lautet urkundlich (8. Jahrh.) *Garoz, Karoz*; Garatshausen *Kararshusa* (11. Jahrh., Mon. Germ. Scr. IX. 214), *Karashusen*

1) Siehe Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 2. Heft, S. 48f.

2) Ausführlich handelt über Car, sowie die andern vordeutschen zur Beziehung von Bergen verwandten Stämme *cas*, *mas*, *mar*, *ras*, *glar*, *cam* und *sas* C. Täuber in den Neuen Gebirgsnamenforschungen, Zürich [1907]. M. E. geht er aber viel zu weit, da er nun alle Namen, (auch rein deutsche z. B. Geren) die irgenwie diesen Stämmen ähnlich lauten, auf die genannten Wurzeln zurückführt.

(12. Jahrh.) und *Garoltshusen* (1280)[1]. Falls hierin nicht ein PN. enthalten ist, scheint Garatshausen mit Gars auf denselben vordeutschen[2]) viell. rätischen, nicht erklärten Stamm car zurückzugehen, von dem nach Steub, Zur räth. Ethnologie auch Karres (so schon 13. Jahrh.) bei Imst im Oberinntal gebildet ist. Anzusetzen wäre als Urform ein *Carusa. Vgl. Cerosa bei Trembelleno, Carres an der Sarca, Karrösten bei Karres im Oberinntal (< *Carasta).

Rätisch scheint mir der Stamm Kas und Kes zu sein, der in Bayern jedoch nur selten begegnet und dann nur in den Kas- und Käsbächen. In Tirol, bes. im Pustertal heissen die Ferner Keese. So gibt es am Venediger allein ein Habacher-, Viltragen-, Schlaten-, Schalen-, Prettlauer-, Mauer-, Umbalkees, am Grossglockner ein Teischnitzkees, westl. vom Olperer ein Stampfikees u. s. w. Die Kasbäche wären also Bäche mit Schneewasser.

Ein in den bayerischen, besonders in den Berchtesgadner Bergen öfters wiederkehrender Bergname ist der Palfen[3]). Zwischen Watzmann und Hochkalter finden wir die durch ihre ungemeine Zersplitterung bemerkenswerten Palfelhörner, am Königsee den Feuerpalfen[4]), bei Reichenhall die sieben Palfen, südlich davon an der Saalach einen Hof Palfner.

Schmeller, Bayer. Wörterbuch, führt als ältesten Beleg an: locus qui an der Palfen dicitur (a. 1150) und erklärt Palfen als „Felsenstück, das etwas überhängt und eine Art von Schutzdach bildet." Jetzt wird aber unter Palfen eine Felsenwand schlechthin verstanden. Weitere ältere Belege sind „ain schneidiger palfen" (bei Kufstein, Zingerle, Weistümer 1,50) und „an einen hohen palfen genannt spitzstein" (ebd. 1,51). Rabenpalff (in Oberbayern, bei Apian S. 114), Palfen villa (ebd. S. 115). Im Ennebergischen wird im 14. Jahrh. ein palva genannt. In Vorarlberg bei Laterns findet sich ein Balfentobel und nördlich von Belluno ein Monte Pelf. All diese Formen weisen auf ein *palva* als Grundwort hin.

Daneben scheint im südwestlichen Alpengebiet eine Form *palvus* bestanden zu haben, sie liegt vor in Piccolo Pelvo, Pervo monte, Rocher

---

1) Abzulehnen ist die Deutung von Sepp, Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel S. 4: „Garatshausen hiess nach Meichelbeck Carareshusen. Es war ein römisches Carrara, d. h. Steinbruch, wenn gleich nicht von edlem Marmor." Ich wüsste aber nicht, wo bei dem idyllischen Garatshausen, einem jetzt dem Fürsten Thurn und Taxis gehörigen Schlösschen, ein Steinbruch liegen soll.

2) Steub verzeichnet 6 Seiten (S. 185—190) solcher von car abgeleiteten Wörter.

3) Siehe auch den Abschnitt palmus, palma, balma von Buck in Alemannia XII, 260—262.

4) Wahrscheinlich alte Kultstätte, ähnlich wie der Feuerzipfel am Walchensee und der Feuerbichl bei Reichenhall.

de Péouve (< palvus). Auf ein *palvosus* geht der Mont Pelvoux, auf ein *palvaticus* der Pelvas und auf ein *palvatus* der Pelvé zurück. Dem Balbier im Montafon liegt nach Steub, Zur rhät. Ethnol. S. 88 ein *palvura* zugrunde. Steub ist auch geneigt, churwelsch *bova* 'Erdschlipf', Hügel, [grödn: *bóa*], für eine Entstellung von balva zu halten. Boe heisst der höchste Gipfel der Sellagruppe.

Von den wenigen rätischen Inschriften ist uns eine überliefert, auf der zweimal ein *pala* in der Bedeutung ‚Stein' vorkommt. Dieses pala ist in Südtirol zur Bildung von Bergnamen noch üblich, vgl: die Pala delle Fermade, Pala di Chiaccia, Pale di Mezzodi. Es liegt nun sehr nahe, unser palva als eine Stammerweiterung von pala anzusehen, die Bedeutung 'Felswand' würde ebenfalls dazu stimmen; das einzige Bedenken dabei ist, dass wir daneben noch eine Form balma haben, die dem Begriffe nach sich mit *palva* zu decken scheint. Nach Du Cange ist balma: lapis sepulcralis, specus, collis a valle in vallem protensa in locis montosis. Dieses balma scheint keltisch zu sein; denn es findet sich überall da, wo früher Kelten sassen. Es lautet afrz. balme (Felsgrotte), nfz. baume, nprov. baumo, oberital. balma. Auch das ital. balza 'Felsen, Absturz' scheint hierzu zu gehören.

Mehrere französ. Orte gehen auf dieses balma zurück, so Baume-les-Messieurs (Dép. Jura), Beaume bei Besançon, der Cole de Balme bei Chamonix u. a. In alemannischen Gegenden findet sich die Form Balm, so bei Bad Oberdorf im Algäu eine Balmwand, bei Guttingen a. Rh. ein Balm, am Düsistock die Alp Hinterbalm. Im Gegensatz zu der französ. Schweiz, wo barma, bauma, boma 'Höhle, Felsengrotte' bedeutet, hat es im alemannischen Gebiet den Begriff 'Felsenwand' beibehalten.

Götzinger, Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen, S. 49 nennt verschiedene Balm im Kanton St. Gallen, die „stets einen Hügel oder Berg bezeichnen'. Auch er tritt infolge des Auftretens des Wortes im alten Keltengebiet für keltischen Ursprung ein.

Buck, in Alem. XII, S. 26 will all diese Formen zurückleiten auf das latein. *palma*, bezw. **palmus*, indem hier zunächst das Plattenförmige, das Handförmige der Fläche des überhängenden Felsens als die älteste Bezeichnung, dann die als Höhle als die abgeleitete und schliesslich die von Fels als verallgemeinerte betrachtet werden muss.

Wegen der Wandlung von *palm-* in *palv-* verweist Buck auf kymr. *palf* < *palma*. In Ländern, wo beide Formen balm und palm (palv) vorhanden waren, hätten sich die Formen nach den abgeleiteten Begriffen differenziert, so dass im Engadin balma Höhle, (s)pelm Fels, in den kottischen Alpen pelvo den Berggipfel, balma, barmo, baume Höhle bedeutet. Auffallend ist aber m. E. immerhin, dass *palva* sich in früher rätischen, *balma* aber in keltischen Gebieten findet. Sollten hier

nicht doch zwei ursprünglich verschiedene Formen vorliegen, die dann später nach der Romanisierung der beiden Sprachgebiete vermengt wurden?

Verlockend erscheint es, bei der auf steilem Felsen ragenden alten Römerfeste Pähl südl. vom Ammersee (wahrscheinl. das castra Urusa)[1] an das rätische *pala* 'Stein' zu denken. Die landläufige Erklärung von palus 'Sumpf' ist, abgesehen von topographischen, schon aus sprachlichen Gründen nicht möglich. Die ältesten Urkunden weisen uns aber einen andern Weg. Der Ort lautet ca. 1150 *Bouile*, *Boule* (Mon. Boic. VIII, 127, 128), im 13. Jahrh. *Poewl*, *Paeul*. Dieses Boule ist aber wahrscheinlich *buol*, Nebenform zu buhil 'Bühl'. (Schade, Ahd. Wörterb. und Weinhold, Gramm § 103), Pöül die umgelautete Form hierzu. Eine Wessobrunner Urkunde von 760 (M. B. VII. 337) nennt ein Poule und Pele; welches davon unser Päl ist, ist nicht zu entscheiden. Nebenbei sei bemerkt, dass der Waldhügel bei Pähl den seltsamen Namen Majestät führt, dies ist jedoch nur ein verderbtes Maienstätte[2].

Südlich von Mittenwald an der Isar liegt das bekannte uralte Scharnitz, das den Zugang vom Inntal nach dem Isartal beherrscht und daher wohl schon in vorrömischer Zeit eine starke Feste war. Auf der Tab. Peut. heisst es *Scarbia*. Holder, Altkelt. Sprachsch. II. 1395 fügt hinzu: illyrisch? Infolge der Lage am Nordrande des rätischen Gebietes dürfen wir das Wort wohl als rätisch auffassen. Vielleicht ist es derselbe Stamm, der auch im kelt. scar 'scheiden' vorliegt (air: scaraim 'trenne', scarad 'Scheidung', scor 'Gehäge für die abgespannten Tiere', kymr. ysgor 'Festungswall'. Holder, a. a. O. II, 1395). Vgl. den Berg La Scherra im Unterengadin, der die Wasserscheide des Spüllflusses und Livignertals bildet, und die Scherr in Hohenzollern. Scarbia erinnert an den Fluss Scarb der Vita Eusebiae 1,5. Die jetzige Form deutet auf ein *Scarbantia*. So hiess ein Ort im obern Pannonien, j. Oedenburg (Ptol. 2, 14, 4 *Σκαρβαντία*, Tab. Peut.: Scarabantia). Da nun die Orte auf -antia meistens Flussnamen sind, so wäre Scharnitz nach dem Flusse, wahrscheinlich dem dort in die Isar mündenden Giesenbach (oder der Isar selbst?) so genannt worden und entspräche unserm Marbach (Grenzbach)[3]. Doch können wir das Wort ebenso gut als keltisch ansehen. Ähnlich gibt es bei Berchtesgaden ein Scharitzkehl (mhd. kele = Talschlucht); dieses Scharitz ist wohl ebenfalls ein *Scarantia*.

1) Vgl. die Chronik von Pähl im Oberbayer. Arch. IX, 223.

2) Näheres hierüber, sowie über Pähl bei Riezler, Die Ortsnamen der Münchener Gegend im Oberbayer. Arch. Bd. 44.

3) Buck, Alem. Bd. 8 glaubt jedoch, dass *Scar* < Sar hervorging.

Als rätisch wurde auch der Kofel bei Oberammergau angesehen, sowie das *Ad Coveliacas* der Tab. Peut, das man dort suchte. Wie wir aber unten S. 337 u 338 sehen werden, handelt es sich hier um romanisches und keltoromanisches Sprachgut.

Eine schwer zu knackende Nuss ist die Erklärung der Höfats bei Oberstdorf im Algäu. Der Name wird allgemein als vordeutsch angesehen. Sollte diese Vermutung richtig sein, so hat die Ableitung aus dem Rätischen noch das meiste für sich. Das Volk spricht D'Hefaz. Dieses klingt aber genau so wie ein Tevaz, oder D'Tevaz. Für dieses wäre dann ein rät. **Tevatusa* oder **Teb-* anzusetzen, das dem **Tavatusa* entspräche, welches Steub, Zur rät. Ethnol. S. 213 für Tawätsch im Vorderrheintal (13. Jahrh. Tivez) und Tafaz bei Göflern (12. Jahrh. Tuuasx) zugrundelegt. Steub bemerkt a. a. O. noch „*Teba,* boeotisch und sabinisch (viell. auch rasenisch?) 'Hügel'". Wahrscheinlich hat der rät. Stamm *teb* dieselbe Bedeutung wie unser aus dem Romanischen entlehntes *Tobel* (< *tubale), mit dem es vielleicht wurzelverwandt ist. Von der Höfats hebt J. Enzensperger als besonders charakteristisch hervor „die unheimliche Wildheit ihrer bis ins innerste Herz des Berges einschneidenden Tobel". Vielleicht finden wir den gleichen Stamm auch in dem wahrscheinlich bei Gartenau gelegene *Towal*, an dem im 12. Jahrh. ein Berchtesgadner Salzbergwerk entstand.

Ich persönlich neige mehr der Ansicht zu, dass Höfats, ähnlich wie das württ. Herfatz, die Algäuer Hergatz Einharz u. a. einfach eine elliptische Genetiv-Form ist und auf einen deutschen PN., zurückgeht. Der Besitzer, etwa ein Herfrid, hat dann, ähnlich wie beim Watzmann, Säntis (Sabadinus) Olperer u. a. dem Berg seinen Namen gegeben.

Der Name Alpen, der seit 218 v. Chr. durch die Römer im Umlauf kam, ist nach den Zeugnissen der Alten[2]) als keltisch anzusehen. Nach Holder, a. a. O. S. 207 ist er jedoch ligurisch. Da aber die Räter die eigentlichen Bewohner der Alpen waren, so kann er ebenso als rätisch gelten. Bei der engen Verwandtschaft des Ligurischen, Etruskischen und Rätischen ist dies allerdings schwer zu entscheiden. Jedenfalls hängt der Name aber mit dem idg. albh 'weiss' zusammen (Vgl. das ligur. Alba 'die weisse Stadt'), und ist wohl identisch mit *Alba*, der rauhen Alb, (Ptol. 2, 11, 5 *τοῖς Ἀλπείοις*).

Schliesslich sei noch erwähnt, dass von mehreren Forschern auch der

---

1) Die Höfats im Algäu. ZDÖAV. Bd. 27 S. 212 ff.

2) Z. B. Servius in Vergil. Georg. 3, 474: Gallorum lingua alti montes Alpes vocantur. — Festus dagegen: Album, quod nos dicimus, a Graeco, quod est *ἀλφόν*, est appellatum, Sabini tamen Alpum dixerunt. Unde credi potest nomen Alpium a candore nivium vocitatum. Die Glossen erklären Alpes mit nives.

Rhein (Rhenos) als rätisch aufgefasst wird unter besonderem Hinweis auf den etruskischen Fluss Renus. Nach d'Arbois ist der Name jedoch keltisch und aus ligur. *Rei-nos 'Strömung' entstanden. (air. rian 'Flut' gen. sg. réin < rēnī, comask. rin 'Bächlein', afz. rin 'Fluss'). Aus *Reinos entlehnt ist german. Rîn. Die Wurzel ist *rei* 'fliessen', wovon ai: rina 'fliessend', lat. rī-vus.

Ähnlich will Steub auch den Inn (Ainos) als rätisch ansehen. Da er wie der Rhein zunächst durch rätisches Gebiet fliesst, so hat die Vermutung viel für sich; doch lässt sich bei so alten Namen infolge der gleichen Flussnamenbildung bei allen indogerman. Stämmen kein sicherer Beweis hierfür erbringen.

Die Sprache der Räter ist verklungen, kaum einige Wörter leben von ihr fort, das Volk selbst ist im Romanentum aufgegangen, aber ihr Name hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag in einem Landstrich, in dem man ihn am wenigsten vermutet, in dem durch die Zucht der Nachkommen der Kapitolsretterinnen berühmten Riess (a. 760 *in pago Rezi*). Das Riess (das Volk spricht Riəs < *Riazi < Rêzi) hält noch die Erinnerung wach an die einstige römische Provinz *Raetia,* die sich bis dorthin erstreckte. Während man unter Riess[1]) jetzt nur noch den nördlichsten Teil des Kreises Schwaben um Nördlingen herum versteht, umfasste es früher ein viel grösseres Gebiet. So wurde im Mittelalter noch Augsburg zum Riess gerechnet. (a. 1483 stat Augspurgk im obern Riess). Auch Aventin spricht von Augsburg im Riess[2]).

Noriker.

Wie die Räter bildeten auch die Noriker einen Zweig der thrakischen Völkerfamilie. Sie wohnten östlich vom Inn bis hinab an die untere Donau und standen auf einer ausnehmend hohen Kulturstufe. Denn im Norikerlande lag das Hallstatt, das dann einer ganzen Kulturepoche den Namen gegeben hat. Im Gegensatz zu den jüngeren keltischen Funden der La-Tène Zeit gehören die norischen der älteren Hallstatt-Zeit an. Da die Noriker schon im Altertum wegen ihres Erzbaues berühmt waren, dürfen wir vielleicht das homerische *νῶροψ* (nur von *χαλκός* gebraucht!) auf die Noriker zurückführen und es statt mit ,mannhaft' mit ,norisch' übersetzen. Der Stamm ist derselbe, da die Nor-iker eben die ,mannhaften' bedeuten. (Vgl. $\sqrt{\text{nōr,}}$ wozu lit. noréti 'wollen', gr. *νωρεῖ*. Im Ablaut hierzu $\sqrt{\text{ner}}$ 'Mann', wozu Nero, ai: naryas 'mannhaft', gr. *ἀνήρ, ἀγ-ήνωρ* mutig, ir. nert 'Mannhaftig-

1) Man sagt das statt die Ries, wohl im Anklang an das Unterland, das Allgäu u. s. w.

2) Angeführt bei Bacmeister, Alem. Wanderungen S. 126.

keit', gall. Nertobriga u. s. w.[1]). Die Noriker scheinen ganz in den Kelten aufgegangen zu sein; wenigstens zeigen alle uns aus dem Norikerlande überlieferten Namen keltisches Gepräge.

Kelten.

Alle die genannten Völker erlagen, soweit sie in unsern Gebieten sassen, allmählich den kühn nach Westen und Südwesten vordringenden Kelten, dem seit etwa 500 v. Chr. mächtigsten Volke in Mitteleuropa.

Vom Bodensee bis zum Inn sassen die Vindelikier, östlich vom Inn die Noriker. Die Vindelikier zerfielen wieder in mehrere Stämme, von denen uns die Estionen an der Iller mit der Hauptstadt Cambodunum, die Likatier[2]) am Lech mit dem Hauptort Abudiacum bekannt sind[3]).

Man hat die Vindelikier in Verbindung mit den Venetern gebracht, wohl mit Unrecht; denn die Stämme sind doch zu verschieden. Vindelikier, die „Weisslichten" (wohl von der Farbe der Schilde), ist ein echt keltischer Name (zu *vind* = weiss), während die Ven-eter wohl von $\sqrt{ven,}$ Urbedeutung 'wünschen', dann 'lieben, siegen' (cf. av. vanaiti 'siegt', ai. 'vánati' 'gewinnt', ahd. wini 'Freund') herzuleiten sind und wahrscheinlich ,Freunde' bedeuten.

Von diesen Kelten stammen die Namen unserer meisten grossen Flüsse sowie die der römischen Standlager, da die Römer ihrer Gewohnheit gemäss einfach die vorgefundenen Namen weiter gebrauchten. Bezüglich der Flussnamen[4]) sei nochmals hervorgehoben, dass sie nicht gerade keltisch sein müssen, da sie indogerman. Gemeingut und infolgedessen auch bei anderen Völkern anzutreffen sind. Immerhin finden sich aber in unserem Gebiet eine Reihe von Namen wie Lech, Isar, Glonn, Abens u. a., die gerade im keltischen Sprachgebiete sehr häufig sind, sonst sich aber nur selten finden, so dass wir wohl berechtigt sind, keltischen Ursprung für sie in Anspruch zu nehmen[5]).

---

1) Weitere Formen bei Walde, Latein. etymol. Wörterbuch unter Nero.

2) Bildung wie Oeniates, die Innanwohner, deren Name sich noch im Engadin < *vallis Oeniatina erhalten hat, oder Ambisontii, die Anwohner der Isonta (Salzach), die Ἀμβίλικοι, Anwohner des Licos (j. Gail) in Noricum.

3) Nichts zu tun mit den Kelten hat der alte Keltensteingau in dieser Gegend. Er hat seinen Namen von einer Burg Geltenstein, diese wieder nach einem PN. Gelto, der auch in dem dort entspringenden Flusse Geltenach steckt.

4) Über die Prinzipien der Flussnamenbildung siehe die grundlegende Abhandlung von Buck „Unsere Flussnamen" in Alemania Bd. 8 S. 145—185 und von Lohmeyer in Herrigs Archiv Bd. 68.

5) Anton Wessinger, Bayerische Orts- und Flussnamen, München 1886, will die meisten bayer. Flussnamen als deutsch erklären, da seiner Ansicht

Keltische Flussnamen.

Da ist zunächst der grösste Strom Bayerns, die Donau, zu nennen, lat. *Danubius* < *Danuv-ios. Nach Zeuss ist er von kelt. dānu ‚ungestüm' durch Ableitung gebildet. Möglicherweise ist aber der Name schon vorkeltisch. Das Wahrscheinlichste ist, dass er einfach ‚Fluss' bedeutet hat.

Max Müller setzt ein *Danávya* (carrying moisture) als Urform an und verweist auf ved. *dánu* 'Regen', z: *dānu* 'Fluss' und den *Don.* Vgl. auch ai: *dānu* fliessend. Sicher steckt derselbe Stamm *dan* 'Fluss' in den thrakischen *Sandanus*, *'Ηϱιδανός*, *'Απιδανός*. Nach Holder a. a. O. I. 1225 wurde aus dem kelt. Dānuuios um 100 v. Chr. bei den Germanen Dōnawi, Dōnaujōs, acc. Dōnauja. Im Anklang an ihr auwa, ouwa, ōwa 'Fluss' (zu $\sqrt{\text{av}}$ fliessen) bildeten sie dann das sueb. Dōnavia in Tuonowe um.

Die Iller. (Urkdl. *Hilara*) gehört zu $\sqrt{il}$, die in ahd. îlen, îllen ‚eilen' steckt. Vgl. in Britannien die *"Ιλα* (Ptol. 2, 3, 4) j. Ullie, ferner im deutschen Sprachgebiet die verschiedenen *Ill, Illach, Ilm.* Der Stamm war Kelten und Germanen gemeinsam.

Die Günz (*Guntia* It.Ant. 250, 6). Guntia war eine nach dem Flusse benannte Militärstation in Rätien, das jetzige Günzburg. Nach Buck[1]) bedeutet Guntia ‚Ach' schlechtweg. Vgl. den *Gunzinus*, j. Zingel im Elsass.

Ich möchte die skr. $\sqrt{\text{çudh}}$ 'läutern' heranziehen, wovon çundhāmi läutere, ‚skandra' 'glänzend', lat. candeo, castus (< cad-tus). Hiernach wäre die Günz gleichbedeutend mit unserer ‚Lauter'.

Die Mindel ist das Gegenstück zum ital. *Mindo* der Tab. Peut. und wahrscheinlich Weiterbildung von $\sqrt{\text{min}}$ klein, wohl im Gegensatz zur Günz der kleine Fluss, also ein „Schambach" oder eine „Schmalkalde". Möglicherweise steckt aber ein Stamm darinnen, der im Ablaut steht zu lat. mundus, vgl. den span. Fl.N. Munda, wonach also auch die Mindel eine „Lauter" wäre.

In die Mindel fliesst die Kamlach (13. Jahrh. *Kambloh*) wahrscheinlich = *Cambila* mit deutschem Zusatz -ach. Möglich ist aber auch eine Urform *Cambiloca.* Loca wäre dann das Grundwort ‚Fluss' (zu $\sqrt{\text{lac}}$); vgl. die Lauchert (*Loucha*) in Hohenzollern und den kymr.

---

nach „eine solche Zähigkeit keltischer Namen, die beispielsweise in Südbayern die Römerherrschaft und die sogenannte Völkerwanderung überdauert hätte, die erheblichsten Zweifel erregen müsse". Aber es haben sich doch auch die keltischen Ortsnamen erhalten! Zudem sind nach Mommsen gerade die Flussnamen die ältesten und stets von den neuen Einwanderern übernommen worden.

1) S. Baumann: Geschichte des Algäu.

Lochor (< *Lacar). Hierher rechne ich auch die Chamb im Bayerischen Wald (ukdl. *Champa*), die Kamp (*Chamba*) in Österreich, den Cam in England, die *Chamba* j. la Cambre in Frankreich, alle auf kelt. *Cambos* ‚krumm' zurückgehend. Die Bedeutung ist also „Krumbach". Das Merkwürdige ist, dass an der Kamlach in der Tat jetzt ein Ort Krumbach liegt, genau wie an dem hessischen Kambach ebenfalls ein Krumbach liegt! Das ‚Krumbach' findet sich wörtlich ins keltische übersetzt in dem cymr. Fl. Camdubr und in dem von Gregor v. Tours, Vita patr. 4, 4 erwähnten monasterium Cambidobrense.

Die Zusam ist infolge Mangels einer alten Form, — die älteste vom 13. Jahrh. lautet schon *Zusema* — schwer zu deuten. Der Bildung nach erinnert sie an die Dreisam[1]), die Metmen (Met-ama) und den ital. An-emo. Buck, Alem. XII 285 führt den Namen auf *Togisamus* zurück. Ähnlich hiess der Togno in Oberitalien *Togisonus*, der nach Glück, Rein und Main S. 2 der „lieblich Tönende" bedeutet (ir. *toigh* ‚angenehm' und *son* ‚Ton'). Das an der Zusam gelegene Zusmarshausen hat aber mit ihr nichts zu tun. Denn es heisst a. 889: *Susmoreshusen*, ist also von einem PN. abgeleitet. Von togi sind auch abgeleitet die Fl.N. To-ena j. La Ternoise > Conche, To-edus j. Le Toue. *Togisama ist also nach Holder, a. a. O. I 1868 = (aqua) amoenissima.

Die Schmutter (a. 972 *Smuttura*, Merian: *Snutter*) erinnert an ir. *snuadh* ‚Bach' und ai: *snutá* ‚fliessend', z. *çnud* ‚fliessen lassen, weinen', ahd. snûz ‚Rotz'. Schmutter wird also schlechtweg ‚Bach' heissen.

Der Lech (10. Jahrh. *Licus*, *Λίκας* Ptol., *Licca* bei Ven. Fort., a. 743 Lech) wird meistens, so von Glück, der ein Lîca ansetzt, von kelt. *lêc* Stein (kymr. llech, ir. lia, gen liac < leac < lêc) abgeleitet und demnach als ‚Steinach' erklärt, was zu dem gewaltigen Geröllbett auch stimmen würde. Aber aus *lēc* und *līc* kann deutsch nie Lech werden, wohl aber aus Lĭc-as[2]). Der Stamm ist daher auf $\sqrt{lik}$ ‚fliessen' zurückzuführen. Vgl. lat. liqueo, liquor u. a. Derselbe Stamm steckt in den Fl. N. *Licos*, j. Gail, *Licius* in Südfrankreich (Pardessus 2, 61) und *Licenna* in Italien (Tab. Peut.) Zur verwandten $\sqrt{lig}$ Nbf. zu $\sqrt{rig}$ (vgl. rigare) gehören die beiden *Liger* j. Loire und L'Oir > Sélune. Der Stamm ist noch erhalten im schott. *lighe*, ‚Flut, Bach', ir.: leigh ‚flüssig machen'.

In den Lech mündet bei Augsburg die Wertach, (*Vindo*, *Vindex*, *Vir(i)da*) Trotz der Vindo, die sich am einfachsten als ‚Weissach' er-

1) Vgl. hierzu Fr. Pfaff, Die Dreisam, S.-A. aus Alemannia N. F. 8 S. 161—185.

2) Vgl. Nĭcer > Neckar, Virda > Wertach. Auch das cc im *Licca* des Ven. Fort. deutet auf ĭ.

klären liesse, ist doch wegen der heutigen Form an dem *Virda* festzuhalten. Wahrscheinlich hängt der kelt. Stamm (corn. *guirt*, neukymr. *gwyrdd*) mit dem lat. *viridis*, *vireo* zusammen, so dass die Wertach dann ein „Grünbach", „Grönenbach" wäre.

In Mittelschwaben gab es einst einen Duriagau, der sicher nach einem Flusse *Duria* benannt war. In der Tat nennt Strabo 4, 6, 9 als Flüsse Vindeliciens den *Δοίρας* und *Κλάνις*. Forbiger deutet sie auf Wirm und Glonn, Foerstemann dagegen auf Iller und Inn, ich meinerseits möchte sie als Iller und Glonn deuten. Duria war demnach der alte echt keltische Name für die Iller, die ja, wie oben erwähnt, auch germanisch sein kann. Ähnliche Namen sind *Dur* in Irland (Ptol. 2, 2, 3 *Δοῦρ*), *Dura* j. Thur in der Schweiz, *Durius* j. Duero, *Duranius* j. la Dordogne. Nach d'Arbois sind diese Flüsse ligurisch, was mir jedoch in Anbetracht des irischen Dur zweifelhaft erscheint. Sie bedeuten ‚Fluss' und sind aus √*dhu*, *dheu* gebildet, wovon ai: *dhávati* ‚rennt, fliesst' gr. *θέω* 'laufe, rinne'; mit anderem Suffix ai: *dhánate* 'fliesst, rennt', dháuus 'Wasser, Flut', lat. fons (font- < *dhont-)

Im Algäu finden wir eine Argen > Bodensee (*Arguna*). Diese gehört zu √*arg* ‚glänzen', (got. airkns ‚rein', ahd. erhan ‚echt', ai: árjunas weisslich, licht, gr. *ἄργυρος* lat. argentum, air: argat, gall. Argiotalus ‚der Weisstirnige'). Ähnliche Fl. N. sind die *Arga* in Württemberg, Vorarlberg und Graubünden, *Arcus*, j. Arche > Rhone, *Argenteus* j. Argence, **Argantia* j. Ergers im Elsass (urkdl. *Argenza*) und *Argentoduprus* (dubra = Fluss). Argen bedeutet also ‚Weissach'. Buck Alem. 8, 158 hat allerdings Bedenken, an „weiss" anzuknüpfen und will den Namen lieber, wie dies aus Alem. 9, 22 hervorgeht, mit dem in afrz. *arg* ‚Busch' enthaltenen Stamm in Verbindung bringen.

Wandern wir nun aus dem Schwabenlande hinüber nach Oberbayern, so stossen wir zunächst auf die Paar > Donau (*Para*, *Parra*), ein sehr verbreiteter Name, der uns in den verschiedensten Formen entgegentritt, wie Beer (> Donau), Behra (Schwarzwald), Barre, Bahr (> Streu), in Gallien Barrus und Berra, in Rätien Pyrrhus u. s. w. Lohmeyer deutet ihn als ‚Bärenfluss'. Dies passt aber nur für die Bäche in Niederdeutschland, wo der Bär *Bar* heisst. Unsere oberdeutschen gehen auf ein **bar* zurück, das ‚Fluss', bedeutet haben muss. Vgl. armor. *bera* ‚fliessen', ir. *bior* = *bir* ‚Wasser', anord. *bara* Woge. *Pera* muss auch einst der Hättebach, jetzt Zellerbach bei Tölz geheissen haben. Denn das an ihm liegende Beirawies hiess 1050 noch *Pera* und erst 1450 *Perawies*[1]).

An der Abens lag bei ihrer Einmündung in die Donau die alte

1) Nach Höfler: Führer durch Bad Tölz. 7. Aufl. S. 57.

nach ihr benannte Römerfeste Abusina, (so Itin. Ant. 250, 2, a. 759: Abunsna) d. jetzige Eining. Die Abens heisst einfach ‚Fluss', vgl. ir. *abh* 'Fluss' (zu $\sqrt{ab}$ ‚fliessen'). Die britische Ouse hiess *Abos* (Ptol. 2, 3, 4 *Ἄβου*). Den erweiterten Stamm finden wir in der *Abona*, dem heutigen Avon, an dem Stratford liegt (corn. bret. akymr. *avon*, ir. gen. sg. *abann* < *abonos* zu Nom. *abu*, alle in der Bedeutung ‚Fluss'). Diese $\sqrt{ab}$ ‚Wasser' ist auch enthalten in *Abnoba* ‚Schwarzwald' (wegen seines Wasserreichtums) *Abonna*, kelt. Göttin, (genannt auf einer in Chieming am Chiemsee gefundenen Inschrift: Abonnae, Bedaio, Alaunis), und der Insel der Seligen Avalon. Von dieser $\sqrt{ab}$ stammt auch unser von den Kelten übernommenes *apa*, *affa* ‚Ach'.

Drei verschiedene Laber, (731 *Lapara*, 829 *Labara*) münden in die Donau, die grosse, kleine und schwarze Laber, und eine in die Altmühl. Zeuss leitete den Namen noch vom kelt. *labar* 'geschwätzig' ab, Lohmeyer von $\sqrt{lap}$, bezw. *rap* 'tönen', Buck von $\sqrt{lav}$ 'netzen' und trifft damit wohl das Richtige. Es ist jedenfalls derselbe Stamm, den wir im Ablaut in der Lippe und Luppe vorfinden. Sicher ist, dass *luvio* ‚Bach' bedeutet; denn der altspan. Navilubio heisst jetzt nur Nava, lubio ist wie das kelt. dubrum und das deutsche 'Ach' oft nur tautologischer Zusatz. Demnach wird unser Laber eben auch nur wieder 'Fluss' bedeuten. Hierher gehören wohl die verschiedenen Leberbäche, die Lave (slav. Name für die Elbe), die Laber, Lieber, Lover, Leppe, Lippe, Luppe, die ital. Lavinius, Labrus, Laus (< Lavus), die gall. Lupa, j. La Louve, Loupus, j Le Loup, Lupa, j. Loing, Lovissa u. a. Die Loisach (Lubisa) wurde schon oben S. 301 behandelt.

Einen echt keltischen Namen trägt die grüne Isar. (Strabo 4, 6, 9 *Ἰσάρας*, 8. Jahrh. *Isara* und *Isura*). Der Name ist über das ganze keltische Gebiet verbreitet: *Isara* hiessen z. B. die Isère > Rhone, die Oise in d. Ardennen, die Yser in Nordfrankreich und Belgien, und die Iser im Riesengebirge, Isarcus der Eisack. Nach D'Arbois ist *isara* die Femininform des ligur. *isaros*, ir. *iar* gen. *iair*, gr. *ἱερός* (aeol. noch *ἰαρός* < *ἰσαρός*, ai. *ishiras* 'stark, reissend'. Isar bedeutet demnach 'Die Reissende', ist also eine keltische „Jachen".

Dasselbe bedeutet auch die Isen (798 *Isana*) > Inn (nach Holder ligurisch.) und die Isenach (*Isina*) in der Pfalz. Die suffixlose Form *Isa* liegt zu grunde den Namen L'Isis > Hérauld, La Hise > Ariége, Ybbs z. Donau in N'Österr. Nach D'Arbois bedeutet Isa „celle qui marche vite" (zu $\sqrt{is}$).

Der bedeutendste Nebenfluss der Isar ist die Amper. (*Ambra, Ambris*), an ihr lag bei Schöngeising das Römerkastell *Ambre* (Itin. Ant. 236,4 u. ö.). Vor dem Eintritt in den Ammersee heisst sie jetzt Ammer (*Amber*). Ambra, Amber ist ein ausgesprochen keltischer Name.

Der einfache Stamm ist *ambis* ‘Fluss’. Vgl. Endlichers Glossar *ambe*: rivo, inter *ambes*: inter rivos. Eine Ammer (Amber) gibt es auch in Württemberg, in Wales einen Ambyr, Amyr, Amir (< *Ambir*).

Mit *-l*-Suffix sind gebildet die beiden *Amblava* j. Amblève 1. > Ourthe 2. bei Malmédy und die *Amblisa*, j. Emmels. Als Teil eines Kompositums finden wir unser ambe in dem brit. *Ambo-glana* (glanna = Flussufer) j. Birdoswald. *Ambis* ist das lat. *amnis* (< ambnis), vgl. auch *imber*, *ὄμβρος*; *amb* ist nur die nasalierte $\sqrt{\text{ab}}$, die in Abusina vorliegt.

In die Amper fliesst ein Ambach, der trotz des heutigen Gleichklangs auf einen ganz andern und zwar deutschen Stamm zurückgeht. Ambach heisst urkundl. *Immenbach*, also Bach des Immo. Den Immbach hat dann das Volk unter Einfluss des Namens Amper in den Ambach verwandelt. Nichts zu tun mit dem Ammer hat Ammerland am Würmsee, das von *amar* ‘Dinkel, Spalt’ und Ampertal südl. von Tegernsee, das von val d’ampolles (s. u. S. 361) herzuleiten ist.

In die Ammer mündet rechts die Würm, der Ausfluss des Würm- oder Starnberger Sees[1]), (urkundl. *Wirmina*, *Wirma* — Bildung ähnlich wie Ilmina, Ilma j. Ilm). Wessinger, a. a. O. S. 122 leitet sie von ahd. uuermi ‘Wärme’, bayer. Dial. ‘Wirm’ ab. Ich nehme den Namen zwar als vordeutsch an, komme aber zu demselben Ergebnis, ihn als „Warmbach“, „Warmenau“ zu deuten, indem ich ihn zu $\sqrt{\text{var}}$ ‘warm sein’ stelle, -mina ist ein besonderes Wort für Fluss (Schwachform zu moina, vgl. Moinos), wie dies Lohmeyer in Herrigs Archiv überzeugend begründet hat. Man könnte Wirmina allerdings auch einfach als ‘Wasser’ erklären mit Rücksicht auf sanskrit ‚*vâri*‘ Wasser, *Varmas*, Gott des Wassers, gr. *οὖρον* Harn, altengl. *wær* Meer. Aber da gerade die Würm sich durch besondere Wärme auszeichnet, möchte ich doch lieber an dem ‘Warmbach’ festhalten.

Eine merkwürdige Erscheinung, die nicht blos Zufall sein kann, ist, dass auch im württ. Donaukreis zwei Bäche in unmittelbarer Nähe sich finden, die ebenfalls Würm und Ammer heissen. Dazu kommt dass nicht allzuweit auch noch eine Eyach fliesst; so heisst aber auch ein Nebenfluss der Ammer (zu $\sqrt{\text{ag}}$ treiben. eilen). Wir haben hier sicher den Fall, den Rud. Kötzschke in seinem Aufsatz: Flussnamenforschung und Siedlungsgeschichte (in Tilles deutschen Geschichtsblättern Bd. VIII S. 236) bespricht, dass „gleiche Flussnamen ein Hilfsmittel sein können, nähere Verwandtschaft zwischen mehreren Stämmen und Völkerschaften zu ermitteln oder einen Rückschluss auf Wanderbewegungen

1) Ähnlich wie bei der Amper, hiess früher auch der Zufluss des Würmsees Würm; jetzt heisst er aber Bodenbach.

einer Völkerschaft aus einem Ansiedlungsgebiet in ein anderes erlauben". Es ist also anzunehmen, dass jene Gegend in Württemberg von einem Stamm besiedelt wurde, der vorher in unserem Gebiete sesshaft war[1]).

Gleich beim Austritt aus dem Ammersee fliesst in die Amper die Windach. So deutsch der Name klingt, so lässt er sich doch aus dem Deutschen nur gezwungen erklären. Denn mit ‚Wind' werden keine Fl.N. gebildet. Wohl aber ergibt sich zwanglos die Ableitung vom kelt. *vind* ‚weiss' (< cvind, dem nasalierten Stamme cvid, der in germ. hwît, nhd. weiss vorliegt). Die Windach ist also eine „Weissach". Für diese Deutung spricht noch die Tatsache, dass die Windach durch ein schon in den ältesten Zeiten besiedeltes Gebiet fliesst. Die grosse Römerstrasse Pähl-Landsberg querte sie, und alte Römerschanzen und keltische Grabhügel säumen ihre Ufer.

In die Amper mündet weiter die Glonn. Ebenso heisst auch ein Nebenfluss der Mangfall. Schon Strabo erwähnt einen *Κλανις*, allerdings als Nebenfluss des Ister. Doch sind Strabos Kenntnisse von unserer Gegend so gering, dass man sich nicht zu wundern braucht, wenn er einen wenig bedeutenden Fluss anführt und diesen noch in die Donau fliessen lässt. Die urkundlichen Formen aus dem 8. und 9. Jahrhundert sind *Clana*, *Clane Chlana*. Der Name ist über das ganze keltische Sprachgebiet verbreitet. So gibt es noch eine Glan *(Glana*, *Glanicle)* > Salzach, eine Glan > Drau in Kärnten, einen Glanis in den Ardennen und einen im spanischen Ibererland. Der Name entspricht unserer „Lauter" denn er kommt vom = kelt. **glanos* ‚lauter, rein, glänzend' (air. acymr, corn. mbret. glan ‚rein'). Vgl. gr. *γλῆνος γλήνη*, ahd. *kleini*. Vom Stamm *glanna* sind gebildet: die *Glanna* in der Schweiz, ein Ort im Bistum Mainz, ein Ort im Dép. Marne (j. Glannes), einer im Dép. Lot (j. Glannes), zwei im Dép. Aisne (j. Glennes und Gland). Dieses *glanna* (mbret. *glann*, *glann*) wird glossiert mit ‚Flussufer'

Endlich ist als Zufluss der Ammer der Kintschbach bei Pähl zu erwähnen In ihm ist wahrscheinlich derselbe Stamm enthalten, der in der Kinzig (*Kinzicha*) und im Künzenbach steckt und im Ablaut steht zum Stamme *cant* ‚weiss' (cymr. cann < cant), von dem die Kanzach gebildet ist. Die römische Station *Quintana* j. Künzen ist sicher auch nach einem Bache dieses Namens benannt, S. u. S. 327.

Die allenthalben vorkommenden Vils (*Filusa Filisa*) will Buck als vordeutsch ansehen und als ‚Schwarzach' deuten; wahrscheinlich

1) Ähnlich finden wir in England eine Ems, deren Namen sicherlich die einst an der Ems wohnenden Sachsen hinübertrugen. (Middendorf, Altengl. Flurnamenbuch S. 7). Im Salzkammergut liegt ein Ischl an der Traun. Im Chiemgau gibt es ein Ischl, in deren Nähe ebenfalls eine Traun fliesst.

sind sie aber germanisch. Lohmeyer bringt sie in Beziehung zu dem deutschen Fel-d, Fel-s, altengl. fell, anord. fjall, und deutet sie dementsprechend als ‚Hochfeldfluss'.

In einen rechten Nebenfluss der Isar, die Sempt (zu ahd. semidahi ‚Schilf') fliesst die Strogen (8. Jahrh. *Stroaga*, 9. Jahrh. *Stroagun*, *Stroagon*, *Stroga*). Es ist dies sicher derselbe Stamm, der in der unterfränk. Streu (*Strowa Strawa*), in dem deutschen ‚Strom' und dem alten *Strymon* steckt, den wir auch in dem I-ster, der El-ster, Al-ster, Ul-ster, Wil-ster, Un-strut (*One-strudis*) wiederfinden und der auf eine idg. $\sqrt{sru}$ ‘fliessen' zurückgeht. Vom urkelt. **sreu* ‚fliessen' sind abgeleitet ir. *sruaim sruth* ‚Fluss', ky. *ffrwd*, corn. *frot* u. a. Vgl. auch ai: *srávati* ‚fliesst', gr. *(σ)ῥέω*, *ῥύσις*, *ῥεῦμα*, altslav. *struja* ‚Fluss'. Zur Suffixbildung vgl. die *Ataga* (älter *Attacus*) j. Aude, Oboca in Irland, und den Rubico. Das g ist, wie Ataga zeigt, aus k hervorgegangen.

Als grösster bayerischer Fluss darf der Inn ein sehr hohes Namensalter beanspruchen. (Tac. hist. 3, 5 Aenus, Ptol. 2, 11, 3 *Αἶνος*, It. Ant. *Aenus*, Tab. Peut. *Enus*, Fortun. carm. praef. 4 *Oenus*, Fredegar. contin. 26 a. 743 *Igne*, ebd. 32 a. 747 *Igni.*) Die Form hat sich aus *Αἶνος* regelrecht über Enus > Ian > Iən entwickelt wie der Name vom Volke jetzt noch ausgesprochen wird, das übrigens „Das Iən“ sagt. Wie Re-nos von $\sqrt{rei}$ ‚fliessen', Moi-nos von $\sqrt{mi}$ ‚gehen', Ar-nus von $\sqrt{ar}$ ‚eilen', Sar-nus von $\sqrt{sar}$ ‚eilen', so ist Ai-nos von $\sqrt{i}$ gebildet. Vgl. ai: *ēmi* pl. *imas* ‚gehen', *é-tis* ‚das Gehen', z. *i* .gehen', lat. *eo*, *i-mus*, *i-ter*, gr. *εἶμι* Pl. *ἴ-μεν*, got. *iddja*, altengl. *ēode* ‚gieng', u. s. w.

Nach Glück: Renos, Moinos u. s. w. S. 5. ist *ai* die gesteigerte Wurzel *i*. Wie so viele grosse Ströme, (Ganges, Main, Adda u. a.) heisst also der Inn einfach der ‚Gänger'.

In den Inn fliesst die Alz, der Abfluss des Chiemsees. Der Name lautet a. 832 *Alzissa*, was auf ein **Altissa* zurückgeht und genau der frz. *Autisse* entspricht. Von demselben Stamm gebildet ist die *Alteia* j. L'Authie > Somme, *Alt-ana* j. Autanne (zwar Ortsname, aber sicher vom Bachnamen entlehnt), die *Aldena* > Alme, *Aldena* j Olle > Hunte, Elda j. Elde > Elbe, *Altenau*, wovon Altona seinen Namen, die Schwarzwälder *Elta* u. a. m. Mit *r*-Suffix haben wir den Stamm in dem *Altrus*, j. Autre.

Zur Endung *-issa* vergleiche die *Saltrissa* j. Selters, *Nitissa* j. Netze, die gallischen *Lovissa*, *Amatissa*, (j Amasse), *Dumnissus*. Lohmeyer will den Namen als deutsch auffassen, aber wegen der französ. Autisse geht das nicht an. Wohl aber hat er recht, wenn er einen Stamm *ald* ‚Fluss' annimmt, (zu $\sqrt{ald}$ Nbf. zu $\sqrt{ard}$ ‚strömen'; auf ein ir. *alt* ‚Bach' verweist Buck.

Die Alz soll einst (siehe Schmeller, bayr. Wörtb. I 595) *Taga* ge-

heissen haben, wovon *Tagahartinga*. j. Tacherting seinen Namen habe. (Stamm tac ‚dahinstürzen, fliessen' vgl. den span. *Tagus*, j. Tajo und *Tagonius*, j. Tajuna und die württ. *Taginach*, j. Teinach). Diese von Koch-Sternfeld zuerst aufgestellte Behauptung beruht aber auf einem Missverständnis. Denn das *Tuga* der Breves Notitiae XVIII 2[1]), auf das sie sich stützt, ist, wie der Hrsgbr. bemerkt, nur eine Abkürzung für Tagahardinga (zu PN. Taghart).

Ein Nebenfluss der Alz ist die Traun (*Druna*, *Truna*, *Truon*). Namensschwestern von ihr sind die Traun z. Donau, la Dronne im Dép. Dordogne, la Drôme > Rhône (alle urkdl. *Druna*) und die Drone (*Drona*) > Mosel. Eine vornehme Grosstante von ihr ist die altind. Druma. Versippt sind mit ihr auch die frz. Durance (*Druentia*), Drouet und Drouette und der schottische Dru. Nach D'Arbois ist *druna* das Femin. des ligur. Adj. *drunos* zu √*dreu*, *drou* stark sein, ir. *drou* ‚fest' gr. *δροόν*. Wahrscheinlicher ist aber die Ableitung Bucks und Pictets von √dru ‚laufen', Nebenform zu √drav die in Drau (*Δράος*), Trave, Untreu (*Unetrawa) steckt. Vgl. ai. *drana* ‚fliessend', *dranas* ‚rascher Lauf' gr. *δι-δρά-σκω* ‚entlaufe' (aor. *δρᾶ-ναι*), gäl. *drabh* < *drav*, ‚mache flüssig, laufen'. Auf denselben Stamm (dru-va) geht wohl auch der Traubenbach > Regen zurück. Die Traun ist also eine „Iller“ oder „Jachen“.

Ein kleiner Zufluss des Inns ist die Attel (*Attula*). Sie ist wohl mit der Adda (Addua) zur idg. √*ad* ‚gehen' zu stellen. (cymr. *addu* ‚gehen').

Der grösste Nebenfluss des Inn, ‚die Salzach' trägt jetzt einen deutschen Namen; früher hiess sie *Isonta* und *Iuvavus*, wovon Juvavum j. Salzburg seinen Namen erhielt. Die urkundl. Formen sind verderbt; sie lauten Igonta (Ind. Arn.), Iuvarus (Brev. Not.), Ivaro (Tab. Peut.), Ivar u. ä. Isonta war jedenfalls der rätische, nach d'Arbois ligurische Name zu √is, S. o. S. 313. Nach ihr sind die Ambisontii ‚Umwohner der Isonta' benannt, deren Name sich noch im Pinzgau erhalten hat.

In die Salzach mündet die Saalach, die früher *Sala* hiess, ähnlich wie die verschiedenen Saale zur Elbe, zum Main (eine von beiden ist der *Σάλας* des Strabo 7, 1, 3), zur Leine, zum Regen, zum Plattensee. Vom gleichen Stamme abgeleitet sind *Salica* (d. h. kleine Saale) j. Selige (Thüringen), *Salika* j. Selke, *Salisus* j Selse, *Salia* j. Seille > Mosel, die *Saletio* j. Selz > Rhein im Elsass, die gallischen *Salera* j. Saudre, *Salatus* > Garonne, die *Salia* in Asturien, j. Sella, die beiden englischen Sale (< **Salia*), jetzt 1. The Blackwater in Meath, 2. The Seil in Lorne.

1) Indiculus Arnonis und Breves Notitiae Salzburgenses hgg. von Friedr. Keinz. München 1869. S. 46 u. 82.

Man leitet diese Flüsse zwar meistens[1]) von $\sqrt{sal}$, Nbf. zu $\sqrt{sar}$ ‚fliessen' ab (cf. ai: *sala* 'Wasser', neben *sarit* 'Fluss', lat. *sal-iva*), aber es ist doch zu auffällig, dass alle diese Flüsse durch salzhaltige Gegenden fliessen. So liegt an unserer Saale Reichenhall, an der fränkischen Kissingen, Bocklet, an der zur Elbe Halle, Dürrnberg, Kösen u. s. w.; dies kann doch kein Zufall sein, ich möchte daher Sale bestimmt als ‚Salzach' auffassen. Das idg. Wort ist *sal* ‚Salz' lat. *sal*, gr. *ἅλ-ς*, germ. *salt*. Als kelt. Urform ist nach Holder **sal-anos* anzusetzen, wovon air. *sál* (Meer) ir. *salonn*, cymr. *hallan*[2]).

Unsere Saalen entsprechen also genau dem alten Halys in Kleinasien, der ja durch eine Salzwüste strömt. Wahrscheinlich sind auch die Tiroler Schlurn-, Schlern- und Schlirnbäche, die ein **Salurna* und **Salerna* voraussetzen, (vgl. ital. Salernum) als ‚Sulzbäche' zu erklären. Dieses Sulz steht im Ablaut zu Salz, und in der Tat fliessen die Sulzen durch „saure" Wiesen oder salzhaltigen, schlammigen Boden.

Von den linken Nebenflüssen der Donau ist zunächst zu erwähnen die Brenz (a. 875 *Brenza*). Eine Namensschwester scheint die Brenta, alt Brintesia, in Oberitalien zu sein. Die Erklärung unserer Brenz ist infolge mangelnder älterer Formen sehr schwer. Nach Buck ist der Name **Brancia* wahrscheinlich kontrahiert und zwar entweder aus *Branantia; dann hätten wir den Stamm *bran* wie in der gall. *Branila* j. La Branle und dem Branlain > Tour vor uns, oder aus *Burantia* (vgl. die frz. Drancia < *Durantius*). Lohmeyer deutet ihn als *Breh-antia* zu mhd. brëhen ‚glänzen' (idg. $\sqrt{bragh}$.) Wahrscheinlich ist aber Brenza kontrahiert aus Brientia und dieses wieder aus Brigentia; vgl. die Brigantia, j. 1. Bregenzer Ach, 2. Bregenz in Baden, 3. Brienz in Graubünden, 4. Bregance am Astico, die Brege und Briga (*Brigana*), die Brie, den Bribach, die frz. *Briga*, j. La Brèche, die *Brigia*, j. la Braye, die Brienna (< *Brigenna) j. Prien im Chiemgau u. a. m., die wohl alle auf die idg. $\sqrt{bragh}$ ‚glänzen, hell sein' zurückgehen und daher unserer ‚Lauter' entsprechen.

Die bei Donauwörth mündende Wörnitz (*Warinza* > *Varantia), ist entweder vom Stamm *var* ‚Wasser' (vgl. ai. *vari* Wasser, z. *vâra* Regen gr. *οὐρον*, lat. ur-ina. ae: *wær* Meer, ungar. *var* ‚Fluss') oder mit Buck vom Stamm *var*, ‚warm sein, wallen' abzuleiten. Ähnliche Bildungen sind die *Warinna* j. Wera und Werra, *Wara* j. Wohra, die gall. *Varinna*, der ital. *Varus* (Plin. 3, 5) die *Varusa* j. Verza > Po

1) So auch Buck in Alem. 8, 179. Buck will sogar in den verschiedenen Salzachen (Salta) nur einen erweiterten Stamm *sal* ‚Fluss' sehen. (ebd. S. 180.)

2) Von diesem *hallan* werden oft unsere Salzstätten „Hall" abgeleitet; aus sprachlichen Gründen ist dies aber nicht möglich. Hall ist einfach das deutsche Wort „Halle".

u. a. Zur Endung vgl. die Radanza (Rednitz), Brigantia, Amantia (Amance), Liquentia (Livenza) u. s. w. Die Wörnitz wird wohl dasselbe bedeuten wie Würm, also „Warmbach“.

Unterhalb Ingolstadt mündet ein zwar kleiner, aber geschichtlich bemerkenswerter Bach, die Kels. Sie hat einst dem *Chelasgowe* (Frstm. 870) den Namen gegeben. An ihr lag das vindelicische Celeusum, das wie so viele Orte einfach nach dem Bache benannt war. Als Grundform ist also ein *Celeusus* anzusetzen, der dann seinem Namen nach genau dem Ptolemäischen *Χάλουσος*, j. Trave, entsprechen würde, ebenso den unterital. *Galaesus* und *Caloris* < *Calosis*. Der Stamm *cal, cel*, ist sehr verbreitet; vgl. span. *Celadius*, gall. *Calla*, *Callus, Caluro*, *Calarona*, den rapidus *Celbis* des Ausonius, j. Kyll > Mosel, die *Kelbirbach*, *Kalbaha* u. s. w., wohl alle zu $\sqrt{kel}$ ‚treiben', sich schnell bewegen', lat. cel-er.

Die Altmühl heisst bei Ptol. 2, 11, 15 *Ἀλκιμοεννίς*, später *Alcimona*, *Alchmona*, *Alchmuna*, *Alcmana*. Diese Formen sind zusammengesetzt aus kelt. *alce*, *alces* ‚Elch' (vgl. die PN. *Alkovinos* und *Alcovindos*) und **moina* Fluss, das in Moinos ‚Main' als selbständiger Name auftritt. Abgedunkelte Formen hiervon sind *mona* (wie in *Salmona* j. Salm, Liastmona), *mouna* (Witzmoune und Rothmoune Weisser, und Roter Main) *muone* (Liastmuone), *mana* (Salmana j. Salm, Elmanau j. Ilmenau, Sulmana j. Sulm, Helmana j. Helme, Almana j. Alme), *mena* (Salmena j. Salm, Ilmena j. Ilm) *mina* (Ilmina j. Ilm, Almina j. Alm, Wirmina j. Würm). Die Altmühl ist also das Gegenstück vom Tölzer Ellbach (< Elchbach).

Oberhalb Regensburg mündet die Naab (9. Jahrh. *Naba*), nach der in der Oberpfalz überhaupt jeder Bach beim Volke Naab heisst, ähnlich wie in Graubünden jeder Bach Rhein und in Augsburg jeder Kanal Lech heisst. Der FlN. ist sehr verbreitet. Die bekanntesten sind die Nahe (*Naba*, *Nawa*, *Naha*) > Rhein, die zur Werra, die Nau (1003 *Navua*, 1150 *Nawa*) bei Ulm, die *Nabalia* (Tac. h. 5, 26) j. Leck, der *Navios* (Ptol. 2, 6, 4, *Ναβίου*) *Nabaros* (Ptol. 2, 3, 1) j. the Naber in England, ebd. *Novios* (Ptol. 2, 3, 2) j. Nith und *Novia* (Ptol. 2, 3, 3) > Ouse, der span. *Naebis* und *Navilubio*[1]), die ligur. *Novaria* j. Novara > Po. *Nablis* hiess der Fluss in Thüringen, von dem der Nabelgau seinen Namen erhielt; dieser FlN. ist jetzt untergegangen. Ähnlich war der Algäuer Nibelgau nach der Nibel (*(Nibala, Nibila, Nibula)* benannt.

Zur Erklärung des Namens kann dienen: ai. *nabhanú* 'Quell', afrz. *nave* 'Au', kymr. nov 'Fluss' wahrscheinlich zu idg. $\sqrt{sna}$ 'schwimmen', wovon ir. snáim 'schwimme', lat. nare, gr. *σ)νάϝω, νᾶμα* 'Quell', *νᾶρος* fliessend (vgl. den FlN. *Nar* in Umbrien). Naab heisst also einfach ‚Fluss'.

1) Vgl. hierzu Cuno, Vorgeschichte Roms.

Unweit von ihr mündet der Regen, der Regensburg (*castra Regina* oder *Reginum,* so Tab. Peut. und It. Ant.) seinen Namen gegeben hat. Alte Formen sind noch *Reginus*, *Reganus*, *Regnus*. Er ist wohl mit Rega b. Regenwalde und dem ital. Rigonus der Tab. Peut. zu $\sqrt{ri}$ ‚fliessen‘ mit Wurzeldeterminativ *c* zu stellen und demnach als ‘Fluss’ zu deuten.

Bei der alten Bataverstadt Passau mündet die Itz (*Itasa*). Verwandt mit ihr sind der englische *Itis* (Ptol. 2, 3, 1 *'Ιτιος*, codd. *Εἴτιος*) > Sound of Sleat, die franz. *Itta* j. Epte > Seine und die Itta, Ausfluss des Sees Grand Lieu im Dép. Loire inférieure. Nach Stokes sind sie abzuleiten von $\sqrt{i}$ ‘gehen’. Näheres s. ob. S. 316. Möglicherweise kommt aber die idg. $\sqrt{id}$ ‘schwellen’ in Betracht, auf die sicher unsere Aitrach und Eiterbäche zurückgehen.

Wahrscheinlich hat auch der Bodensee indirekt von einem Bache *Bodama* seinen Namen. Wie schon Uhland in Germania IV 88 nachwies, hat der See (a. 980ff. *lacus Potamicus*, *Podamicus*) von dem am westlichen Ende des Überlinger Sees gelegenen Dorfe Bodmann, der alten Karolingerpfalz *Podama,* seinen Namen[1]). Diese hiess 759—901 meistens *Potamus*, daneben 839 *Bodoma,* 885 *Potoma,* später Bodeme u. ä. Der See wird zum ersten Male 1087 als Bodinsê angeführt, dann auch als Bodamsê, Podemsê. Uhland a. a. O. u. Bacmeister, Alem. Wand. 53 leiten es ab von ahd. [zua dêm] podamum „Böden“ im Gegensatz zu dem Gebirge; aber *bod, bad* ist ein verbreiteter Flussnamenstamm und *-ama* eine bekannte Flussnamenendung, sodass Bodmann leicht nach dem Bache benannt sein kann. Zu bod- bzw. bad- vgl. die Bode *(Bada),* den Bodincus (ligur. Name des Padus), die ital. Batus, Batinus. Das schwäb. Bottwar hiess *Bodibura,* d. h. Häuser an der Boda. Auch die Pader, sowie die niederbayr. Pfätter, alt *Pheterach,* scheinen hierher zu gehören[2]).

Vielleicht hängt der Stamm *bad* zusammen mit gr. *βαθύς* „tief“. Wenigstens bedeutet nach Plinius, der sich wieder auf Metrodoros von Scepsis stützt, Bodincus „fundo carens“. Bodama wäre also dann soviel wie „Tiefenbach“.

Keltische Ortsnamen (im engern Sinn).

Die keltischen Ortsnamen sind uns zwar alle nur im römischen Gewande erhalten, aber dieses ist so durchsichtig, dass die ursprüngl. keltische Gestalt noch deutlich zu erkennen ist. Keltische Ortsnamen wird es in unserm Gebiet einst genug gegeben haben; aber die meisten

---

1) Abzulehnen ist daher die Erklärung von Wilser, die Germanen S. 134 als „See des Flusses, d. h. des Rheins, (gr. *ποταμός*)“.

2) Vgl. Buck in Alem. 8, 162.

sind spurlos verschwunden. Nur die Namen der Orte, die die Römer für ihre Standlager auswählten, sind uns überliefert worden. Von diesen sind im Laufe der Jahrhunderte, besonders beim Eindringen der Germanen, manche untergegangen, da sie durch deutsche ersetzt wurden. Wahrscheinlich lebt noch manches keltische bezw. keltoromanische Wort in unsern Flurnamen fort; nur sind sie eben jetzt so angedeutscht, dass ihre frühere keltische Prägung nicht mehr zu erkennen ist. Auch die eine oder andere der versunkenen Städte, von denen die Sage kündet, deuten unzweifelhaft auf einstige keltische Orte. So sind sicher keltisch jenes Alka, das im Haselmoos liegen soll, und das auf das den Kelten mit den Germanen gemeinsame Wort *alkis* ‚Elch' zurückgeht, desgleichen auch die versunkene Stadt Loia beim Weiler Ried unterhalb Ottackers im Algäu, das an das *Loium* des Itin. Ant. 382,2 (vgl. Holder II 281) und an das gall. *Loiacus* j. Loué erinnert.

Zu den verschwundenen Namen gehört Ratisbona, das sich als lat. Form für Regensburg trotz des römischen castra Regina oder Reginum durch das ganze Mittelalter hindurch behauptet hat. Es ist, wie die meisten keltischen Ortsnamen, eine Zusammensetzung und zwar aus ratis (ir. raith) ‚Burg' nach d'Arbois ‚eingeschlossener Raum, von einem hohen ringförmigen Erdwall umgeben' und *bona* ‚Bau, Haus', also ein keltisches „Burghausen".

An der Mündung der Vils in die Donau bei Vilshofen lag das P(ons?) Rensibus der Tab. Teut. Den Namen Renses vermag ich nicht zu deuten.

Beim heutigen Straubing lag Sorviodurum (Tab. Peut. *Sorvioduro*), in den Geschichtswerken meist als Serviod— aufgeführt. Das Gegenstück hiezu ist das britische Sorviodunum des It. Ant. 483,4; **duron* deckt sich im Begriff ziemlich mit **dunon* 'Feste, Burg'. Sorvios ist wohl verwandt mit lat. Servius, Erretter, Hüter, Schirmer (zu servare) und entspricht dem Sinne nach unserm deutschen Frido, Mundo. Sorviodurum wäre demnach etwa mit „Friedberg" wiederzugeben.

Donauaufwärts treffen wir das *Arusena* der Tab. Peut.. Man hat es mit Irsing in Verbindung gebracht. Es ist aber nur eine verstümmelte Form[1]) für *Abusina* (S. oben S. 313).

Im Chiemgau[2]) waren die Orte Bedaium[3]) und Artobriga. Bedaion (Ptol. 2, 13, 3 *Βέδαιον*) das jetzige Chieming, war zu Ehren

1) Die uns erhaltene Tab. Peut ist ja nur eine späte und schlechte Kopie des römischen Originals.

2) Vgl. L. v. Auer, Prähistor. Befestigungen und Funde des Chiemgaus. München 1884.

3) Vgl. Ohlenschlager, Bedaium und die Bedaiusinschriften aus Chieming.

des Gottes Bedaios[1]) benannt, falls nicht umgekehrt der Lokalgott erst nach dem Namen der Stadt geschaffen wurde.

Ähnlich wie das keltische Beda bei Trier < Bitburg geworden ist, so glaubte man das Pitenhart (eine Stunde nordwestl. vom Chiemsee) auf den Bedaios zurückführen zu können, sicherlich mit Unrecht.

Artobriga lag bei Traunstein, wohl im dortigen Burgerwald. Es ist zusammengesetzt aus PN. Artos ('Bär') und briga ‚Feste, Burg' also zu deutsch „Bernburg, Berneck."

In Bernau, südl. vom Chiemsee, wo man ein röm. Haus mit Mosaikboden ausgrub, vermutet man das röm. *Virunum*. Lautlich stände dem nichts im Wege, da der Wechsel von *w* und *b* sehr häufig ist; man denke nur an Verona > Bern.

Zwischen Rosenheim und München bei Helfendorf lag Isunisca. Das Grundwort ist jedenfalls das bekannte keltische *iska* Wasser, das als selbständiges Wort noch in unserer Aisch (alt *Isca*) erhalten ist. Näheres hierüber siehe unten s. v. Ischl. Das Bestimmungswort *Isun* geht vielleicht auf ein von $\sqrt{\text{is}}$ ‚frisch, rasch', abgeleitetes Adjektiv zurück, sodass Isunisca dann als „Frischwasser" zu deuten wäre.

Merkwürdigerweise ist auch der Name der gewaltigen keltischen Feste Damasia, des jetzigen Auerberges südwestl. von Schongau am Lech, untergegangen[2]). Nach Strabo 4, 6, 8 war Damasia *ἡ τῶν Λικαττίων ὥσπερ ἀκρόπολις*. Der Name entspricht unseren Bergnamen ‚Ochsenkopf' oder ‚Schafberg'. Denn air. heisst **dam* Ochse, bret. *danvat* (<* damatos) und kymr. *dafad* Schaf. Ähnlich sind auch die Namen der anderen grossen Ringburgen bei Siferling[3]) (Landger. Rosenheim) und Sigharting südl. vom Simsee untergegangen.

Verschwunden sind ferner noch das Navoa, wahrscheinlich nach einer Navoa ‚Naab' benannt, das jetzige Eppental in Mittelschwaben (nur die Herren von Eppental führten noch den Namen Nawe) sowie das Cassiliacum, das Bacmeister[4]) auf Kisslegg (so schon 1239) O.-A. Wangen, bezieht, das aber nach Baumann, Gesch. des

---

1) In Bedaium fand man Steine, die dem Bedaios und den Alounis (den Salzgöttern) geweiht waren.

2) Vgl. die Schilderung des Hauptmanns Arnold im Sammler der Augsburger Abendzeitung 1878. Er schreibt u. a.: „Den Eindruck, den ich von der ganzen Anlage empfing, war staunenerregend; denn vor meinen Augen entstand das Bild eines mächtigen Bollwerks, an dem fleissige Hände mit Aufgebot aller Kraft geraume Zeit geschaffen haben müssen."

3) Beschrieben von K. Popp im Oberbayer. Arch. Bd. 32, S. 221.

4) Alemann. Wanderungen S. 29: „Aus *Cassiliacum* konnte deutsch *Kasslach*, durch Umlaut und Angleichung *Kesslich*, *Kisslich* werden, von wo aus spätere Anlehnung an Ecke, Eck sich leicht ergeben mochte.

Allgäus, wahrscheinlich das namenlose Römerkastell auf dem Nicolaiberge bei Obergünzburg war.

Der Vollständigkeit halber sei nur noch erwähnt, dass aus dem nördl. Bayern uns nur wenige keltische Städte bekannt sind, nämlich nur *Devona* (Bamberg), *Segodunum* (Burgsinn, B.-A. Lohr) und *Locoritum* (Gemünden oder Lohr).

Devona ist ursprüngl. ein Flussname, und möglichweise der keltische Name der Regnitz gewesen. Vgl. die gallische Deva, Diva[1]) zu $\sqrt{div}$,leuchten'.

Unser helvetisches Segodunum entspricht genau dem nordischen Sigtûn; es ist ein sehr verbreiteter Ortsname gewesen. So finden wir ein Segodunum noch in Northumberland, j. Wallsend, in Gallia Aquit. j. Rodez en Rouergue und im Dép. Saone-et-Loire j. Suin.

Locoritum (Ptol. 2, 11, 14 *Λοκόριτον*) ist eine Zusammensetzung wie Argentoritum (Strassburg) u. a. Das Grundwort ist rit < prit = unser Furt, das Bestimmungswort wohl *loka Lager (acymr. lo, bret. lo ,Grab', gr. *λόχος*, lat. lec-tus).

Nicht mehr erhalten ist auch die kelt. Bezeichnung für das gesamte deutsche Mittelgebirge Hercynia, wozu schon Wackernagel, in der Zs. f. d. Alt. II 558 das keltische *Ἀρκυνία ὄρη* stellte. Zeuss, Much und Kossina (Jdg. F. VII 281 f.) leiten es zwar noch von einem durch die Partikel *er* verstärkten Stamm *kun* ,hoch' ab (cymr. *cwn* Höhe, *er-chynu* erhaben). Richtiger ist aber die Ableitung von **[p]ercunia*, das dem germ.* *fergunia*, got *fairguni* anord. *Fjǫrgun,* altengl. *firgen* ,Waldhöhe' entspricht und jetzt noch in dem Virgunt, *(Virgunnia)* dem Höhenzug im südl. Franken und Riess, fortlebt. *Fergunna* hiess übrigens auch in den mittelalterlichen Urkunden das Erzgebirge. Ercunia, bezw. Virgunt bedeutet wohl ,Eichberg'. Denn das kelt. *[p]erc*, germ. *ferg-* ist verwandt mit *querc-us.* Noch im ältern Neuhochdeutschen finden wir *ferch* ,Föhre' einmal in der Bedeutung ,Eiche'.

Dagegen hat sich ausser den schon bei den Flussnamen behandelten Orten noch für folgende die keltische Benennung erhalten: Kempten, Epfach, Söllthürn, Kusseburg, Kalden, Echt (?), Ulm, Weihung, Finningen, Druisheim (?), Pfuhl (?) Brätzen, Ischl, Türk und Beiderbach.

Kempten, die Estionenstadt *Καμβόδουνον* des Strabo[2]), heisst auf der Tab. Peut. *Camboduno* und im 8. Jahrh. romanisiert *Campidona.* Das Grundwort dunum ,Burg' ist ja bekannt. Das Bestimmungswort cambo wird von Glück von **cambos* = ahd. *hamf* ,mancus', *hamma* < hamba ,Kniekehle, Flusskrümmung' abgeleitet[3]).

1) Näheres Buck, Alem. IX. 19.

2) 4, 6, 8: *καὶ οἱ Ἑστίωνες δὲ τῶν Οὐινδολικῶν εἰσὶ καὶ Βριγάντιοι καὶ πόλεις αὐτῶν Βριγάντιον καὶ Καμβόδουνον.*

3) Von diesem cambos hat auch die Cambutta, die Keule des hl. Magnus,

Darnach wäre Kempten ein keltisches „Hamburg". Nach Bacmeister bedeutet es ‚Burg auf gewölbter Kuppe'. Das Richtige trifft wohl D'Arbois de J., wenn er es vom PN. Cambos ableitet. Kempten bedeutet also dann ‚Burg des Cambos'. Ein *Cambodunum* (Itin. Ant. 468,6 Camboduno) gab es auch in Britannien, j. Slack bei Stainland. Ähnliche Zusammensetzungen, wobei allerdings an das cambos ‚krumm' zu denken ist, sind das brit. *Camboritum* ‚Krummfurt' und der FlN. *Cambofrutus* ‚Krummbach'. Auf einen ganz andern Ursprung geht das Dorf Kempten bei Bingen zurück. Dieses heisst urkundl. *Chamund, Camunzi* = Caput montium.

Epfach ist das *Ἀβουδίακον* des Ptol. 2, 12, 4, *Avodiaco* der Tab. Peut. und das *Abuzago* des Itin. Ant. 275,1. Bei den Bollandisten ASS Jan. 2,56 heisst es *Eptatica* = Abudiatica (villa). Jedenfalls ist es abzuleiten von einem keltischen PN. Abudios, der wohl dasselbe wie Boudius, also ‚Sieger', bezeichnet. Vgl. den deutschen PN. Bodo. Abudiacum ist also ein keltisches „Büdingen". Eine ähnliche Bildung liegt nach Buck, Rätische Ortsnamen (Alem. XII 214 u. 215) auch im tirolischen Absams (10. Jahrh. *Abazanes* < *Abudianum) und Bozen (680 *Bauzanum* < *Baudianum) vor.

Söllthürn bei Obergünzburg ist genau das schweizerische Solothurn, *(Salodurum)*, also eine 'Burg des Salos'. Die mit -durum zusammengesetzten Ortsnamen enthalten in ihrem ersten Bestandteil fast alle einen PN. (vgl. Boiodurum, Sorviodurum), es sind daher die üblichen Deutungen als Wartburg oder Weidenburg abzulehnen.

In der Kusseburg im Algäu vermute ich den keltischen PN. Cussinios, der dem *Cussiniacum* j. Küssnacht[1]) den Namen gab. Ähnlich bringt Bacmeister, Alem. Wand. S. 20 den Kussen- oder Küssenberg bei Geisslingen mit dem Dorf Küssnach am Fuss mit diesem Cussiniacum in Verbindung[2]). In bayr. Urkunden ist nun auch ein keltoromanischer PN. *Cacusso* überliefert. Möglicherweise hiess die Burg Cacussenburg, das dann durch Aphärese zu Kusseburg wurde.

Ebenfalls in bayrischen Urkunden kommt ein keltorom. PN. *Callo* vor. Vielleicht ist ein solcher der Namengeber des Kalden *(Callindin)* an der Iller gewesen. Es wäre demnach als Urform ein ähnliches Wort anzusetzen wie das *Calodunum* im nordwestl. Spanien.

Zwischen Cambodunum und Abudiacum lag *Esco* (Tab. Peut. Escone). Man will es in dem heutigen Echt B.-A. Oberdorf erkennen; doch macht die lautliche Entwicklung Schwierigkeiten

ihren Namen. Mit dieser Cambutta soll er den Riesen Boas bei Kempten erschlagen haben. (Reiser, Sagen des Algäu).

1) Das Küssnacht am Vierwaldstättersee hiess 848 Kussenacha, das Züricher 1087 Cussinach.

2) Gehört hierher auch Küssendorf bei Ichenhausen?

Esco ist das keltische **iska* ‚Wasser, mir: *esc,* akymr. *uisc* (nach Stokes < **pidska,* gr. *πῖδαξ* Quelle), nach D'Arbois ligurisch zu √*eis,* *is,* ‚sich bewegen'). Das Wort ist über das ganze keltische Sprachgebiet verbreitet. *Isca* hiess die Aisch > Regnitz, die Isch > Saar (a. 711 *Isca,* a. 720 *Esca*), ein Nebenfluss der Dyle in Belgien, die Isse in Dép. Marne *(Escia)* [auch Name eines Ortes] sowie zwei Flüsse in Britannien. Dort lag auch der Ort Isca Dumnoniorum der Tab. Peut. j. Exeter. Den erweiterten Stamm zeigen die Iscara und Ambiscara j. Embscher. Über Isunisca s. oben S. 322 und Ischl s. unten S. 326.

Die Gegend um Ulm[1]) herum scheint besonders dicht von Kelten besiedelt gewesen zu sein; denn dort finden sich jetzt noch verschiedene keltische Namen beieinander. Ulm selbst war, wenn auch sein Name erst a. 854 *(Ulma)* auftritt, infolge seiner günstigen Lage sicherlich schon in den ältesten Zeiten ein grösserer Ort. Ein *Ulmus* finden wir in Pannonien, ein anderes in Mösien, ein gallischer Stamm waren die *Ulmanetes. Ulma* hiess a. 1064 das jetzige Ollheim im Reg.-Bez. Köln, *Ulmena* a. 994 das Ulm südwestl. von Mainz und a. 1070 das Ulm in Baden[2]). Diese beiden Formen scheinen mir den Weg zur Deutung zu weisen. Ulmena war jedenfalls ein Bachname, ähnlich gebildet wie Ilmena, Wirmina u. a. (s. oben S. 319), von moina ‚Bach' und √ul, Tiefform zu √al ‚eilen'. Von *ul* , bezw. *ol* sind gebildet die gall. Olina, der Olius j. Oglio in Oberitalien und die Olona bei Mailand. Die Verkürzung von -mena zu -ma ist nicht nur sehr häufig, sondern sogar die Regel. So wurde auch Ilmina, Wirmina > Ilma, Wirma, Ilm, Würm.

Die bei Ulm mündende Weihung (urkundl. *Wiwe, Weie*) gemahnt an das Ptolemäische *Viana* (Tab. Peut. verschr. *Viaca*), das dort zu suchen ist. Wahrscheinlich ist es das an der Quelle der Weihung liegende *Wain,* das sich über Weiene regelrecht aus Viana entwickelt hat. Die Weihung ist also nur ein entstelltes Weien, was ausser den alten Formen noch durch das an ihr liegende Weinstetten bestätigt wird. Der Ort hat also, wie so oft, von dem Bache seinen Namen. Über die Flussnamenendung -ana s. oben S. 300.

Langenau bei Ulm geht, wie die urkundl. Belege (1143 in *Nauwe,* 1150 *Nawa*) zeigen, auf den Fluss *Nau (Nawa)* zurück (s. oben S. 319 unter Naab).

Südöstl. von Ulm, ebenfalls an der alten Römerstrasse liegt Finningen, in dem wir jedenfalls das *Phaeniana* des Ptol. vor uns haben.

In der Nähe liegt Pfuhl. Wahrscheinlich ist es einfach das deutsche aus lat. *palus* stammenden Appelletiv Pfuhl. Immerhin ist

1) Wegen des bayrischen Neu-Ulm mit einbezogen.
2) Vgl. Bacmeister, Alem. Wand. 117 ff.

vordeutsche Ableitung nicht so ohne weiteres abzuweisen. Man denke an Namen wie Polch bei Koblenz. (11. Jahrh. *Pulicha* < *Pulacum), oder Pulheim bei Köln (a. 1067 *Polheim*), *Fulina* a. 893 (Foerstem.) den alten württ. Pfullichgau (a. 930 *Phullichgowa*), Pfullingen (1075 *Phullin*) u. a. m.

In Druisheim B.-A. Donauwörth will man das kelt. *Drusomagus* wiederfinden, wohl mit Unrecht; denn das Drusomagus ist jedenfalls in der Nähe von Mainz anzusetzen. W. Götz, Geogr. histor. Handbuch von Bayern (München 1898) II 997 berichtet aber: Druisheim war die von Drusus erbaute Festung Drusomagus, welche, als die Römer zu Anfang des 5. Jahrh. wieder über die Donau zurückgedrängt wurden, wahrscheinlich durch Feuer zerstört wurde, da man auf der Burgstelle ausser Schanzen u. dgl. Münzen und Geräte teils ganz teils zerschmolzen auffand". Die urkundlichen Formen *Truigesheim* und *Trouwesheim* sind aber mit Drusus schwer in Einklang zu bringen und eher, wofür auch die Zusammensetzung mit — heim spricht, als Ableitungen von einem PN. Triuwo oder Trouwo anzusehen. Abgesehen von diesen lautlichen Schwierigkeiten wäre eine Benennung nach Drusus in unserem Gebiet nichts ungewöhnliches, gibt es doch ein Drusenheim im Elsass, ein Drusweiler (Drusi villa) bei Bergzabern in der Pfalz und ein Drais in Rheinhessen, wo das Hauptquatier der XIV. Legion gestanden haben soll. Kastel bei Mainz ist wahrscheinlich das Castellum Drusi. In Vorarlberg tragen die Drusenfluh und das Drusentor, den Namen des röm. Eroberers, desgleichen auch die Zuflüsse des Inn: Trisanna und Rosanna, die beide auf (Vallis) *Drusiana* zurückgehen. Allerdings wird hier nicht der Stiefsohn des Augustus, sondern irgend ein Gaugraf gleichen Namens — der Name Drusus war ja sehr verbreitet — der Namengeber gewesen sein.

Bei Baierbrunn, wo eine römische Brücke über die Isar führte, wird das *Bratanianum* (Tab. Peut. Bratananio) vermutet. Ist der Name auch an dieser Stelle verschwunden, so lebt er doch noch in dem Brätzen bei Erding fort. Die älteste Form ist *Prezzun*. Freudensprung führt es auf leibeigene Preussen zurück. Doch erscheint diese Erklärung zu gesucht. Näher liegt, ebenfalls ein Bratanianum ‚Ansiedlung des Bratanius' (zu kelt. **bratu* ‚Urteil, Gericht' vgl. altengl. *bradean*) anzusetzen[1]). Denn solche Doppelnamen gab es im alten Keltenlande in Menge.

Nördlich vom Chiemsee an der Alz liegt Ischl (*Iscala*), das seine genaue Entsprechung in Ischl im Salzkammergut hat. Auch Ischgl im Pongau ist hierherzustellen. Seine Bedeutung ist „Ansiedlung am

1) Vgl. Riezler, Die Ortsnamen in der Umgebung Münchens in Oberbayer. Arch. 44.

Wasser"; denn es ist abgeleitet von dem schon mehrfach erwähnten kelt. iska 'Wasser'. Ähnliche Bedeutung hatte das *Scadunum* < Iscadunum (= Wasserburg) j. Achun im Dép. Nièvre.

Nördlich von Reichenhall bei Marzoll liegt die Ortschaft Türk, urk. *Turigo*, also ein bayerisches Zürich. Denn die älteste überlieferte Form dieser Stadt lautet ebenfalls *Torico.* Wir werden also auch hier ein Turicum ansetzen dürfen. Möglich wäre auch ein To- oder Turiacum, das in Gallien fünfmal vorkommt, j. Thory, Thoury, eine patronym. Ableitung von dem den Kelten, Liguren und Illyrern gemeinsamen PN. Turos Vgl. ai. tura-s 'stark, mächtig' und die Turoni zwischen Schwarzwald und Main.

Über das vermutlich nach einem Bache benannte *Quintana* (röm. Umdeutung eines **Kintana*) j. Künzen s. ob. S. 315.

Während der Name Passau auf das römisch Castra Batava zurückgeht, hat sich der ursprünglich keltische Name dieses Ortes *Boiodurum,* 'Feste des Boios', noch in dem Beiderbach und Beiderwies rechts des Inns, erhalten. Die umgekehrte Zusammensetzung liegt vor in *Durboium* j. Durbuy im belg. Luxemburg.

Ausser diesen uns durch die Vermittelung der Römer erhaltenen keltischen Namen gibt es noch einige andere, für die wohl ebenfalls keltischer Ursprung anzunehmen ist. Hierher gehören die zahlreichen Gund im südlichen Algäu, wie Im Gund am Stuiben, Eine-, Sau-, Berg-, Hirsch-, Bestles-, Kuh-, Gries-, Alp-, Roß-, Ringers-, Wild-, Wilden-, Späten-, Hoch-, Rot-, Häbles-, Erz-, Engerats-, Lochertsgund, Gündle im Oytal, Bärgündle, die Gundalpen im Lochtal und der Gundsberg mit Gundsbach. Die Gundgruppe greift noch nach Vorarlberg hinüber vgl. die Gundespitz in den Tannheimer Bergen, Ostergunt und Bergunt im Bregenzer Wald.

Nichts zu tun mit unserm Gund hat das schweizerische Gund, das von *Ganda* „Schutthalde" kommt. Unser Gund bedeutet ein nur nach einer Seite offenes, auf der andern dagegen von Bergen eingeschlossenes Hochtal. Die älteste Form *Gunbet* (a. 1059)[1]) weist deutlich auf ein *cumbeta*, Demin. von *cumbos* oder *cumba* 'Tal', wovon mhd. küme 'Tal, Klinge' frz. combe (combette nur in Patois), prov. span. und nordital. comba, kymr. cwm < cumb, altengl. cumb u. ne. coomb, combe, comb. Dieses combe hat im Süden Englands dieselbe Bedeutung wie unser Gund, nämlich die von small valleys closed in at the head (Murray), und ist ungemein verbreitet. Middendorf, Altengl. Flurnamen zählt ihrer über 150.

Nicht befreunden kann ich mich mit Bucks Ableitung aus dem Romanischen. In Alem. XII 243 sagt er: „Unser Algäuer Gund hat zwar

---

1) Siehe Baumann, Gesch. d. Allgäus I 593: *apex Gemeinengunbet.*

den Sinn von grasreiches Hochtälchen ..., aber es schliesst sich am Ende doch an veltlin. gombeda an; Grundstück, das in eine Spitze ausläuft, aus cumbitus, cubitus.

Im Gegensatz zu dem auf das Algäu beschränkte cumbeta-Gund findet sich das cumba als „Gumpe“ im ganzen bayrischen Alpengebiet. Der Begriff hat sich jedoch hier sehr verengt, denn Gumpe bedeutet nur noch Vertiefung und zwar in der Regel eine, die mit Wasser ausgefüllt ist, vgl. den blauen Gumpen im obern Partnachtal und die Alm Gimpl (< Gümpel), wornach der Gimpel, ein Berg in der Tannheimer Gruppe, benannt ist.

Dicht bei der Mädelegabel ist die Hochfrottspitz. In ihrem Namen steckt vielleicht dasselbe Wort, das noch im kymr. *ffrwd* „Giessbach“ und im komaskischen *froda* 'Wasserfall' enthalten ist. Ptol. erwähnt einen Fluss *Φρουδις*. Vielleicht sind auch der Frödisch und der von der Alpe Frutz kommende Frutzbach hierherzustellen. Eine andere Bedeutung hat das Wort *Fruth* im Walliser Deutsch angenommen. Dort bezeichnet es einen länglichen Einschnitt, eine Felsenrinne oder Baumkerbe. Vgl. dort die Kapelle „auf der Fruth“ (ital: sulla frua).

Der am weitesten nach Norden vorgeschobene Gebirgsstock der Algäuer Alpen ist der Daumen (urkundl. *Dumo*, im Volksmund jetzt noch Dume). Holder, Altkelt. Sprachsch. 1367 erwähnt einen *Dumius* mons j. Le Puy de Dome (le Doum), wonach der topische Gott Mercurius Dumias oder Dumiatis benannt ist. Nach Rhŷs gehört der Name zu ir. duma 'Hügel' = altkelt. dumjos 'Gipfel', nach Stokes verwandt mit gr. *ϑημών*, *ϑωμός* und unserm deutschen „Damm“. Der Daumen ist also der 'Berg' schlechthin Dagegen hat der Daumen, ein Felszahn bei der Sandspitz in den Lienzer Dolomiten, von seiner Ähnlichkeit mit einem Daumen seinen Namen.

Möglicherweise steckt in dem Aggenstein bei Füssen (1471 Maggenstein mit Agglutination des Dativartikels, 1581 Aggenstein) ein kelt. *acauno-* ‚Stein, Fels, Spitze', vgl. das *Agaunum* im Kanton Waadt; doch kann er auch nach einem Manne Aggo benannt sein.

Ein allenthalben in den Alpen vorkommender Bergname ist die Kirche. Vgl. den Kirchstein bei der Benediktenwand (früher wohl diese selbst), den Kirchenkopf bei Schloss Linderhof, das Kirchkar im Wetterstein, die Kirchwand bei Kreuth, das Totenkirchl im Wilden Kaiser, die Kirch am Königsee, in Tirol die Hohe Kirch in der Olperergruppe u. a. Auch bei lebhafter Phantasie lässt sich bei diesen Bergen keine Ähnlichkeit mit einer Kirche herausfinden. Es sind meistens steile Felsenwände. Daher sind sie wohl vom kelt. *kirk* 'Stein' abzuleiten. Das Volk spricht in verschiedenen Gegenden noch Kirk.

Trotzdem darf man aber nicht alle „Kirchen“ auf diese Weise erklären. Denn es gibt verschiedene Berge oder Bergpartien, die wirklich

wie eine Kirche aussehen, so z. B. das Kirchle am Pfannenhölzle [= Bannholz] im Hintersteiner Tal. Meistens ist es die einem steilen Kirchendach ähnelnde Form, die den Namen herbeiführte, wie bei der Laufbichler Kirche, einer hohen als Viehweide dienenden Grashalde südl. vom Daumen. Oft heissen dann die Berge direkt Kirchendach. Ein Kirchendach gibt es bei Hinterstein, eine Kirchdachspitze bei Steinach am Brenner u. a. m.

Vielumstritten und von vielen Forschern, u. a. auch von Buck[1]) und Riezler[2]), als keltisch angesehen sind die mit *tegern* zusammengesetzten Namen, wie Tegernsee, Tegerndorf u. a. In Oberbayern kommt der Stamm allein 18mal vor, auch in Schwaben und der Schweiz findet er sich, fehlt dagegen in den andern deutschen Gegenden. Riezler will daher, „da sie alle nur oberdeutsch sind, unter den vielen Deutungsversuchen, die bei Foerstemann II 457 verzeichnet sind, einem aus vordeutscher Sprache den Vorzug geben". In Betracht kommt das keltische *tegernio-* „Herr" (air: tigerne, nir: tighearna, kymr. tigern, vgl. die PN. Vortigern, Gonotigern). Riezler a. a. O. S. 94 meint „dass der „Herr" schlechtweg, d. h. der mächtigste Grossgrundbesitzer der Gegend den schönen und fischreichen Tegernsee occupiert habe, ist an sich wahrscheinlich und würde in dem Königsee (richtiger Kuoni's-See) eine Analogie finden." Meiner Ansicht nach ist aber gerade infolge der häufigen Wiederkehr des Namens keltischer Ursprung abzuweisen.

Der Name erklärt sich ganz zwanglos, wenn wir ein ahd. *tegar* ‚gross' ansetzen, das (ähnlich wie michel 'gross') zwar ausgestorben ist, aber in dem got. *digrs* 'gross, stark' seine Entsprechung hat. Der Tegernsee ist dann einfach der grosse See im Gegensatz zu dem kleinern Schliersee. Tegerndorf, (9. Jahrh. *Tegardorf*) Tegerstein (eine Insel im Bodensee) sind dann einfach das grosse Dorf, der grosse Stein u. s w.

Nur der Vollständigkeit halber sei noch die romanische Ableitung angeführt. Für sie trat Gatchet ein, der Tegern aus *tegorium* = tugurium erklärte.

Keltoromanische Namen.

Während die Römer im Grossen und Ganzen den keltischen Namen ihr Gepräge liessen und sie nur etwas römisch aufputzten, haben sie doch in zwei Fällen grössere Änderungen vorgenommen. In Betracht kommen der Ort Kellmünz an der Iller und der Theinselberg bei Memmingen. Kellmünz[3]) heisst auf der Tab. Peut. und im Itin. Ant. *Coelius mons*. In deutschen Urkunden heisst es 1132 Cheleminza, 1293 Kelmunz. Bei

1) Oberdeutsches Flurnamenbuch S. 44.
2) Oberbayr. Arch. 44 S. 93.
3) Ausführlich handelt hierüber Bacmeister, Alem. Wand. S. 115 u. 116.

den zurückgebliebenen Romanen hiess der Ort wohl Celimonte, woraus Celmunt, Celmünz. Der Name erinnert an einen der sieben Hügel Roms, er hat aber einst wohl ebenso gelautet wie das *Kelamantia* des Ptol., j. Kalmünz a. d. Donau in Österreich.

In Spanien finden wir ein Coeliobriga. Dieses ist jedenfalls von einem latinisierten kelt. PN. Coelius abzuleiten. Vgl. den irischen PN. Coelbad, Coilboth, den kymr. Coilhen und den altkelt. Coiloriginus, gebildet vom kelt. Adj. *coilos, air: cóil, nir: caol, 'dünn, schlank' (Stokes). Auf ähnliche Weise lässt sich auch unser Kelmünz erklären; nehmen wir aber eine Urform Kelamantia an, so ist an den Stamm kel 'hoch, erhaben' zu denken, wovon die Kelten, selbst ihren Namen haben (vgl. lat cel-sus). Ein umgekehrtes Kellmünz stellt das Mönzeln in der St. Gallener Gegend dar, das ebenfalls ein alter Coelius mons ist, denn a. 1155 heisst es verdeutscht *Himilinberg* (Uhland in Germania IV 82.) Ein Kallmünz gibt es auch bei Partschins in Tirol, das Steub, Zur rhät. Ethnol. 120 als col de montes (?) erklärt. Das Grundwort *münz* findet sich noch in den beiden Finstermünz, das eine bei Schongau a. 1059 verschrieben *Finsterunstia*, das andere in Tirol, urkundl. *Vestmonza* (lies *Venstmonza*), nach Steub a. a. O. 115 = venustes montes; hierher gehört vielleicht auch das württ. Dürrmenz, a. 779 Turmenzer marca, 1200 Durminzi, 1282 Durmenze, 1338 Dormentze. Dieses erinnert wieder an das Dormitz in Vorarlberg (duro monte?), den Berg Tormetz zwischen Eibsee und Plansee und das Darmenz bei Nassereit. Der Septimer hiess früher Septimus mons, dann Seftimont, Seftemunt. Das schon oben erwähnte Kempten bei Bingen lautete Chamund, Camunzi (caput montium).

Der Theinselberg ist jedenfalls ein *dunicellus* ‚Berglein', also eine latein. Weiterbildung der kelt. *dun.* Die Weiterentwicklung ist ähnlich der von Pinsel < *penicellus.* Der Name begegnet in Bayern noch einigemale als Dunsel- und Tunselberg.

Römer.

Das Todesjahr des grossen Keltenreiches in Süddeutschland, ebenso wie des Räterreiches in den Alpen, ist das Jahr 15 v. Chr., in welchem Drusus und Tiberius ihre Eroberungszüge bis jenseit der Alpen ausdehnten. Die Räter und Kelten wurden nach erbittertem Kampfe unterworfen, Tiberius lieferte den Vindelikiern auf dem Bodensee sogar eine Seeschlacht, die waffenfähige Mannschaft wurde teils niedergehauen, teils für die römischen Legionen ausgehoben und nach römischer Sitte in entfernte Provinzen geschickt. Vindelicien wurde zur Provinz Rätia geschlagen. 297 n. Chr. wurde sie geteilt in Rätia prima, das Gebirgsland mit der Hauptstadt Chur (curia) und Rätia secunda, die schwäb.

bayr. Hochebene mit der Hauptstadt Augsburg. An Stelle der Kelten traten italische Ansiedler, meistens Veteranen, an die das als Staatseigentum angesehene Land verteilt wurde. Da zudem die Römer den unterworfenen Völkern auch ihre Sprache aufzwangen[1]), so verhallte bald der letzte keltische Laut, und nur die Ortsnamen, die von den Römern adoptiert wurden, gewähren uns noch wie durch einen Türspalt einen kleinen Blick in das grosse keltische Sprachgut. Als Meister des Strassenbaus überzogen die Römer das ganze Land mit einem wohldurchdachten Strassennetz, dessen Spuren noch allenthalben sichtbar sind, vom Volke als Steinweg, Heidenweg, Dietweg, Heerweg, Alter Weg, Hochgesträss, Römerstrasse, Remstrasse (von Epfach nach Stoffersberg) u. s w. bezeichnet. Zur Sicherung der Strassen und des Landes wurden an günstig gelegenen Stellen Warttürme und Kastelle angelegt, deren Besatzung die III. ital. Legion stellte. Im Ganzen waren es in Rätien wohl 30 Kastelle mit 10–15000 Mann.

An ein solches römisches Standquartier erinnert ähnlich wie „der Cästrich“, eine Flur bei Gonsenheim in Rheinhessen, im untern Algäu der Ort Gestraz, alt *Castres*, was auf ein Castris zurückgeht. Die Endung *-az* entstand nach Analogie der im Algäu häufigen Ortsnamen auf az wie Hergatz. Die Entwicklung von *castr-* zu *gestr* haben wir auch in dem hessischen Leihgestern (Bez. Giessen), alt *Leucastre.*

Eine ähnliche Verstümmlung scheint mir auch in dem Römerkessel vorzuliegen. So heisst das Volk den Bergrücken bei Epfach. (Zöpf im Oberbayr. Arch. 15, 165). Da Abudiacum eine röm. Militärstation war, so trug jedenfalls dieser Hügel die Befestigung, das castra. Dieses wurde dann über Kester, Kesterl zu Kessel. Der Römersberg heisst im Volksmund noch eine der drei Römerschanzen bei Holzhausen am Ammersee.

Auf die römischen Warttürme weisen die Namen Spek, ein Hügel bei Bolsterlang im Allgäu, Speck östl. von St. Heinrich am Würmsee und bei Oberteisendorf, Spöck bei Bernau im Chiemgau, der durch seine bis zum Peisenberg reichende Fernsicht bekannte Spiegel bei Tölz, sowie der Spiegel, eine Erhöhung am Zusammenfluss von Inn und Salzach, die alle aus specula ‘Warte’ entstanden sind[2]).

Gekrönt wurde das Befestigungswerk durch den unter Hadrian 117—138 n. Chr. angelegten Grenzwall, den Limes. Auf bayrischem Gebiet führte er von Kloster Lorch (Lauriacum) über Gunzenhausen,

1) Vgl. Augustinus, De civit. Dei XIX c. 7: Imperiosa nimirum ciuitas [Roma] non solum jugum verum etiam linguam suam domitis gentibus imponere voluit.

2) Näheres bei von Mutzel, Die römischen Warttürme in Bayern. Abh. der III. Kl. d. bayr. Ak. d. Wiss. Bd. VI Abt. 2.

Weissenburg bis in die Nähe der Altmühlmündung. Als Pfahlgraben, Teufelsmauer, Heidenmauer u. a. werden noch die Überreste bezeichnet.

Grössere Kastelle in der Limesgegend waren *Celeusum* (s. ob. S. 319) *Germanicum*, j. Kösching, wohl zu Ehren des Germanicus so genannt, und *Vetoniana* j. Nassenfels, das wahrscheinlich den Namen seines Gründers, eines römischen Generals Vetonius, trägt.

Immer reicher blühte infolge der Sicherung des Landes das vielgestaltige römische Kulturleben, wie uns die zahlreichen Funde beweisen[1].

Den Brennpunkt bildete das 15 v. Chr. gegründete Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg, das schon Tacitus (Germ. 41) als die splendidissima Raetiae colonia bezeichnet. Pergis ad Augustam quam Vindo Licusque fluentant, singt Venantius Fortunatus. Augusta wurden mit Vorliebe die neugegründeten Kolonien getauft. 23 Städte trugen diesen ehrwürdigen Namen, darunter 9 mit dem Zusatz von Völkernamen. Von Augsburg aus liefen nach allen Seiten die Verkehrsadern, durch die römische Kultur in das Land floss. Die berühmteste und noch im Mittelalter am meisten benützte Strasse war die von Augsburg über Schongau, Murnau, Pähl, Partenkirchen nach Scharnitz, die sog. Rottstrasse (< ital. rotta, frz. route < lat. rupta sc. via)[2]. Die genannten Orte trugen alle römische Namen. Pähl (Castra Urusa) Partenkirchen (Partanum) und Scharnitz (Scarbio) wurde schon oben behandelt. Schongau hiess *ad Novas*, also genau so wie die Stadt in Etrurien, Murnau erinnert ebenso wie die Murnau bei Leutstetten südl. von München, wo von Mure ‚Geröll' nicht die Rede sein kann, an *muri*, also an römische Bauten, die im Gegensatz zum germanischen Holzhaus Steinmauern hatten. Wohl alle die Orte, die Mauern heissen, deuten auf einstige römische Ansiedlungen. Bei den meisten wurden auch noch Spuren römischer Häuser entdeckt Am Lechrain heisst ein Wäldchen mit alten Grabhügeln das Kaderahölzl, früher *Kaderla* (== Kader-loh). Kader ist jedenfalls das lat. *quadrus* oder *quadra*. In romanischen Ländern ist Quadro,-a, ein verbreiteter Flurname[3]).

1) In den bayr. Alpen wurden an über 30 Orten Altäre und Gelübdesteine gefunden, im Chiemgau bis jetzt über 10 wohleingerichtete Häuser blosgelegt. Allenthalben stösst man auf Hypokausten, Tempel u. s. w. Nach Tausenden zählen die gefundenen römischen Münzen, in Niederaschau allein 700 Silbermünzen und in Westerndorf, der berühmten keltisch-römischen Töpferei, gar über 5000 Kupfermünzen auf einmal. Vgl. auch Ohlenschlager, Das römische Bayern. Corr.. Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthropol. u. s. w. 1880 sowie Glück, Römische Kultur in den Alpen in der ZDÖAV. 24.

2) Vgl. hierzu B. Zöpf, Beiträge zur Kenntnis röm. Neben- und Verbindungsstrassen u. s. w. im Oberbayr. Orch XV. soviel die Abhandlung von Jos. Schlett über Römerstrassen im Allgemeinen mit bes. Rücksicht auf den Isarkreis.

3) Siehe Schneller, Tirol. Namenforschungen S. 130.

Nicht ausgeschlossen wäre, wegen der keltischen Grabhügel an keltischen Ursprung des Namens zu denken. Dann käme in Betracht das kelt. Adj. *cadro-* ‚stark', (vgl. abret. cadr. ‚schön'), das noch in Bellum Cadrum j. Beaucaire im Arrond. Nîmes vorliegt.

Auch das als Flurname öfters begegnende Hadern hat man hiermit in Zusammenhang gebracht; Doch wäre der Übergang von *c* zu *h* in dieser späten Zeit sehr merkwürdig. Man verweist allerdings auf die via Cadereyda bei Trier, die im 10. Jahrh. auch Hadereyda heisst. Auffallend ist, dass Hadern zur Bezeichnung von nicht germanischen Bauten verwendet wurde. So heisst der Anfang der Teufelsmauer Haderfleck, eine Römerstrasse öfter Hadernweg (a. 1394 Hatternweg). Der Ort Hadern bei München wird von Riezler a. a. O. ebenfalls auf ein kelt. cadarn ‚fest' zurückgeführt. Möglicherweise haben die Germanen das Wort schon in sehr früher Zeit, also noch vor der Lautverschiebung von $c > h$, übernommen und es dann auf die ihnen fremden Steinbauten angewandt.

An den Strassen erhoben sich die *villae*, an die noch die verschiedenen Weil erinnern wie Weil bei Landsberg, Gross- und Kleinweil bei Schlehdorf und Baisweil, 11. Jahrh. Baizwil (Baudii (?) villa). Auch Weilheim, alt Wilheim (die Burg ¼ Std. südöstl. ist röm. Ursprungs) gehört wohl hierher, ebenso Weilkirchen a. d. Rott (Ind. Arn. VI 28 Wila).

Aus einem römischen *vicus* entstanden die Weichs bei Murnau und Dachau, Wiechs bei Brannenburg, sowie Noder- und Sonnenwiechs bei Aibling, Totenweis bei Aichach (1033 Tettinwich) und Pielweichs (Bez. Deggendorf).

Wie viel von den zahlreichen Kemnaten schon von den Römern angelegt waren, lässt sich schwer entscheiden, da caminata ein ins Deutsche übergegangenes Wort ist und daher auch deutscher Ortsname sein kann.

Die Erinnerung an die römische Innbrücke halten die beiden Orte Langen- und Leonhardpfunzen bei Rosenheim wach[1]). Denn in ihnen dürfen wir das *Pons Oeni*, das lat. Innsbruck, suchen. Es muss, was sich aus seiner Lage an der Grenze zweier Provinzen leicht erklärt, sehr stark befestigt gewesen sein; denn noch heute sind zu beiden Seiten des Inn ausgedehnte viereckige Schanzwerke zu erkennen. In den Not. Imp. wird bemerkt, dass es jetzt den Namen *Febianae* trage. Dicht bei Pfunzen lag die berühmte römische Töpferei von Westerndorf[2]).

1) Näheres bei Fink, Rosenheims Umgebung in römischer Zeit. (Rosenheim 1882), sowie in dem Büchlein: Rosenheim, sein Alpenvorland und seine Berge hgg. von Mitgliedern der Sektion Rosenheim des D.Ö.A.-V. ebenda 1886.

2) Näheres bei v. Hefner, Die römische Töpferei in Westerndorf. München 1863.

Allerdings hat sich Pfunzen (804 *Phuncina*) im Gegensatz zu dem Pfünz an der Altmühl nicht aus der klassischen Form *ponte*, sondern der vulgären *Pontena* (so im 8. Jahrh.) entwickelt. Wir haben hier also eine ähnlich verderbte Form vor uns wie in Campidona für Cambodunum und Eptatica für Abudiacum. Ein anderes *Pontena* (798 Indiculus Arnonis VI 15) lag am Chiemsee und ist jetzt in Seebruck verdeutscht. Die Bildung ist ähnlich wie die von *Portennis* (zu porta) j. Portein im Prättigau und *Partenna* im Montavon.

Den Namen römischer Kaiser tragen ausser dem schon erwähnten Augsburg noch das die Grenze bildende Trainsjoch, in einem Urbar des Herzogtums Baiwarien aus dem 13. Jahrhundert noch *Traianus* genannt, und der Erlerberg im Inntal, im Indic. Arnonis VI 27 als *Oriano monte* (= Aurelianus) bezeichnet. Vielleicht steckt ein *Aurelianum* j. Erl (urkundl. *Orilan*, *Orlan*) auch in dem an der schwäbischen Grenze, aber schon auf Württemberger Boden gelegenen Urlan bei Leutkirch, das im 9. Jahrhundert *Urallon*, *Urlon* heisst.

Aus der römischen Zeit stammen sicher auch Klais und Krünn im Walgau.

Klais (a. 1324 Chlos) ist ein lat. *clusa* (vgl. Klaus bei Götzis in Vorarlberg) und Krünn (a. 881 *Geruona*, 1190 *Gkhrün*) ein *Carinae*, (Schiffskiele, übtr. Schiffe, dann Landeplatz). Genau so hiess die Lände am Tiber in Rom. Vielleicht haben römische Legionare in Erinnerung an die liebe Heimatstadt diese Isarlände so getauft. Von diesem Krünn, (romanisch Caruna für Carinae) leitet das im Isarwinkel bekannte und schon im 12. Jahrhundert vorkommende Geschlecht der Krinner (also echter Bauernadel) seinen Namen ab. In alten Urkunden begegnet der Name als Geigerinner (= [Wala]goi-Gerinner?) und Geroner.

Zum Schluss sei als sehr bescheidenes Gegenstück zu der Stadt mit dem heiligen Dom noch das Köln bei Oberaudorf genannt. Welche colonia aber diese in Gegensatz zu der Agrippina war, ist uns leider nicht überliefert.

Romanen[1]).

Mit dem Untergang Roms war auch das Schicksal der römischen Ansiedler in Bayern besiegelt. Schon vorher hatten die Germanen, besonders die Alemannen in Schwaben, immer häufiger Einfälle gemacht und als dann Odowacker 488 die letzten römischen Truppen nach Italien zurückführen liess, wobei es nach Aventin noch zu einem letzten, allerdings nicht mehr heftigen Kampfe zwischen Römern und Germanen bei Mittenwald, (wahrscheinlicher jedoch bei Scharnitz) kam, stand das

1) Vgl. hierzu den Aufsatz „Romanen im bayer. Gebirge" des um die oberbayer. Volkskunde so verdienten Hofrats Dr. M. Höfler-Tölz in den Propyläen, Wochenbeilage der Münchener Zeitung, vom 4. März 1908.

Land den Germanen offen. Alemannen und Bayern nahmen es denn auch bald ganz in Besitz. Die Romanen wurden, da die Germanen die fetten Weide- und Ackergründe für sich in Anspruch nahmen, zumeist in die höher gelegenen schwerer bewirtbaren Regionen zurückgedrängt, wo sie noch Jahrhunderte hindurch als Hirten ihr Volkstum bewahrten. Ein Teil blieb jedoch auch in den Tälern zurück. Dort wurden sie, wie aus den Urkunden der Agilolfinger Zeit hervorgeht, zu den landwirtschaftlichen Arbeiten als *coloni* herangezogen und öfter an Kirchen geschenkt. Besonders dicht sassen sie im Chiemgau und Salzburgischen, wo nach den Indiculus Arnonis von 798 noch 324 durch Romani tributales bebaute Höfe angeführt werden[1]).

Ausserdem scheinen sie noch, wie man aus den Ortsnamen schliessen kann, in der Gegend von Tölz, im Isarwinkel, Wallgau, Loisachtal, am Ammersee, in der Umgegend von Kaufbeuren, Kempten und Oberstdorf in grösserer Anzahl sesshaft gewesen zu sein. Merkwürdigerweise sind die romanischen Namen nur an kleinen Dörfern und Gehöften haften geblieben. Der Grund liegt wohl darin, dass die Germanen die Orte mit Vorliebe nach dem Besitzer nannten, woher die zahllosen — ing(en), sodass der romanische Name, der sicherlich anfangs noch längere Zeit bestand, in den Hintergrund geriet und dann ganz verschwand. Eine grosse Rolle spielte dann auch, wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde, die Volksetymologie. Die meisten romanischen Namen klangen an ähnlich lautende deutsche Stämme an und wurden dann einfach mit diesen vertauscht. Diese Germanisierung ging so weit, dass sogar ursprünglich romanische Namen wie Pollio und Florinus mit dem deutschen Patronymensuffix -ing versehen wurden, wie Polling und Flaurling im Oberinntal (Siehe Steub, Herbsttage). Polling heisst auch ein Ort bei Weilheim. Vielleicht sind auch Punding bei Wolfratshausen, 1175 *Pontingen*, Peisenberg (*Pisen-*) u. a. noch solche germanisierte romanische Namen. Unbewusst verrieten die Loisachtaler noch bis vor kurzem ihre einst romanische Abstammung dadurch, dass sie von ihren Stammesbrüdern draussen als von den „Bayern“ sprachen, sich also dadurch in Gegensatz zu ihnen stellten. Auch sonst unterscheiden sich die Loisachtaler von den andern bayer. Gebirglern wesentlich in Sitte, Brauch und Charakter. Besonders auffallend ist ihre Armut an Liedern. Die Bayern sahen mit Geringschätzung auf die Romanen herab. Der Name Latinel oder Ladirl ist direkt zum Schimpfwort geworden. In der Regeln bezeichneten sie die Romanen als Wälsche (Walchen), und noch bis 18[illegible]0 hiessen die Flösser aus dem Walgau nicht anders als die Wälschen. Walch ist ein verbreiteter bayer. Familienname, Walch heissen zahlreiche Einzelhöfe, z. B. bei

1) Näheres bei Hartwig Peetz, Die Kiemseeklöster. Stuttgart 1879.

Schönau (Berchtesgaden), Neukirchen, Gotzing, Jedling u. s. w. Das Wahllehn bei Wies heisst urkdl. *Walch.*

Nach ihnen ist sogar ein ganzer Gau, der Walchengau (740 *Walagouwa,* 765 *Walhogoi*) benannt, der sich um den Walchensee erstreckte, der wieder sein Gegenstück in dem Walchsee bei Kufstein, dem Wallersee im Salzkammergut und dem Walensee in der Schweiz hat. Ein Dorf südl. vom Walchensee heisst nach diesem Gau jetzt noch Wallgau und eine Alm östl. von ihm Walchenalpe. Unterhalb Fall mündet von rechts die Walchen (alt *Wallach*) in die Isar. Ein Walchstadt (806 *Walhsteti*) gibt es sowohl am Wörthsee wie zwischen Schäftlarn und Aufkirchen; bei Tölz liegt Wackersberg, das aus Walchenberg entstellt ist; denn 1075 wird dieser Ort als vicus romaniscus vulgo Waltchonisperch (= Walchunisperch, Berg eines Walchen) bezeichnet. Ein anderes Wackersberg, das früher ebenfalls *Walchunsberg* hiess, liegt bei Dürnbach an der Mangfall. Ähnliche Bildungen sind Wals bei Reichenhall (798 *Uualahouuis*), Waltkersbach bei Pfaffenhofen an der Ilm, alt *Waltchunispuch*, *Walchuonspach*, Waischenbach an der Abens, früher Wälschenbach, 1226 *Wahlenbach,* Walchersdorf bei Vilshofen, alt *Walhinesdorf* und Wolfersdorf bei Niedernburg (Passau), alt *Walchunesdorf.* Am Südufer des Tegernsees erhebt sich der Wallberg, der auf Peter Anichs Karte noch *Walichberg* heisst. Ein ganzes Nest von „Walchen“ können wir im Chiemgau an und nahe der Traun ausheben. Dort liegen Traun-, Litzl-, Katz-, Ober-, See- und Strasswalchen.

Sehr häufig in alten schwäb. und bayer. Urkunden finden sich auf den Stamm Walch zurückgehende Namen, so z. B. im Wessobrunner Totenbuch Walconus, Walchunus, Walchengus. Allerdings dürfen wir nicht alle mit Walch gebildeten Namen als wälsche Ansiedlungen ansehen; denn Walch war auch ein deutscher PN., wie er z. B. in dem Walahesleba (= Leite eines Walah) in Thüringen vorliegt. Allerdings weist hier schon die ganze Art der Bildung, besonders das *s* des starken Genitivs, auf den deutschen PN.

In älteren Zeiten scheint für einen „Walchen“ auch noch die Bezeichnung *Ruminisc* üblich gewesen zu sein. So hiess Rimselrain bei Tölz 915 *Riministinrain* (*-ist-* wohl für *-isc-*). Ist das Rimsting im Chiemgau, dessen älteste Form schon so lautet, etwa auch eine Entstellung aus einem ähnlichen Wort, etwa Riminiscin(wang)? Bei Tölz gibt es einen weiteren Ort, der an die Siedlung eines „Römlings“ erinnert: Rummelsburg (1045 *Ruminisperch*, vgl. got. *Rumoneis*). Dasselbe bedeutet auch Rumelzhausen bei Dachau (alt *Rumaneshusin*). Dagegen sind die ähnlich klingenden Romelberg bei Wasserburg, Romelshausen bei Ottobeuern u. a. jedenfalls von einem ahd. PN. Hruomwald, Romwald, abzuleiten.

Von romanischen Gattungsnamen sind es besonders der Kapf und Kogel mit den Nebenformen Kochel, Gugel, Kögel, Kegel, die durch das ganze bayerische Sprachgebiet verbreitet sind und auch im alemannischen vereinzelt vorkommen. Unter Kapf versteht man einen vorspringenden, oben abgerundeten Teil eines Berges. Das Wort ist das rom. capo < capum, klassisch caput. Die Verkleinerungsform Kapfel steckt in Kappelsberg (früher Kapfelsberg) im Münchener Bezirk.

Kogel ist ein Berg mit kugelförmiger Kuppe, ital. cogolo. Als lateinische Grundform ist ein **cocula* Kugel, Kopf, Gipfel, neben welchem dann unter Einmischung von cucullus ein **coculus* entstand, anzusetzen. Mit Beziehung auf Berge wird das Wort auch im neugriech. *κουκούλλα* grosser Felsen, *κούκουλλο* Felsen, Abhang, im alban. kurkułε 'kegelförmiger Hügel' und tschech. kukla, 'Kappe, Spitze, First' gebraucht[1]).

Die bekanntesten bayer. Berge dieses Namens sind der Kogel in Tölz, der Kogl und Kögelberg südl. und südöstl. von Dietramszell, der Kogelberg westl. von Lenggries und in der Ramsau bei Berchtesgaden, der Viehkogel am Funtensee, der Kegelkopf in der Spielmansau. Die älteste belegte Form dürfte wohl der Wurchogel in Steiermark von 1125 sein.

Dieselbe Bedeutung hatte das lat. *cucullus* Kappe, Gipfel, das sich vielfach mit dem *cocula* kreuzte. In den franz. Alpen finden wir auch die Bezeichnung *cugullion* für Berggipfel. Schon a. 499 kommt im östl. Frankreich ein *Monte Cucullo* vor, in Italien 842 ein Hof *Cucullo* bei Cremona (Muratori, Antiq. Ital. 2,977), 878 ein Ort *Cocullo*, der 943 *Cugulo* heisst (ebd. 6,364 und 5,169). Im Fleimsertal ist 1188 ein pratum in *Cogollo* bezeugt (Fontes rer. Austr. 5,75).

Auf dieses cucullus statt coculus ist wohl auch die Gugl-Alm am Watzmann zurückzuführen. Apian, Topogr. Bav. (Festausg. S. 308) erwähnt einen collis *Gugl.* Vgl. auch die Cucullana alpicula des Ind. Arn. VII, 8, j. die Alpen bei Kuchel.

Von cocula sind sicher auch die Köcheln = Erhebungen oder Felsen im Moor (Schmeller I, 1220) abzuleiten. So heissen die Hügel im Loisachried zwischen Eschenlohe und Staffelsee (Apian: colles quos in Kocheln vocant). Auf den Karten findet sich auch die Schreibung Kögel. Nach solchen Köcheln ist auch der Ort Kochel benannt (8. Jahrh. Chochcalon, Quochcalun, Chochila), der dann wieder dem Kochelsee — früher Ascahi und vordeutsch Mathi(?) — den Namen gegeben hat, ebenso wohl auch Kuchel im Salzkammergut (Ind. Arn. II 2 (ad) *Cucullos*). Auch der Kochelberg bei Partenkirchen, der Kuchel-

1) Näheres bei Schuchardt, frz. creuset u. s. w. in Zs. f. rom. Phil. Bd. 26 (1902) S. 316 ff.

berg und Kuchelbach im obern Ammergau sind von einem Kochel = Kogel gebildet.

In ziemlich demselben Sinne wie Kogel wird vom Volk auch das Wort Kofel gebraucht. Es bezeichnet in der Regel einen Berg mit gewölbter kopfähnlicher Kuppe. Besonders in Tirol begegnet der Name häufig. In Bayern ist der bekannteste Kofel der bei Oberammergau, weshalb man auch das (ad) *Coveliacas* der Tab. Peut. auf diesen Kofel bezog, jedoch mit Unrecht; denn wie schon die Endung zeigt, handelt es sich hier um ein Patronymicum zu dem PN. Covelius. Den Stamm *cov*, der wohl mit ir. *cob* und gäl. *cobh* 'Sieg' identisch ist, finden wir in verschiedenen keltischen Namen, z. B. in Covius, Covnerta, Covidomarus, Coberillus, Coberatius u. a. Trotz der jetzigen scheinbaren Identität von Kogel und Kofel geht dieser doch, wie Buck in Alem. XII. 241 darlegt, auf ein ganz anderes Etymon zurück. Buck leitet ihn ab von einem lat. **cub-ale* (zu **cubum*) 'Lager, Wildlager, Höhle', ital. *covo, cova*, churw. *cuvel* 'Höhle'. Eines der schönsten Beispiele für solche Höhlen ist nach Buck die ehemalige Festung Kofel (Covolo) in einer Höhle an der ital. Grenze Tirols, sowie die Höhle Il Cubalo bei Custozza. Alte ON. dieser Art sind in Italien *Coviollo* (Parma) a. 1058 Muratori, Ant. It. 4,803, *Covo et Covello* (Bergamo) 1172 Lupi, Cod. dipl. Bergom., und in Österreich *ad covalum Cente* (Fulgreit) 1216 Fontes rer. Austr. 5,305, *an den schwarzen Kofel* 1299 ebd. 34,192 und der Hof *Kovel* zu Erenberg 1351 ebd. 34,262. Im Oberinntal, in Vorarlberg und Graubünden findet sich auch die Form Gofel, Gufel. (Kofel : Gufel = Kogel : Gugel). Vgl. den Markgofel im Kanton Bern, den Gufel im Kanton Glarus, den Ort Güfels bei Meiningen in Vorarlberg (Siehe hierzu Steub, Zur rhät. Ethn. S. 86). Allerdings habe ich an manchem Kofel, z. B. dem Patscher Kofel an der Brennerbahn, keine Höhle entdeckt. Möglicherweise aber kommt hier die Bedeutung 'Wildlager' in Betracht, oder es liegt infolge der Namensähnlichkeit eine Vertauschung mit Kogel vor. Infolge der Schwierigkeit der Deutung wurde Kofel auch für ein rätisches Wort gehalten, so von Steub. Unmöglich wäre dies nicht, da gerade im rätischen Gebiete die Kofel besonders dicht auftreten.

In den verschiedensten Formen und Bedeutungen tritt uns das lat. **labina* (deutsch: Lawine) entgegen. Der Grundbegriff ist 'Fall, Sturz, Rutsch', dann übertragen 'Felsensturz, Erdrutsch, steil abfallende Halde'. Zahllos sind die in diesem Sinne gebrauchten Bergnamen Lahner, Lähner u. ä.

Mit Vorliebe wird dann das Wort auch auf solche Bäche angewandt, die viel Schutt und Geröll von den Höhen mitbringen.

Der latein. Form am nächsten kommt der Lappenbach — an ihm der Weiler Lappach (= *Lappinaha) — bei Balderschwang im

Algäu[1]). Im Alemannischen heisst jetzt die Lawine Läe, woher der Löwenbach(!) = Läenbach zur Ostrach seinen Namen hat. Im Bayerischen ist für solche Gewässer der Name Lane oder Laine üblich. Vgl. z. B. die Laber-, Auer- und Eschenlaine, die bei Eschenlohe in die Loisach münden, die Lotters- und Häusl-Lahne, die Grosse-, Enge-, Kapell-, Schleifmühlen-Laine zur Ammer, die Trögellahne zur Halbammer, der Lainbach zur Ammer, der Laingraben zur Isar (bei Wallgau), die kleine und grosse Lain zur Jachen u. a. m. Bei Tölz heisst ein Bauernhof „an der Lain" (1280 datze der Lainen). Am westl. Ufer des Walchensees liegt Lobesau, das ca. 1100 *ouva in Loybinsbac* heisst. In diesem Wort steckt sicher auch ein aus labina entstelltes lowin 'Giessbach'.

Verschiedentlich begegnet uns auch das Wort *sass*' Fels' in den bayer. Alpen. Ich erwähne nur die schon in den ältesten Zeiten bewohnte[2]) Sasseninsel, eine der sieben Inseln des Eibsees, ferner Sassau[3]), die einzige Insel des Walchensees, der als deutsches Gegenstück das sog. Steineck gegenüberliegt[4]). Sassau heisst auch eine Halbinsel im Chiemsee östl. von Rimsting, Sossau ein auf einem Hügel gelegener Weiler in der Nähe der Achen südl. vom Chiemsee. Doch ist hier die Erklärung aus dem Deutschen ebenso berechtigt.

Vielleicht haben auch manche von den zahlreichen Katzenköpfen gar nichts mit dem schnurrenden Haustiere zu tun, sondern sind eine Umdeutung aus *cazza*, ital. caccia 'Jagd', das z. B. in den ON. Kätzis in Graubünden (926 *Cacias*, 940 *Chazzes*) und Götzis in Vorarlberg (11. Jahrh. *Cazzeses*, 1178 *Chezins*, <*cazzezza bezw. cazzina) vorliegt.

Von einzeln auftretenden romanischen Namen finden sich zunächst im unteren Algäu einige in der Kaufbeurer und Kempter Gegend. Die noch aus der Zeit der römischen Besetzung stammenden Namen Kempten Günzburg, Söllthürn, Baizweil, Gestraz, Kalden, Kellmünz, Finstermünz, Epfach, Echt wurden schon oben behandelt.

Ausserdem sind noch zu erwähnen Irrsee bei Kaufbeuren, das vom Volke wegen der dort befindlichen Irrenanstalt mit ,irr' in Zusammenhang gebracht wird, das aber romanischen Ursprungs ist, wie

1) Dagegen sind die verschiedenen andern Lappach, Labach wohl deutschen Ursprungs und bedeuten „sumpfige Gegend".

2) Nach E. Becker, Der Walchensee und die Jachenau. Innsbruck 1897.

3) Von Brenner allerdings als mhd. saz-ouwe erklärt.

4) Solche Gegenstücke sind sehr häufig in Gegenden, wo einst zwei verschiedensprachige Stämme neben einander wohnten. So liegt beim Lariss ein Lärchenkogel, (die dortige Alitersalm heisst auch Metzen- oder Luderalm), beim Schüttlitz ein Schildenstein, beim Pfonstal ein Bächental, beim Koblat die Zwibelstränge, bei der Sanna ein Riedgart u. a. In slav. Landen gibt es bei Sebnitz einen Finkenberg, bei Leipzig ein Lindenau u. s. w.

die urkundliche Form *Ursin* von 1183 dartut, die Sitz eines Ursinus bedeutet. Ursinus war neben Dominicus der beliebteste Name der Romanen, weshalb er uns auch noch öfter begegnet. So gibt es ein Irschenhausen südlich von München (800 Ursinhusen. Mon. Boica VIII, 368), ein Irschenberg in der Nähe des Schliersees (a. 1280 *Ursenperig*) und ein Urschenthal bei Waakirchen. Vielleicht ist auch das Irsingen an der Wertach bei Türkheim und Irsing im Chiemgau hierherzuziehen.

In dem Kaufbeurer Bezirk findet sich die Burg Ronsberg (1130 *Rumesperg*) und oberhalb Kempten im 10. Jahrh. *Ruminfurt*. Falls hier nicht ein PN. Rumo vorliegt, wäre an die Romanisci (got. Rumoneis) zu denken, ähnlich wie oben S. 336 bei *Ruminisperch*, *Riministinruin*. Mir ist dies um so wahrscheinlicher, weil sie beide in Gebieten liegen, in denen die Romanen sich lange hielten. Bei Rumesberg liegen Ursin, Keminatun, Navua, Baizwil, Gestraz, also alles romanische Siedlungen, und ganz in der Nähe ein Bayersried = Ried des Bayern im Gegensatz zum Berg des Romanen.

Unweit von *Ursin* bei Apfeltrang heisst ein Wald Bister, nach Baumann a. a. O. S. 66 = churwelsch pistira 'Weide'. Die Aufforstung erfolgte also erst in der nachromanischen Zeit.

Oberhalb Kempten liegt Rauns (1180 *Rans*, im 13. u. 14. Jahrh. *Ranes, Rans*, im Weissenauer Totenbuch *Rams*), das wohl = (in) ramis 'im Boschen' ist (Baumann S. 66). Vgl. das Rannes bei Weesen in der Schweiz und Raennes (12. Jahrh.) bei Innsbruck. Ein ähnlicher ON. ist Rametz bei Mais in Tirol, das nach Steub a. a. O. S. 121 aus ramazzo 'Geäste' entstand.

Gleich in der Nähe von Rauns ist Kenels, 1059 Kanale, das sich von selbst erklärt. Als Ganals (< canales) begegnet uns der Name in Vorarlberg bei Dalaas und als Gneis (1499 Gnälls) im Salzburgischen wieder.

Eine schwer zu knackende Nuss ist der Flurname Im Tropars, ein steiler Hügelvorsprung zwischen Heimenkirch und Engelberg, von wo aus der hl. Mang einen schweren Hammer schleuderte, der dann drei Stunden weit flog. Da mir die älteste Form unbekannt ist, so kann meine Deutung natürlich nur Vermutung sein. Ich denke an ein verstümmeltes *intra rupe(m) arsa(m)* oder ein romanisches *rupe arsa*, das etwa unserem „Dürrnstein" oder Bergschwende entspräche. Das Volk sprach zunächst d'rup'ars', dann verwuchs der Artikel mit dem Worte, eine Erscheinung, die man gerade im Algäu so oft antrifft. Vgl. Traualp bei Tannheim < D'Rauh Alp, dann schon im 15. Jahrhundert Maggenstein neben Aggenstein, ferner der Nast (< ein Ast) statt Ast, Nork statt Ork u. s. w. Vor diesen nun ein Wort bildenden Ausdruck wurde dann, ähnlich wie es im Salober (sa l'ovèr) heisst,

die Präposition im gesetzt. Eine Analogie hätte das rup'arsa in den jetzt abgegangenen voralbergischen Orten *Sasarsa* nördlich der Ill < sasso arso und *Vallars* bei Feldkirch < vall' arsa [1]).

Bei Krugzell liegt ein Komposten. Die unterirdischen Gänge daselbst deuten auf vordeutsche, wahrscheinlich schon keltische Besiedelung. Der Name ist jedoch erst romanisch und hat sein Gegenstück in dem Gampöst in Lichtenstein, ist also ein *campo de bosco.*

Nahe der Tiroler Grenze, am Nordfusse der Alpen, liegt Pfronten, das wohl richtig als *frontes* (sc. Alpium) gedeutet wird. Anderer Ansicht ist Kübler [2]). Nach ihm ist auch Pfronten eine deutsche Gründung, denn lat. frontes 'Grenze' müsste ein Pfronz ergeben. Der Ort heisst aber 1539 Pfrontheim. Ähnlich sei aus Pforzheim bei Kaufbeuern Pforzen entstanden. Er hält Pfronten für eine Rodung in dem Jagdgebiete, das der Kaiser 1059 dem Bischof von Augsburg verliehen hatte, weshalb er den Namen von ahd. (gi)fronti 'proscriptio' (zu frônjan) ableitet. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass bei Ortsnamen die Lautverschiebung oft unterbleibt, dass, wie Baumann, Gesch. des Allgäus S. 65 ausführt, die Pfrontner sich bis zur Stunde bewusst sind, anderer Herkunft zu sein wie ihre Nachbarn, und sich als Nachkommen der Römer bezeichnen. Auf fremde Abkunft deutet auch noch die Sitte der angrenzenden Bewohner, die Pfrontner zu hänseln, als letzter Ausklang des einstigen nationalen Gegensatzes.

Baumann, der ebenfalls für romanische Ableitung eintritt, stützt sich dabei auf die Stelle in der Legende des hl. Magnus (a. 725): „Füssen sei benachbart den fontes alpium Juliarum [3]). Da aber Quellen im Gebirge nichts Bemerkenswertes seien, so sei fontes Schreibfehler für frontes. Dass roman. f > pf wird, ist eine bekannte Erscheinung; vgl. hiezu die unten S. 356 angeführten Beispiele.

Der Lusalt oberhalb Füssen heisst im Volksmunde Rosálte, urkundl. *Losalte*, *Lusalte* [4]). Der Name wurde nach der mittelalterlichen

---

1) Ursprünglich hielt ich auch den im Grenzgebiet liegenden Metzenarsch der Tannheimer Gruppe für eine solche Bildung (< mezzano + arso) aber die Erklärung Küblers (Das Tannheimer Tal, ZDÖAV 29, S. 169) als posteriora eines weibl. Hundes (mundartl. Matz) trifft sicher das Richtige. „Der Name beruht nicht auf der Form des Berges, sondern dem Umstande, dass er nach allen Seiten hin verwitterte Felsblöcke zu Tal sendet." Der benachbarte Hundsarsch hat wohl auch davon seinen Namen.

2) Das Tannheimer Tal. ZDÖAV. S 29, 151.

3) Diese Alpen hiessen nie so. Der Name ist nur eine Schöpfung der Mönche. Vgl. gleich unten den Lusalt.

4) Der Sage nach soll der Lech einst über Vils und Pfronten geflossen sein. Erst der hl. Mang soll den Lusalten „aufgetan" und dem Leche seinen jetzigen Lauf angewiesen haben (Reiser, Sagen des Allgäus).

Mönchsetymologie als Julii saltus 'Sprung des Caesar' gedeutet, ist aber einfach roman. *lo salt* (illum saltum) = frz. le saut 'Wasserfall' (Vgl. Kübler, a. a. O. S. 151).

Bei Pfronten-Dorf am Fuss des Kienbergs heisst mans „im Muelte, ebenso heisst der grosse Wald bei Stettwang ausser Kaiwald auch „In den Meltern oder Im Melter". Ich bringe diese Flurnamen zusammen mit mlat. *maladeria*, 'Siechenhaus'. Buck, Alem. XII, 255 sagt über dieses Wort: „Das churw. maladuira, maladèra, 'Schafhürde auf dem Feld, Pferch' scheint ursprünglich den Absonderungspferch für räudige Schafe bedeutet zu haben. So mussten einst die Hirten zu Ertingen in Oberschwaben das rotzige etc. Vieh in den *räudigen Hau* (im Walde) und das *unreine Moos* treiben". Hierher gehört Maladers in Graubünden, a. 1156 *Maladra.* Ebenso ist wohl auch Melter von Maladeria (-oria) abzuleiten. Die Form Muelte(r) erklärt sich daraus, dass infolge der Betonung der Endsilbe das *a* zu *u* abdunkelte, dass also Maldèr — in dieser Form übernahmen das Wort die Alemannen — zunächst zu Muldèr wurde, dann mit allmählicher Retraktion des Akzentes zu Mùlder u. s. w. Es war also früher auch so ein „räudiger Hau".

Bei Berghofen oberhalb des Starzlachfalls heisst eine Flur „Unter der Sanna". Wir haben hier jedenfalls das mlat. *sagna* ‚Schilf, Riedgras' vor uns. Vgl. eine frz. Urk. von 1210: ut in eadem palude possint . . . sagnam pabel colligere. Es begegnet auch als *sanha* (Stat. Arelat. art. 59 domos cohopertos de sanha) und *sania* (frz. Urk. von 1221: decimas saniarum, pabeli und weiter unten: aquae, piscationes, venationes, saniae, pabelli). Französische Schreibung zeigen *saina* und *saignia.* Der Sammler dieser sagna heisst sagnerius, sagnaderius, sannaderius, saunaderius. Nach Ducange ist sanha „junci palustris genus simul et locus ubi eiusmodi junci crescunt". Die Bezeichnung „unter der Sanna" setzt voraus, dass die Kuppe ursprünglich ‚Sanna' genannt wurde. Jetzt heisst sie Moosrauft. Daneben heisst mans „im hintern Riedgart" und gegenüber „am Ried". Die örtliche Beschaffenheit stimmt also vollkommen zu der Erklärung von sanna als „Ried".

Ein scheinbar urdeutscher Name ist Liebenstein zwischen Sonthofen und Hindelang. Es ist aber nur eine gelehrte Verballhornung eines *Liubischt*, wie es allein im Volksmunde heute noch lautet. Die ältesten Formen von 1140 sind *Liubosc* und *Liubost,* die sich, wie schon Buck annahm, mit dem italienischen (campo) lovosco decken. Als ursprüngliche Form haben wir also ein *Lupasco* ‚Wolfsanger' anzusetzen[1]).

1) Vgl. Baumann, a. a. O. S. 135. Ebenda heisst es dann: „Auch Liebenstein gehört also zu den romanischen Ortschaften des Algäus; aus dieser Eigen-

Die Ortsnamen auf *asco* -*usco*[1]) wollen verschiedene Forscher für ligurisch halten. So schreibt D'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe (Paris, I, 1889; II 1894): „La limite nord-est du territoire caractérisé par les suffixes -*asco*, -*usco*, -*osco* serait une ligne qui, partant de Thionville, traversait la Haute Bavière[2]) au sud de Munich et atteindrait le Tirol au nord-ouest de Trente". Ludwig Wilser[3]) bemerkt hiezu: „All dies Land soll ligurisch sein! Es ist klar, dass es sich nur um keltisches Sprachgebiet handeln kann". Der Sachverhalt ist wohl der, dass die Kelten bei der innigen Berührung mit den Ligurern dieses Suffix in ihre Sprache übernommen haben. Mit der allmählichen Romanisierung der Kelten drang dann auch das -*asco* als Verstärkungssuffix in das Romanische ein, ähnlich wie später das keltische magus ‚Feld' mit römischen Namen verbunden[4]) und die keltische patronymische Endung -iacum auch an römische Namen angefügt wurde. Möglich ist allerdings, dass wir in Lupasco schon eine vindelizische Niederlassung sehen dürfen, da keltische Inschriften die PN. Lubus, Loupus, Luppa, Luppo aufweisen. Dass der Name auch in unserm Gebiete verbreitet war, beweist eine Stelle aus Ausonius, der Mosella 423 ein *Lupodunum* erwähnt[5]), das heutige Ladenburg bei Heidelberg (a. 628 *Lobodenburg*). Auch der Berg Lupfen bei Spaichingen (c. 1126 *Luphun*) ist wohl auf ein Lupo- zurückzuführen[6]).

Besonders lange scheinen die Romanen sich in den Bergen hinter Oberstdorf gehalten zu haben. Dorthin haben sie sich jedenfalls vor den Alemannen zurückgezogen und auf den Höhen als Hirten von den Siegern unbehelligt fortgelebt und so länger ihre Art und Sprache behalten als ihre Stammesgenossen in den fruchtbaren Talgefilden.

Daher kommt es auch, dass wir dort eine Reihe von romanischen Namen finden. Die zahlreichen Gund wurden schon oben

---

schaft aber erklärt sich die Volkssage, dass die Liebensteiner Kirche die älteste der ganzen Gegend, dass alles Land bis gen Reutte im Lechtal vor Alters in dieselbe eingepfarrt gewesen sei; denn da Liebenstein niemals eine selbständige Pfarrei bildete, so ist diese Sage nur die verdunkelte Erinnerung daran, dass zu Liebenstein noch christliche Walchen hausten, als die Schwaben die Sonthofer Gegend in Besitz nahmen". Ähnlich stand es jedenfalls auch mit der Kirche zu Sölb (S. unten S. 351).

1) Nach Flechia, Di nomi locali nell' Italia superiore 5. Aufl. S. 685 soll sich das Suffix -*asco* in etwa 90 Ortsnamen Oberitaliens finden.

2) Da in Bayern sich ausser dem *Lupasco* keine Ortsnamen auf -*asco* finden, so kann nur unser Liebenstein im Algäu gemeint sein.

3) Die Germanen. [1904] S. 171.

4) Vgl. das schon erwähnte Drusomagus.

5) Hostibus exactis Nicrum et Lupodunum.

6) Näheres über die beiden Namen bei Bacmeister, Alem. Wand. 10.

S. 327 erwähnt. Nördl. von Oberstdorf liegt der Ort Rubi, über dem sich das Rubihorn erhebt und südl. an der Trettach (tret, trat = Weide) Gerstruben. Rubi (1294 *an der Rubinun)* und -ruben sind das lat. *ruina* roman. *rovina* ‚vom Wasser gebildete Bergrunst ‚Geröllhalde'. In Tirol wird es zu Rufein, Roven, Rofan, Roppen u. a. Das Wort ist auch als *Rüfe* ins Schweizerdeutsche übergegangen. Das tirolische rüep (Schöpf, Tirol Idiot. 567) scheint dasselbe zu sein. Die Stubaier Bergmäder: die Riepen, die Ruf, Rifnall < rovinello (vgl. den ON. Ravinell) u. a. gehören wohl auch hierher. Das *Gerst* ist jedenfalls lat. *crista* rom. *cresta* churw. *crest craista* ‚Spitze eines Hügels', im Engadin direkt ‚Hügel', Gerstruben also *cresta de rovina* ‚Spitze (Ende) einer Bergrunst', und eine Bildung wie Gamperfin (bei Finstermünz) < campo de rovina. Nicht selten begegnet uns *crista* als Christ, so z. B. in der Zirler Cristen am Solsteine bei Innsbruck und in Grist bei Zams. Der Christelsee bei Oberstdorf sowie der Christlieger, ein grosser Felsen im Königsee, sind vielleicht auch von crista abzuleiten. Auch der Monte Cristallo (mit der Cresta bianca) sowie der Kristallkogel am Ortler sind wohl nur ein crista alta. Inlautsversetzung wie sie in *gerst* für *crest* vorliegt, ist im Churwelschen sehr häufig. Vgl. christiaun ‚Christ' neben carstiaun (< christianus) ‚Mensch', crescher ‚wachsen' neben carschanter ‚vermehren', ferner cardenza < credenza parschum < prisione u. s. w. Unser *Gerst* treffen wir im Schnalsertale wieder, wo ein Ort Gerstgrass = crista grossa heisst (Steub. Ethn. 120). Vielleicht sind auch die Karstenköpfe bei Hinterstein auf ein carsta = crasta, cresta zurückzuführen.

Möglicherweise gehen auch verschiedene Rappen- und Rabenköpfe auf rom. *rovina* zurück. Für den Rabenkopf bei Kochel ist dies durch die an seinem Südhange gelegene Rappinalpe erwiesen. Ähnlich steht es vielleicht mit dem Rappenkopf, -see, und der Rappenalp südl. von Oberstdorf. Sicher ist auch der Bach Ravenna im Schwarzwald ein rovina.

An der Vereinigung des Rappenalpenbaches mit dem Bacher Loch bei Einödsbach liegt der Taufersberg. Einen Taufersberg nebst Taufersalm und Taufersbach (beim Volk Tüfers-) finden wir auch im Hintersteiner Tal. Man ist versucht, zunächst an das kelt. *dubra* 'Wasser' zu denken, das noch in unserer Tauber (der Namensschwester des Thybris, Tiber) erhalten ist, aber Kelten waren dorthin noch nicht gedrungen, sondern erst Romanen. Daher ist auch die Ableitung Steubs von einem rätischen Tuvurusa abzuweisen. Die richtige ist vielmehr die von Buck in Alem. XII, 272 aus dem lat. *tuber*, tuberis 'unbekannter fruchttragender Baum' (Suet., Col.), nach Heinichen 'eine Art Äpfel'. In einer Bergeller Urkunde von 1304 heisst es: cum busco grosso *toueris* (Buck, Alem. 12, 216). Meiner Ansicht nach kann es

sich nur um den Vogelbeerbaum handeln; dieser wächst, wie ich aus eigener Anschauung weiss, dort in Menge; ausser ihm gibt es dort keinen „fruchttragenden“ Baum. Gegenstücke zu unserm Taufers (= *ad tuberes*) sind *Tuberis* im Walgau (a. 881 Mohr, Cod. dipl. Raetiae I, 46), curtis *Tovera* bei Cennella (a. 962 Ughelli, Italia sacra 5, 205), *Tuveres* (a. 1177 Hormayr, Beitr. z. Gesch. v. Tirol 1, 2, 269), *Taufers* (a. 1270 ebd. 1, 2, 386) und *Tuferes*, *Touferes* (a. 1179 Fontes rer. Austr. 34,53). Ein Tufers (9. Jahrh. *Tuberis*) gibt es bei Feldkirch, ein Taufers im Pustertal und bei Mals (beide alt *Tuvers*).

Südwestl. vom Freibergsee erhebt sich der Schlappolt, nach dem der Schlappoltsee und -bach benannt sind. Falls nicht ein germanischer PN. vorliegt, ist an ein *salva alta* zu denken. Lat. *silva* wird im Rätoromanischen zu *selva*. Der Stamm silv- wird, wenn er nicht den Hauptton trägt, zu *salv-*. Vgl. den Bach Salvesen bei Tarenz, nach Schneller, Streifz. I 38 < (aqua) silvensis, ferner Salvaun < silvanus, die Salvang 'wilde Männer' im Enneberg sowie den Wald Salpest bei Triberg < silvester. Merkwürdig ist das *a* in der 'Hohen Salve'. So heisst ein Berg bei Kufstein (urkundl. Salfen) und einer in Vorarlberg. Wahrscheinlich hiessen beide, worauf auch der deutsche Zusatz ‚hoch' hindeutet, einst selva alta; da der Haupton auf dem alta lag, wurde selva > salva.

Ähnlich hiess also auch unser Schlappolt ursprünglich wohl Salva alta, Salv' álta, das dann zu Sálb-alt und mit Inlautsversetzung zu Sláb-alt, Schlappolt wurde.

Den Übergang vom kleinen Walsertal nach den Tälern des Lech und der Bregenzer Ache bildet der Gentschelpass (Gänzelpass) an der Gentschelalp, von der aus der Gentschelbach zur Breitach eilt. Gentschel ist jedenfalls rom. *campicello* (zu campo) und eine ähnliche Bildung wie Mutschella bei Sateins in Vorarlberg < motticella (Steub, Ethn. 88). Es findet sich wieder in dem Gansell und Gunsöll am Eisack, Canzell im Grödnertal und Gamschola bei Schlins (14. Jahrh. Gamsschelen).

Ein durch seine vielen wilden Zacken und Nadeln bemerkenswerter Berg sind die Krottenköpfe[1]). Mit *Crode* bezeichnen die Wälschtiroler die Hörner und Zacken der Dolomiten (Vgl. die Croda di Lago, die Gradötzspitze und Gredatz bei Kals u. s. w.). Allerdings tragen manchmal auch weniger zackige, sondern mehr abgeplattete, mit Schutt beladene Felskuppen diesen Namen, so z. B. die Crode d'Antermoja. Für unsere Krottenköpfe trifft jedoch der ursprüngl. Be-

1) Die Sage von den verbannten Geistern, die als Kröten (mundartl. Krotten) in den wilden Felsennadeln sich aufhalten müssen, ist natürlich erst nachträglich entstanden, um eine Erklärung für den Namen zu finden.

griff 'wilde Zacken' vollständig zu. *Croda* ist abgeleitet von dem in Wälschtirol und im Venezianischen gebräuchlichen Verbum *crodare* 'fallen, stürzen', lat. corrotulare, frz. crouler, wovon der Cordevole = corrotabilis (rivus) 'Sturzbach' seinen Namen hat. Hiernach bedeutet croda zunächst 'Sturz', dann übertr. 'Felsenabsturz'. Auch im Werdenfelser Land finden wir zweimal einen Krottenkopf, den einen östl. von Oberau an der Loisach, den andern neben dem Kramer nordwestl. von Garmisch.

Nicht zu verwechseln sind hiermit die verschiedenen Krottenseen und Krottenberge, die wirklich nach den dort besonders zahlreich vorkommenden Kröten benannt sind.

Dicht bei den Oberstdorfer Krottenköpfen finden wir zwei weitere Berge mit romanischen Namen, den Muttlerkopf und die Muttespitz, die beide auf rom. *motta*, mlat. *mota* 'Hügel, Berg', bergam. mut, zurückgehen. Ein Muttekopf liegt auch bei Imst und eine Muttspitz bei Meran.

Die Hochfrottspitze an der Mädeler Gabel geht jedenfalls auf ein aus dem Keltischen ins Romanische gelangtes *froda* 'Sturzbach' zurück. S. ob. S. 328.

Südlich von ihr am Hohen Licht liegen die Peischelspitz und der Wildekasten. Falls die Peischelspitz nicht nach einem PN. benannt ist, wäre an ein *piccino*, churw. *pitschen* 'klein' zu denken (vgl. den Pitschenberg im Salzkammergut); die Peischelspitz wäre dann im Gegensatz zu den grossen Gipfel des Hohen Lichts die kleine Spitze. Möglicherweise ist sie aber nach der dortigen „Hochalpe" benannt, die dann früher *pascul* 'Trift' geheissen haben muss. Vgl. die vorarlb. Baschels bei Rankweil und Baschlis bei Götzis < pascules, sowie das Paspels im Domleschg (a. 1237 Pascuals < *pascuale, Mohr, Cod. dipl. Rhaet. 1, 324). In Betracht käme vielleicht noch ein *post collem*, (weil hinter dem Hohen Licht gelegen) wie es in Pescol und dem Pascholer See am Heinzenberg vorliegt. Nur das -ei- will zu all diesen Deutungen nicht recht stimmen.

Ob in den als Bergname öfter vorkommenden Kasten ein roman. *costa* 'Halde' vorliegt oder ein germ. Wort, das noch im isl. *kast* 'Felsenvorsprung' fortlebt, ist schwer zu entscheiden. Auch Ableitung von Kasten = Heuschober ist möglich. In ursprünglich romanischen Gebieten wird wohl costa in Betracht kommen, so auch bei dem Schwarzwälder Kostgfäll, das genau dem Tiroler Kostgfiel = costa de cavallo 'Rosshalde' entspricht.

Von Oberstdorf nach Hinterstein gelangt man entweder über den Entschenkopf oder über den Zeiger, von wo aus man zur Linken das Koblat am Daumen und die Toismeralpen und zur Rechten die Wände im Salober und die Almen Platte und Plättele sieht.

Den Schlüssel zur Deutung des Entschenkopfs, früher auch Ünschen genannt, liefert uns die schon erwähnte kaiserliche Urkunde von 1059, worin der Berg *Eunoschin* heisst. Dieses ist ein roman. *alnicino*, eine Weiterbildung von *alnus* Erle. Vgl. bergam. *eunisc, öunis* Erle < alnicius, ferner Ohnach im Pustertal (a. 892 Oneia, das für onai = alnetum geschrieben ist), das ital. Lonate = L'onate = (ad) illud alnatum = alnetum (Flecchia, Nomi locali u. s. w. p. 8), das abgegangene churrätische Lunat (11. Jahrh. Launade). In Uri gibt es ein Intschi (a. 1321 *Ünschi*) und bei Imst eine Flur *Unsin* (17. Jahrh., Zingerle, Tir. Weist. 2,161), die genau unserm Ünschen entsprechen. Aus Eunoschin wurde eunschin, ünschin, aus diesem einerseits unsin und intschi, andererseits entschen. Es ist also so viel wie unser „Erlach". Dasselbe bedeutet wohl auch die Enschenburg bei Berghofen (Sonthofen).

Das Koblat ist ein breites Trümmerfeld, das die Verbindung zwischen Daumen und Nebelhorn herstellt und daher vielleicht als **copulatum* zu deuten ist. Zu einem camp(o) lat(o) oder cap(o) lat(o), an das man auch denken könnte, stimmt das *o* statt *u* nicht. Bestärkt wird meine Vermutung durch die Zwibelstränge zwischen dem Laufbichler Koblat und der Flur 'Im Koblat' an der Entschenalpe. „Stränge" wäre einfach die Verdeutschung des copulatum.

Beim Koblat liegt der Toismer (eine obere und untere Alm). So heisst er beim Volke und nicht Toismen, wie die Karten schreiben. Eine Erklärung ist sehr schwierig. Sind die Almen etwa als *tejas de muro* 'Mauerhütten' (vgl. Gantelmora bei St. Gerold < campo del muro), oder *tejas de mara* 'Hütten an der Mure' aufzufassen? Falls ursprünglich nur die obere Alm bestand, ist an ein teja su mara zu denken. Heustadel, Hütte heisst in der Lombardei und in Modena *tegia*, churw. *tegia, thea* und Vorarlberg *Taje*, *Tai*, daher die Burgerstaie, Schnapfentaie bei Galtür, Niederthei im Ötztal u. a. Muratori, Ant. It. 1, 121 erwähnt a. 869 ein tegia. Alle diese Namen gehen zurück auf ein mlat. tegia (zu tego 'schütze'), also Schutzdach, Hütte.

Die Almen Platte und Plättele könnten auch deutsch sein, doch sagt das Volk „auf Platte" und nicht auf der Platte wie es z. B. auf dem Mösle sagt; es empfindet also noch unbewusst das Fremdartige des Namens. Zudem ist Platte gerade in romanischen Gebieten sehr verbreitet. Siehe z. B. die verschiedenen Platten im Kanton St. Gallen bei Götzinger, Die roman. ON. des Kantons St. Gallen S. 33.

Oberhalb Platte heisst es Im Salober; auch bei Füssen gibt es ein Salober. Nach Buck, Alem. XII, 231 ist es ein roman. *su l'ovèr, su l'avèr* = lat. sursum illud aquerium, 'überm Wasser'. Im Churwelschen heisst aber 'auf' direkt *sa* (neben si), sodass wir gleich ein *sa l'ovèr* ansetzen dürfen.

Wandern wir am Obertalbach weiter nach Hinterstein, so kommen wir zunächst an die Stelle, wo er sich mit dem Bärgündlebach (s. ob. S. 327) zur Ostrach vereinigt, dann an den Taufersbach (s. ob. S. 344) und schliesslich kurz vor Hinterstein nach dem Teil, wo mans ,im Gufer' heisst. Es ist dies das steinige Weidengelände an der Ostrach, dort wo der viel Geröll mit sich führende Eckbach mündet. Ähnlich bezeichnet man in Wartau (Kanton St. Gallen) mit *Göferen* einen steinigen unkultivierbaren Boden (Götzinger S. 60), bei Wartau heisst auch die Schutthalde am Girespitz *Gófere*. Zur Deutung des Namens verhilft uns das in der Schweiz gebräuchliche „Ubergufer“ 'Federdecke', das zu cuvrir 'decken' und cuvria 'Decke' gehört. Gufer ist also eine den Rasen überziehende Schuttdecke.

Über Hinterstein erhebt sich der Bescheisser (das Volk sagt: Bschîsar). Die landläufige Erklärung ist, dass der Berg den Besteiger narrt, besch. . ., indem er den wahren Gipfel so lange nicht zeigt. Das tun aber gar viele Berge, sodass es nichts besonders auffälliges ist. Ich vermute daher, dass hier Volksetymologie ihr Spiel trieb und der Bergname identisch ist mit dem Schüsser südl. v. Oberstdorf. Vielleicht ist an ein lat. **excisus* 'abgehauen, abgeholzt' zu denken. Das anlautende *b* wäre dann der Endkonsonant des verloren gegangenen Substantivs. In Betracht käme also ein roman. *(cam)p exciso* u. ä. Sollte das *b* erst später angefügt sein wie z. B. bei der Bsondrach (mundartl. Bsundra) zur Ostrach < *Sunderach, so könnte man ähnlich wie beim Schüsser an ein mlat. Subst. *excisa* (Bildung wie exclusa 'Schleuse') oder *excisura* denken. Neben dem Bescheisser, am Iseler, heisst eine Flur ,Auf den Schlägen'. Wie so oft hätten wir dann auch hier in unmittelbarer Nähe das deutsche Gegenstück zu dem fremden Namen. (Vgl. oben S. 339 Anm. 4).

Wenden wir uns noch kurz nach dem westl. Algäu, so sind es dort der Hohe Ifen, der Kürenwald und die Giernspitze, die unsere Aufmerksamkeit erregen.

Der Hohe Ifen und die Ifenalpe erinnern an den Juifen, Jufen und Jaufen; sie sind daher wie diese von mlat. *juvum* 'Joch' abzuleiten. Dagegen hat der Jauchen bei Oberstdorf wohl nichts mit jugum zu tun, sondern ist wie die „Gauchen Wände“ von gach, jäh abzuleiten = (am) jachen (Berg).

Der Kürenwald ist wohl nach einer Küre = churw. *cura*, *chira* ,Viehhut' benannt. Von demselben Wort ist vielleicht auch die Giernspitze gebildet. Vgl. die bei Götzinger genannten Gire (bei Mels und Wartau) Girekopf, Gireloch, Gireplangg Giribühl und Girstein, die gerade im romanischen Teil des Kantons St. Gallen vorkommen. Wahrscheinlich ist aber nicht cura, sondern *girus* 'Kreis', dann 'Bifang, Hag, Rodung', churw. *gir*, wovon *gira ora* ausroden, das Etymon. Bei Mohr,

Cod. dipl. Rh. 3, 232 ist a. 1312 ein juger in *Girus* (< giruzza 'Grütli'), ebend. 3, 276 a. 1367 ein *Gyreida* (< gireta) j. Grydt bei Chur aufgeführt. S. auch unten unter gorna.

Nicht romanisch sind die oft dafür gehaltenen schwäbischen Orte Füssen und Albis. Füssen ist zwar a. 725 als *Fauces* erwähnt, doch ist dies sicherlich nur Spielerei der Mönche. Füssen ist jedenfalls ahd. *fuozzim*, d. h. zu den Füssen (am Fusse) der Alpen gelegen. Albis hat mit lat. *albus* nichts zu tun, sondern ist urkundlich ein *Alberichs*.

Ganz romanisch klingen die scheinbar wie Trafoi gebildeten Namen Tropoi, Trampoi, Ramsoi u. ä. Doch ist dies -oi nur eine Nebenform zu -au (vgl. das Oytal). Auch der Ponten bei Hinterstein hat trotz der Ähnlichkeit mit lat. ponte(m) keine Beziehung dazu, sondern ist nach dem Wald an seinem Hange benannt, der einst „bonnt" d. h. gebannt war. Auch der Iseler bei Hindelang ist trotz des Anklangs an lat. isola (= vereinzelte, inselartige Rodung, wovon die Bergnamen Iss, Niss = (i)n iss, Isel u. a.) wohl nach einem PN. Isilo j. Eisele benannt.

Überschreiten wir jetzt die schwäbische Grenze und wenden uns nach Oberbayern, so fallen uns zunächst am Ammersee ausser den zahlreichen Römerschanzen, dem „Römerstrassl", dem Rommental, dem Walchstadt am Wörthsee und dem Mauern bei Grafrath noch verschiedene Namen auf, die uns an die einstigen romanischen Siedler erinnern. Am Nordrand des Ammersees an der Strasse von Inning nach Grafrath liegt die Schwaige Arzla (12. Jahrh. *Arcele* Mon. Boica VI. 79). Arzl heisst auch ein Dorf bei Innsbruck und eines am Ausgang des Pitztals ins Oberinntal. Alle drei stammen aus lat. *arcella* nach Ducange = domus in qua fiunt casei, also eine Sennhütte, Schwaige. (Vgl. Riezler, Die Ortsnamen der Umgebung Münchens).

Bei Arzla fliesst der Garnbach; Garn ist das mlat. *gorna* 'Kanal, Wasserleitung', ital. 'Rinne', das in vielen Namen Rätiens begegnet, so in Gorn, Garn, Gorina, Garna, Grun (< gorone) Giern (Giern : gorna = churw. ciern : cornu) Näheres bei Buck, Alem. XII. 249. Wahrscheinlich gehört auch der Gurnbach im Tegernseer Gebiet (s. u. S. 361) hierher, ebenso die Gurrwand bei Reichenhall.

Am Ostufer des Sees liegt Rausch (1204 *Ruges*, 1228 *Rusche* und *Rus*, 1242 *Rus*. Mon. Boica VIII. 164, 143, 182). Riezler a. a. O. 101 denkt an *runcare* reuten. Belege für den Ausfall des *n* führen Steub, Ethn. 98 und Götzinger a. a. O. mehrere an (vgl. Ragatz < runcazza, Ruggun bei Landeck < runcone, Ragal < runcale). Wahrscheinlich haben wir also für unser Ruges ein *Runcazza* anzusetzen, das zunächst zu Rucáz, Rugáz, dann zu Rúgez, Ruges wurde. Falls die älteste Form Ruges aber nur ein Schreibfehler sein sollte, dann wäre an ein (pra

de) rusc 'Mäusedorn' oder rusc 'Kröte' zu denken. Ist auch das Reisch bei Landsberg so zu erklären?

Jedenfalls aber geht der Hof Rentschen zwischen Rottenbuch an der Amper und Steingaden auf ein *runcatium* bezw. *runcazza* zurück. Wenigstens heisst das Rentsch bei Bozen a. 1070 *vinea Runcazi* (Hormayr) und im 13. Jahrh. *Ronz*. Ebenso heisst das Rentschendei bei Vels alt runcetello (Font. rer. Austr. 34, 435).

Bei Wessling liegt ein Hof Mischenried (urk. *Mischinriet*). Riezler a. a. O. 76 denkt an einen PN. Misa; dann bliebe aber das *sch* unerklärt. Wahrscheinlicher dünkt mir eine Ableitung von lat. *muscus* 'Moos' churw. *miskel* 'Moor'. Vgl. das Parmusgel bei Nenzing in Vorarlb. < pra de muscolo. Ried würde dann einfach das misch verdeutschen, und wäre eine Bildung wie etwa bayr. „Tafernwirtschaft". Vielleicht kommt auch lat. *musca* Mücke, Schnake in Betracht. Auch der Möschengraben westl. vom Staffelsee ist wohl von muscus abzuleiten.

Allbekannt ist der auf stolzer Höhe ragende Wallfahrtsort Andechs am Ammersee. (1048 *Andehsa*, 1091 *Andehse*, 1113 *Andechesin*. Mon. B. VI, 40, 57, 58. XXXVII, 36). Von den vielen Erklärungsversuchen befriedigt nur der von Riezler a. a. O. S. 99. Dieser verweist auf eine Stelle der Lex Baiuw. I, 13 (Mon. Germ. 278), wo als eine Leistung der coloni vel servi ecclesiae erwähnt wird: Andecenas legitimas hoc est pertica (Rute) 10 pedes habentem, 4 perticas in transverso, 40 in longo arare, seminare etc. Wie der Herausgeber Merkel bemerkt, ist das Wort in Lothringen und Frankreich bis zum 15. Jahrh. nachzuweisen und kommt auch in der St. Galler Tradition (duas anzingas) vor. In Berchtesgaden bezeichnet Anzing noch heute ein Flächenmass = halber Morgen. Bei Du Cange sind noch die Formen *andecinga*, *ancinga*, *ancinia* und *accingia* verzeichnet. Auf bayrischem Sprachgebiet im Grossarltal oberhalb der Lichtensteinklamm liegt ebenfalls ein Andex. Das Wort bezeichnet also ein Grundstück von einem gewissen Flächeninhalt.

Unweit von Andechs am Südufer des Sees liegt der Hof Noderried. Dort war wohl zur Römerzeit eine Fähre, denn Noder ist lat. *nautarius* ('Schöffmann', 'Schöffer' im oberbayer. Dial.), ein Wort, das, wenn es auch nicht bei Du Cange und Forcellini erwähnt ist, dennoch bestanden haben muss. Noch mehr an die latein. Form schliesst sich der Nautererbach an; so heisst ein Isararm bei Mittenwald. Nördl. von Tölz liegt an der Isar ein Nodern, wohl auch eine alte Fähre, und am Arzbach ein Noderhäusl. Von nautarius stammen die schwäb. und bayr. Namen Noderer, Notter und Natterer. Dagegen sind das Nodering bei Erding und Noderham bei Wasserburg jedenfalls vom PN. Notger abzuleiten. Das Noderwiechs an der Mangfall

ist aus Norderwiechs entstellt, da ihm ein Sonnenwiechs = Sunderwiechs gegenübersteht.

Römische Schwaigen waren Stillern im Stillerwald zwischen Ammersee und Landsberg, sowie Stillern und der Stillerhof bei Wessobrunn. Nach Sepp sollen sie *stellaria* = stabularia sein, nach Ducange aber bedeutet *stillariae* (Nbf. *stellariae*) 'aquarum ductus'.

Am Lech zwischen Stoffen und Pflugdorf erstreckt sich der Schlechwald, der vielleicht einst ein *salectum* 'Weidicht' war, dann aber in 'Schlehen' umgedeutet wurde. (Vgl. filectum > churw. flech). Steckt ein salictum etwa auch in dem Bergnamen Schell Schlicht westl. von Garmisch? Wahrscheinlich ist aber Schlicht = Schlücht (zu Schlucht).

Südl. von Wessobrunn liegt an einem Weiher das Gehöft Puitl, das wohl = *put(e)olus* ist. Ein Puitbach fliesst bei Oberleutasch in die Leutasch. Westl. von Wessobrunn erstreckt sich der Pitzgraben bis an die Amper. In diesem Pitz scheint mir auch ein lat. *puteus* rom. *puzzo* zu stecken, von dem auch Pfitz b. Meiningen in Vorarlberg seinen Namen hat. Über den gegenüber bei Pähl mündenden Kintschbach (Quintana) s. ob. S. 315.

Eine Stunde vom Südufer des Ammersees entfernt liegt bei Pähl an der alten Römerstrasse das Dorf Sölb (urk. *Sölwe*). Dort erhebt sich ein niederer Hügel, auf dem einst die Kapelle St. Johann stand, die älteste (daher wohl romanische) im Ammergau. Wir haben es also hier mit einer sehr alten Ansiedlung zu tun, so dass wohl auch der Name sehr alt und demzufolge vordeutsch sein wird. In Betracht kommt rom. *selva* = silva 'Wald'. In der Tat erstreckte sich einst dort ein ausgedehnter Eichenwald, der jetzt ausgerodet ist. Möglicherweise haben aber schon die Römer den Namen vorgefunden; dann wäre das gall. *selba*, ir. selb 'Besitz' 'Hof' heranzuziehen. Vgl. gall. Luguselva 'Besitz des Lugus'.

Der genannte grosse Wald hiess der Spadrich oder Speidrich, wohl auch ein roman. Name, der vielleicht zu *spadix, spadica,-um* zu stellen ist, nach Ducange = 1. ramus palmae, 2. color fructum eius arboris referens = badius, phoeniceus. Allerdings wäre, wenn man ein *silva spadica ansetzt, hier eine sehr starke Bedeutungsverschiebung vorauszusetzen. Doch finde ich keine andere Erklärung.

Das Töllern bei Weilheim (13. Jahrh. *Toline*), dabei der Töllensee, erinnert sehr an Tölz (Tolinze), ist aber ein Gegensatz zu diesem (s. u. S. 358), wahrscheinlich doch deutschen Ursprungs. Es ist wohl ebenso wie Dollnstein an der Altmühl *(Tollenstein)* von ahd. tuolla 'Tälchen, Vertiefung' abzuleiten. Doch wäre bei der einstigen uralten Besiedlung dieser Gegend auch vordeutscher Ursprung nicht ausgeschlossen.

Schon auf unserem ganzen Streifzug durch das Ammerseegebiet grüsste uns von ferne das gewaltige Massiv der Zugspitze. Tausende

erklimmen sie jährlich, aber nur die wenigsten werden über den Namen nachdenken. Diesen sei verraten, dass der höchste Berg des deutschen Reiches gar keinen deutschen, sondern einen romanischen Namen trägt. Denn Zug ist wahrscheinlich von *jug-um* abzuleiten. Der Dialekt der einst hier lebenden Romanen stand dem lombardischen und friaulischen sehr nahe. Dort wird aber lat. *j* > *z*, vgl. *juvum* (< jugum) > *zov*, *jujubula* 'Brustbeerlein' > *zizola*. Vgl. auch Joviniacum, a. 1116 Zivignano j. Sivernach (Buck, Alem. 12, 214). Ähnlich steht im It. Ant. für Abudiacum *Abuzaco*.

In Wälschtirol wird juvum *zof*, im ladin. *jú*, *júo*, *jeuf*, *jouf* (j = frz. j), ampezz. *zúo*, churw. *giuf*. In einem Urbar von Gries bei Bozen kommt 1409 ein *Züffen* vor, wahrscheinl. j. der Tschaufen-hof in Mölten.

Da die Bergnamen dieser Art alle von juvum statt jugum abzuleiten sind, so ist dies vielleicht auch bei der Zugspitze der Fall. Eine alte Form für den Juifen ist *Juichen;* der Wechsel von *f* und *ch* ist ja sehr häufig. Ähnlich wäre sie hier dann *Zuch* gewesen, das dann an das bekannte Zug angeglichen wurde. Am Westabhang der Zugspitze ist der Zugwald. Da die Juifen u. s. w. alle Jochübergange sind, so hat vielleicht ursprünglich der Übergang nach Lermoos und dem Fernpass Zuch geheissen, wonach die an diesen Zuch aufragende Bergspitze die Zuchspitze und der dortige Wald Zuchwald genannt wurde. Auch der Haberzug bei Ohlstadt hiess einst vielleicht nur Zug 'Joch', wozu dann später noch zur näheren Bestimmung das Haber (Gaiss, Ziege) trat.

Wenn nicht die Nähe der Zugspitze wäre, so würde ich die westl. von der Partnachklamm sich erhebenden Berge Gaifkopf und Hoher Gaif ohne Bedenken ebenfalls auf ein *juvum* zurückführen; so aber tu ichs wegen der verschiedenen Entwicklung von *juv* nur mit Vorbehalt[1]). Immerhin wäre lautlich nichts einzuwenden. Der Wechsel von *j* und *g* ist bekannt (vgl. jach und gach), *ū* wird im Bayr. gerne zu *ai*, wie z. B. Fulenbach > Failenbach, also kann *juv* ganz gut ein *gaif* geben. Möglich wäre allerdings auch eine Ableitung von mhd. goufe 'hohle Hand'. Die übertragene Bedeutung wäre dann ähnlich der von palma (s. oben S. 305).

Nur indirekt romanisch sind die Fauken und der Kankerbach bei Partenkirchen, insofern als cancer ,Krebs' und fauces ,Schlucht' in den Wortschatz des oberbayer. Gebirgsvolkes übergegangen sind.

Südlich vom Wetterstein erhebt sich die Hohe Munde, die einfach der „Hohe Berg" bedeutet; denn Munde ist das roman. *monte*. Vgl.

---

1) Schneller, Streifz. II, 79 bemerkt zu dem Wort jugum allerdings: Es ist gewiss in manchen Namen auf unsern Bergen noch in sehr schwankenden Formen vorhanden.

den öfter vorkommenden Bergnamen Rotmund < rotundo monte sowie die ON. Vermund im Paznaun (val de monte), Patmund bei Heid und Pormund bei Frastenz (pra de monte), Jetzmund in Vorarlb. (mezzo monte).

Am Fuss der Munde fliesst die Leutasch, die sich oberhalb Mittenwald in die Isar ergiesst. Der Fluss hat seinen Namen von dem weit verstreuten Orte Leutasch (12. Jahrh. *Luitaske*), das jedenfalls = *lutasco* ‚Sumpfau' (zu lat. lutum), also ein roman. ‚Horb' oder ‚Haar' ist. Es ist auch ein „Klein Paris"; denn dieses hiess einst Lutetia (Parisiorum). Mit Lutetia (ir. loth ‚Sumpf', kymr. lludedic ‚sumpfig') ist unser Leutasch wurzelverwandt. Das Luit- statt Lut- ist volksetymol. Umdeutung ähnlich wie Liubisaha für Lubisa. Der Stamm *lut-* ist noch erhalten in Ludesch am Lutzbach (12. Jahrh. Ludasco) und Lutaschg, Häuser bei Schlinig. Vgl. Steub. Ethnol. 192.

Von Mittenwald ab bis gegen Walchensee zu beiden Seiten der Isar erstreckte sich einst der Walchengau. Seine Grenzen waren gegen Westen wahrscheinlich der Finzbach und gegen Osten der Bidenbach, denn der Finzbach, der eine Stunde westl. von Farchant an der Loisach entspringt und oberhalb Wallgau in die Isar mündet, ist das lat. *fines*. Vgl. den Finelebach bei Meran = (rivus) finalis und Fins im Schmirntal. Schon im alten Etrurien hiess ein Ort ad fines. Der Bidenbach bedeutet ebenfalls Grenzbach (zu ahd. *bid* ‚Grenze').

Dort in den Höhen des Karwendel haben sich die Romanen wohl am längsten erhalten, wofür noch verschiedene Almennamen Zeugnis ablegen[1]). Da ist zunächst die Vereinsalpe, die mit dem Alpenverein nichts zu tun hat. Das Volk geht auch „nach Verein". Die einfachste Erklärung wäre ein (alpis) verrina ‚Ebersberg'. Doch ist die Verwendung dieses Wortes zu Ortsnamen ungewöhnlich. Daher ist wohl ein *vallina* anzusetzen. Vgl. den ager inter *Vallein* bei Nauders im Oberinntal. Die Entwicklung von *val* über *vel* zu *ver* ist ziemlich häufig. *Vel* liegt vor in Velcloyr = val clara, Velnair = val nera, Veltlin (a. 903 Vallettelina), *ver* in Vergröss (Weiler im Paznaun) = val grossa, Vergötschen (Weiler im Kaunser Tal) = val coccina, Vergalden = Val calda, Versair = val sura, Vergin = Val de cuna, Versell = Vallisella, Vernazza = vallinazza u. a. m. So ist auch Vallina über Vallein, Velein zu Verein geworden.

Schwierig ist die Erklärung der Alm Melaun j. ‚Hochalpe' genannt. Ob dort noch eine *malone* ‚Apfelbaum' und wäre es auch nur

---

1) Einige der im Folgenden behandelten Alpen und Berge liegen bereits auf österreichischer Seite. Da sie aber meistens von bayerischer Seite aus bestiegen werden, auch allgemein noch zu den „bayerischen Alpen" gerechnet werden, so habe ich sie noch mit aufgenommen.

ein ‚Holzapfelbaum', wachsen könnte, ist mir sehr zweifelhaft. Daher ist vielleicht an ein *vallone* oder *valluna* (vgl. it. sellone = churw. selluna) zu denken, das über velaun zu melaun wurde, ähnlich wie Malbun im Lichtensteinschen < Valbon entstand. Wahrscheinlich sagte man „I*m* Velaun", sodass sich dann das *m* agglutinierte.

Unterhalb Mittenwald fliesst der Seinsbach in die Isar, der ebenso wie der Seinskopf von der Seinsalpe den Namen trägt. Das Schluss-*s* ist jedenfalls unecht wie in Vereins, das *sein* halte ich für ein verkürztes *ursein* < *ursin* wie es in Fallerschein = val ursin ‚Bärental '(viell. auch Tal eines Ursinus) vorliegt. Ebenso werden wir auch hier ein *(val) ursin* oder *(alp) ursin* ansetzen dürfen. Noch 1707 wurde hier auf Bären gejagt und 1807 der letzte Bär im benachbarten Vermanstal erlegt. Eine ähnliche Verkürzung liegt vor in Nals, nach Schneller, Streifz. I, 31 < casinales oder nach Buck, Alem. XII 277 < viganales ‚Gemeindeweiden'.

Durch das Vermanstal fliesst der Vermansbach (Apian: Fermansbach), der die Grenze zwischen Bayern und Tirol bildet.

Auch der Vermanskopf (die Karten schreiben fälschlich Fermerskopf, Fermersbach) hat von der Vermansalpe seinen Namen. Das *s* ist wie in Vereins- und Seins nur euphonisch. Verman ist, wenn wir *ver* wieder als *val* auffassen, wohl *Val roman.* Wir hätten dann hier denselben Ausfall der Silbe *ro* wie in der Flur Pra maniam bei Madonna di Campiglio, die 1341 noch Pra romagnano heisst[1]). Ähnlich heisst im rätorom. der Teller tunt < rotund[2]). Dagegen kann der an unser Verman anklingende Fallmaunbach bei Meran zum Vergleich nicht herangezogen werden, da er 625 rivus Timonis (‚Schwarzach', zu √timi ‚dunkel') heisst (Oesterley, Ortsnamenlexikon), vom Volke wohl Val Timon genannt, das dann über Val t'mon zu Falmaun wurde. Möglich ist auch, dass unser Ferman von einem PN. *Firmian* abgeleitet ist. So gibt es z. B. eine Firmianalpe bei Reichenhall.

An den Fermansbach erinnert auch die Fahrmanslaine, die bei Oberau in die Loisach fliesst. Hält diese auch noch die Erinnerung an ein einstiges *val roman* fest?

Nordöstlich vom Walchensee liegen vier Alpen nebeneinander, die noch von Romanen gegründet wurden: die Walchen-, Staffel-, Achala- und Rappinalpe, welch letztere ebenso wie der Rabenkopf von dem Rappinbach den Namen hat.

Über Rappin und Raben = rovina s. oben S. 344.

Staffel ist das roman. stavale, Viehgehege', zu lat. stabulum ‚Stall'.

---

1) Nach H. Sabersky, Über einige Namen . . . in der Umgebung von Madonna di Campiglio. Strassb. 1899. S. 25.

2) Gartner, Die judikarische Mundart. S. 820.

Daher auch Rigi-Staffel. In der Regel sind zwar Namen wie Staffelsee, Staffelstein u. s. w. von der deutschen ‚Staffel' abzuleiten; hier aber, wo noch drei wälsche Alpen dicht dabei liegen, kann romanischer Ursprung als sicher gelten.

Achala geht jedenfalls auf ein mlat. **accola, accla* ‚Landgut Hof, Rodung' zurück, churw. accla ‚Sennhütte', Niederleger, Voralpe, die schon im Mai bezogen wird, also = alem. Maiensäss. In einer Metzer Urkunde von 765 wird ein mansus vel *accla* erwähnt und in einer Graubündner von 1341 eine Aggla Playschida ‚Hof des Plazidus' (Mohr, Cod. dipl. Rh. 4,203). Ein Aggls liegt bei Sterzing und ein Akeles im Passeier. Noggls bei Nauders und Nöckls bei Kauns sind ein *in acles* (mit Agglutination des *n* wie Nalps = in alpes). Näheres über accla bei Buck, Alem. XII 229 und Steub. Ethnol. 115.

Der Abfluss des Walchensees ist die Jachen (*Jachna* = die jähe). Das von ihr gebildete Tal heisst jetzt die Jachenau. Die Mönche von Benediktbeuren nannten es a. 1183 das Tal Nazareth, was ebenso wie Nassereit einfach aus einen romanischen *(i)n acereto* umgedeutet ist. Noch heutigen Tages zeichnet sich die Jachenau durch grosse Ahornbestände aus.

Oberhalb der Mündung der aus dem Achensee kommenden Walchen in die Isar liegt Fall. (1280 *datze dem Valle*), wo von 1469—1860 in unmittelbarer Reihenfolge die Schöttl „beim Jäger im Fall" sassen. Schon die ortsübliche Benennung ‚im Fall' sowie die alte Schreibung mit *v* statt *f* deutet darauf hin, dass wir Fall als roman. *val* ‚Tal' auffassen müssen.

Ebenso sagt man „in der Valepp", und meint damit das Tal, das die aus den Spitzingsee kommende Valepp durchfliesst. Schon dieser Umstand beweist die Unrichtigkeit der Deutung als Wald-epe = Waldach[1]) oder als vorromanisches Vultivia (zum Stamm vult wie in Vulturnus[2]). Die urkundlichen Formen sind a. 1267 fluvius *Vulteppe* (Hormayr, Beitr. z. Gesch. Tir. 1, 2, 248) 1444 *Voldepp* (Zingerle, Weistümer, I 136) im 18. Jahrh. *Voldepp* neben *Feldepp*. Daneben ist auch noch *Feldegg* gebräuchlich. Sicherlich gehen alle diese Formen auf ein *val d'epe* zurück. Ob dieses nun mit Steub als *val d'apes* ‚Bienental' oder vielleicht richtiger mit Buck als *val d'Avia* (so hätte dann der Bach geheissen) zu erklären ist, lässt sich bei dem Mangel alter Formen schwer entscheiden. Ein Ort Voldöp liegt bei Rattenberg. Möglicherweise hiess auch der dort in den Inn mündende Achenbach einst Avia. Wäre nicht die Ausdruckweise „in der V." sowie die Betonung auf der Endsilbe üblich, so wäre an ein kelt. Fultapa zu denken (apa ‚Ache', wo-

1) So Wessinger, Bayr. Orts- und Flussnamen S. 111.
2) Vgl. Buck, Alem. XII 283.

von die zahlreichen ndd. epe, ahd. affa, siehe Aschaff, Erlaff *Arlape* der Tab. Peut.). Dass hier apa nicht zu affa verschoben ist, hätte darin seinen Grund, dass eben Romanen den Namen übernommen haben. Von diesen hörten ihn die Bayern erst nach der Zeit der zweiten Lautverschiebung.

Ohne Zweifel ist dieses *apa* aber noch erhalten in dem ON. Vomp bei Schwaz, nach dem das Vompertal und der in der Nähe der Isar entspringende Vomperbach benannt sind. Vomp heisst im 10. Jahrh. *Vonapo* und *Fonepe*. Vgl. die *Fona* j. Fuhne z. Saale und die frz. *Vonna* und ai. wanom ‚glänzend', Vomp wäre also eine ‚Schönach'[1]).

Ohne weiteres als romanischer Name kenntlich ist das Pfonstal mit dem Pfonsbach, dem ebenda gleichsam als Verdeutschung ein Bächental gegenübersteht. Ähnlich heisst ein Bach an der Grenze von Schwaben und dem Tannheimer Tal 1561 Pfuntzenbach, beide = lat. (*ad*) *fontes*. Dagegen hat das gleichlautende Pfons bei Matrei trotz seines Quellenreichtums mit fontes nichts zu tun, sondern geht wie die urkundl. *Phans* 1141, *Pfans* 1188 u. s. w. beweisen, auf mlat. panna ‚Pfanne', ‚Kessel', lad. fana zurück. (In der Tat liegt Pfons zwischen pfannenähnlichen Vertiefungen).

Dass romanischem *f* oft ein *p* vorgeschagen ist, erklärt sich daraus, dass vor den ON. ursprünglich ein *ent* (= lat. intus) stand; vgl. ahd. intfâhan > empfahen. Ein weiteres Beispiel hiefür bietet gleich der Hof „Pfund" in der Jachenau, der = lat. *fundus*, rom. *fondo* ‚Grund', ‚Boden' ist. Ein Pfund (rom. *Fondo*, 1186 *Fundo*) gibt es auch im obern Nonsberg, einen Pfunderer-Hof (15 Jhh. *Phund*) in Villanders, ein Pfunds im Oberinntal (1282 ff. *Pfondes, Pfundes, Phundes*), ein Tal Fundes im Ötztal (1313 *Vundes*). Ein vorgeschlagenes *p* finden wir auch in Namen wie Pfins (fines), Pfesse, Pfässen (fassa = fascia), Pfossental, nw. von Meran (fossa), Pfeis neben Lafeis, Alm bei Innsbruck (fissa ‚Scharte'), Pfatten (1481 Vatena), Pfus bei Kaltern (1350 fuss = fossa) Pfävers (fabarios), Pfellers in Graubünden (760 falaria ‚Walkmühle'), Pflun (< vallone) u. a. m. Ohne das *p* finden wir das rom. fondo in Bayern wieder in Fontasch (< fondazza) bei Schliersee und dem Funtensee bei Berchtesgaden. Doch ist bei diesem eine Ableitung aus rom. funtana ‚Quelle' ebensogut möglich.

An romanischen Bergnamen im Karwendel sind zu nennen das Schleimserjoch (schleims < schleins = *salignes* ‚Weidicht, oder besser = *salines* ‚Salz-, Sulzstellen'; vgl. Schlins im Engadin, das 1068 *Ensclin* = in scline und 1161 *salina* heisst)[2]), der Mondschein oder

1) Vgl. Buck, Alem. XII 289.

2) Unwahrscheinlich erscheint mir Schnellers Ableitung von Schleins < silvensis.

Mantschen, beide aus *monticino* ‚Berg' entstellt, (vgl. die ON. Montschini bei Glurns und Monteschinig bei Thüringen in Vorarlb.), sowie das Delbsjoch mit dem Delpsee (beide auch Telp- geschrieben). Nach Apian (1580) ist das *Delbels*joch quasi jugum montis Delbelii altissimi et asperrimi ad cuius fastigium Bavariae fines protenduntur; ad radicem autem huius montis lacus est quem *Delbsee* nominant. Steub erklärt Delbs als (giuvo) *d'alpes* und trifft damit sicher das Richtige.

Der Lariss, auch Larisser- oder Laurisserkogel genannt, entspricht genau dem deutschen Lärchenkogel gegenüber, da lariss = lat. larix 'Lärche', vgl. Valarsch (Übersachsen) < val larisch. Die Lalüderer Wände sind nach der Lalüdersalm benannt, die früher auch Alitersalm hiess. Das Volk nennt sie auch Metzen- oder Luderalm und gibt uns damit jetzt unbewusst die deutsche Übersetzung; denn Aliters oder mit Agglutination des Artikels Lalüders ist = lat. *alitaris* 'meretrix'.

Bei Hinterriss fliesst ein *Torbach*, der a. 1544 *Tortlbach* heisst und daher ein (rivus) **tortulus* ‚Krummbach' ist. Das Gegenstück ist der Rutort, ein Bach in der Sellagruppe, = ru (ruf) ‚Bach' + tort ‚krumm'. Bei Mohr, Cod. dipl. Rhaet. 3,83 ist a. 1354 ein ad *avas tortas* erwähnt, ebenso bei Muratori, Antiqu. Ital. a. 767 ein *Riotorto* bei Ferrara.

Vom Risstal gelangt man ins Unterinntal über das Lamsenjoch (a. 1544 *Laempsen*), das wohl mit lat. *lama* ‚Moos' ‚Ried' in Beziehung zu bringen ist. Näheres über lama bei Buck, Alem. 12, 254. In einer Urkunde von 1426 (Font. rer. Austr 34,515) heisst es: gen Truns stosset das Moos Lames.

Beliebt ist auch der Übergang übers Lafatscherjoch. Lafatsch ist wahrscheinlich ein **lavaticum,* klass. lat. *lapathum* ‚Sauerampfer'.

Nur mittelbar romanisch ist der Pföderlkopf, da dieser nach einem PN. Pföderl (lat. pedularius ‚Schuster') genannt ist.

Nicht romanisch sind dagegen die Soierseen oder Soienseen (urk. *Suirensee*) und Sauersberg bei Tölz, die Sepp, Denkwürdigkeiten S. 4 von suarius, also einem lat. Eumaeus, ableitet. Sauersberg hiess früher Schauersberg (Schauer = Scheuer, Scheune) und Soien bedeutet wie der Ort Kirchseeon einfach „(zu den) Seen". Das *r* ist nur zur Tilgung des Hiatus eingeschoben und das ‚Seen' in Soienseen nur tautologischer Zusatz.

Auch der Schafreuter (auf den Karten Scharfreiter) hat schon alle möglichen oder besser unmöglichen Erklärungen, keltische wie romanische, heraufbeschworen. Am bekanntesten ist die aus einem rom. tschapreita < capreita < capreta ‚Bocksberg'. Doch ist der Schafreuter ganz einfach eine Reut, auf der Schafe weiden.

Ein ganzes Nest von romanischen Überresten findet sich in der

Umgebung von Tölz[1]). Gleich der Name des Ortes selbst fesselt uns. Lagerbüchlich heisst er 1160 *Tolet* (Mon. Boic. III 549 und IV 71), 1180—1275 *Tolnz, Tollez, Tolnze* (M. B. VI 217, VII 486. VIII 456) 1240 *Tölnze* und *Toliz* (M. B. XXXVI 211 und IV 343) 1241 *Tulnz* (M. B. VI 215), 1301—29 *Tollenz, Tölnz* (M. B. IX. 117), ab 1392 dann *Töltz, Tolizz, Töllezt, Tültz Tolitz, Tölntz, Tolntz.* Auf freier Erfindung scheint das *Tulusium* des Aventin zu beruhen.

Von den zahlreichen Deutungen, die durch diese verschiedenen urkundl. Formen veranlasst wurden[2]), seien nur die beiden erwähnt, die m. E. allein in Betracht kommen können. Die geläufigste ist jetzt die aus mlat. *tollicium* oder *tolentum* ‚Zollstätte'. Auch bei Annahme eines tollicium lässt sich der Einschub des ‚n' in den Formen Tollenz u. s. w. rechtfertigen unter Hinweis auf palatium, das mhd. auch phalinze, phalanze wird. Vollmöller, als Besitzer von Haus Gottfried selbst Nachbar eines ‚Zollhauses', tritt in seinem Aufsatz „Der Name Tölz" im Tölzer Kurier Nr. 64 vom 9. Aug. 02.[3]) ebenfalls für das tollicium ein.

Meist wird auf das alte Zollhaus bei Meran, die Töll, hingewiesen und dieses ebenfalls von einen teloneum abgeleitet. Wie aber schon Steub, rhät. Ethnol. S. 121 und dann Buck, Alem. XII, 289 nachwies, heisst es im 14. Jahrh. *Tell* und *an der Telle* genau wie der Zielbach. Die Ziel heisst a. 1188 *Tellus* (a flumine Telli), 1160 *Telles*, 1290 *Tellis*, 1365 *Tella.* (Vgl. die gall. Thelus, Telis und Tella, die Schweizer Tella j. Ziel, den Telonius j. Turano bei Reate u. a.). Tella, Tellus war also die alte roman. Form für die deutsche: Ziel, und die Zollstätte hat von dem Bache ihren Namen. Ähnlich steht es vielleicht auch mit Tölz. Denn infolge seiner bevorzugten Lage auf einer Anhöhe an einem schiffbaren Flusse war es sicherlich schon zu einer Zeit besiedelt, wo noch kein kais. röm. Zollbeamter Brückenzoll erhob. Es hat also die Annahme eines vorrömischen Namens ebensoviel, wenn nicht noch mehr für sich. Steub sieht in Tölz den am meisten nach Norden vorgeschobenen Posten der Räter und erklärt es aus *Tulunusa. Mag die erste Behauptung richtig sein, so ist doch die Erklärung sehr zweifelhaft. Weit richtiger erscheint mir die Ableitung

1) Wertvolle Winke gab mir Höflers Führer durch Tölz, der allen Verfassern von Reisehandbüchern als Muster empfohlen sei, da bei ihm nicht nur der Tourist, sondern auch der Philologe, Historiker, Volkskundler und Geologe auf seine Rechnung kommt. Vgl. die Besprechung von Vollmöller im Tölzer Kurier, Nr. 55, 1902.

2) Vgl. Georg Westermayer, Chronik von Tölz (1871) und Höfler a. a. O.

3) Entgegnung auf den Artikel von Sepp „Ursprung und Name von Tölz" im Tölzer Kurier Nr. 61, 1902, worin Sepp den Namen aus dem Slavischen ableitet.

aus dem Keltischen, da gerade dieses uns zahlreiche ähnliche Namen liefert, z. B. *τὸ Τοῦλλον* (Strabo 4, 6, 9) j. der Terglou in Krain, Tullum j. Toul, Tuledo, Berg in Ligurien, Toletum j. Toledo, Tullica, hispan. Stadt der Caristi, Tolosa j. Toulouse, Tulela, j. Tulelasca Fluss in Ligurien, ferner die einfach 'Gebirgler' bedeutenden Volksstämme der Tulingi im Oberwallis, Tuliasses im Nonsberg und Tolenses in Pannonien. Auch der Zollern (1031 Zolrn, 1061 Zolorin, 1095 Zolro) gehört jedenfalls hierher.

Zugrunde liegt der Stamm *tul, tol* = Berg. Vielleicht ist hiervon auch das (gallische?) toles, tolles 'Mandeln' abgeleitet[1]). Die Urbedeutung wäre dann 'Schwellung' gewesen.

-enze < *antia* ist eine beliebte Flussnamenendung und ursprünglich wohl selbständiges Wort für Fluss, Bach. *Tölnze*, < **Tolantia* wäre dann begrifflich dasselbe wie Brigantia j. Bregenzer Ache = Bergbach. Als solcher käme für Tölz der Ellbach (= Elchbach) in Betracht. Dieses wäre demnach der deutsche Name, der den alten keltischen verdrängt hätte. Ähnliche Namen sind: der Tölz, ein grosser Felsen bei Muggendorf, der Campo tolcino auf dem Splügen, die Tolnburg in Österreich, die alte Burg Toline (j. Töllern) bei Weilheim, letztere beide aber wohl = ahd. tuolla Tälchen (s. oben S. 351).

Beim ersten Haus abwärts von der Brücke heisst man's „zum Noler", weil dort früher ein Nachen halten musste. Noler ist abgeleitet von Nol. Dies ist entweder = lat. *navale* 'Schiffstation' oder wahrscheinlicher = *naulum* 'Fährgeld'. Siehe Ahd. Gloss. I, 676. *naulum* i. ferischatz, scefmeta. In der Schweiz gibt es mehrere Nol und Nolen, alles Häuser am Wasser, deren Besitzer Noler heissen. Auch der Nolsee bei Salzburg ist nach der Schiffstation benannt, desgleichen wohl auch die Mühle Neul, alt Newlen an der Paar bei Aichach. Dagegen ist das Neval bei Starnberg und das Nodlerhäusl bei Hohenegg von *novale* 'Neubruch' „Neureuth" abzuleiten, ebenso wohl auch das Gut Nulen, das Ludwig der Kehlheimer 1212 an Indersdorf schenkte, sowie Novels bei Feldkirch mit dem Novlabach u. a.

An die alten wälschen Isarfergen (Nautern) erinnern auch das Nadlerhäusl (a. 1601 *Natternhäusl*) am Abberg[2]) bei Tölz und der dicht dabei liegende Weiler Nodern. Beide gehen zurück auf das lat. *nautarius*. S. oben S. 350. Das deutsche Gegenstück ist die weiter flussabwärtsliegende Überfahrt nach Huppenberg, die „beim Schöffer unter der Leiten" heisst (a. 1690 zum Schöff = Schiff).

1) Festus: toles, tumor in faucibus. Isidor: Toles lingua gallica dicitur quas vulgo tosillas vocant quia in faucibus turgescere solent. Vgl. Diefenb. Orig. u. Bacmeister, Alem. Wand. 145.

2) Der Ort Abberg hieß 1280 Zillenhofen, d. h. der Hof, wo der Ferge für die Zille (= Nachen) wohnte. Siehe Höfler, Führer durch Tölz, S. 191.

Vom Noler an der Bruck führte der Weg früher am Samer vorbei, in dem wir ein lat. sagmarius, saumarius vor uns haben. Unweit davon ist der Hof „Gams unter der Leiten“ (auf alten Karten: Gilgenhöfe), der wohl = rom. *campes* ist. Vgl. Gamps im Domleschg.

Südl. von Gaisach bei Tölz liegt das Gehöft Pfistern = lat. pistorius ‘Bäcker’. Pfister ist ein verbreiteter bayr. Name. In München gibt es noch eine „Hofpfisterei“.

Bei Gaisach, wo überhaupt noch sehr altertümliche Flurnamen vorkommen z. B. Hellgasse, heiliger Acker u. s. w., gibt es auch eine Flur Sajers. Ist dies = roman. *suario*, sodass Sajers als Saier's aufzufassen wäre? Höfler, S. 113 erklärt es aus *salix*. Dann ist aber besser ein (ad) *salicarios* (wälschtir. salgher ‘Weide’) anzusetzen. In Tiroler Flurnamen kommt der einfache Stamm nicht vor, sondern nur die Ableitung; vgl. in alten Urbaren: Salgaio (1211), Acker in Salgär, Silgair Acker (1571), Wisen genannt Salgayer (1416). Vgl. Schneller, Streifz. III, 72. Andere bei Tölz liegende auf Romanen hinweisende Örtlichkeiten wurden schon oben behandelt, so der Kogel S. 337, Spiegel S. 331, Wackersberg, Rummelsburg, und Rimslrain S. 336.

Der beliebteste Ausflugsberg der Tölzer ist der Blomberg. Die alte Form von 1322 *Planberg*, zeigt, dass er als (monte) *plano* zu erklären ist; plano ist nicht wörtlich als ‚eben’ aufzufassen, sondern als ‚sanft abgedacht’ im Gegensatz zu den steilern Bergen dahinter. Das Wort plano ist zur Bildung von Bergnamen sehr beliebt, sodass es uns allenthalben in den Alpen begegnet. Vgl. z. B. Plangros (plan grosso), wofür Anich „Blanke Ross“ einsetzte.

Die Abdunkelung des *a* in *o* begegnet ebenfalls öfter. Erwähnt sei nur Plon bei Steinach (< plano), Blons in Vorarlberg (< planes), Mattplons ebd. (< motta plana) und Plonsott bei St. Gerold (< plan de sotto). Irreführen könnte eine Urkunde von 1319 (Mon. Boica V. 418), laut welcher Kaiser Ludwig den Schäftlarern die Gült schenkt, die ihm jährlich von dem Hof auf dem Wachersperg und „zu den Plumen“ fällt. Doch ist hier jedenfalls eine andere Örtlichkeit gemeint, und die Erklärung des Blombergs als Blumenberg somit unbegründet.

Einen Planberg gibt es auch im Tegernseer Gebiet südl. von Kreuth an der Tiroler Grenze. Im Volksmund heisst er „Blauberg“, daher die Blaubergalm und der Blaubergkopf dicht dabei. Die Mittelstufe war wohl *Plaunberg; vgl. das Blaun im Lüsental < plano, sowie Plaunwell bei Taufers < plan bello oder plan de val. (Steub, Ethn. 118).

Dem Planberg vorgelagert ist der Schildenstein und diesem wieder der Schüttlitzberg, benannt nach der dazwischen liegenden Schüttlitzalpe. In Schüttlitz vermute ich eine Weiterbildung des lat.

scutula etwa *scutulizza 'flache Schüssel', dann übtr. 'längliches Viereck'. Möglich wäre auch ein (in) scutles [lat. in scutulis]; End-s wird in roman Wörtern öfter zu *z*. Es entspräche also ON. wie Pfons (zu panna), Kar, im Napf, Hochgeschirr u. ä. Der Schildenstein wäre dann einfach eine Art Übersetzung des Stammes scutum 'Schild[1]) von seiten der lateinkundigen Mönche.

Südöstlich von Tölz liegt der Sulzkopf. Dieser hiess früher Pitzkopf (rätorom. piz 'Gipfel'), also genau so wie der dem Juifen vorgelagerte Berg. Weiter südlich finden wir den Silberkopf. Einen Silberkopf gibt es auch gleich in der Nähe am Hirschberg, ferner einen am Sekkar. Schon 1316 wird ein Silverchogel erwähnt (Font. rev. Austr. 36, 393). Auch der Sylvenstein im Isarwinkel ist wohl von demselben Worte, näml. *silva* 'Wald' abgeleitet. Silber deutet allerdings mehr auf silvarius.

Vom Silberkopf fliesst der Gurnbach zum Söllbach. Er stellt wahrscheinlich ein roman. *gorna* 'Wasserrinne' dar. S. o. S. 349.

Um den Silberkopf herum liegen die Kamp-Alm am Kampen, die Redebein- und Ambelstal-Alm (Karten: Ampertal-). Kamp ist wohl das rom. *campo*, doch ist auch deutscher Ursprung < Kamb 'Kamm' möglich. Vgl. den Kampen im Chiemgau.

Redebein ist ein rom. *rio de pino*, also ein 'Forchach'. Ähnliche Bildungen sind Villpaine im Villgraten und Valpins bei Windischmatrei (val de pino, bzw. pines), Gantabein bei Damils (campo de pino) und Gallpeines bei Landeck (col de pines). Zu re < rio vgl. den Tiroler FlN. Rediff (rio d'iva Eibach) und den gefürchteten Wildbach Rebrutt (rio bruto) > Vanoibach.

Ambelstal ist dasselbe Wort wie das Ampelstal im Achenseegebiet, Ambls im Passeier und Pardambels (= pra d'a-) bei Landeck. Wahrscheinlich ist es als *val d'ampolles* 'Himbeerental' aufzufassen. Nicht unmöglich wäre auch eine Ableitung von *ampula* 'Flasche', bayr. Poll. Es wäre dann begrifflich daselbe wie das bayr. Aipoln, bei Apian Top. Bav. *Öllpolln*. Ähnl. Flurnamen sind Opferwiese, Lichtäcker, Öläcker, die wälschtirol. Olle in Valsugana, und die Abolles und Abulles des Sonnenburger Urbars. Der Name kommt daher, dass auf diesen Fluren eine Abgabe an die Kirche, sei es an Messwein, Brennöl, Hostien u. s. w. lastete.

Blickt man von der Isarbrücke in Tölz nach der Alpenkette, so ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem einen prächtigen Talabschluss bildenden Juifen. Wie der Ifen, der Gaif und die Zugspitze, bedeutet er einfach 'Joch '(mlat. juvum). Juifen heisst auch eine Alpe bei Gries

---

1) Ducange: scutella = patena in modum cavitatis scuti.

im Sellrain, Jufen eine Alpe am Buchberg im Unterinntal, Juvaner 1549 der Juffinger Hof am Südhang des Berges gleichen Namens bei Kirchbühel, Jufahl (1351 Juval) ein Schloss in Tannberg, *Züffen* 1409 der Tschaufenhof in Mölten. 1394 wird ein Allodium *Jüfe* (Valcava bei Münster Schw.) erwähnt. Der bekannteste Berg dieses Namens ist aber der Jaufen bei Sterzing (1252 Juvental, 1303 in monte Juvonis, 1305 Jouven, 1329 Jaufen). Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass Sepp u. a. den Juifen als mons Jovis erklärten.

Im Gebiet nördl. von Tölz weisen auf romanischen Ursprung die Orte Valley und Sufferloh bei Holzkirchen, sowie die Schwaige Portenläng bei Otterloh an der alten Römerstrasse von Salzburg nach Augsburg. Vallay (Fundort keltischer und röm. Münzen, ringsum röm. Befestigungen) heisst ab 1100 Valei, Valaia, castrum Phalaia u. ä. Wahrscheinlich haben wir hier eine Weiterbildung von *Vallum* 'Wall' vor uns, etwa vallaria.

Sufferloh, a. 915 *Suffrinloh*, 1180 *Suberloh* möchte man am liebsten von einem deutschen PN. Suffro ableiten, aber ein solcher findet sich nirgends. Wohl aber erinnert es an das Suffana a. 985 (Hormayr, Beitr. z. Gesch. v. Tir. 1, 1, 151), Suffan 1160 (F. r. Aust. 34, 29), j. Sifian in Tirol, das wohl als *Supianum* zu erklären ist[1]). In Italien gibt es ein Supano, ebenso ein Sopianas (Suppianis des Itin. Ant.) bei Fünfkirchen. Möglicherweise ist also auch Suffrin von einem PN. Supianus gebildet.

Von Portenläng sind zwar keine alten Formen aufzufinden, doch ist es sicher ein *prata longa*, was auch zur Lage stimmt; denn noch heute bildet die Portenlänger Flur ein langgezogenes Rechteck (Riezler, Münchner Ortsnamen S. 101). Der Wandel von *prat* über *part* zu *port* kommt häufig vor; vergl. die verschiedenen Pordell (pratellum) im Kant. St. Gallen, Pordella (pratella) bei Sateins, Pormund (pra de monte) bei Frastanz, Grentbort in Vorarlb. (nach Steub, Ethn. 86 = grande prato) u. a. Das genaue Gegenstück ist die jetzt abgegangene Flur bei Schnifis in Vorarlb. *Borlang* (pra longo).

Wandern wir jetzt nach dem alten Norikerlande rechts des Inns, so fesselt uns zunächst das imposante Kaisergebirge (Wilder und Zahmer Kaiser). In der Tat majestätisch wie ein Kaiser tront er, alle andern Berge an Grösse und Schönheit überragend. Aber der Philologe lässt sich nicht so leicht von einem Namen imponieren. Herzlos entkleidet er den stolzen Berg seines Purpurs und zeigt das darunter verborgene alltägliche Hausgewand. Das Kaisergebirge ist ihm einfach ein Kasergebirge, also ein Gebirge mit Kasern 'Sennhütten' (mlat. *casura*, Weiterbildung von casa).

1) Vgl. Buck in Alem. XII 213 und 222.

Die an die Römer- und Romanenzeit erinnernden Namen des Chiemgaus, wie die verschiedenen -walchen an der Traun, dann Speck, Sassau, Irscher, Irsing, u.a. wurden schon im Verlauf dieser Abhandlung erwähnt. Besonders charakteristische Namen finden sich nicht. Einige Bergnamen können romanischen Ursprungs sein, wie Kampen = campo, Hochfelln mit Fellnalp = (no)vello 'Neureut', Köstelwand = costa, Thorau alp = toro 'Stier', doch lassen sie sich auch aus dem Deutschen erklären.

Sicherlich sind bei der ehemaligen dichten romanischen Besiedlung viele Ortsnamen romanisch, sie sind aber mit deutscher Farbe so kräftig übermalt, dass man das ursprüngliche Bild nicht mehr durchschimmern sieht. Besser sind wir mit den Namen der Reichenhaller und Berchtesgadner Gegend daran. Wie für das Algäu die zahllosen Gund, so sind für dieses Gebiet die Kaser charakteristisch, von denen ja auch das Kaisergebirge seinen Namen erhalten hat. Zwischen Reichenhall und Berchtesgaden finden wir zunächst die Vier Kaser-Alm, dann die Zehn-, Reisen-, Scheiben-, Gruben-, Kar- und Bachkaser, südl. von Berchtesgaden drei Mitter- (am Jänner, Hochkalter und Hundstod), und einen Krautkaser.

Über die sieben Palfen, Feuerpalfen, Palfelhörner, Palfner, s. ob. S. 304, über Liubissa bei Reichenhalll S. 301.

Nördlich von Reichenhall liegt Marzoll, Ind. Arn. VI, 26 a. 798 *ad Marciolas* und Brev. Not. XIV 50 *de Marciolis.* Der Name ist sehr verbreitet. So gibt es eine abgegangene Burg Marzöll bei Chur (a. 998 Castra Martiola) ein Marzola bei Cremona (a. 1022 Marciola), ein Marzoll im Ötztal und Pustertal, ein Martscholl im Martelltal und bei Layen. Zunächst ist man der Endung zuliebe versucht, an einen PN. Marciolus zu denken. Aber die grosse Verbreitung des Namens ist verdächtig, diese weist eher auf ein Appellativ hin. Buck, Alem. XII, 223 denkt an ital. *marzuolo,* (< martiolus) den März betreffend, vgl. ital. grano marzuolo 'Wintersaat'. Es wäre also für diese ON. ein (cultura) martiola 'Winterzelg-, -esch' anzusetzen. Zur Endung siehe Mirisch, Gesch des Suffixes -olus. Bonner Diss. 1882. Vgl. auch die Burgruine Branzoll in Klausen und Branzoll bei Eppau, nach Steub, Ethn. 125 < planisuolo.

Über Türk (Turigo) bei Marzoll s. ob. S. 327.

Nördlich von Marzoll liegt Wals, das zwar in den Brev. Not. XIV als vicus romaniscus bezeichnet wird, weshalb eine Erklärung aus valles nahe läge, aber trotzdem deutschen Ursprungs ist, denn es heisst Ind. Arn. VI 26 a. 788 *Uualahouuis* und Brev. Not. XVI 1 *Walchwis* (Walchenwiese)

Zwischen diesen beiden Orten liegt Gois. Gois ist nur die dialektische Aussprache für Gols[1]). So heisst auch ein Hof bei Morzg und

1) Bekanntlich wird im bayer. Dial. *l* vor Konsonant zu *i*. Vgl. die ON.

einer am Almbach nordöstl. von Hallein. Unser Gois heisst urk. *colle.* (a. 1127 Altmann de colle, Walchuon de colle). Daneben begegnen im 12. Jahrh. die Formen de *Golse,* de *golles*, de *collis*, de *colles.* Es ist daher ein *colles* 'zu den Bicheln' anzusetzen. Die Deutschen fassten es als Singular auf, wie die Stelle *auf dem Gols* einer Urkunde von 1499 beweist. Näheres bei v. Grienberger, Steubiana S. 26—28.

Westlich von Marzoll bei Stauffeneck heisst eine Flur Planitsch = roman. *planiccio,* das unserm „Ebenheit“ entspricht.

Das Dorf Non bei Reichenhall (Ind. Arn. VII 6 *Nana*) ist vielleicht als (villa de) *nana* Zwerghof zu deuten. Doch kann es auch eine villa nona darstellen[1]).

Die Burgruine Plain am Plainberg bei Reichenhall heisst urkundl. *Plaien, Ploien.* = mlat. *plagia* ital. piaggia 'Abhang, Leite'. Bekannt ist auch der Wallfahrtsort Maria Plain bei Salzburg. Gehört hierher auch das östl. von Salzburg gelegene Dorf Plainfeld?

Nicht bekannt sind mir die bei Steub, Namens- und Landeskunde S. 129 aufgeführten Rif, Gut an der Alm < *riva,* sowie Rizol bei Reichenhall < rigiolo 'Kanal' oder rugiolo 'Bächlein'[2]), sowie das von Sepp, Denkwürdigkeiten u. s. w. S. 10 erwähnte Vacherau bei Reichenhall < *vaccaria* 'Schwaige'. Vacher = vaccarius ist ein bayer. PN. Ein Vacher wird als Leibeigener in den Tegernseer Stiftsbriefen genannt, war daher sicher ein „Walche“.

Auf die Rodungstätigkeit der Romanen weisen die Namen Inzell, westl. von Reichenhall, die Engedey, alt Engadein bei Berchtesgaden, die Fischunkelalp hinterm Obersee und Unken an der Grenze bei Lofer, doch schon auf Tiroler Gebiet gelegen. Alle vier gehen auf lat. *runcare* 'roden' zurück. Inzell ist ein rom. *runcella,* Unkel ein *runcale* (vgl. Ragal im Walsertal, urk. Rungal), Unken ein *runca* oder *runcone,* Engadein ein *runchettina.* Der Abfall des *r* ist dadurch zu erklären, dass man sagte „in der Runken, in der Rengadein, in der Rinzell, woraus dann durch Aphärese in der Unken u. s. w. wurde. Vgl. das Angedair bei Landeck = Rangedair (runcatura).

Von Gewässern mit romanischen Namen wurde der Funtensee schon oben S. 356 genannt. Steub leitet ihn von fundo 'Grundstück' ab, v. Grienberger[3]) < *fontana* (grödn. funtana Quelle, Brunnen), wie wahrscheinlich einer der beiden Zuflüsse des Funtensees hiess.

Eipelspilz < Älpelspitz, Aipoln < Ölpolln, Gneis am Almkanal < 1499 *Gnälls* = canales.

1) Nach Steub, Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen S. 128.

2) Risol heisst auch ein Gut bei Puch an der Salzach, ca. 1400 Risoll. Näheres hierüber bei Th. v. Grienberger, Steubiana S. 34.

3) Steubiana S. 21.

Östl. von Berchtesgaden fliesst in die Ache bei der Laroswacht der Larosbach, schon auf der Karte des Stiftes Berchtesgaden von 1628 *Larospach*. Durch die aus der Larosschlucht kommende Wasserleitung wird den Sinkwerken das zur Herstellung der Sole benötigte Tagwasser zugeführt. Da die Salzgewinnung im Berchtesgadener Gebiet schon sehr alt ist, so hat wohl auch eine solche Leitung schon zu der Zeit bestanden, als hier noch Romanen sassen. Ich möchte daher *laros* auf mlat. *arrogium* 'Wasserleitung, Kanal', dann 'Bach' überhaupt zurückführen. Das *l* wäre Agglutination des Artikels[1]). Der Name hätte also bei den dortigen Romanen etwa l'arrogio gelautet. Möglich wäre aber auch ein la rogia (s. u.) Näheres über arrogium bei Ducange s. v. Zum Vergleiche dienen arrogium (Bach) a. 775 (España sagra XVIII, 301), *rogium* de fluvio Piscaria a. 873 (Muratori, Antiq. It. 2, 110), rogiolo a. 774 (Fumagalli, cod. S. Ambros. Mediol.). Im Mailändischen ist die weibl. Form rogia 'Kanal' üblich, im Grödnerischen roia 'Wildbach', in Wälschtirol roza 'Kanal'. Eine Nebenform ist rugium, rugia, die in dem Tiroler Rutz 'Bach' vorliegt. Vgl. z. B. den Rutzbach > Sillbach bei Bozen die Ruschitte a. 1277 j. Spiluker Bach < rugietta, die Rutzein bei Wilten < ruzina[2]). Vielleicht steckt derselbe Stamm auch in dem Rottmanngraben am Untersberg (urk. ruttmagia). Zum Übergang von *ǧ* über *z* in *s* vgl. ital. Pergine, deutsch Persen. Möglich wäre auch, dass der Bach ursprünglich *Arosa* hiess, so wie L'*Arousa* j. L'Areuse bei Neuchâtel und der Ort Erosa in Schanfick, der ursprünglich wohl Bachname war (a. 1508 Arosa), zu idg. $\sqrt{\text{ar}}$ 'eilen'.

Bei Finckh, Bavariae Tabula 1663 heisst der Bach jedoch *Ladosnbach* und bei Lotter, Archiep. Salisb. mappa geogr. saec. 17. *Ladoserbach*. Augenscheinlich ist der Name identisch mit dem der *alpis Ladusa* (wohl = lat. lutosa Kotalm) des Ind. Arn. I, 6[3]), deren Name aber jetzt verschwunden ist, so dass vier nichts Sicheres über ihre Lage wissen. Steckt der Name etwa in dem Ladau hinterm Gaisberg? Es ist möglich, dass Finckh und Lotter die ältere Form aufbewahrt haben und der Bach nach einer solchen alpis ladusa benannt ist, mündet doch in ihn auch ein „Lettengraben"; aber der Wechsel von *d* in *r* ist doch sehr ungewöhnlich, so dass wohl eine Verwechslung vorliegt. Wahrscheinlich gab es einen Larospach und einen bei der genannten Alpe entspringenden Ladoserbach, die dann infolge der Ähnlichkeit der Namen leicht verwechselt werden konnten. Nur der Vollständigkeit halber sei noch die Steubsche Deutung als (val de) la rosa angeführt.

---

1) Den umgekehrten Fall haben wir bei dem Fuschelsee bei Salzburg, der Labusculus = lacusculus hiess.

2) Weitere Beispiele bei Buck, Alem. XII, 232.

3) Vgl. auch v. Grienberger, Steubiana S. 30.

Ähnlich wie die oben erwähnte Ruschitte lautet das **Rositten** am Untersberg, das meist fälschlich als Rosshütten erklärt wird. Rositten ist aber ursprünglich der Name des Baches, an dem der Weiler liegt, ebenso wie die beiden Rosittenalpen. Urkundl. Formen fehlen leider. Ich halte ihn identisch mit Ruschitte und aus *rugietta* bzw. *rogietta* abgeleitet. v. Grienberger a. a. O. S. 34—36 leitet ihn von rom. rossetto ab, so dass er also ein „Rettenbach" wäre, was bei dem roten Gestein des Unterbergs nicht unmöglich wäre. Das eine Bedenken ist nur, dass rossetto m. W. sonst in Flussnamen nicht vorkommt. Auch ist das übliche Wort für rot im Rätoromann. coccino; dass dies auch in unserer Gegend heimisch war, beweist gleich der nur wenig entfernte Götschen. Steubs Erklärung als rio de sotto 'Unterer Bach' ist eine von den Entgleisungen, die sich der „mehr kühne als wissenschaftliche" Forscher manchmal leistete.

Nördlich von Berchtesgaden entspringt die **Alm**, die oberhalb Anif in die Salzach mündet. Eine weitere Alm mündet bei Hallein. Sie heisst Brev. Not. III 10 *Albin* u. VIII 4 *Albina*. Falls der Name romanisch ist, bedeutet er 'Weissach'. Doch kann er auch vorromanisch sein. Dann ist er zu dem durch das ganze westl. Europa verbreiteten idg. Stamm alb 'Fluss' zu stellen, das ebenso wie arv- zur $\sqrt{\text{al,}|}$ ar 'eilen' gehört. (Vgl. Albis j. Elbe, skandin. Elf, Albula, Alma, Aube, Aubette, Albantia j. Alfenz und Aubance u. s. w.).

Auf einen Bachnamen geht auch das **Torrener Joch** zurück, das schon v. Grienberger, Über roman. Ortsnamen in Salzburg[1]) aus torrente 'Giessbach' erklärt, ebenso Buck in Alem. XII, 275. Diese Deutung kann entgegen der von Steub als torigno oder val taurigna als gesichert gelten durch eine Stelle der Traditionsurkunde des Erzbischofs Konrad von 1139 (Juvavia 533): silvulam superius Chuchili *Torrene* dictam quam disterminant ab utraque parte **torrentes** duo, unus eiusdem vocabuli **Torrene**[2]), alter Suuarzinbach. Ausserdem ist aus einem Urbar vom 14. Jahrhundert noch die Form *Tarenn* belegt. Zur Angleichung *enn* < *ent* vgl. churw. tardenn < tridente, munn < mundo, lad. torón < rotundo. Trins im Wipptal heisst a. 827 ad torrentes, 1091 Trentes, 1278 Trens., Terenten im Pustertal im 11. Jahrhundert Torrente, ca. 1000 in monte Torento. Auch im Wallis finden sich mehrere ON. Torrente.

Während sonst alte Bergnamen selten sind, treffen wir ihrer im Berchtesgadener Land verhältnismässig viele an; sind sie auch nicht urkundlich alle belegt, so weisen doch ihre romanischen Namen auf hohes Alter.

---

1) Vgl. auch seine Steubiana S. 18.
2) Jetzt heisst der Torrennerbach im Oberlaufe Fischbach.

Schon ob S. 366 wurde der Götschen bei Schellenberg erwähnt. Einen Götschenberg gibt es auch westl. von Berchtesgaden. Beide gehen auf ein (monte) *coccino* 'Rote Wand' zurück. Ob der Gotzenberg am Königsee (nebst Gotzentauern, -alp, -tal) auch hiervon abzuleiten ist, ist zweifelhaft, da hier auch der PN. Gozzo vorliegen kann.

Unweit des Götschen liegt am Gutratberg ein Hof Trifail, der ebenso wie Trafoi wohl von *trifolium* 'Klee' abzuleiten ist. Die ursprüngliche Form war also jedenfalls camp oder pra de trifoil 'Kleefeld'.

Zwischen Schellenberg und Berchtesgaden heisst ein Aussichtspunkt Lusabet. Ist dies im Anklang an Elisabeth oder den ON. Elsbethen aus *Lusalet* verstümmelt? Denn wäre es *lu salet*, lat. illud salectum, 'das Weidicht' (vgl. ob S. 342 Lusalten = illum saltum) und identisch mit der Saletalpe am Königssee. Vgl. hierzu das pratum Salechte a. 1200 bei Mohr, Cod. dipl. Rhaetiae I, 234 und zur Endung Laret im Stanzertal aus larectum.

Von der Saletalpe führt westlich der Weg nach dem Sagereck. Ist Sager aus Salger entstanden, dann wäre an welschtirol. salgher < salicarius 'Weide' zu denken. S. oben Sajers S. 360. Geht man von der Saletalpe nördlich, so gelangt man auf die Kaunerwand. Diese leite ich ab von lat. *cuna* 'Wiege, Mulde, Schlucht, Klinge, Bach, Berg'[1]); vgl. Guna bei Damils in Vorarlb., Kauns (alt Chunes), die Sellalp bei Innichen (a. 965 Cunasella Font rer. Aust. 31,33, a. 974 Cunisello Sinnacher, Gesch. von Brixen I, 556). In ital. Urkunden lautet das Wort cona. Vgl. auch noch bergam. cunita = ricagno, quel basso del mezzo delle strade ciottolate per cui scorre l'aqua piovana.

Vielleicht ist auch die Gurrwand bei Hallthurm romanisch. In Betracht käme das schon oben S. 349 erwähnte *gorna* 'Wasserrinne' oder *gurges* 'Schlucht'.

Südlich von ihr erhebt sich der Nierentalkopf. Das Nierental erinnert an ein *val nera* 'Schwarzachtal'. Eine Bestätigung hierfür finde ich in der sich gleich dahinter erhebenden Nachtwand.

Der Kälberstein oberhalb Berchtesgaden klingt zwar echt deutsch, immerhin ist ein solcher Bergname sehr ungewöhnlich, so dass vielleicht Volksetymologie vorliegt. Möglicherweise geht es auf ein Wort zurück das im gröd. und fassan. *tschalveises* 'Moosbeeren' vorliegt. Bei der hervorragenden Lage des Berges ist aber auch vorrom. Ursprung nicht ausgeschlossen, dann wäre gäl. *galbh* 'Berg' zu vergleichen.

Ein merkwürdiger Bergname sind die Mühlsturzhörner (Stadel, horn) in der Ramsau. Er erinnert an Jksturz bei Innsbruck (= aquas tortas 'Krummbäche'). Steub, Zur Namens- und Landeskunde u. s. w. S. 128

1) Vgl. Buck, Alem. XII, 243.

erklärt ihn als *moles tortes* 'krumme Mühlen'. Ich kann mir aber darunter nichts vorstellen. Eher kommt m. E. ein *molias tortas* in Betracht. *Molia* (zu lat. mollis) bezeichnet eine weiche oder sumpfige Wiese und kommt in alten Urkunden öfter vor, so z. B. in einer franz.-schweiz. Urk. von 1415: pro quadam molia prati sita in raspis, (im jetzigen Dial. heisst es mollhe, fem. pl.), bei Lupi, Cod. dipl. Bergam. 2, 687, a. 1073 ein loco ubi dicitur a la Molia, bei Muratori, Ant. Jt. 2, 269 a. 1091 ein locus a la Molla bei Reggio, ebd. 1, 419 a. 1146 ein alla Molla, ebd. 6, 470 a. 1146 ein Mulla.

Der Göll (Hoher und Kleiner Göll) geht auf das schon oben S. 364 erwähnte lat. *colle(m)* zurück. Das nachtonige *e* wurde wie *i* behandelt und bewirkt daher den Umlaut (vgl. monte > -münz, ponte > Pfünz, canales > Gnälls). Um im Gegensatz zum Hügel den hohen Berg zu bezeichnen, wurde der Adj. alto beigefügt. Der Hohe Göll hiess also wahrscheinlich einst alto colle.

Der Kehlstein nördl. davon ist jedoch nach der Scharitzkehl benannt, gehört also zum deutschen „Kehle“.

Auch der Hochkalter ist wohl deutsch; da dort das 'Blaueis und die Schneelöcher' sind, so mag es hübsch kalt da oben sein. Die Ableitung von caldarium 'Kessel', das z. B. in Kaltern vorliegt, ist also hier abzuweisen.

Eine harte Nuss ist die Erklärung des Namens Tauern, wie er in unserm Gebiet in den Gotzen- und Funtenseetauern vorkommt. Man hat an ein kelt. *taur* 'Berg' gedacht, das in ir. tor, kymr. teor, arm. teur erhalten ist und das auch ins mlat. als torum, toro, torus, toronus, nach Ducange = collis cacuminatus, überging; vgl. béarn: touron, nordfrz. tureaut. Sicherlich haben von diesem kelt. Stamm die Taurisci 'Gebirgler' ihren Namen[1]). Aber wie Buck, Alem. XII, 274 näher ausführt, bedeutet in unserem Gebiet ein Tauer nie einen Berg, sondern ein Joch, ein „Thörl“, durch das ein Saumpfad führt, weshalb Schmeller, bayer. Wörterb. I, 65 ausser auf slav. *turje* 'stark ableitige Hügel', auch auf slav. *tovor* Saumlast, *tovoriti* säumen, hinweist.

Wahrscheinlich war der Name zuerst in dem von Slaven besiedelten eigentl. Tauerngebiet heimisch und wurde dann allmählich auch von den Nichtslaven für ähnliche Saumübergänge übernommen. Die ältesten Belege für unsere Tauern sind *Thuro monte* von 1143 in Kleinmayer, Juvavia S. 533 und conductus e Bavaria qui per montes nomine *Thower* veniunt von 1235 in Hormayr, Beitr. z. Gesch. v. Tir. 1, 2, 391. Von den in den Fontes rer. Austr. aufgeführten Formen seien nur erwähnt: 1060 mons Thuro (unsere Tauern), 860 Thaurn und 950 Toura j. Thaur b. Innsbruck, 1236 salina in Taure (Krain). Die italischen Toro z. B.

1) Vgl. Cuno, Vorgeschichte Roms I, 158.

Monte Toro bei Verona (1014 Mons Tauri) gehen wahrscheinlich auf taurus 'Stier' zurück, das auch in manchem Alpennamen vorliegen wird. v. Grienberger will den Thuro mons von rom. duro ableiten, (vgl. oben Dürrmenz und Dormitz < duro monte), aber die urkundl. Formen haben, wie wir sahen, durch die Bank die Schreibung *t*.

Ausser diesen Ortsnamen im eigentl. Sinne finden sich durch unser ganzes Alpengebiet verstreut noch eine Menge Namen von Einzelhöfen, die einfach den Besitzer bezeichnen. Die bekanntesten sind: Pschorr (pascuarius), Brutscher, Burtscher, Porzer (porcarius), Natterer, Noderer (nautarius), Schappler (scapularius), Pletzerer (pelliciarius), Pföderl (pedularius 'Schuster'), Hörterer (hortarius), Döllerer (Telonearius = Zöllner), Prasser (pratarius), Fager (fagarius 'Bucher'), Oler (olearius), Pummerer (pomarius), Dosser (dossarius 'Kraxenträger', zu dorsum), Krattner (zu carrada 'zweirädiger Wagen'), Pfister (pistor 'Bäcker'), Müllner (molinarius), Samer (sagmarius), Fellerer (velarius, 'Pfeilschifter'), Figler (figularius).

Slaven.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass sich auch slavische Bestandteile in den bayerischen Voralpen finden. Die Slaven kamen zur Zeit der Karolinger herein und zwar als Kriegsgefangene, die den Boden urbar machen mussten. An sie erinnern der im 8. Jahrhundert erwähnte palus *Wynidouwa* bei Königsdorf a./Isar, Winning im Münchener Bezirk (11. Jahrh. Winidun = Wenden), Geisenfeldwinden (die wendische Kolonie neben den Orte Geisenfeld), sowie die 33 Wimpasing (auch Wimpassing und Wimpersing geschrieben). Das bei Abens heisst 1094 *Winidpozzingin*. Dieser Name ist wegen der alten german. Endung -ing besonders bemerkenswert. Er bedeutet: „Zu den Nachkommen eines Windboz. Dies war wahrscheinlich der übliche Spottname für einen Wenden[1]). Buzl nennt das Volk noch heutzutage einen etwas zwerghaften Menschen. Bossen heisst ein verkrüppelter Baum, Bott ein Tier von kleiner unvollkommener Gestalt.

Nachträge.

Zu S. 300: Die Parthe (urkdl. *Pardava*) wird meist als Stinkfluss erklärt. Vgl. z. B. O. Hüttig, Orts- und Flurnamen der Amtshauptmannschaft Leipzig. 1908. S. 8. Bei meinen vergleichenden Fluss-

1) Vgl. Kugler, Eichstätter Namen und Riezler, Namen der Umgebung Münchens. Nach Kugler hat ein Wimpassing heute noch den Spitznamen Wendenknopf.

namenstudien habe ich aber nie gefunden, dass die Anwohner eines Flusses diesem einen so wenig liebevollen Namen gegeben haben; also wird hier wohl auch keine Ausnahme vorliegen und der Name eben auch wie die benachbarten Rietschke (rêčika), Patschke (potocek), Luppe (*Lubaha*) eben einfach „Fluss“ bedeuten.

Zu S. 320: Nach einer **Metama* ist wohl auch das von Karl dem Grossen gestiftete Kloster Metten (urk. *Meteme*) benannt. Der Stamm ist *mat* ‘schiessen’ oder *mad* ‘fliessen’. Vgl. die ital. Metaurus (Plin.) und Meduacus (Tab. Peut.), die gall. Medanta, Meduana u. s. w. Zur Endung vgl. die Dreisam, Zusam, Bodama u. a.

Zu S. 322ff: Keltische Namen tragen die Römerkastelle *Pontes Tessenii* (j. Diessen am Ammersee (?); vgl. Tissen und Illertissen), Rapa (urk. *Rapis*, der Wertachübergang bei Schwabeck), *Nemavia* j. Türkheim (vgl. air. nem ‘Himmel’, nemed ‘Heiligtum’) *Venaxomodurum* (Not. Imp.) ‘Burg des V.’, j. Weissenhorn, ferner die an der Strasse von Opie (Bopfingen) nach Reginum gelegenen *Losodica* j. Öttingen, *Iciniacum* (TP.-*o*) j. Itzing (das durch seine reichen röm. Funde und Schanzen bemerkenswerte Izingen bei Donauwörth ist vielleicht auch ein *Iciniacum) und *Biriciana* (TP.-*is*) j. Burkmarshofen.

Keltoromanisch ist *Septimiacum* j. Maichingen, Besitz des Septimius, Bildung wie Abudiacum und Iciniacum ‘Besitz des Icinios’.

Römisch ist das *Mediana* (TP.-*is* sc. castris), j. Gnotzheim, also ein röm. Middelburg.

Zu S. 332: Ausser Augsburg erinnern an den ersten römischen Imperator noch *castra Augustana* bei Geiselhöring in N'bayern, sowie die von hier nach Abusina ziehende *Via Augusta*, die das Volk jetzt in Ochsenstrasse umgedeutet hat.

Abkürzungen.

ai.	=	altindisch	mir.	=	mittelirisch
air.	=	altirisch	ON.	=	Ortsnamen
akymr.	=	altkymrisch	PN.	=	Personennamen
FlN.	=	Flussnamen	z.	=	zend
ir.	=	irisch	<	=	entstanden aus
j.	=	jetzt	>	=	1. wird zu
lig.	=	ligurisch			2. bei FlN.: mündet in

Die Sage vom Liebeszauber Karls des Grossen in dichterischen Behandlungen der Neuzeit.

Von

Karl Reuschel in Dresden.

Theodor Fontane schreibt im Jahre 1854 (Ein Sommer in London, jetzt in dem Buche „Aus England und Schottland“ S. 9) über den Glaspalast in London: „Ich nannte das Glashaus einen Leib, dessen Seele entflohen. Aber es ist nicht der Leib der schönen Fasterade, der Geliebten Kaiser Karls, die einen Zauberring trug und im Tode blühte wie im Leben. Unsere Zeit eilt schnell: sie ist rasch im Schaffen wie im Zerstören; noch ein Winter und — das Glashaus ist eine Ruine.“ Die Sage, die hier in poetischer Weise zum Vergleich herangezogen wird, hat neuerdings mehrfach zu wissenschaftlicher und dichterischer Behandlung gereizt. Eine Abhandlung von August Pauls, Der Ring der Fastrada (Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XVII (1895), 1—73), als einzelne Schrift Aachen 1896 herausgekommen, gab den Anlass zu geistvollen Besprechungen, unter denen sich namentlich die von Gaston Paris (L'anneau de Fastrade, Journal des Savants, Nov.—Déc. 1896) zum Range einer scharfsinnigen selbständigen Untersuchung erhebt und Zeugnis ablegt von dem Talent des Verfassers, die Wissenschaft zur Kunst werden zu lassen. Auch die Kritik von Ov. Densusianu (Romania XXV, 612 ff.) hat sich als sehr förderlich erwiesen und zum Teil Gaston Paris' Zustimmung gefunden.

Pauls behandelt zuerst die heutige Form der Sage, in der die tote Frau Karls des Grossen den Namen Fastrada führt und wo Frankenberg bei Aachen den Schauplatz bildet. Er überblickt dann die Entwicklung der Fastradasage, nennt die älteren Zeugnisse und die ihm bekannten dichterischen Gestaltungen des Stoffes. Ein dritter Abschnitt seiner Darlegungen befasst sich mit den Deutungen der Sage. Hier gerät der Verfasser auf mythologische Abwege. In einem Anhange werden „wichtigere Quellen und Bearbeitungen der Fastradasage aus der Zeit vor 1800“ und eine Anzahl von Anspielungen mitgeteilt.

Die neueren Forschungen über die Geschichte des Sagenstoffes gelangen zu folgendem Ergebnis[1]). Die Erzählung von Karls des Grossen Liebe zu einer verstorbenen Frau hat erst unabhängig von jeder Beziehung zu Aachen bestanden. Diese Verbindung kam im Karlmeinet zum Vorschein, und diesem Roman ähnlich berichtet Petrarca die Begebenheit. Auf seine Ausführungen geben fast alle neueren Fassungen zurück. Ein Seitentrieb der Sage ist ihre Lokalisierung in Zürich. Hier wurde sie mit der Erzählung von der Rügeglocke verknüpft, sodass der Zauberstein ein Geschenk der dem gerechten Richter dankbaren Schlange darstellt. Eine dritte Form, die Leydener, tritt in mythologischem Gewande auf, ist aber, wie eine unbefangene Würdigung im Gegensatz zu Pauls mit Densusianu und Gaston Paris annehmen muss, zweifellos die jüngste und wahrscheinlich gelehrten Ursprungs. Die Romantik hat die Aachener Sage (besonders nach dem Muster von Petrarcas Bericht) in Frankenberg festgesetzt und der Toten den Namen Fastrada gegeben, den Bischof, der den Zauber löst, aber Turpin benannt.

Es scheint, wenn man die Überlieferungen der Zeugnisse mustert, allerdings, als ob zuerst Niklas Vogt (Rheinische Geschichten und Sagen, I. Bd. Frankfurt a. M. 1817, S. 217 ff.) die dritte Gemahlin Karls, die im Jahre 794 verstorbene Fastrada, als die mit dem Zauber behaftete Frau bezeichnet habe (Pauls a. a. O. S. 24, 32), dagegen hat der namentlich aus der Rolandsage bekannte Erzbischof Turpin lange vorher seinen Platz auch in der Geschichte von Karls unwiderstehlicher Neigung zur toten Geliebten oder Gattin erhalten. Bereits Estienne Pasquier in seinen Recherches de la France liv. VI, c. 33 erwähnt Turpin als den Freund, dem es gelang, den Kaiser von seiner Leidenschaft zu befreien. Pasquier geht zwar auf Petrarca zurück, doch führt er den Namen Turpins an Stelle des „in aula Coloniensis antistes“ ein. Die Quellen aus älterer Zeit schwanken übrigens zwischen einer Gemahlin und einer Geliebten, so zwar, dass weitaus die meisten von einem Mädchen oder leichtfertigen Weibe sprechen. Wenn Fastrada von Niklas Vogt als Gattin in die Sage eingeschmuggelt wurde, so mag ein tieferer Grund massgebend gewesen sein. Gerade diese Frau wird als grausam geschildert; sie beherrschte ihren Gatten so sehr, dass sich sein Sohn Pippin um ihretwillen gegen den Vater empörte. Ihr also den Zauber anzudichten, wenn er überhaupt einer rechtmässigen Frau zugeschrieben wurde, lag nicht eben fern, hatte sie doch bei Lebzeiten ihren Einfluss stark geltend gemacht und durch ihren Hochmut ein wenig beneidenswertes Andenken hinterlassen.

Die älteste dichterische Bearbeitung unserer Sage stützt sich auf

1) Vgl. E. Teichmann, Neue Beiträge zur Fastradasage, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XX (1898), 229—246.

Estienne Pasquier. Es ist ein romanzenhaftes Werk von *Robert Southey:* King Charlemain und gehört noch dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts an[1]). Southey verfasste es zu Bath im Jahre 1797, im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Die Geliebte heisst Agatha. Sie hat die Blüte ihrer Jugend längst hinter sich, und so wird Karls Leidenschaft noch schwerer verständlich. Turpin entdeckt im Munde der Toten einen Zauberring, und nun kann er sich vor den Liebkosungen seines Fürsten nicht mehr retten, bis er den verhängnisvollen Ring in einen See wirft. Der König, wieder zu Verstand gekommen, zieht diesen See allen anderen Orten vor und erbaut an dessen Ufern ein Schloss. Wenn Pauls nach A. Kaufmanns Vorgang dieses Gedicht „eine widerwärtige Parodie des schönen Stoffes“ nennt (S. 31), so kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Es berührt eigentümlich, wie die Jagd der Damen des Hofes um die Gunst des Herrschers geschildert wird und wie der Erzbischof die Aufforderung erhält, mit dem Könige zu tanzen. Bürger hätte das Thema wohl ähnlich gestaltet. Southey denkt sich übrigens als Ort der Handlung nicht Aachen, sondern Aix in Savoyen. „This very learned author“, schreibt er im Hinblick auf seinen Gewährsmann, „has strangely mistaken Aix in Savoy, the real scene of the legend, for Aix-la-Chapelle. The ruins of the building said to have been Charlemain's palace are still to be seen on the Lake of Bourget.“ Wir urteilen anders und behaupten, dass der Dichter hier ohne jeden wirklichen Grund die Sage nach den Alpen verlegt hat.

Es war der genius loci, der Friedrich Schlegel nach einem Besuche Aachens bestimmte, den Stoff dichterisch zu verwerten. „Frankenberg bei Aachen“ erschien 1809 in den „Gedichten“, aber findet sich[2]) schon 1807 in Rostorfs Dichter-Garten. Erster Gang, muss also kurz nach der Reise entstanden sein. Der Romantiker beruft sich auf mündliche Mitteilung. Der Eindruck des frisch Erlebten, den man von dieser Behandlung der Sage empfängt und der durch das Zusammenstimmen mit einem brieflichen Berichte (Pauls S. 25) noch verstärkt wird, ist das Beste an dem Gedichte, das sonst nur den Beweis liefert, wie wenig schöpferisch poetische Kraft dem grossen Anreger innewohnte. Ob es sich um eine Gemahlin oder um eine Geliebte Karls handelt, erfährt man nicht. Neue Züge sind, dass der König die Tote in einem gläsernen Sarg verwahrt (Schneewittchen) und dass der Zauberring ihr vom Finger gezogen wird.

---

1) The Poetical Works of Robert Southey. Complete in one volume. New edition. London 1845, S. 435 f.

2) Nach Hans Karl Dippoldt, Leben Kaiser Karls des Grossen, Tübingen 1810, S. 121 Anm. Die Anthologie war mir nicht zugänglich. Sie ist von Novalis' Bruder Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg herausgegeben (Goedeke Grundriss VIII, 65 Nr. 105).

Nicht viel günstiger kann das Urteil über eine Behandlung der Sage durch Friedrich Kind lauten. Der im Jahre 1814 geschriebene „Liebesring“[1]) verbrämt die Erzählung, ohne sie darum anziehender zu machen. Eine Fischermaid findet an der Flosse eines Karpfens einen Ring, und ihr Vater erzählt ihr, es sei der Zauberring Karls des Grossen, den er einst einer Buhle gegeben habe. Treue Diener hätten, als sie die Tote mit dem letzten Schmuck versehen wollten, an purpurseidner Schnur den Gegenstand des Liebeszaubers entdeckt. Turpin sei durch sie in den Besitz des Kleinods gelangt, habe jedoch die böse Wirkung bald verspürt und, das Unheil von sich abwendend, den Ring in den Rhein geworfen. Auf Wunsch des Vaters steckt Helka, als sie den Fisch ins Herzogsschloss trägt, den Ring an. Nun verspürt sie, wie sich ihr der Fürst in Liebe zuneigt, doch sie gibt den verhängnisvollen Fund der Herzogin und heiratet den jungen Konrad, dem sie seit langem zugetan ist. Die Einkleidung entbehrt jedes Reizes; geschmackloserweise wird das Hauptmotiv zweimal gebraucht. Die Form streift das Bänkelsängerlied. Das Gedicht erscheint des Dresdner Wasserpoetenkreises, der sich um die Abendzeitung scharte, durchaus würdig.

Während sich der Freischützdichter sorgfältig bemüht, alles zu sagen, deutet Max von Schenkendorfs „Als er in Frankenberg bei Aachen wohnte“[2]), die einzelnen Züge nur an. Die Erinnerung beschleicht ihn an Ort und Stelle. Er gedenkt des Ringes, den Karls Lieb an der Hand trug und den der See verschlungen hat. Dieses Kleinod, das in die Tiefe versenkt worden ist, wird dem Dichter zum Symbol eignen und allgemein menschlichen Erlebens.

Wohl jeder hat getrunken
Vom Becher, voll und süss;
Wohl jedem liegt versunken
Ein frühes Paradies.

Aber die Wehmut übermannt den Jugendkräftigen nicht; von dem trüben See will er zu klaren Seen. Im Wandern wird ihm das Herz vom Weh befreit.

Noch einmal findet sich in der deutschen Literatur eine solche lyrische Behandlung des Stoffes in Jean Baptist Rousseaus „Frankenberg“[3]). Ein ähnliches Gefühl erfasst den Dichter wie Max von Schenkendorf, von dem er offenbar beeinflusst ist. Doch überwiegt die An-

1) Friedrich Kinds Gedichte, 3. Bändchen.

2) Im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816. Köln. Entstanden ist das Gedicht 1815.

3) Wann die Verse geschrieben sind, lässt sich nicht genau bestimmen. Jedenfalls aber vor 1829, wo Alfred Reumont sie in seine Sammlung Aachens Liederkranz und Sagenwelt aufnahm (vgl. Pauls S. 28). Sie stehen auch in der

schauung von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Schenkendorf ist gesünder, mannhafter. Über träumerisches Schwelgen in Erinnerungen hebt er sich hinaus; Rousseau empfindet vielmehr eine Wonne des Schmerzes. Nur in dämmerhaftem Schatten steigt die Sage empor; es scheint, als ob der Dichter eine andere Fassung kannte, nach der Karl selbst den Ring in den Teich warf[1]).

Dreier novellistischer Bearbeitungen aus jener Zeit mag in Kürze gedacht werden. Die eine stammt von Karoline Pichler[2]) (Abendunterhaltungen zur gemütlichen Erheiterung des Geistes, Wien 1817) und ist mit vieler Breite in Anlehnung an Sebastiano Erizzo[3]) geschrieben. Als Karls Geliebte wird Floribella genannt. Fastrada tritt eben erst im gleichen Jahre durch Niklas Vogt in die Sage ein. Nach Petrarca verwendet ein Aufsatz „Der Ring in dem See bei Aachen" die Geschichte[4]). Als eine dritte Gestaltung desselben Stoffes teilt dann A. Wendt in Theodor Hells Penelope (1820) S. 262—266 gleichfalls die Erzählung des Petrarca mit. Er spricht von der Märe als von einer oft erzählten und widerlegten. Für die Entwicklung der Sagenvorstellung haben diese beiden Berichte, die sich zudem ganz eng an Petrarca anschliessen, keine Bedeutung.

Dagegen verdient eine schöne Dichtung von Wilhelm Müller „Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen"[5]) unsere Aufmerksamkeit. In vier plastischen Bildern schildert der Dichter der Griechenlieder Karls des Grossen Liebe und Leid. 1. Der Kaiser schenkt der Geliebten einen Ring von seiner Hand mit schwarzen und roten Steinen. 2. Die Teure ist tot. Karl weint an ihrer Leiche. 3. Der Zauber wirkt, Karl verlässt die Tote nicht. Der fromme Bischof löst den Bann, indem er den Ring aus dem Munde der Verstorbenen nimmt. 4. Die ganze Neigung des Helden gehört dem grünen See, in dem das Ringlein ruht. Dort will er auch begraben sein. Müller hat den Ton der Volksballade völlig getroffen. Es ist kein Wort zuviel, und die weise Beschränkung in der Verwendung der Sagenzüge lässt nicht zu, dass der Bischof

---

Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. Von Alfred v. Reumont. 2. Ausgabe. Aachen 1885.

1) Diese Umformung tritt noch später einmal auf (s. Pauls S. 8, Anm. 6).

2) Inhalt s. Pauls S. 27.

3) Le Sei Giornate di M. Sebastiano Erizzo. In Venetia MDLXVII. Prima giornata, Bl. 11 ff. Unbekannt blieb mir die Darstellung bei Fr. Gottschalk, Sagen und Volksmährchen der Deutschen. Halle 1814, I, 330.

4) Eos. Eine Zeitschrift aus Baiern zur Erheiterung und Belehrung. Jahrgang 1818. München. (Pauls S. 27 f.)

5) Zuerst in der Anthologie „Die Sängerfahrt" von Friedrich Förster. Berlin 1818. Gedichte von Wilhelm Müller. Gesamtausgabe . . . hsg. von Curt Müller (Reclams Universalbibliothek 3261—3264) S. 243 ff.

anders denn als Werkzeug göttlichen Willens erscheint. Das Bedenkliche, das in der Liebe des Mannes zum Manne liegt, ist glücklich vermieden worden. Die Wortkargheit deutet auf grösste Innerlichkeit des Gefühls. Wie fein wirkt die wohl bedachte Wiederkehr ähnlicher Anfangsverse!

„Zu Aachen in der Kaiserburg
Da sitzt der Frankenheld."
„Zu Aachen in der Kaiserburg
Da weint der Frankenheld."

„Zu Köllen in dem Dome
Da kniet ein Gottesmann."
„Bei Aachen in der Kaiserstadt
Da liegt ein grüner See."

Schon aus diesen Zeilen errät der Kundige, was er hören wird. Man beachte auch, wie der Bischof voll göttlicher Eingebung den starken Willen seines Kaisers besiegt und nicht, wie sonst, heimlicherweise den Zauber bricht. Je weniger erfolgreich die Bearbeiter des Sagenstoffes im ganzen waren, um so strahlender leuchtet dieses kleine Juwel.

Aus den zwanziger Jahren scheint keine dichterische Behandlung unserer Sage bekannt zu sein. Im Jahre 1833 lässt sich dann ein Aachener Anonymus[1]) in Hexametern vernehmen. Er schliesst sich an Friedrich Schlegel an, von dem er auch den gläsernen Sarg entlehnt. Der Ring wird bei ihm im Haar der Leiche entdeckt wie im Karlmeinet.

Es wäre zu verwundern, hätte nicht auch Karl Simrock, der beste Kenner und eifrigste Bearbeiter rheinischer Sagen, den Stoff poetischer Gestaltung wert befunden. Seine „Rheinsagen", zuerst 1836 erschienen, bieten ein von der Überlieferung wesentlich abweichendes Gedicht, in dem sich der Verfasser des eben herausgekommenen Epos von Wieland dem Schmied verrät. Denn das Ringmotiv ist im „Schwanenring" offenbar dem der Wielandsage nachgebildet[2]). Dass hier eine glückliche Hand die Sage gebessert habe, wird man nicht behaupten können. Sonst folgt Simrock der Aachener Form: Turpin entdeckt den Grund des Zaubers im Munde der Toten. Sie hat ihn erst kurz vor dem Hinscheiden dort verborgen (vgl. Wilhelm Müller). Sogleich ändert

1) Badekur in Aachen, seine Umgebung und in dieser der Frankenberg mit dem Märchen vom Zauberringe. Aachen 1833. (Pauls S. 29.)

2) Dr. P. Maurus, Die Wielandsage in der Literatur. Erlangen und Leipzig 1902 (= Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, XXV. Heft) S. 100, 111. An Stelle der Walküre Elfenweiss tritt übrigens in Richard Wagners „Wielandt der Schmiedt" (1849) Schwanhild (Maurus 117), ob in Erinnerung an Simrocks „Schwanenring"?

sich Karls Empfinden. Er heisst den Leichnam beerdigen, und Turpin, der Übermacht des Kleinods innewerdend, „wirft den Goldring in die Wogen“. Dass Simrocks Sagenverknüpfung keinerlei Einfluss auf die Volksphantasie ausübte, war die gerechte Strafe für einen Eingriff, der bei einem wissenschaftlichen Erforscher der Volkssagen schwer verständlich ist.

Im Jahre 1837 hatte der verdienstvolle Sammler Aachener und rheinischer Überlieferungen Alfred Reumont seinem Buche „Aachens Liederkranz und Sagenwelt“ von 1829 ein Werk „Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden (Köln und Aachen) nachgeschickt. Darin behandelt er auch S. 81–85 den Ring der Fastrada. Er spricht von den zahlreichen stillen und freundlichen Plätzen im Aachener Tal und von den Trümmern des Schlosses Frankenberg, weiter von Karls Liebe zu der schönen Gemahlin Fastrada, die in Frankfurt erkrankte und verschied. Als der Kaiser die Bestattung nicht zuliess und die Tote mit gleicher Inbrunst liebte wie die Lebende, hatte Erzbischof Turpin, nachdem er Gott um Hilfe angefleht, ein Traumgesicht: ein zauberischer Ring sei in Fastradas Haar versteckt. Am folgenden Morgen nahm er den Ring an sich, die Leidenschaft des Herrschers zur Toten erlosch, und nun musste Turpin selbst die Wirkung des Steines bei einer Fahrt nach Ingelheim erkennen. Als er dann mit seinem Kaiser nach Aachen gereist war, beschloss er den Zauber zu lösen und schleuderte den Ring in die Tiefe eines Sees. Karl aber hegte seitdem eine grosse Vorliebe für Aachen und den See „Hier in der durch nichts gestörten Einsamkeit sass er oft Stunden lang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füssen, und dachte alternd noch vergangener glücklicher Zeiten“.

Diese gut und schlicht vorgetragene Geschichte wurde bis auf Einzelheiten, jedenfalls aber in allen wichtigen Zügen von dem sächsischen Sagendichter W i d a r Z i e h n e r t in schöne Verse gebracht[1]). Sein „Zauberring im See bei Aachen“ ist gewiss kein bedeutendes Gedicht, jedoch durch die treue Wiedergabe des Stoffes beinahe vorbildlich.

Dass sich die deutsche V o l k s b a l l a d e ebenfalls der Sage bemächtigt hat, könnte durch ein niederrheinisches Lied aus Kretzschmers Sammlung[2]) bewiesen erscheinen. Dieses Werk bringt nämlich unter Nr. 57, S. 94:

---

1) Widar Ziehnert, Preussens Volkssagen, Mährchen und Legenden als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet. Zweiter Band. Leipzig 1840, S. 145—150.

2) Kretzschmer, Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen. Berlin 1838. — Wieder abgedruckt ist das Gedicht in dem Buche: Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Mit Illustrationen von Gustav Süs, Paul Thumann u. A. Hsg. von Albert Träger. Leipzig 1864, S. 83 f. (Der Zauberring).

Der Mai ist nicht in Blüten karg,
Schön Lindenzweig!
Der König sitzt an der Liebsten Sarg.
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen!

Zweizeilige Strophen im Tone von Heines „Belsazer" werden durch den in Zeile zwei und vier angegebenen Refrain unterbrochen. Das Gedicht soll ein niederrheinisches Volkslied sein. Ältere Sammlungen kennen es, so viel ich sehe, nicht. Bei Kretzschmer und namentlich bei seinem Mitarbeiter Zuccalmaglio ist Vorsicht dringend geboten. Hier dürfte sie besonders angebracht sein. Nicht etwa, weil Refrain und Inhalt nicht zusammenstimmen. Denn das kommt im Volksgesange häufig genug vor. Es gibt schlimmere Anzeichen der Unechtheit. „Karg in (oder an) Blüten" klingt durchaus nicht volksmässig. Gewiss ist der erste Vers kein typischer Eingang. Ist er das aber nicht, dann fehlt jede Möglichkeit, Zeile eins und drei des eigentlichen Textes aufeinander zu beziehen. Und das müsste denkbar sein, da sie durch den Reim fest verbunden sind. Sonst indessen zeigt sich jener organische Verlauf, der gerade nicht zu den Zeichen der Volksdichtung gehört. Die „Würfe und Sprünge" der echten Volksballade vermisst man völlig. Das Lied erweckt den Eindruck eines Kunstgedichtes, das auch nie „volkläufig" gewesen sein kann. Gehört es so nicht in ein Volksliederbuch, so weist es doch manche Schönheiten auf. Dem Verfasser war die Volkspoesie sicher nicht fremd, wie der Anfang der zweiten Strophe lehrt („Er sitzt drei Nacht, er sitzt drei Tag"). Schlag auf Schlag folgen die Begebenheiten: Die masslose Trauer des Königs, des Bischofs entschlossenes Handeln („Er streift den Ring von der Totenhand". „Er steckt an die Hand den Zauberring"), des Herrschers Befehl, die Holde zu begraben, seine Zuneigung zu den heiligen Manne, dessen Flucht, das Hineinwerfen des Ringes in den Rhein, des Königs Liebe zum Strom. Vielleicht hat Friedrich Kinds Umdeutung des Sees in den Rhein auf den Dichter Einfluss ausgeübt[1]).

Alle diese Behandlungen der Sagen legen die Aachener Fassung zu grunde. Die Züricher hat die Merkwürdigkeit, dass sie zur Fastradaerzählung eine Vorgeschichte gibt. Soweit diese (Karl verschafft einer Schlange ihr Recht und erhält von dem dankbaren Tiere einen Edelstein zum Geschenk) allein auftritt, darf sie in unserer Darstellung

1) Pauls tut Wolfgang Menzel Unrecht, wenn er annimmt, dieser habe bei Anführung des „niederrheinischen Volksliedes" an Kretzschmer-Zuccalmaglio II Nr. 52 (Fein's Trudchen) gedacht. Es liegt in Menzels „Deutscher Dichtung" nur ein Druckfehler vor. Statt 2. Band Nr. 57 muss es 1. Bd. Nr. 57 heissen.

übergangen werden[1]). Aber die Verknüpfung der beiden Sagen, so nämlich, dass eben dieser Edelstein den Liebeszauber verursacht, ist gleichfalls poetisch bearbeitet worden. August Ludwig Follen dichtete einen „Edelstein von Zürich“[2]) wohl nach den deutschen Sagen der Brüder Grimm Nr. 459 mit Anlehnung an Nr. 458 in 29 neuen Nibelungenstrophen schlecht und recht. Die Liebe zur zweiten Heimat des Dichters, die sich in manchem Zuge offenbart, gibt dieser Romanze einen gewissen mehr ethischen als ästhetischen Wert.

Nicht mehr als eine kurze, aber dichterisch sehr wirksam ausgenutzte Anspielung auf die Fastradasage enthält „The Golden Legend“ von Henry Wadsworth Longfellow (Boston 1851), diesem vorzüglichen Kenner älterer deutscher Volksüberlieferungen, der seine Begeisterung für deutsches Altertum auch seinen Landsleuten mitteilen wollte. Das dramatisierte Epos neigt sich dem Ende zu, Heinrich ist mit seiner Lebensretterin glücklich im Ehebunde vereint, die Liebenden stehen, nachdem die Hochzeitsgäste davongegangen sind, in trautem Verein auf der Terrasse des Schlosses Vautsberg und schauen auf den Strom hinab. Von Geisenheim herüber tönen die Abendglocken. Da wecken sie in dem Prinzen die Erinnerung an eine Mär von treuer, über den Tod hinaus währender Liebe:

Dear Elsie! many years ago
Those same soft bells at eventide
Rang in the ears of Charlemagne,
As, seated by Fastrada's side
At Ingelheim, in all his pride,
He heard their sound with secret pain .....
Thou knowst the story of her ring:
How, when the Court went back to Aix,
Fastrada died; and how the King
Sat watching by her night and day,
Till into one of the blue lakes,
Which water that delicious land,
They cast the ring, drawn from her hand;
And the great monarch sat serene
And sat beside the fated shore,
Nor left the land for evermore.

1) Johann Rudolph Wyss hat in seinen Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, Bern 1815, S. 211 ff. die Gründung der Wasserkirche nach Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes, Zürich 1764, Bd. II, S. 224 dichterisch gestaltet, ebenso schildert Adolf Stern „Die Gründung von Zürich“ (Poetische Erzählungen, Leipzig 1855, S. 41 ff.), nur mit viel mehr Eigenart. Ältere Zeugnisse sind bei Pauls a. a. O. S. 56 f. verzeichnet.

2) Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter II. Bd. 4. Aufl. (Würzburg—Karlsruhe 1865) S. 86 ff. Übertragung der Züricher Geschichte auf Aachen bei Wilhelm Ruland, Rheinisches Sagenbuch, Köln 1896, S. 117 ff.

Und als Elsie fragt, ob ihr Gemahl sie auch übers Grab hinaus lieben wird, da bemerkt er:

In life's delight, in death's dismay,
In storm and sunshine, night and day,
In health, in sickness, in decay
Here and hereafter, I am thine!
Thou hast Fastrada's ring. Beneath
The calm blue waters of thine eyes,
Deep in thy steadfast soul it lies,
And, undisturbed by this world's breath
With magic light its jewels shine!
This golden ring, which thou hast worn
Upon thy finger since the morn,
Is but a symbol and a semblance,
An outward fashion, a remembrance
Of what thou wearest within unseen,
O my Fastrada! O my queen! [1])

Es lässt sich aus den wenigen Zeilen nicht ermitteln, welche Fassung der Sage vorgelegen hat. Die Erwähnung Ingelheims könnte auf Reumonts Rheinlands Sagen u. s. w. oder auf Widar Ziehnert führen. Das mit dem Hinweis auf Fastrada ein schöner Abschluss der eigentlichen Handlung erzielt worden ist, steht jedenfalls fest.

Die poetische Fastradaliteratur enthält leider viel Spreu. Dazu gehört auch ein Gedicht von Hermann Kunibert Neumann „Der Ring“,[2]) eine ganz im ausgefahrenen Geleise dahingleitende Arbeit, an der nicht einmal die äussere Sorgfalt der Reimbildung hervorgehoben werden kann. Wahrscheinlich hat der Bericht Petrarcas in der Fassung der deutschen Sagen von den Brüdern Grimm (Nr. 458) als Vorlage gedient. Zu erwähnen ist weiter eine mundartliche Dichtung „Der verzauverde Renk von de Fastrada“ von Joseph Müller (nach Pauls S. 30 vor 1860 entstanden[3]). Friedrich Friedreich[4]) besingt den „Zauberring der Fastrada“, den Turpin auf dem Haupte der Toten findet, wieder in Nibelungenstrophen. Gustav Pasig sucht

1) The Poetical Works of Henry Wadsworth Longfellow. Author's complete edition. London: George Routledge and Sons, o. J., S. 313 f. Vgl. Friedrich Münzner, Die Quellen zu Longfellows Golden Legend (Festschrift zur 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Dresden 1897, S. 249 ff.) und die Besprechung von Hermann Tardel, Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1898, 410.

2) H. Neumanns Gesammelte Dichtungen. Neisse 1856, S. 72.

3) J. Müller, Prosa und Gedichte in Aachener Mundart. Zweiter Teil, zweite Auflage 1869.

4) Poetische Pinakothek. Nürnberg 1869. Pauls S. 31.

in „Fastradens Ring“ [1]) die Anziehungskraft des Rheines durch den Zauber des im Strome ruhenden Ringes zu erklären. Seine Verse sind dichterisch empfunden. Die Wirkung des Kleinods auf das Verhältnis zwischen Kaiser und Bischof bleibt wie bei Wilhelm Müller unerörtert. Schlicht meldet der Dichter:

Da zog der fromme Bischof
Das Ringelein ihr ab,
Und bald liess Karl sie führen
Nach Mainz ins stille Grab.
Im hohen Münster senkten
Den Sarg sie weinend ein:
Rosen und Lindenzweige
Umblühten den Todtenschrein.

In Hermann Lingg hat sich wieder einmal eine starke poetische Gestaltungskraft des Stoffes bemächtigt. „Fastradas Ring“ [2]) gebührt vielleicht noch höheres Lob als Wilhelm Müllers Gedicht. Der Kaiser am Sarge der über alles geliebten Gattin ist jedem Trostwort unzugänglich. Da glauben die Vasallen an einen geheimen Zauber, und der Bischof streift der Toten den Ring vom Finger. Karl widersetzt sich nun dem Begräbnis nicht mehr. Sein Wirken gilt wieder den Berufsgeschäften. Aber ein Traum heisst ihn an alte Lust gedenken. Ruhelos und ziellos irrt er umher, bis er an einen See kommt, an den er sich mit magischer Gewalt festgebannt fühlt. Von dem teuren Orte sich zu trennen, vermag er nicht mehr,

Denn von Turpin geschleudert, lag versunken
Fastradas Ring im Wellengrund,
Und aus der Tiefe schossen wilde Funken,
Noch zwang der alte Liebesbund.

Karls und Fastradas Töchterlein Theuderade tritt in holder Anmut zu dem Trauernden, und als sie eine der Wasserrosen am See gepflückt hat,

Da war's, als rausch' und kling' es durch die Wellen,
Als tön' ein ferner Elfenchor,
Und wie die Wogen hoch und höher schwellen,
Taucht aus dem Grund der Ring empor.

An Theuderadas Finger scheint sich klingend
Der Reif zu biegen; sie erbebt;
Da ruft mit beiden Armen sie umschlingend
Der Kaiser Karl: „Sie lebt, sie lebt!“

---

1) Deutsche Dichterhalle . . . . . hsg. von Oskar Blumenthal. Jahrgang 1873, S. 254.

2) Lyrisches. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Wien und Teschen o. J. (1885) S. 96 ff.

„Sie lebt in Dir, in ihrem Ebenbilde!
Versink' der Ring hinab in Nacht —
In Deinem Blick, o Kind, lebt ihre Milde,
Du brachst des Zaubers dunkle Macht."

So klingt das Schmerzenslied versöhnend aus: der lange vom Leid Betäubte wird seiner nächsten Pflicht inne, der Fürsorge für sein Kind.

Einen dritten Preis in der Gestaltung der Sage hat sich Pauline Schanz errungen. In einschmeichelnden Rhythmen besingt ihr Gedicht „Fastrada"[1]) Karls des Grossen Liebe und Weh. Es wird nur ein neuer Zug angebracht, und doch wirkt diese schöne Romanze, weil der Inhalt tief empfunden ist. Weiche Frauenpoesie formt den alten und doch immer neuen Stoff. In den seidenen Flechten des Haares entdeckt der Erzbischof den goldenen Schlangenring.

Am andern Morgen früh
Gebietet der Kaiser: „Heute
In die Gruft bestattet sie!"
Und wandte sich trüb' und finster:
„Schlaf wohl, meine Liebste du!"
Zu Mainz im Martinsmünster
Da legte man sie zur Ruh'.

Jahre verrauschen, da reitet der Frankenheld an dem See vorüber, der das Kleinod birgt.

„Wie wird mir's plötzlich so bange"
Rief er, „so weh und so schwer?
Aus dieses See's Gewässer
Winkt mir's wie mit weisser Hand,
Wohl nirgends ist mir's besser
Als hier am kühlen Strand!"
— — — — — — — —

„Hier will ich ruh'n und träumen,"
Der Kaiser sinnend spricht,
„Ich seh' in der Wellen Schäumen
Ein seliges Angesicht!"

„Des See's schimmernde Tiefe,
Sie hat mir's angetan.
Mir ist's, als ob es mich riefe,
Wenn die Wellen dem Ufer nah'n.
Mir ist's als schauerten Grüsse
Mir über die Seele hier,
Fastrada, holdeste süsse,
Von dir, mein Lieb, von dir!"

Es ist möglich, dass Pauline Schanz eine künstlerische Darstellung gekannt hat. In Alfred Reumonts Rheinlands Sagen, Geschichten

1) Gedichte von Pauline Schanz. Leipzig o. J. (1886) S. 189 ff.

und Legenden findet sich ein Bild, „erfunden von A. Rethel, gestochen von E. Rauch“. Karl sitzt in Gedanken vertieft vor einem Baum am See und blickt ins Wasser hinein. Eine weibliche Gestalt in den Wogen streckt ihm die Hand entgegen. Sein Hund wendet sich ab. Im Hintergrunde tauchen die Türme Aachens auf[1]).

Der letzte unter den lyrisch-epischen Gestaltern des Sagenstoffes, Martin (Martin Hugo Lange) in Halberstadt, hat ihm in dem Gedicht „Am Frankenberger See. Bei Aachen“ eine neue christlich-theologische Ausdeutung zu geben versucht[2]). Der Liebeszauber wird vom Erzbischof in den Haaren der Kaiserin entdeckt.

Was soll diese Mär bedeuten?
Sage, wer sich weise hält!
Sollen wir die Frauen meiden,
Männer, die für Christum streiten,
Und die Augen nimmer weiden
An der schönen Gotteswelt?

Nein, ich spür' am Wunderringe
Tief im schilfumwebten See:
Wie der Geist aus Wassern klinge,
Wie die Kirche uns umschlinge,
Wie uns Frauenliebe zwinge
Zauberhaft mit süssem Weh.

Es darf dem Dichter gewiss nicht unbenommen sein, alles Vergängliche für ein Gleichnis zu halten. Aber diese Auslegung ist mehr als willkürlich und dem Geiste der Sage zuwiderlaufend.

Den bei Pauls genannten zehn episch-lyrischen Dichtungen über die Sage vom Liebeszauber Karls des Grossen[3]) haben wir neun weitere, meistenteils aus den letzten Jahrzehnten stammende hinzufügen können. Die literarische Ausbeute aber ist recht gering. Es blieb dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, neue Formen für die Behandlung dieses romantischen Stoffes zu finden. Die Epik grösseren Stils und die Dramatik scheinen mit mehr Glück zu leisten, was den kleineren Gattungen nur selten möglich war.

Die Novelle hat sich freilich der Fastradasage bisher nur einmal

1) Über ein paar andere Bilder zur Fastradasage, deren eines dem genannten ähnlich zu sein scheint, und namentlich über eine Kartonzeichnung von Leopold Bode berichtet Pauls S. 13. Ein Holzschnitt, Karl an der Bahre der geliebten Frau, St. gezeichnet, findet sich in Albert Trägers Sammlung Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund S. 84.

2) Sächsisch-thüringisches Dichterbuch . . . hsg. von Emil Barthel, Neue Folge, Halle a. S. 1887, S. 103.

3) Es ist früher erörtert worden, warum das Gedicht von Johann Rudolph Wyss nicht hierher gehört.

als eines Leitmotives bemächtigt. Adalbert Meinhardt gab im Jahre 1907 einen Band Erzählungen unter dem Titel „Glücksuchende Menschen“ heraus und widmete ihn Marie von Ebner-Eschenbach. Die erste der Geschichten heisst „Der Silberschmied von Buxtehude“. In den engen Verhältnissen des kleinstädtischen Lebens regt sich bei Stephan Moser, dem Abkömmling einer Salzburger Emigrantenfamilie, schon als Knabe der Drang zu künstlerischer Betätigung. Sein Vater und sein Grossvater betreiben das in dortiger Gegend noch einträgliche Geschäft des Filigranarbeiters und Silberschmiedes; jener mit minderem Eifer als dieser. Er wird darum von seiner Frau wenig geachtet und stirbt nach einem halbverfehlten Leben im siebziger Kriege. Steffen soll anders werden als sein Vater: das ist die Rede, die er immer wieder hören muss. Seine Phantasie geht höhere Wege als die des künftigen in der Familie üblichen Berufes. Er möchte etwas Besonderes werden, und dem ungeschlachten, aber gutmütigen, aus Barmherzigkeit ins Haus genommenen Lehrjungen Hein Lütt erzählt er von Karl dem Grossen und Fastrada und ergeht sich in Erörterungen über künstlerische Pläne, die sich ihm an diesen Liebeszauber anknüpfen.

S. 22. „Du, hör' mal“, unterbrach sich Steffen, „der allererste deutsche Kaiser, das ist doch Carolus gewesen, Karl der Grosse, nich wahr?

„Kann sein“, versetzte Hein diplomatisch.

„Na und der, der hat 'ne Frau gehabt, die hiess Fastrada, und die war so wunder-wunderschön, dass der Kaiser, wie sie nu tot is, gar nich weg will von der Leiche. Da is aber der Bischof gekommen und geht zu ihr hin und zieht ihr ihren Ring vom Finger und steckt ihn sich an.“

„So 'n Dieb!“ rief Hein.

„Ja und da, da steht der Kaiser auf von dem Sarge:

Begrabt die Holde, begrabt sie fein,
Ich muss bei meinem Bischof sein!

Und da hat er der toten Kaiserin gar nich mehr nachgefragt, is nur immer mit dem Bischof gegangen, Tag und Nacht, bis der das nich aushielt, zieht sich ihren Ring vom Finger nnd wirft ihn in'n Rhein. Und da —“

„Nein!“ rief Hein Lütt empört, „ich glaub's nich, du flunkerst! 'nen goldnen Ring so ins Wasser schmeissen. Habt ihr das auch in der Schule gehabt?“

„Hättest du sie nicht sehen mögen?“ flüsterte Steffen, „wie sie dalag in dem Kleid mit Hermelinpelz, die silbernen Schuhe, alles weiss, nur der Ring von Gold — und wie er da still sass, der alte Kaiser, und wusst nichts als sie! O, ich möcht auch mal so was erleben, mit Zauberinnen.“

Welch prächtiger Gegensatz des nüchternen Verstandes- und des Phantasie-Menschen! Das Gespräch deutet auf die Zukunft hin. Dem lässigen Vater redet der Sohn vor, er solle einen Ring „einem grossen mit Wunderstein wie den der Kaiserin Fastrada“ machen (S. 30). Aber solchen Flug kennt dessen Einbildungskraft nicht. Stephan kommt nach Hamburg zu einem Goldschmied in die Lehre. Man sieht einen künftigen Künstler in ihm; trotzdem treibt es ihn nach Jahren in die

Enge der Heimatstadt zurück. Was er da findet, zwingt ihn zum raschen Weiterwandern. Die Mutter lebt mit dem Gesellen Hein Lütt zusammen ohne kirchlichen Segen, und Stephan fühlt, dass seines Bleibens im Vaterhaus nicht mehr sein kann. Er verlangt, dass das Verhältnis rechtlich werde, und geht von dannen, ohne der Mutter oder dem Jugendgespielen verziehen zu haben. Vergebens mahnt ihn Hein: „Wenn du älter bist und hinauskommst, so recht ins Leben, und wenn du denn selber erst mal eine lieb hast — na pass mal auf, was du denn alles anstellst und wie so was is.“

Zwanzig Jahre sind vorüber. Steffen Moser kehrt nach Buxtehude zurück. Sein Künstlerehrgeiz ist verschwunden. Und doch hat es eine Zeit gegeben, wo man ihm allseitig Beifall spendete, wo er seine schönsten Träume verwirklicht fand. Sein Meister und Freund zu Paris hatte von ihm die Ausführung des Reliefbildes einer Dame gewünscht. Da hatte er das Weib kennen gelernt, das ihn in seinen Zauberbann ziehen sollte. Er schuf damals nach ihr eine Fastradastatue (S. 59). „Die Zauberin hielt ihren Ring hoch, mit einem Lächeln, dem alle Männer, junge wie alte, dem der Kaiser und der Bettler folgen müssen, willenlos! Der Ring war golden, ihre Halsketten gelber Bernstein und weisse Perlen, ihr Kleid mit Onyx, Achat und Türkisen ganz durchstickt, ihre Schuhe von Silber. Unter ihren goldschimmernden Haaren sah das Elfenbein des Gesichtchens zartblass, kaum rosig getönt, hervor, nur wie durchsonnt vom Blutstrom des Lebens, und aus dem Opal ihrer Augen leuchteten, blitzten in dem dunklen Email der Iris als Glanzlichter zwei Diamanten.“ Und mitten in der Wonne des Erfolgs die schreckliche Gewissheit, dass er dem Bann der Feueraugen nicht mehr entrinnen wird! Die neue Fastrada zwingt ihn in ihren Zauberkreis; immer wieder verlangt man Fastradastatuen von ihm, und mit Entsetzen wird er gewahr, dass es in seiner Kunst kein Fortschreiten gibt. Einmal wenigstens darf er die Stellung verändern. Es muss zwar auch eine Fastrada sein, aber er lässt sie tot auf der Bahre liegen und den Kaiser den Zauberring küssen. Endlich reisst er sich von der Frau los, die sich mit magischer Gewalt an ihn heftet. Er schafft nach einem anderen Modell, einem jungen, kaum erblühten Geschöpf, ein Werk „Die Sehnsucht“. Es findet nicht den gleichen Beifall wie die stets aufs neue wiederholte Gestaltung der Fastradaidee. Nur einen Wunsch hegt er da noch: heimzukehren aus dem Treiben der grossen Welt, in der er sich nicht hat rein halten können. Heins Voraussage ist erfüllt. Jetzt kann Stephan vergeben. Im Elternhause erfährt er von Hein Lütts Tode, er söhnt sich mit der Mutter aus; er heiratet die Tochter einer Jugendgespielin, und wenn er für die Altenländer Bäuerinnen Filigranknöpfe arbeitet, dann weiss kein Buxtehuder, dann denkt er selbst kaum noch daran, dass er berühmt war.

Die Erzählung verbindet Stormsche Resignation mit kräftigem Realismus. Das Fastradamotiv wird kunstvoll und sinnig verwendet. Freundlicher Mitteilung der Verfasserin danken wir den Hinweis auf das sogenannte Volkslied in dem Trägerschen Werke „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund" und auf das beigegebene Bild: Kaiser Karl an der Bahre der Gemahlin. Das psychologische Problem der Erzählung lässt sich als die Tragödie des Künstlers bezeichnen, dem nur ein Werk gelingt.

Wie man sich einen Hebbelschen Gyges auch ohne den unsichtbar machenden Ring sehr wohl denken könnte[1]), so ist eine dem neuzeitlichen Empfinden gemässe Darstellung des Liebeszaubers, dem Karl der Grosse unterlag, recht gut möglich ohne das magische Kleinod. Gerhart Hauptmann hat das Mögliche zur Tatsache gemacht, denn der siebenteilige Ring, den Gersuind vor den Füssen des Kaisers aufhebt, bedeutet nichts. Das Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel"[2]) sieht von dem zauberischen Element ganz ab, es sei denn, dass man die letzten Endes unergründlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch, das gegenseitige Sichanziehen und Sichabstossen, als zauberisch betrachten will. Anregung gab dem Dramatiker die Erzählung des Sebastiano Erizzo in den „sei giornate", eine Darstellung, die sich eng an Petrarca anschliesst und nur durch breit ausgesponnene Klagen des unglücklichen Liebhabers erweitert worden ist. Der Vergleich mit Grillparzers „Jüdin von Toledo" liegt nahe: hier wie dort ein Herrscher, dem eine unglückselige Leidenschaft alles Pflichtgefühl raubt und der erst durch den Tod der Geliebten zum Bewusstsein seiner Verantwortung gelangt. Was ein blosser Parallelfall sein könnte, erscheint im Lichte literarhistorischen Zusammenhanges, wenn man erwägt, dass Grillparzers „Kloster bei Sendomir" dem neueren Dichter den Stoff zu seinem Drama „Elga" geliehen hat. Aber ähnlich wie in Henrik Ibsens „Baumeister Solness" kommt als Motiv der Gegensatz zwischen Alter und Jugend hinzu, noch verstärkt durch den Widerstreit des zur Selbstbezwingung erzogenen Kulturmenschen und der nur dem Instinkte folgenden Barbarin. Das Sachsenmädchen Gersuind und die Jüdin Rahel, sie gehören beide einem verhassten Stamme an.

Karls Empfinden dem naiv verdorbenen Geschöpf gegenüber ist zunächst nichts als väterliches Wohlwollen. „Nach meinem Wohlgefallen lass mich leben", hat sie von ihm erbeten, und, trotzdem er sie von Gefahren umringt sieht, gibt er sie frei. Und nun wird er sich bewusst, dass sie ihm fehlt. Seine Gedanken sind nur bei ihr. Was gilt

---

1) Richard Maria Werner im 3. Bande seiner historisch-kritischen Ausgabe der „Sämtlichen Werke" Friedrich Hebbels S. LIII.

2) Berlin 1908.

ihm seine Würde, sein Reich? Die Erinnerung macht ihm das junge Ding zur Heiligen. Wie sie ihm der edle Kanzler gezeichnet, wie sie ihm jetzt der treu ergebene Graf Rorico schildert, was verschlägt es ihm! Blind rennt er in sein Unglück. Selbst dass Rorico ihm berichtet, wie Gersuind ihm nachgestellt hat und dass er sie endlich beim Weinbergwächter hat unterbringen müssen, kann das Bild, das er von ihr im Herzen trägt, nicht trüben, ja er spricht von einem offenbaren Fingerzeig. Auf seinen Befehl führt man ihm das Mädchen zu. Die Freiheit wird sie nun, nachdem sie ihre Fährlichkeiten kennt, nicht länger wünschen, meint er. Gersuind selbst bringt ihn zur Überzeugung, dass sie ein Bastard einer Heiligen ist. Noch zürnt er mehr den Männern, die ihre Jugend missbrauchten, als ihr selbst. Er will sie dem vermählen, der ihr mehr war als die übrigen, und muss von ihr hören: „Für alle einen mag ich nicht.“ Sein Streben geht jetzt nur auf eins: sie in reiner Umgebung zum Bewusstsein ihrer selbst reifen zu lassen:

„Eile! deine Seele
entsühne, bade sie von Flecken rein!
denn, wärst du gleich mit Makeln übersät,
so will ich eines Tags doch zu dir sagen —
wenn du dich meinem reinen Willen fügst —:
geh' hin und zeige dich den Priestern! und
an jenem Tag sollst du vor aller Welt
rein wie die keusche Himmelsblume, wie
die Lilie in Mariens Händen sein.“

Furchtbar tagt es in ihm, als der wackre Ercambald ihm berichtet, wie sich Gersuind niederem Pöbelsgelüste preisgegeben. Er fordert sie vor sich, damit sie sich rechtfertige. Sie tritt ihm frech entgegen; nicht sie habe ihn gesucht; ungehindert wolle sie sein, ungehindert ihren Trieben folgen. Da weist er sie, verschmähter Liebe und königlicher Würde eingedenk, von sich und heisst sie in ihre barbarische Heimat gehen. Sein Ideal ist zertrümmert, sein Streben fruchtlos.

Aber Rorico erbarmt sich der Verstossenen und bringt sie bei den Nonnen auf dem Plan unter. Sie ist schwer krank, ein Frost schüttelt sie zuweilen, seit ihr ein unerkannter Mann einen schlimmen Trank gereicht hat. Doch ihr Herz hat sich gewandelt: es verzehrt sie heisse Liebe zum Kaiser, der nun ihr Abgott wird. Ein Bild des Jammers erscheint sie Rorico, und er empfindet jetzt ein tiefes Mitleid mit ihr wie mit seinem Herrn, den man, den Eisernen, hat weinen sehen. Eben haucht Gersuind ihre Seele aus, als Karl ins Kloster kommt. War es der Ring, den sie ihm raubte, der seine Zauberkraft an ihm bewies? An der Bahre der Geliebten bedroht er den Mörder mit allen Strafen. Frei und furchtlos bekennt sich der Kanzler zu einer Tat, die das Heil des Reiches forderte. Ein volles Geständnis dessen, was Karl der Toten

stets verschwiegen hat, seiner Liebe, entringt sich seiner Brust. Dann hebt er angesichts des Volkes sein Schwert, gesonnen, gegen die drängenden Feinde zu kämpfen, ein wunschloser Greis, dem die Pflicht alles gilt.

Dieser Abschluss erinnert wieder an Grillparzers „Jüdin", auch an Hebbels „Agnes Bernauer". Und doch gibt es einen grossen Unterschied. Dem ergrauten Herrscher glauben wir den Umschwung eher als dem jugendlichen. Zudem ist Gerhart Hauptmanns Karl, eben weil er alt ist, besonnener, resignierter gezeichnet.

Die neuesten Dramen des Dichters haben sehr scharfe Beurteilung erfahren. Über „Kaiser Karls Geisel" gehen die Ansichten weit auseinander. Nur zwei Besprechungen, die ganz verschiedene Standpunkte einnehmen, seien erwähnt.

J. Röhr[1]) weiss der Tragödie wenig Gutes nachzusagen. Nach seiner Auffassung fehlt das tragische Mitleid mit dem Helden vollständig. „Gersuind ist eine hysterische Erotomanin, in der, wie immer bei diesen Personen, die moralischen Gefühle gänzlich verkümmert sind. Eine solche Figur findet vielleicht im Leben Mitleid und Nachsicht, niemals auf der Bühne. Das Publikum besteht nicht aus Psychiatern und Ärzten, die alles verzeihen, weil sie alles verstehn. . . . . Das durch und durch perverse, lüsterne, lauernde und verlogene Geschöpf . . . . setzt jeden, der sich in sie verliebt, unter das Sympathie-, ja unter das Achtungsniveau herab, dessen dramatische Personen unbedingt bedürfen."

Wie anders dagegen schreibt Friedrich Kummer[2]) über das Werk! „Eins der schönsten, innerlichsten Stücke Hauptmanns. Eine eigentümliche Lebendigmachung eines geschichtlichen Zeitalters. Verwebung des lyrischen Elements mit dem historischen. Das Drama des alternden Kulturmenschen, der eine letzte Liebe zu einem Weib von ungebändigtem Naturtrieb empfindet und erkennen muss, dass diese Liebe einer Unwürdigen gilt. . . . . Es ist die erste Tragödie unserer Zeit, die den Grillparzerschen Dramen verwandt und ebenbürtig ist."

Der Literaturhistoriker muss zuweilen Prophet sein. In unserem Falle hält es nicht schwer. „Kaiser Karls Geisel" hat eine Zukunft, denn es erfüllt alle Bedingungen, die wir an ein psychologisch-historisches Drama der Gegenwart stellen. Kummers Meinung, dass Hauptmann mit diesem Drama dereinst auf der Bühne fortleben wird, ist zu gut begründet, als dass ein vorurteilsloser Kritiker sie nicht zu der seinigen machen könnte. Nur möchte sie nicht so verstanden werden, als ob des Dichters Ruhm sich allein an das eine Werk knüpfen werde.

---

1) Grenzboten 1908, 276—280.

2) Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Dresden 1909, S. 640 f.

Karl wäre unseres Mitleides nicht würdig? Oder darf sich ein grosser Mann nie im Gegenstande seiner Zuneigung irren? Sollte er nicht versucht sein, andere nach seinem Maßstabe zu bemessen? Wird er uns nicht näher gebracht, wenn wir ihn in Allzumenschliches verstrickt sehen? Und müssen wir nicht dem reinen Willen, der eine Seele dem Verderben zu entreissen sucht, Bewunderung zollen, auch wenn wir als Leser oder Zuschauer voraussehen, dass jedes Bemühen eitel ist? Karl der Grosse erscheint uns in Gerhart Hauptmanns Beleuchtung als ein echtes Kind seiner Tage, mit mühsam gebändigten Instinkten, als ein Christ, der die heidnische Lebensauffassung noch nicht ganz abgelegt hat, vielleicht gerade deshalb dem klassischen Altertum ergeben, weil er seinem Geiste verwandte Züge darin entdeckt. Am echtesten wird das Kulturbild im dritten Akte gezeichnet, wo die prächtige Figur Alcuins scharf umrissen hervortritt.

Gersuind soll nach Röhr niemals auf der Bühne Mitleid verdienen können. Hat das der Dichter beabsichtigt? Darf er nicht Gestalten schaffen, die keinerlei Sympathie erregen? Übrigens, gänzlich entbehrt selbst diese Unholdin unseres Anteils nicht, als sie, im Angesichte des Todes, eine Ahnung von Karls, des Verschmähten, Grösse empfindet und seine Liebe — zu spät — glühend erwidert.

In dem tief angelegten, formschönen Werke hat Gerhart Hauptmann den Puls der Zeit Karls des Grossen, der mittelalterlichen Renaissance, gewissenhaft behorcht.

Mit dieser Feststellung sei unsere Übersicht über die Behandlungen der Sage vom Liebeszauber Karls beschlossen.

Blumen spriessen unter schönster Frauen Tritten empor.

Eine folkloristische Causerie von

Friedrich S. Krauss in Wien.

In Japan erzählt die Sage von Buddha, dem Erleuchteten, er sei gleich nach seiner Geburt aufrecht gestanden und habe sieben Schritte gegen den Aufgang der Sonne getan. Bei jedem Schritt entsprosste dem Boden eine Blume. Als der grosse und gerechte Serbenkaiser Dušan Stadt und Freistaat Ragusa mit seinem Besuche auszeichnete, begrüsste ihn segnend ein greiser Priester des Herrn: ‚O du lieber Gott, sei bedankt für jegliche Gaben! Wohin immer der kaiserliche Fuss hintritt, allda spriessen wohlduftende Blumen auf[1])!'

Diese sagenhaften Nachrichten kamen mir in den Sinn, als mich die Herausgeber der Festschrift einluden, mich mit einem streng wissenschaftlichen Beitrag an Vollmöllers Ehrung zu seinem sechzigsten Geburtstage zu beteiligen. Ein Folklorist und strenge Wissenschaftlichkeit! Die anfangs mit Verachtung bestrafte und auch jetzt noch vielfach mitleidig belächelte Disziplin gehört gar nicht zur offiziellen Wissenschaft; nur wenige erkennen sie als solche an und sagen ihr eine grosse Zukunft voraus. Einer von den wenigen ist auch unser Jubilar Vollmöller, der mich für die Romanistik förmlich entdeckt hat. Wie verstand er's, so fein diplomatisch aufzutreten, um meine Scheu zu bezwingen, die mich abhielt, mich mit meinen Sächelchen unter den vielen bestbestallten, ob ihrer profunden Gelehrtheit weltberühmten, von strengster Wissenschaft durchtränkten Universitätsprofessoren zu zeigen! So trat er manchen gegenüber auf und warb für

---

1) Priček cara Dušana. Istorička novela *Vida Vuletića Vukasovića.* Ragusa 1900. Der V. B. meiner Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke bringt zwei liebliche Erzählungen Vuletićs: Die Blume von Cannosa und Mater Dolorosa. Die Wendung: mili Bože na svemu ti hvala! gjegod carska noga stupa tu niče miomirisno cvijeće gehört dem Volksmund an, wie dieser Schriftsteller auch sonst immer das Bauernvolk und dessen Ausdrucksweise kopiert, mitunter bis zur Unverständlichkeit für einen Leser, der nicht ganz mit der Ragusäer Mundart vertraut ist. [Vgl. zu dem Gegenstande: Der Urquell, hg. von Friedrich S. Krauss, N. F. Bd. II, 86—88 u. 220.]

seine Unternehmungen Kräfte, die aus den verborgensten Winkeln der Erde die Blumen der Dichtkunst und Überlieferung ans Taglicht fördern sollten. Und dies Geschäft betreibt er noch immerfort weiter, so dass man auch von ihm sagen möchte: wo er hintritt, spriessen wohlduftende Blumen auf!

Weil es unter den Männern so selten grosse Charaktere gibt oder vielmehr selten Leute, die einen grossen Charakter bei seinen Lebzeiten unter der Menge herauszufinden wissen, erzählt man auch nur selten von Männern das Wunder. Man berichtet es häufiger von Frauen, offenbar, weil die Männerwelt aller Zeiten im Lob der Frauenschönheit, worin doch der Frauen Charakter hauptsächlich beruht, eine Einigung untereinander erzielen konnten.

Griechische und römische Dichter rühmen preisend der Eos das Blumenwunder nach. Aus rosengeschmückter Vorhalle tritt Eos durch die purpurnen Tore hervor, rosenwangig und rosenfingrig führt sie das rosige Zwei- und Viergespann herauf, Rosen nach allen Seiten ausstreuend. Bei ihrem Erscheinen lächeln die Wiesen in rosigem Erglühen, so dass man nicht weiss, ob sie der Rose oder die Rose ihr die Farbe verleiht.

Rosen streute man auch auf den Weg, über den man die Bilder der Gottheiten trug, sowie später von Fürsten und Feldherren, die man ehren wollte.

Von der himmlischen Eos bis zur irdischen Menschenblüte scheint ein weiter Sprung zu sein, doch das ist nur ein Irrtum; denn auch alle irdische Schönheit ist eine Himmelsgabe für Frauen zum Entzücken verständiger Männer. Wie das alles geschehen, darüber berichten uns mit pragmatischer Gewissheit die Dichter. So vermeldet unser Albert Möser vom Gang einer Huldin: Sie scheint nicht zu gehen, sondern zu schweben; sie muss alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viel Entzückung zu verbreiten.

Von der königlich holden Braut steht im Schi-King, dem ältesten chinesischen Liederbuche:

Herrlich, als ein Baum in seidenem Laubgewand,
schwillt ihr Wuchs und schwellet ihr Gemüte,
und ein fünfgeteilter Zweig ist jede Hand,
farbige Nägel sind daran die Blüte!

Schönheit erhebt jedes Magedein zu königlichem Rang und man besingt sie als wie eine Königin. So der Inder Bhartrihari:

Im Gang gleich schlanken Zweigen, o gibt es schönres, sagt,
als eine Jungfraunblume, die aus der Knospe ragt?
Wen lieb ich gleich der Holden mit dem Gazellenaug,
was mehr als ihre Stimme, als ihres Mundes Hauch,

als ihre schönen Lippen, als ihres Körpers Pracht?
Was übt wohl grössern Zauber als kräftiger Jugend Macht?

Ein andermal feiert er die jungfräuliche Braut in ihrer blumigen Pracht und Schönheit:

Die Jungfrau, die dem Schritt des künftigen Gatten,
des teueren folgt von Liebe tief berückt,
die sich mit Blumenschmelz von grünen Matten,
mit moschusreichen Düften hat geschmückt;

des Busens Hügel ihren Leib beschatten
als schöne Last, die sich darnieder drückt.
Wenn er sie so erschaut in trüben Tagen
muss höher nicht sein Herz in Liebe schlagen?

Der arabische Dichter Abbas, Ahnafs Sohn, besingt den Schritt seiner Herzgeliebten:

Nur meiner Sonne denk ich,
Des schlanken Mädchens nur;
Ach hinter finstern Mauern
Verlor ich ihre Spur.

Ist vom Geschlecht der Menschen,
Vom Stamm der Dschinnen sie?
Die Macht der Dschinnen übt sie,
Doch ihre Tücke nie.

Vom Wuchse wie Narzissen,
Perlgleichen Angesichts,
Und lautrer Duft ihr Atem,
Ist sie ein Kind des Lichts.

Wenn wallenden Gewandes
Sie schwebt, behend von Schritt,
Zerknickt sie kaum die Halme,
Drauf leicht der Fuss ihr tritt.

Dünkelhafter Hochmut mag nach wie vor diese Zeugnisse ursprünglichster, kindlicher Denk- und Vorstellungsart geringschätzig belächeln, aber in solchen einfältigen Märlein sind die Anfänge menschheitbewegender Ideen zu suchen und zu finden. Man unterschätze die Bedeutung derartiger Überlieferungen nicht, deren belebende Kraft in unserer Gesittung und Gesellschaft fortwirkt. Welcher Griesgram darf es uns verübeln, dass wir uns der Gegenwart und ihrer Errungenschaften freuend auch an den anmutigsten Blüten der Folklore und am Anblick holdseliger Frauengestalten ergötzen? Wir erlangen dabei köstliche Unterhaltung und Belehrung

Uns alle verfolgt ein gleiches Geschick wie den Prinzen Bisbiglio lobesam. Der war ausgezogen in die Welt hinaus, Abenteuer hatte er

genug gefunden, Kämpfe genug bestanden, schöne Frauen und Jungfrauen, Prinzessinnen und Königinnen, Amazonen und Sirenen, wunderbare Blumen und Vögel genug gesehen, einige auch geliebt; aber ach, die Liebe hatte er nicht gefunden, die himmlische, immer in einem blühende, glühende, fühlende, spielende, lebende, schwebende, singende, klingende, siegende, jauchzende Liebe.

Schönheit ist Liebe und Liebe ist Schönheit. Danach lechzt ständig unser Herz und Gemüt. Blumen und Frauen ist die gleiche Bewunderung und Neigung beschieden, von Blumen geht Schönheit, von Frauen Schönheit und Liebe aus. Blumen und Frauen ergänzen einander, vermehren und erhöhen den Eindruck bestrickenden Zaubers, der den Männersinn in Bande schlägt. Die Inder heissen Amor den Liebegott, den Blumenpfeilentsender; denn ihm dankt man den schönsten Lohn, den Liebe gewährt:

Den mild der Blumenpfeilentsender spendet,
Wenn sich im Taumel alles Irdische wendet.

Für uns der Naturanschauung entwöhnte Kulturmenschen gewinnen Blumen erst volles Leben, wenn sie die holdesten der Frauen schmücken. So werden sie für uns unbewusst zu einem wesentlichen Bestandteile der uns fesselnden Frauenschönheit und unwillkürlich vergleichen wir die Schöne mit den reizendsten Blumen, wobei wir jedesmal der Frau in unserem Herzen, sowie auf unseren Bildern, den Vorrang einräumen. Saadi, der persische Dichterfürst, begriff wie irgendeiner unserer deutschen Dichter unser geläutertes Gefühl und darum spricht uns seine Verherrlichung der Frauenschönheit, die zwischen Blumen wandelt, so anmutig modern an, dass wir ihm mit vollem Beifall zustimmen:

Welch ein Antlitz! zart und lieblich, gleich der Blüte von Jasmin;
Welch ein Wuchs! am Berg die Zeder nimmer mir so hold erschien;
Welche Locken! duftig gleich den Blumen, die am Waldrand blühn,
Mädchen, lösch — o lösch die Flammen, die den Busen mir durchglühn. —
Mädchen, sieh, wie rings der Frühling selbst den Staub lebendig macht,
Wie die Welt aus tausend Tropfen Morgentaus herüberlacht,
Wie es duftet rings von Rosen, Moschus und Basilikon —
Wo du schreitest, neigt die Zeder finster sich, von Neid verzehrt,
Und die Rose birgt ihr Antlitz, doch der Himmel schnell betört,
Wünscht sich tausend Dichterzungen, seine Lieb dir zu gestehn,
Und auch ich mit tausend Zungen möcht um Heilung zu dir flehn.
Hebst den Schleier du, so lodert rings die Erde auf entzückt,
Senkst du ihn, in öde Leere fühlt sie wieder sich entrückt.
Nichts ist süsser als dein Lächeln, reizender nichts als dein Mund,
Du bezauberst mich, als läg ich in der Gottheit tiefstem Grund.

Die überreich mit Blumen geschmückte Schöne erweckt einherwandelnd den Eindruck, als ob sie Blumen aussäte und Blumen unter

ihren Tritten hervorsprossten. Der Primitive und der Dichter, der ihm geistig so nahe, fassen ihre Bilder ganz anschaulich, sie übertreiben und halten endlich ihre anmutige Übertreibung für bare Wirklichkeit.

Wir begreifen daher die Begeisterung des moslimisch serbischen Guslaren, wenn er vom holdseligen Burgfräulein Ajkuna vermeldet:

Kad govoriružicu prosiplje,
kadno hodi, cvitak procvituje
pod nogama smilje i kovilje.
Ja, kaka je uzrasna divojka
da joj para nejma do ćesara
ni japije do Stambol kapije!
Cura vridi pola carevine!

Spricht sie, so streut sie Rosen aus zum Munde,
geht sie einher, da spriesst die traute Blume
wohl Immortell und Pfriemgras unterm Tritte.

Wie herrlich, ach, vom Wuchs das Magedein,
dass bis zum Kaiserhof ihr keine gleich,
kein Pfosten gleich bis zu Istambols Pforte!
Die Maid ist wert das halbe Kaiserreich!

Nicht bloss im Guslarenliede und in der Buddhalegende, in der altaegyptischen und in der romanischen Dichtung, sondern, wie es scheint, überall in aller Völker poetischer Meinung begegnet uns die Vorstellung, dass unter den Tritten dahinwandelnder Menschen, besonders edler Frauen, Blumen hervorspriessen.

Čaura, ein altindischer Dichter, besang seine Huldin:

Ich denk an sie, die aus die Hände breitet,
Wie junge Blüten vom Ažoka rot,
Auf deren Busenknospen küssend gleitet
Der Perlenkranz, dem schönres nie sich bot!

Zum Worte Ažoka bemerkt Wollheim: Jonesia Ažoka, ein von den indischen Dichtern oft genannter Baum, dessen Blüten sich, der Sage nach öffnen, wenn ihn der Fuss einer Jungfrau berührt.

In Clemens Brentanos Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf heisst es im dritten Stücke, als der Müller die Prinzessin, hinter ihr hergehend, nach seiner Mühle führt: ‚Er aber sah ganz beschämt an den Boden und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuss auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königkerzen und Rittersporn und andere adelige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.‘ Calderon dichtet in seinem Drama ‚Meine Herrin über alle‘ (Antes que todos es mi dama, Akt I), wohl im Anschluss an die Volksdichtung:

War's ein Wunder, Felix, wenn ich
An noch lieblichern Gestaden
Als Elysiums Gefilde
Venus sah, wie sie mit zarten
Blumen spielt und insgesamt
Sie ihr das Geständnis machten,
Ihr entglimm' ihr Frühlingsleben,
Weil ihr Fuss sie hergetragen
Sanften Tritts — —

Nach einem kalmückischen Märchen traf der von einer Kuh geborene Massang mit dem Rindskopf auf seiner Wanderung ein reizendes Mädchen an, das aus einer Quelle Wasser geholt; indem sie dahinwandelte, sah er mit Verwunderung, wie unter jedem ihrer Tritte eine Blume nach der anderen hervorsprosste. Ihren Spuren nach gelangte Massang in den Götterhimmel.

Kambyses, dem König von Persien, träumte, so erzählt Georg Ebers, er befände sich inmitten einer dürren Ebene, die dem Boden einer Tenne ähnlich, keinen Halm erzeugte. Missgestimmt über den öden, traurigen Anblick des Platzes wollte er soeben andere, fruchtbarere Orte aufsuchen, als Atossa (des Königs Schwester) erschien und, ohne ihn zu bemerken, einer Quelle entgegenlief, die plötzlich, wie durch Zauberei mit fröhlichem Gemurmel aus dem dürren Boden emporquoll. Staunend sah er diesem Schauspiele zu und bemerkte, wie sich überall, wo der Fuss seiner Schwester das versengte Land berührt hatte, schlanke Terebinthen erhoben, die sich, da sie grösser wurden, in Zypressenbäume verwandelten, deren Gipfel bis in den Himmel ragten.

Eine Legende berichtet, die Jerichorose sei in der Wüste auf der Stelle hervorgesprosst, die Maria auf der Flucht mit dem Fusse berührte.

Ein altes deutsches Wallfahrtlied besingt das Wunder:

Maria durch den Dornwald ging,
Der hatte sieben Jahre kein Laub getragen
Was trug Maria unter dem Herzen? —
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen.
Als sie das Kindlein durch den Wald getragen,
Da haben die Dornen Rosen getragen.

In einem sizilischen Volksliedchen rühmt ein Verliebter seinem Mädchen nach, ihrem Waschwasser wohne die Kraft inne, Rosen zum Aufblühen zu bringen:

L'acqua con cui ti lavi la matina,
Bedda, ti pregu di non la jettari;
Ca si la jetti ni nasci na spina,
Nasci 'na rosa russa ppi ciarari.

In einem schwedischen Märchen begabt ein Zauberer ein gutes Mädchen damit, dass unter ihren Tritten Rosen aufspriessen.

Im altindischen Schauspiel Málavikágnimitra, das ein herrliches Bild indisch-höfischen Lebens aufrollt, verwendet der Dichter mit viel

Anmut den Dohada-Brauch, wonach ein keusches, schönes Mädchen, einem Baum einen Tritt zu geben hat, damit er in Blüten prange und Früchte trage. Der grosse König Agnimitra ist berauscht von der Schönheit eines wunderschönen Mädchens vom Gefolge der Königin, Málaviká geheissen. Durch die Hilfe eines Brahmanen, der ein Günstling und Freund des Königs ist, gelingt es ihm, sie beim Tanze zu sehen. Inzwischen meldet der Hüter des Lustgartens der Königin, der goldene Açokabaum zögere, in Blüten auszuschlagen, bevor ihn nicht der Fuss eines schönen Frauenzimmers berührt habe. Die Königin gebeut Málaviká: ‚Mein Fuss schmerzt mich furchtbar, weil ich von einer Kutsche herabgefallen . . . vollzieh denn also du den Brauch der Befruchtung des goldenen Açokabaumes. Entfaltet er in fünf Nächten darnach seinen Blumenschmuck, so will ich dir eine Gnade verleihen, die deine Wünsche krönen soll!‘ Es ist holde Frühlingszeit. Málaviká naht dem Baume und eine Freundin färbt ihr die Füsse. Darauf schmückt sie sich die Ohren mit Knospen vom Açoka und erhebt auf anmutvolle Art den Fuss zum Tritt gegen den Baum. Mittlerweilen trifft der König mit einem Freund ein, belauscht sie verborgen und spricht: ‚Schau, mein Freund! Nachdem sie vom Açokabaum einen Sprössling ans Ohr gesteckt, reicht sie ihm ihren Fuss dar. Die zwei haben gleichwertige Gaben miteinander getauscht!‘ (Rot waren nämlich die Knospen und rot Málavikás Fuss.) Das Wunder geschieht. Noch vor Ablauf der fünf Nächte prangt der Açokabaum über und über mit Knospen. Zwei durchreisende Mädchen entdecken, dass Málaviká eine verkleidete Prinzess sei, die auf Geheiss einer Gottheit, die menschliche Gestalt angenommen, ein Jahr lang als Sklavin niedere Dienste verrichten muss. Da hält nun Königin Iraváti Wort und führt die holde Jungfrau unter einem Schleier ihrem königlichen Gemahl als Braut zu, indem sie ihr zugleich den Titel einer Königin zugesteht.

Die unter den Tritten der Schönen hervorspriessenden Blumen sind ein Ausdruck der Liebe und Verehrung für die Macht der Schönheit und Tugend. Deshalb wird diese Auszeichnung zumal den allerschönsten und würdigsten, holden Göttinnen zuteil, so auch in der chinesischen Sage der Göttin Kwan Yin. Sie weigert sich, dem Befehl ihres königlichen Vaters zu gehorchen und zu heiraten; sie geht in ein Kloster, wo ihr auf Weisung des erzürnten Königs die niedrigsten Dienste für die anderen Nonnen übertragen werden. Himmlische Geister verrichten jedoch diese Gesindearbeit für sie. Der Vater lässt das Kloster in Brand stecken, aber ein Regen löscht das Feuer und alle Inwohner bleiben unversehrt.

Darauf wird das Mädchen wieder an den Hof gebracht, damit die Mutter sie durch schmeichelndes Zureden zur Heirat bewege. Als auch

damit nichts erreicht wird, befiehlt der König dem Henker, ihr den Kopf abzuschneiden; so oft aber das Schwert ihren Nacken berührt, zerspringt die Klinge in tausend Splitter, ohne die Jungfrau zu verletzen.

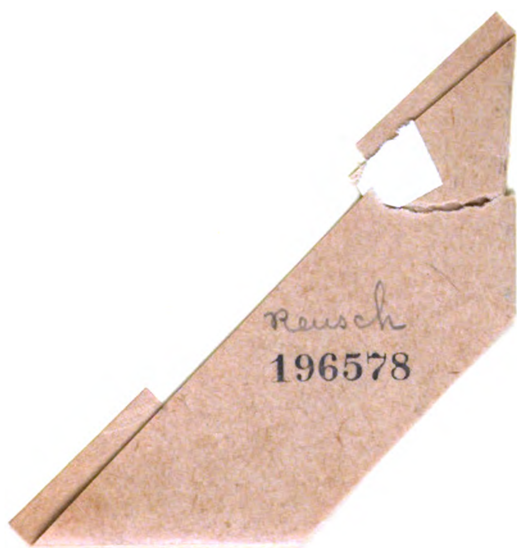
Der Vater lässt sie nun erdrosseln. Als es geschehen war, erscheint plötzlich ein weisser Tiger und trägt ihren Leib in einen dunklen Wald. Dort erblickt ihre Seele in einem traumähnlichen Zustande einen Jüngling, der sie heisst, ihm zu Yama (dem Unterweltgott) zu folgen. Während sie nun die verschiedenen Höllenräume durchschreitet, ruft sie fortwährend Amitâbha Buddha, den Herrn des Paradieses, mit gefalteten Händen an. Dies hat zur Wirkung, dass ein Blumenregen vom Himmel niedergeht, der Erdboden Lotusblumen sprossen lässt und alle die höllischen Folterwerkzeuge zerbrechen.

Als sie vor Yama tritt und er bemerkt, wie sich unter ihren Fussspuren seine Hölle zum Paradiese wandelt, ruft er entrüstet aus: ‚Wie kann die Welt gebessert werden, wenn wir keine Hölle haben sollen?‘ und befiehlt Kwan Yin wieder nach dem Walde, woher sie gekommen, zurückzusenden. Hier erwacht sie aus ihrem Traume. Sie sieht sich vom Himmel zur Erde zurückversetzt und ist ratlos, wo sie ihre Wohnung aufschlagen soll. Da tritt ein buddhistischer Einsiedler vor sie und lädt sie mit freundlichen Worten ein, seine Klause mit ihm zu teilen. Aufgebracht weist sie ihn zurück, der Mönch aber zeigt sich in seiner wahren Gestalt als Buddha, der nur ihre Tugend habe erproben wollen und sorgt dafür, dass sie durch überirdische Macht nach der chinesischen Küste gebracht wird. Hier lebt nun Kwan Yin; ihr Beruf ist, die Seeleute vor drohender Gefahr und vor Schiffbruch zu retten und der Menschen Leid zu lindern. Als sie von der schweren Erkrankung ihres Vaters hört, heilt sie ihn mit dem aus ihren Armen herausgeschnittenen Fleische und als einen Beweis seiner Dankbarkeit lässt ihr der König eine Statue zu ewigem Gedächtnis errichten.

Das auf den Feldern wachsende Stiefmütterchen heissen die Samogitier (Polen) das Witiblein (wdówka). Einst half es auch einer Witib, unter deren Tritten es hervorspross. Es zog einmal ein Bauer in den Krieg und liess sein Weib mit mehreren kranken Kindern in Armut zurück. Die Ärmste ging nun täglich aus Sehnsucht nach ihm über einen Fusssteg auf die Anhöhe hinauf, um zu schauen, ob er heimkehre. Der Steg zog sich aber einem Acker entlang hin und machte um ihn eine Wendung. Der Acker grünte bereits in üppiger Wintersaat, als die Frau in ihrer Eile über den Zipfel hinschritt, um den Weg abzukürzen. Am nächsten Tage schritt sie wieder über den abgekürzten Feldweg hin und trat das Getreide nieder. Es kam die Erntezeit und der Fusssteg war bedeutend kürzer worden. Die Frau lugte wieder von der Anhöhe aus, und als sie den Ehegatten wieder nicht auf der Strasse erblickte, kehrte sie zu ihrer Hütte heim, bemerkte nun, dass sie ein

tüchtiges Stück vom Acker niedergetreten, und brach in Tränen aus, weil sie glaubte, sie habe ihre elenden Kinderchen um ein grosses Stück Brot gebracht, das auf dem niedergetretenen Feldwinkel gewachsen wäre. Da erblickt sie ein Wunder: dem ganzen Fusssteg entlang, zumeist jedoch auf dem niedergetretenen Winkel, war das Feld mit Blumen bewachsen, und die schauten sie mit den dunklen Augen ihres Gatten an. Sie ahnte, dass er gefallen und aus der Erde heraus sie betrachte, wie sie die Kinder erziehe. Es fiel ihr ein, sie wären hungrig und dass es an Brot fehle. Sie sammelte nun diese Blumen, kochte sie ab und gab sie den Kindern zur Nahrung und die kranken Kinder genasen davon.

Die Nutzanwendung ergibt sich aus dieser Wundermär von selber. Wo unser Jubilar Vollmöller auf abgekürzten Wegen dahinwandelt, spriessen duftige Blumen der Poesie und Wissenschaft auf. Bereitet man sie fürs liebe Publikum, so gewinnt es eine gute Nahrung und kann von schlechter, krankmachender, modischer Kost genesen. Der Markt ist mit minderwertiger Ware überfüllt, und sie beeinträchtigt den Absatz der guten. Unser Vollmöller sammelt aber die besten Erzeugnisse der Vergangenheit und tischt sie mit Hilfe seiner Freunde wieder neu auf. Eitle Frauenschönheit vergeht, ach, nur zu bald, doch die Arbeit des gelehrten Forschers hat dauernden Bestand. Darum wünsche ich, es möge uns allen vergönnt sein, unserem Führer und Meister auch zu seinem siebenzigsten und achtzigsten Geburtstage literarische Gaben der Liebe und Verehrung darzubringen. Bis dahin wird man vielleicht auch die bescheidene Folklore als eine ausgewachsene Disziplin allgemein ehren und schätzen; denn unser Vollmöller geht darin als einer der ersten unter den Romanisten allen anderen mit schönstem Beispiel voran.


Reusch
196578



